

Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft

Digitized by Google



FOUNDED

Hackley Public Library.

MUSKEGON, MICHIGAN

MAY 25TH 1888.

OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

A. H. Payne.

Band II. 1886.

Reudnitz bei Leipzig,
Verlag von A. H. Payne.
1886.

Digitized by Google

N. Campus
AP
30
.S17
1886
v2

15421

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

Digitized by Google

Kunstblätter.

Digitized by Google



Raubritter bei ihrer Arbeit.

Nach einer Originalzeichnung von P. Bauer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Julianus Apostata.

Von D. Frischmann.

Es klingt mir heute beständig ein Geschichtchen aus der Judengasse im Sinne, und es wandelt mich seltsam und wunderlich an. Ich will von einem Manne erzählen und von seiner Tabakspfeife.

Ja, auch seine Pfeife beschäftigt mich heute lebhaft. — Meinem Arbeitszimmer gegenüber, am offenen Fenster seines Zimmerchens, sitzt ein Mann mit der Pfeife im Munde; der Mann ist alt und imponirend mit dem schneeweißen, lang herabwallenden Barte, aber Trotz und maßlose Härte bilden den Ausdruck seines faltenreichen Gesichts. Aus der Pfeife dampft der Qualm unaufhörlich; es steigen die blauen Räderchen und rollen hinauf, haschen eins nach dem andern und streben empor und endlich verlieren sie sich im unabsehbaren Himmelblau; aber neue Räderchen steigen immer wieder auf und jagen und streben den ersten nach. Auch die Gedanken des Mannes jagen und streben weit, weit hinaus in die Zukunft und grübeln und dringen bis hinter die Beschlüsse der Himmel. — Ist eine Zuflucht vorhanden vor den Stürmen der eigenen Brust? Blüht auch dem Sünder eine Hoffnung? — Aber vergeblich und nutzlos ist dein Trachten, Aermster, die Rauchmassen sind schon längst bei den Wolken droben und du mit deinen Gedanken wirst nimmer jene Himmelshöhen erreichen. Da jagt der Mann wiederum einen Qualm in die Luft hinaus und die Räderchen beginnen ihr Spiel von neuem; aber plötzlich schlägt der Wind um, ein heftiger Windstoß drängt den Rauch zurück und zum Fenster tief ins Zimmer hinein. Wirst auch du mit deinen Gedanken jetzt Umkehr halten, alter blasser Mann? Und er hält Umkehr, der alte blasse Mann, um im Buche seiner Vergangenheit zu blättern, in lichten und dunkeln Stunden. Er dünkte sich plötzlich wieder so jung, so ganz noch in der Blüte des Knabenalters, so ganz noch als das Wunderkind der Gemeinde; die Judenheit im Städtchen war stolz auf ihren Joël. Mit dreizehn Jahren war er in den mächtigen Folianten des Talmuds stammgästlich heimisch; mit achtzehn Jahren haben ihm die Rabbiner

Digitized by Google

die Ordines ertheilt; mit zwanzig Jahren stand er an der Spitze einer zahlreichen Schülerschaft und viele der talmudischen Kapazitäten wendeten sich an ihn um Rath. Da waren es lichte, freudenvolle Tage, und wenn der Mensch lange lebt auf Erden, erblassen solche verlebte Zeiten nicht in seiner Erinnerung. Er war fromm und gottergeben und sein Lob klang von Aller Zunge. Aber die Erfahrung ist des Menschen einzige Lehrerin. Wir lesen oft in guten, schön stilisirten Paragraphen die Lebensregeln in den Büchern und wir glauben fest und heilig, daß diese Gesetze zu Blut von unserem Blute und Fleisch von unserem Fleische geworden, und das alles nützt uns nichts, bis wir sie nicht mit dem eigenen Herzblute der Erfahrung bezahlt haben. Wie oft hat nicht unser Mann in den Büchern deutlich und klar gelesen: „Du sollst nicht glauben an Dich selbst, bevor nicht Dein letzter Tag gekommen ist", und wie oft hat er nicht bestimmt geglaubt diesen Satz bis auf den Grund durchdacht und durchlebt zu haben, bis ihn doch das nüchterne Leben des Bessern belehrte. Jawohl, er war der frömmste in der Gemeinde und seine Glaubensgenossen waren stolz auf ihn, da aber war es an einem Sonnabend — — — und eine mächtige Rauchwolke züngelt plötzlich aus der Pfeife des Mannes jetzt empor und er bläst sie wild um sich her und sie verhüllt nun seinen Kopf einen Augenblick gänzlich. Der Mann denkt jetzt nicht mehr an die Vergangenheit und auch in die Zukunft strebt er nicht mehr zu dringen: er denkt jetzt an die Gegenwart, an das Heute. Auch heute ist es doch Sabbath und er ist Jude, und doch schändet er den Tag, indem er die Pfeife im Munde hält und das Feuer im Tabak anfacht. — Konnte dieser je als rabbinische Zelebrität gegolten haben?

Ja, dieser Mann da war einst der Berühmtesten Einer in Israel und es führten viele den Namen Rabbi Joëls im Munde zu vielem Ruhm und Segen. Aber jetzt kennt niemand den Namen mehr, und der Mann ist verstoßen und ausgesondert aus der jüdischen Gemeinde, geächtet und in den Bann gethan, und er lebt seitdem einsam und verlassen in seinem Zimmerchen und niemand gedenkt seiner mehr. Es ruht der Fluch der ganzen Gemeinde auf dem Aermsten, und wenn sie seiner erwähnen, da nennen sie ihn nicht mehr Rabbi Joël, sondern den Abtrünnigen, den Apostaten. Und er weiß es, und das Wort dringt ihm bis in das Mark, wo es dann in ihm nachhallt: Thut Buße, sündige Menschenkinder, denn allen wird verziehen, außer dem Abtrünnigen, dem Apostaten! . . .

Der Apostat . . . Viele wollen und können es nicht begreifen, daß geheime, wunderbare Naturkräfte in den Menschen schalten und walten, die ihr Regiment mit Macht führen und denen niemand sich widersetzen kann.

Auch Rabbi Joël konnte sich nicht dem mächtigern Triebe widersetzen.

Er war der Frömmste, ein Mann der vorzüglichsten Sitten und Eigenschaften; jedoch eine Eigenschaft besaß er, die nicht als vorzüglich bezeichnet werden konnte. Aber auch schlecht war diese Eigenschaft nicht, und höchstens konnte sie als schlecht nur in den Augen seiner Frau gelten, denn dieser Eigenschaft fielen oft die Federkissen und

Digitized by Google

Bettdecken zum Opfer. Es war die Eigenschaft des Rauchens. Rabbi Joël war der leidenschaftlichste Raucher, den es geben kann und der Tabaksqualm war ihm ein Freund, der ihn nie, und sei es auch nur auf eine einzige Minute, verließ. Früh morgens begann er die Unterhaltung mit ihm und diese hörte in später Nacht noch nicht auf, denn selbst auf seinem Lager, bevor der Schlaf ihn machtlos machte, mußte noch Joël seine Pfeife dampfen, und oft schlief er ein und die Lippen saugten mechanisch an dem Rohr und die Funken erstiegen aus dem Pfeifenkopfe und fielen ihm in den Bart oder griffen ins Bettzeug ein, wo sie runde Löcher ausbrannten — was Wunder, wenn so etwas gerade nicht dem Dank einer Frau begegnet? Aber trotzdem konnte Joël von seiner Pfeife nicht lassen, und morgens früh und abends spät, drinnen und draußen, zu Haus und in der Fremde, sitzend und stehend, ruhend und gehend, während des Lernens und im Müßiggange, immer und überall hin begleitete ihn sein Tabaksrauch; und wenn ihm die Pfeife einen Augenblick fehlte, da war er nicht mehr wohl, und wenn sie beim Erwachen in aller Frühe eine Minute lang ausblieb, da blieb er schon den ganzen Tag mürrisch und ärgerlich. —

Aber auch alle Art von Krankheiten und Kranken glaubte der gute Mann mit Tabak kuriren zu können: einem Zahnleidenden verabreichte er die Pfeife und gegen Leibschmerz wußte er nichts besseres als ein bißchen Rauchen zu rathen; einem heisern Vorbeter verordnete er den Tabak und einem Schlächter, dem das Schlachtmesser nicht mehr so fest in der Hand sitzen wollte, bot er das heilsame Kraut an; wenn ein Jüngling geheim kränkelte, oder ein Kind über Kopfweh klagte, oder ein Schüler gar lungenleidend dahinsiechte, immer und überall stand Rabbi Joël hilfbereit und rieth einem jeden eine Pfeife Tabak. Gegen jede Art von Schmerz, bei Tag und Nacht, für Jud' und Christ, immer und ewig war's das Rauchen, das er zu empfehlen hatte. Und war jemand alt und lebensmüde verstorben, da wußte noch Joël zu behaupten: der Mann habe sich in allerlei Allotria eingelassen um Heilung zu suchen, und an das rechte, heilsamste Kraut habe er gar nicht gedacht. Und selbst wenn seine Frau in der unseligsten Stunde mit den Geburtswehen zu kämpfen hatte, da sprach der Mann noch so etwas wie von Tabak; und auch als sie dem wunderlichen Rabbi einmal von der neuesten Mode erzählten, wie da vornehme Damen öffentlich und ungenirt mit den Papierossen und Cigarretten schon so schön umzugehen wissen, wie war er da überaus glücklich und zufrieden. So war der Mann. Aber auch die Gemeinde wußte ihren Rabbi zu schätzen und zu ehren, und so oft ein Feier- oder Festtag ins Land zog, da flossen dem Manne als Gratifikationen Tabak und Pfeifenköpfe die Hülle und Fülle zu, und Joël, der seit jeher aller Art von Geschenken abhold war, ließ die Gemeinde gewähren und nahm solche Zeichen der Huldigung freudig und dankend hin. Rabbi Joël war der allerunterthänigste Knecht dieser seiner Leidenschaft; der Tabak war sein Gott, den er anbetete, der Rauch sein Ideal, das er verherrlichte — so war der Mann immer.

Ich sage immer — mit Ausnahme eines einzigen Tages in der Woche, an dem der Jude nicht rauchen darf. Jeden Freitag Abend

Digitized by Google

in der Dämmerstunde hört der Knechtsinn auf; der Zauber weicht von dem verwünschten Ungeheuer, dem verzottelten Königssohne, den, wie der Dichter singt, ein Hexenspruch in ein Ungethüm verhext, und das Ungethüm wird Prinz mit königlichem Sinn, und der Prinz empfängt nun mit königlicher Grazie die Prinzessin Sabbath, und er weiß es, das Rauchen ist in Gesellschaft einer solchen Dame höchst verpönt, und er raucht nicht den ganzen Sabbath über. — Am Freitag raucht Rabbi Joël seine Pfeife wild und hastig den ganzen Tag, und am Vorabend, sobald die Dämmerung hereinbricht, da macht er sich plötzlich auf, wirft resolut Tabaksbeutel und Pfeife von sich und denkt an sie den ganzen Sabbath nicht mehr, bis zum Erscheinen des ersten Sternchens der nächsten Nacht. Ja, es gehört dazu eben die Kraft einer jüdischen gläubigen Seele! Ist die Leidenschaft noch so mächtig und maßlos, daß man ihretwegen selbst dem Essen und Schlafen entsagen möchte, da kommt ein einziges Verbot der heiligen Schrift, ein Verbot, das in knappen Worten ausgedrückt wird: „Du sollst nicht Feuer anmachen!", und der Gläubige besiegt seine Leidenschaft mit Heldensinn und Charakterfestigkeit.

Wer darf sich rühmen, gleich ihm, eine zweite Natur volle vierundzwanzig Stunden in Ketten schlagen zu können?

„Aber man soll nicht „Hopp" rufen, bevor man nicht über den Graben ist . . ."

Rabbi Joël rief „Hopp" und über den Graben war er noch nicht. Wie kann man nur an sich selbst glauben bevor der letzte Tag gekommen ist? — Es war ein Sabbath, ein heißer, lästiger Junitag. Rabbi Joël saß in seinem Zimmer allein und blickte in den Tag hinaus und es wurde ihm faul und lässig zu Muthe. Er wurde unruhig. Was will denn die glühende Sonne heute von ihm haben? Die glühende Sonne quälte ihn unablässig und trieb ihm das heiße Blut und drängte es gegen das Herz. Die Phantasie begann ihr tolles Spiel mit ihm zu treiben; es stellten sich verschiedene Bilder vor seinen Augen auf, obscön und schlüpfrig, zotig und kitzlich, verführend und aufreizend, daß es ihm bange und angst wurde vor sich selber. Er ahnte aber nicht, was in ihm eigentlich vorging, was mit ihm geschah. Es war die schwache Stunde, die gekommen war. Der Mann begann im Zimmer auf und ab zu rennen, allerlei Bibelverse zitirend, die die magische Kraft besitzen sollen, versuchende böse Geister bannen zu können; aber je mehr er sich der Mühe hingab, die fürchterlichen Geister aus seiner Brust zu bannen, desto tiefer und immer tiefer drangen sie ein und füllten wie ein Bleiguß sein ganzes Wesen aus; und gleich Feuerruthen wurden sie und gleich Flammenketten, und sie durchbohrten und umspannten ihn mächtig, unablässig. Der Rabbi warf sich auf das Sopha hin und riß seinen Rock auf; er wollte freier aufathmen. Da kamen ihm die Thränen in die Augen und er begann leise zu weinen, und da war es ihm, als wenn ein Beten in seiner wunden Seele plötzlich zitterte. Er betete, daß ihn Gott in der Stunde der Noth und der Drangsal erhöre, daß er seine Augen erleuchten möge am Tage der Finsterniß und der Versuchung, und seine guten Engel möge er ihm senden, um ihn auf den rechten Weg zu weisen, den Weg zur Flucht vor dem Bösen. — Aber die spärlichen

Digitized by Google

Thränen verzehrte das unbändige Feuer, das in ihm wüthete, und plötzlich schoß ihm das Blut gegen das Herz und ließ ihn wild vom Sessel emporschnellen. Er eilte zum Fenster hin, um noch rechtzeitig Vorübergehende zu sich zu rufen; er wollte gerettet sein. Aber die goldenen Spießruthen der Sonne trafen ihn unbarmherzig und machten ihn willenlos —: auf der Himmelsdecke erblickt er seltsamerweise hin und her schwankende Wölkchen, und die Wölkchen sind leicht und reproduziren sich in den verschiedenartigsten Gebilden, und allmählich, allmählich nehmen sie die Gestalt von blauen Räderchen an, gleich denjenigen, die einer Tabakspfeife ersteigen und sich um sein Haupt herumzuballen pflegten . . . Da packte es ihn gewaltig. Er verlor nun auch den letzten Rest von Besinnung und da trat die Versuchung an ihn heran und er konnte nicht mehr den Kampf mit ihr aufnehmen . . .

Hat der Mann den Verstand eingebüßt? Ist er geistesabwesend geworden? Weiß er nicht mehr, was er thut? — Es sei denn, daß es wahr ist! In einem Nu war die Thüre verriegelt und in der nächsten Minute schon sog der Rabbi eine mächtige Rauchwolke aus der Tabakspfeife einen Augenblick lang . . .

Drücke dein Auge zu, o Sonne! Ein Rabbi in Israel raucht seine Pfeife am Sabbath . . .

Wer darf von sich rühmen die Tiefen einer Leidenschaft gemessen zu haben? Wer kennt die verborgenen Schlupfwege der menschlichen Gelüste? — Vorabends desselben Tages fand man den Rabbi auf seinem Zimmer ganz zerknirscht und in Thränen zerflossen. Er weinte laut und immer heftiger und bitterlicher, und schlug mit den Händen unaufhörlich gegen die Brust; die naiven Leute des Hauses erkannten gar nicht diese Symptome der Gewissensbisse. — Auch am darauf folgenden Tage sahen sie Rabbi Joël weinend und betend und fastend, und auch das Schrecklichste sollten sie noch an ihm wahrnehmen: Rabbi Joël rauchte auch den ganzen Sonntag über nicht, und da fiel der Schrecken Gottes über sie alle. Aber auch am Montag und den darauffolgenden Tagen dauerten die Fasten und die Kasteiungen noch immer fort, und so ging es immer und immer weiter. — Ja, der Mann that Buße aus vollem, reuigem Herzen, und es begann endlich eine Hoffnung in ihm aufzuschimmern, daß Gott, der so reich an Gnade ist, auch ihn begnadigt und ihm die schwere Sünde verziehen hat.

Wochen und Monate vergingen.

Und wieder war es an einem Sabbath. Eine weiße Schneedecke überzog unabsehbar die Erdfläche und die Sonne blickte so klar und hell in den knatternden Frost hinein. Rabbi Joël war wieder allein auf seinem Zimmer . . . Trat auch diesmal Satanas an ihn heran, um ihn zu versuchen? Nun ja, es trat wohl auch dieses Mal Satanas an ihn heran, um ihn zu versuchen, und er zeichnete und er malte, geschickt und verführerisch, auch dieses Mal die obscönsten und die schlüpfrigsten Bilder hin, so daß es berückend und umgaukelnd, packend und zündend zu wirken begann — aber der bombenfeste Mann schlug ihn diesmal aus dem Felde und ging als Sieger hervor. Wissen wir es

Digitized by Google

doch, daß der Bußübende oft eine größere und bewährtere Charakterfestigkeit zu bekunden weiß, als selbst der rechte Fromme.

Aber man soll nicht zu zeitig „Hopp“ rufen . . .

Am nächsten Sabbath schon rauchte Joël seine Tabakspfeife wieder . . .

Herr Satanas ist ein Ungeheuer, das von einem Weltende bis zum andern reicht, und Hände hat er katzenartig, und wenn jemand ihm mal so spielend einen Finger hinhält, der entrinnt diesem Ungeheuer nimmer, nimmer mehr. Und wir kennen ihn doch zur Genüge: heute läßt er seine Opfer noch wenig, morgen aber schon recht viel in seinem Sinne handeln — dieses Mal rauchte Joël eine volle Viertelstunde.

Natürlich; die Gewissensskrupel blieben auch dieses Mal nicht aus, und der Rabbi weinte und schlug mit den Händen unaufhörlich gegen die Brust. Er flehete und betete, daß ihm doch der gnadenreiche Himmel neue Kraft verleihen möge, den Widersacher in der eigenen Brust niederkämpfen zu können.

Aber es kamen die Tage allmählich, wo auch die Gewissensskrupel schwiegen. Der Mann begann heimlich allsabbathlich seine Pfeife zu rauchen, und allmählich, allmählich kam es, bis er es endlich mit Gleichgiltigkeit, mit Herzensruhe that. Die Gewohnheit wurde zur zweiten Natur, das Versehen zum Muthwillen — und er rauchte allsabbathlich im verschlossenen Zimmerchen gleichgiltig, gleichmüthig, und blickte zuletzt gar mit Vergnügen auf die blauen Räderchen, die er der Pfeife entlockte. — Aber auch seine Denkart, seine Gesinnungen und Ansichten über Glauben und Glaubensartikel begannen allmählich Aenderungen zu erfahren; die starre Orthodoxie war einmal gesprengt. Erstlich begann er irgend welche Erlaubnißgründe für sich zu suchen, um seine Skrupel zu beschwichtigen, und indem er suchte und grübelte und philosophirte, gerieth er immer und immer mehr auf einen unter seinen Füßen schwankenden Boden, und allmählich drang er vorwärts, vorwärts, bis er allen Formen trotzbietend dastand; er wurde zum Abtrünnigen, zum Apostaten — alles aber noch heimlich.

Aber die Geheimhaltung konnte nicht auf die Dauer bleiben. Es wurde dem denkenden Manne enge zwischen seinen vier Mauern und die gepreßte Brust rang nach Athem und Freiheit. Und da war es wieder an einem schwülen, lästigen Sabbathtage, wo er mißmuthig und des Lebens übersatt auf seinem Zimmer war und seine Pfeife hastig dampfte. Er hatte in seiner Zerstreutheit die Thüre zu schließen vergessen, und da erschien plötzlich seine Frau auf der Schwelle. Die Frau sprach beim Anblick des rauchenden Mannes kein einziges Wort und nur ein gellender Schrei entfuhr ihrer Brust:

„O himmlischer Vater!“

„Schweige!“ gab der Mann halblaut zurück.

Dieser Befehl war aber gar nicht mehr nöthig, denn die Frau schwieg auch ohnedies; sie war ohnmächtig zu Boden gesunken und lag besinnungslos da. Der gellende Schrei ließ aber eine Anzahl Menschen aus dem Hause und der Nachbarschaft herbeieilen, und da stand Joël hochaufgerichtet, mit eherner Stirn und stechendem Blick, mit Trotz und Widerspenstigkeit im Gesicht. Es blitzte plötzlich in

Digitized by Google

ihm auf: nun sind die Bande ein- für allemal gelöst! Was ich bis jetzt heimlich und verstohlen gethan, ich werde es von nun an öffentlich und frei thun dürfen!

Was da ferner gekommen ist, ist einfach und leicht begreiflich. Man erzählte sich bald im Städtchen allerlei über Joël, und viele wollten sogar aus glaubwürdiger Quelle wissen, daß der Mann die Taufe genommen hat. Es begannen nun die Tage der Verfolgungen für ihn, und nur der Bürgermeister des Städtchens stand ihm als Schutzengel zur Seite. Seine Frau arbeitete lange dahin, und die ganze Gemeinde war ihr dabei behilflich, einen Scheidebrief von diesem Ungeheuer von Mann zu erlangen, und sie zog dann mit ihren Kindern von ihm. Da ging der Mensch von Stufe zu Stufe abwärts, er ging dem Verfalle entgegen, und er begann nun muthwillig und vermessen öffentlich allerlei Frevel zu begehen, und er lästerte und er beleidigte den Gott Israels. So verhängte jetzt die Gemeinde, mit den Rabbinern an der Spitze, den großen Bann über ihn: „Möge er verflucht sein im Namen der Thorah und der sechshundertunddreizehn Gebote, möge er verflucht sein gleich den Knaben, welchen der Prophet Elisa geflucht, möge er verflucht sein mit allen Flüchen, die da geschrieben stehen in der heiligen Schrift, und der Herr lösche seinen Namen weg von unter den Himmeln, und sein Blitz treffe ihn und sein Grimm verfolge ihn jetzt und immerdar bis in alle Ewigkeit, Amen!“ — Und darauf hin wurden alle Mitglieder der Gemeinde gewarnt, nimmer und nichts mehr mit dem Manne vorzuhaben, nie mit ihm zu verkehren, nie mit ihm zu sprechen, nie ihn anzuhören und nie seinen Namen über die Lippen zu bringen. — Seitdem nun nannten sie ihn nicht mehr Joël, sondern den Abtrünnigen.

Und die Gebildeteren im Städtchen suchten das Schlagwort und fanden es. Sie nannten ihn nicht mehr Joël, sondern Julius, sie nannten ihn aber später auch nicht mehr Julius, sondern Julianus, und zwar Julianus Apostata — gleich dem abtrünnigen römischen Kaiser.

Und seitdem lebt der Mann einsam und verlassen in seinem unfreundlichen Zimmerchen, das jetzt meinem Arbeitszimmer gegenüber liegt; neben ihm seine mächtigen Folianten und die Tabakspfeife stets im Munde. Was ist des wüsten Lebens Ende? . . . Die grauen Rauchräderchen rollen empor und ungestüm werden sie zerblasen und zerstreut. Der Mann dringt nicht mehr in den Schleier der Zukunft und sieht auch nicht in seine Vergangenheit zurück. Vor ihm hängt dunkles, zusammengeballtes Gewölk und hinter ihm jagen mächtige Wolkensäulen her, und da ist es in seinem Herzen wüst und leer und ein Seufzer entringt sich seiner gequälten Brust: Das Leben ist in Rauch dahin.

Digitized by Google

Johann Christian Günther.

Eine Studie von Dr. Emil Traut.

„Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte", schreibt Goethe im siebenten Buche seiner Selbstbiographie „Wahrheit und Dichtung" über den Zustand der deutschen Literatur vorklassischer Zeit, „so war es ein Gehalt, und zwar ein nationaler; an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden darf; ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen, und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter, oder wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." Diese Worte charakterisiren den schlesischen Dichter aufs Trefflichste, wenn schon in ihnen der Hauptinhalt der Güntherschen Poesie nur andeutungsweise hervorgehoben ist. Seit diesem Goetheschen Urtheil schwankt, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, des Dichters Charakterbild in der Literaturgeschichte. Während Günther von einigen über seine wirkliche Begabung und Bedeutung hinaus gerühmt und gepriesen worden ist, hat er in Gervinus seinen absprechendsten Kritiker gefunden. Letzterer stellt ihn geradezu unter die Hof- und Naturdichter seiner Zeit, als einen Pietsch oder Brockes, nennt seinen Gesichtskreis klein, seine erotischen Lieder oft höchst plump und platt und spricht ihm die wahre Dichterschaft nahezu ab. Gervinus hat aber nicht nur Günthers literarhistorische Bedeutung, sondern auch dessen unbedingten poetischen Gehalt in eigener Weise arg ver-

Digitized by Google

kannt, indem er dem pathologischen Interesse an dem Leben des Dichters den Maßstab für die Würdigung seiner poetischen Verdienste entnahm.

Günthers eigenste Bedeutung liegt auf dem Gebiete der Lyrik und insbesondere des Liedes. Zu einer Zeit, zu welcher die Musen mit steifer Grazie und ernsthafter Grandezza im Boileauschen Menuettschritt einhergingen, die Kunst zu einer bloßen Dekoration des nach Versailler Muster eingerichteten Hoflebens herabgesunken war und die deutsche Poesie in konventionellen Formen zu erstarren drohte, gab Günther der zeitgenössischen Dichtkunst einen neuen Inhalt, indem er derselben die Tiefen des Gemüthslebens erschloß und in seinen Liedern das volle Pathos der Leidenschaft ertönen ließ. Durch seine Gedichte weht ein frischer Zug der Empfindung, in ihnen kommt das individuelle Leben, die freie Subjektivität zum poetischen, wenn auch oft ungestümen und ungeläuterten Ausdruck. So erscheint Günther als der Vorgänger Goethes am Liede. Diese innere Verwandtschaft mochte Goethe erkannt haben, als er dem schlesischen Dichter den ehrenvollen Nachruf in „Dichtung und Wahrheit" widmete. Freilich war es Günther nicht vergönnt, jene Schönheit der Form und der Empfindung zu erreichen, welche die Goethesche Lyrik adelt, daran hinderten ihn die Maßlosigkeit seiner Leidenschaft und die Zerfahrenheit seines Lebens.

Es ist ein Leben voller Thorheiten und Irrthümer, welches sich hier darstellt. Günther gilt seit jeher als der echte Typus eines an seiner Genialität zugrunde gegangenen Dichters. Allerdings ist eine Beurtheilung seines Charakters um so schwieriger, als sich um seine Gestalt eine Art von literarhistorischem Sagenkreis gebildet hat, welchen erst neuere Forschungen auf seine wirkliche Unterlage zurückzuführen versucht haben. Günthers Leben ist in vielen entscheidenden Wendepunkten noch unaufgeklärt und wird vielleicht, wie manche Stellen seiner Dichtungen, ein ungelöstes Räthsel bleiben.

Johann Christian Günther wurde am 8. April 1695 zu Striegau in Schlesien als erster Sohn des praktischen Arztes Dr. Johann Günther in dessen zweiter Ehe mit Anna Eichbänder geboren. Aus dieser Ehe ist nur noch eine Tochter namens Johanne Eleonore hervorgegangen, wenigstens gedenkt der Dichter weiterer Geschwister nicht. Von früh auf erhielt Christian von seinem Vater Unterricht in den humanistischen Disziplinen und namentlich in den altklassischen Sprachen, in welchen er es zu einer nicht geringen Fertigkeit gebracht hat. Dabei zeigte der Knabe einen wahren Feuereifer, welcher freilich dem alten Günther wenig erfreulich war, da dieser dem Sohn seiner Mittellosigkeit halber zu einem Handwerk bestimmt hatte. Christians Neigungen standen allerdings mit dem Plane seines Vaters in scharfem Widerspruch, so daß der alte Günther den gelehrten Unterricht aufgab und den Knaben mit der Mutter nach Breslau zu einem alten Freunde, dem Physikus Dr. Preuß, schickte, damit dieser den jungen Christian zurechtsetzen und ihn den Gedanken an ein späteres Universitätsstudium, zu welchem die nöthigsten Geldmittel mangelten, ausreden sollte. Der würdige Herr stellte denn auch dem Knaben die Schwierigkeit seines Unternehmens vor und schloß seine salbungsvolle Rede mit den Worten, daß ein armer Mensch mit dem Studium nicht

Digitized by Google

fortkommen könnte, wenn er nicht etwas „excellentes tentire". Christian war über diese Belehrung anfänglich sehr bestürzt und brach in Thränen aus, bald beruhigte er sich aber wieder und erklärte seiner Mutter auf dem Heimweg, er werde fürderhin etwas „excellentes tentiren". Er ließ sich auch durch die Auseinandersetzung des Physikus nicht beirren, sondern betrieb nunmehr als ein kleiner Autodidakt seine Studien auf eigene Faust weiter, begann auch jetzt bereits die Flügel seines dichterischen Genius, wennschon noch ungeschickt, zu regen und übte sich in allerhand poetischen Versuchen, wobei er Stoff und Anregung schon damals größtentheils dem unmittelbaren Leben entnommen haben mag. Wenigstens schreibt er in einem späteren Erinnerungsgedicht über die Zeit seiner ehemaligen Kinderjahre folgendes:

Von Fabeln bei der Rockenzunft
Empfand ich mehr Vergnügen,
Als jetzt von Schlüssen der Vernunft,
In welchen Knoten liegen;
Ja, wenn mir auf der Ofenbank
Ein Lied vom deutschen Kriege klang,
So schien die alte Grete
Mein künstlichster Poete.

Ein Zufall sollte den nunmehr vierzehnjährigen Knaben der Erfüllung seines Lieblingswunsches entgegenführen. Ein Dr. Thiem, Arzt in Schweidnitz und Brunnenarzt in Altwasser, berührte auf einer Heimreise die kleine schlesische Geburtsstadt des Dichters und bat, da ihm die Zeit im Wirthshause zu lang wurde, seinen Kollegen Dr. Günther, den er persönlich noch nicht kannte, zu sich. Die beiden Männer verwickelten sich bald in ein lebhaftes Gespräch, in dessen Verlaufe der alte Günther auf die ungünstigen Erwerbsverhältnisse in seiner Stellung, auf seine Familie und insbesondere auf seinen Sohn zu reden kam. Ueber letzteren erzählte er, daß derselbe trotz der väterlichen Ermahnung von der Beschäftigung mit den alten Sprachen nicht ablasse und sogar mit poetischen Arbeiten sich abgebe. Dr. Thiem gewann durch diese Schilderung Interesse für den Knaben, versprach, denselben in sein Haus aufzunehmen, ihm Freitische zu verschaffen und sonst behilflich zu sein, überwand auf diese Weise die Bedenken des Vaters und übte so auf das Schicksal Christians einen bestimmenden Einfluß aus. Günther übersiedelte zu Anfang des Jahres 1709 nach Schweidnitz, wurde dort in die gelehrte Schule aufgenommen und fand an Dr. Thiem einen väterlichen Freund und hilfreichen Beschützer. Er widmete sich mit Eifer den Wissenschaften, wußte sich durch seine zuvorkommende Liebenswürdigkeit und seine poetische Begabung hochgestellte Männer zu Gönnern zu machen und fand Veranlassung, sich durch Anfertigung von Gelegenheitsgedichten manchen Verdienst und einen Namen als Dichter zu verschaffen. Vor seinem Abgang zur Universität hatte er ein Trauerspiel „Theodosius" auf Anregung des Rektors der gelehrten Schule verfaßt, welches am 24. September 1715 von der Schuljugend öffentlich zur Aufführung gebracht wurde. Derartige Schülervorstellungen waren, wie auch aus der Biographie Christian Weises bekannt ist, zur damaligen Zeit sehr beliebt und bilden einen nicht unwichtigen Theil des pädagogischen Lehrprogramms

Digitized by Google

der damaligen Gymnasien. „Theodosius“ oder wie der ganze Titel lautet, „Die von Theodosio bereute und von der Schuljugend von Schweidnitz den 24. September 1715 vorgestellte Eifersucht“, ist die einzige dramatische Dichtung Günthers. Sie bekundet als Werk eines neunzehnjährigen Jünglings, wenn nicht dramatisches, so doch ein ungewöhnlich poetisches Talent und zugleich eine entschiedene satirische Begabung. Man erkennt daran die Klaue des Löwen, wenn auch noch versteckt in der Haut des Konventionellen. Die Gestalt des Narren Polylogus nimmt im Stücke einen breiten Raum für sich in Anspruch, er ist der satirische Chor in der Tragödie und schlägt mit seiner Harlekinspritsche die verschiedensten Thorheiten der Gesellschaft. Daß er dabei seinen ausgelassenen Spott auch an spezifisch Schweidnitzer Ortsverhältnissen und bekannten Persönlichkeiten der Stadt übte, charakterisirt ebenso den Dichter wie die damaligen Schulverhältnisse, hat aber auch den übermüthigen jugendlichen Poeten nicht wenig persönlichen Haß und unerquickliche literarische Händel eingebracht.

In die Schweidnitzer Gymnasiastenzeit fällt auch die Anknüpfung eines Liebesverhältnisses, welches das ganze Leben Günthers und seine gesammte Lyrik mächtig beeinflußt hat. Aus dieser Liebe sproßten die herrlichsten und vollendetsten seiner Lieder wie duftige Blumen empor; der Gedanke an das geliebte Mädchen giebt seinen Dichtungen jedesmal einen hinreißenden Schwung der Empfindung und eine seltene Wärme des sprachlichen Ausdrucks. Ueber Günthers „Leonore“ sind die Akten noch nicht geschlossen, es ist sogar eine gründliche Revision der bisherigen Feststellungen im Gange, ohne daß es jedoch bisher gelungen wäre, das Räthsel, welches über dieser lieblichen Mädchengestalt schwebt und ihr eine reizvolle halbdunkle Beleuchtung verleiht, zu lösen. Der poetische Kommentar, welcher in Günthers Dichtungen zu seinem Leben enthalten ist, giebt keinen zuverlässigen Aufschluß über diese offene Frage und verwirrt die thatsächlichen Momente dieser Liebestragik mehr als er sie erhellt. Schließlich ist man auf Grund der selber noch streitigen Chronologie der Güntherschen Gedichte und des Inhalts des poetischen Aktenmaterials sogar zur Annahme zweier Leonoren, einer Schweidnitzer und einer Leipziger, gelangt. Die Leonore der Schweidnitzer Liebeszeit lernte der jugendliche Dichter auf dem nahe gelegenen Rittergute Roschkowitz kennen, welches durch den Dichter der sogenannten zweiten schlesischen Schule Lohenstein einen berühmten Namen erlangt hat und deren damaliger Besitzer mit Günther befreundet war. Liebedurstig trat der neunzehnjährige Jüngling, den Kopf voll hochfliegender Pläne und das Herz von feuriger Sehnsucht erfüllt, dem schönen Mädchen entgegen und bald schlossen beide einen Liebesbund, über den der Genius der Dichtkunst die Weihe sprach. Leonore war vermuthlich die Tochter eines Arztes, Dr. Jachmann, hatte jedoch ihre Eltern frühzeitig verloren und lebte zu Schweidnitz im Hause ihrer Anverwandten. Sie hatte ein empfängliches, warmblütiges Herz und brachte den poetischen Bestrebungen ihres Anbeters eine verständnißvolle Neigung entgegen, besaß selber poetisches Talent und interessirte sich für gelehrte Studien. „Ach wie vergnügt mich nicht die Arbeit Deiner Hände, die mir in dem Horaz die Verse abgezählt“, ruft ihr der jugendliche Liebhaber in

schwärmerischem Entzücken zu. Die Liebenden verbargen ihr junges Minneglück vor der neidischen Welt, auf dem Kirchhof kamen sie heimlich zusammen, um sich angesichts der ernsten Todtenstätte ewige Liebe zu schwören. Ein dunkler Abendhimmel hing über ihrem Lieben, leuchtend wie Sterne gingen im Herzen des glücklichen Dichters ewige Gedanken und herrliche Lieder auf. Schwer wurde ihm bei seinem Weggang zur Universität der Abschied von der Geliebten. Er hat diesem Trennungsschmerz später eines seiner schönsten Gedichte gewidmet:

Ich nehm in Brust und Armen,
Den schweren Abschiedskuß,
Der Himmel hat Erbarmen,
Indem er trennen muß.
Ich küß', ich wein' und liebe,
Mein treues Lorchen spricht,
Sie habe gleiche Triebe;
Wie aber —! Weint sie nicht?

Leonorens Antwort.

Du suchest ja Dein Glücke,
Das hier wohl nicht mehr blüht,
Ich hasse das Geschicke,
Das uns vonsammen zieht.
Ach, sähst Du meine Schmerzen,
Ich schweige, werthes Licht!
Ich liebe Dich von Herzen,
Und darum wein' ich nicht.

Im September 1715 reiste Günther von Schweidnitz ab, um die Universität Wittenberg zu beziehen und nach dem Wunsche seines Vaters die Medizin zu studiren. In Wittenberg traf er nach einem zeitweiligen Aufenthalt in Frankfurt an der Oder und in Berlin im Dezember desselben Jahres ein. Er gab sich rückhaltslos dem studentischen Treiben hin, das ihn mit seiner ungebundenen Freiheit und Sorgenlosigkeit bald gefangen nahm und ihn zu kecken Studentenliedern begeisterte, von denen namentlich das folgende noch jetzt bei der Tafelrunde der akademischen Jugend nicht selten erklingt:

Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt,
So leb' ich, weil es Lebens gilt,
Und pflege mich bei Ros' und Myrthen!
Fort Amor! wirf den Bogen hin
Und komm mich eiligst zu bewirthen!
Wer weiß, wie lang ich hier noch bin?

Komm, bring' ein niedliches Coffee,
Komm, geuß der Sorgen Panacee,
Den güldnen Nektar in Christallen!
Seht wie die kleinen Perlen steh'n!
Mir kann kein beff'rer Schmuck gefallen,
Als die aus dieser Muschel geh'n.

Mein Alter ist der Zeiten Raub,
In kurzem bin ich Asch' und Staub,
Was wird mich wohl hernach ergötzen?
Es ist als flöhen wir davon:
Ein Weiser muß das Leben schätzen,
Drum folg' ich Dir, Anakreon.

Digitized by Google

Werft Blumen, bringt Cachou und Wein,
Und schänkt das Glas gestrichen ein!
Und führt mich halb berauscht ins Bette,
Wer weiß, wer morgen lebt und trinkt?
Was fehlt mir mehr? wo bleibt Brunette?
Geht, holt sie, weil der Tag schon sinkt!

Dieses Studentenlied ist der etwas burschikose Ausdruck der Stimmung, in welche sich der junge Dichter hineinlebte, augenblicklicher Sinnesgenuß und ein genialer Leichtsinn charakterisiren diese Wittenberger Studentenzeit. Günther schwärmte im Kreise lustiger Gesellen, die Unterstützungen seiner Gönner und ein kleiner Wechsel von seinem Vater setzten ihn in die Lage, ein flottes Studentenleben zu führen, und wo es mangelte, mußte die Poesie herhalten und auf Erwerb ausgehen. Freilich vernachlässigte er, obgleich er anfänglich die Hörsäle fleißig besuchte, bald sein Fachstudium und wendete sich fast ganz dem Genusse und der Dichtkunst zu. Einen mächtigen Rückhalt fand er in dieser Zeit an seiner Liebe zu Leonore. Er sendet ihr die zärtlichsten Verse und betheuert ihr immer wieder seine unwandelbare Treue; wenn er in manchen Stunden von dunkler Begierde erfüllt das Maß des Schicklichen überschritt, so brachte ihn der Gedanke an das geliebte Mädchen wieder auf den rechten Weg. Bald aber sollte ihm dieser Leitstern erlöschen, auch diese Wendung seines Liebedramas ist in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Ob ihm Leonore, von dem flotten Studentenleben Günthers durch entstellte Nachrichten seiner heimlichen Feinde falsch unterrichtet, wirklich die Treue brach und einem reichen und angesehenen Kaufherrn zu Schweidnitz, namens Täuber, die Hand reichte, ob nicht vielmehr diese Annahme auf einer Verwechselung der Geliebten Günthers mit ihrer Schwester beruht und der Dichter von eifersüchtigem Argwohn gequält, grundlos das geliebte Mädchen untreu wähnte, das alles harrt noch der endgiltigen Aufklärung. So viel aber steht fest, daß Günther den Glauben an die Treue der Geliebten und mit diesem jeden sittlichen Halt verlor. Es war, als ob ihm jede sichere Grundlage unter den Füßen weggezogen wäre, so daß er unaufhaltsam in die Tiefen der Sinnlichkeit und eines rastlosen ungezügelten Genußlebens hinabstürzte. Der Vorhang zum Allerheiligsten war zerrissen, die keuschesten und edelsten Empfindungen des menschlichen Herzens waren ihm entheiligt, sein Glaube an die idealen Güter der Menschheit unheilbar erschüttert. Mit titanischem Trotze griff er in sein Saitenspiel, höhnisch und zornig klang es wildmelodisch aus seiner gequälten Seele.

Ich habe genug!
Lust, Flammen und Küsse
Sind giftig und süße
Und machen nicht klug.
Komm selige Freiheit und dämpfe den Brand,
Der meinem Gemüthe die Weisheit entwand.

Was hab' ich gethan!
Jetzt seh' ich die Triebe
Der thörichten Liebe
Vernünftiger an.
Ich breche die Fessel, ich löse mein Herz,
Und hasse mit Vorsatz den zärtlichen Schmerz.

Digitized by Google

Was quält mich vor Reu'?
Was stört mir vor Kummer
Den nächtlichen Schlummer?
Die Zeit ist vorbei.
O köstliches Kleinod! o theurer Verlust!
O hätt' ich die Falschheit nur eher gewußt!

Geh' Schönheit und fleuch!
Die artigsten Blicke
Sind schmerzliche Stricke.
Ich merke den Streich,
Es lodern die Briefe, der Ring bricht entzwei,
Und zeigt meiner Schönen: nun leb' ich recht frei.

Nun leb' ich recht frei,
Und schwöre von Herzen,
Daß Küssen und Scherzen
Nur Narrenspiel sei,
Denn wer sich verliebt, der ist wohl nicht klug,
Geh', falsche Sirene, ich habe genug.

Günther suchte Vergessen und fand es wie so mancher in der Flasche und bei den Frauen. Mit zügelloser Genußsucht warf er sich ungestüm in die wildesten Ausschweifungen des damaligen Studentenlebens, dessen Rohheit und Sittenlosigkeit aus der Schilderung der Zachariäschen Satire „Der Renommist“ genugsam bekannt ist. In liederlicher Gesellschaft durchschwärmte er, ohne Rücksicht auf seine Gesundheit und seinen guten Namen die Nächte, in lärmenden Zechgelagen berauschte er sich und fand in der Betrunkenheit die poetische Anregung. „Als er einen dichten Rausch hatte, diktirte er folgende Verse einem andern in die Feder“ und „Als er gleichfalls zu einer andern Zeit dicht berauscht war“, lauten einige Liedertitel aus der damaligen Epoche Günthers. Dazu hatte er Glück bei Frauen und pochte nicht umsonst an ihre Thüren und Herzen an, die ihm seine gesellschaftliche Gewandtheit, seine persönliche Liebenswürdigkeit und seine außerordentliche Schönheit allzeit öffnete. Ueber die äußere Erscheinung des Dichters ist ein Bericht seines Vaters vorhanden. „Mein Sohn war von mittelmäßiger Statur“, so schreibt der alte Günther in einem Briefe nach Christians Ableben, „und wohl proportionirten gesunden und geschickten Gliedern, eines gleichfalls mit den andern Gliedern wohl harmonirenden Gesichts, etwas länglich und von schwarzbraunen Augen und Haupthaaren. War sonst freundlich und annehmlich von Angesicht, und hatte etwas reizendes an sich, daß er auch bald von Kindheit an und sonderlich auch bei seinem Studiren und erwachsenen Jahren jedermann gefiel.“ Und sein erster Biograph Steinbach nennt ihn gar einen poetischen Alcibiades. So von der Natur verschwenderisch ausgestattet, wußte er sich leicht der Frauen Gunst zu verschaffen. Und auch seine Dichtungen aus dieser Zeit athmen eine rohe Sinnlichkeit, einen faunischen Cynismus, die seinen Dichternamen schwer geschädigt haben. So ist in seinem Gedichte „auf die ihm so beliebte Abwechselung im Lieben“ das poetische Glaubensbekenntniß eines wahren Don Juans niedergelegt, der von Blume zu Blume flattert und für „sie alle“ Raum in seinem weiten Herzen hat. „Ich schwöre verbindlich, bis daß ich's genossen. Und bin ich

Digitized by Google

denn fertig, dann schwenk' ich den Hut und gehe zur andern, die eben das thut", singt er triumphirend von seiner eigenen Unbeständigkeit. In dieser Stimmung, in welcher er gegen Sitte und Schicklichkeit in den burschikosesten Wendungen die Klinge auslegte, fühlte er sich auch besonders zur satirischen Dichtkunst hingezogen, zu welcher überhaupt der ganzen Zeit ein angemessener Hang innewohnte. Bemerkenswerth ist aus dieser Wittenberger Epoche besonders ein bitterer literarischer Ausfall gegen den Polyhistor Theodor Krause in Schweidnitz, betitelt „Der entlarvte Crispinus von Schweidnitz aus Schlesien oder die von den Musen gestrigelte Tadelsucht." In dieser Satire replizirte Günther in einer geradezu klassischen Grobheit auf eine von ihm provozirte Persiflage Krauses, welche ihn einen „böotischen Schmierflegel aus Wittenberg" genannt hatte. Er läßt den Schweidnitzer Polyhistor schließlich auf dem Parnaß versteigern und, da ihn keiner haben will, von Silen um zwei ganze Betteldreier erstehen, damit er künftig dessen Leibpferd hüten und den Eselsstall in Ordnung halten möge. Die satirische Poesie Günthers, welche einen wesentlichen Bestandtheil seiner Dichtungen ausmacht, kann freilich kaum als ein Muster dieser Gattung der Dichtkunst gelten, nur selten erhebt sie sich auf jenen allgemeinen Standpunkt, von dem aus die Irrthümer und Thorheiten der Menschen in ihrer Nichtigkeit zurückfließen, in der Regel richtet sie sich gegen bestimmte Persönlichkeiten und mangelt der großen allgemeinmenschlichen Perspektive. Mitten in diesem sinnlichen Taumel aber wird manchmal die Stimme des Gewissens laut, der Dichter besinnt sich auf sein besseres Ich und seinen Genius, die Gestalt der Geliebten wird in seinen Träumen und Gedichten lebendig und wie eine schmerzliche Klage aus gepreßtem Herzen ertönt jenes köstliche und tief empfundene Lied, das mit einigen Auslassungen lautet, wie folgt:

Will ich Dich doch gerne meiden,
Gieb mir nur noch einen Kuß,
Eh' ich sonst das letzte leiden
Und den Ring zerbrechen muß.
Fühle doch die starken Triebe
Und des Herzens bange Qual!
Also bitter schmeckt der Liebe
So ein schönes Henkermahl. —

Sieh, die Tropfen an den Birken
Thun Dir selbst ihr Mitleid kund;
Weil verliebte Thränen wirken,
Weinen sie um unsern Bund.
Diese zährenvollen Rinden
Ritzt die Unschuld und mein Fleh'n:
Denn sie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugeseh'n.

Dieses rührt die todten Bäume,
Dich, mein Kind, ach! rührt es nicht!
Aber daß ich mich noch säume,
Da Dein Scheiden gar nichts spricht:
Gönnt mir doch, ihr holden Lippen,
Eine kurze gute Nacht!
Eh' der Sturm an solchen Klippen
Mein Gemüthe scheitern macht. —

Digitized by Google

In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich flieh'n,
Mit verwaisten Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde zieh'n;
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrein,
Und da soll ein Grab von Laube
Milder als Dein Herze sein.

Wirst Du einmal durch die Sträuche,
Halb verirrt, spazieren geh'n,
O, so bleib bei meiner Leiche
Nur mit andern Augen steh'n!
Zeige sie dem neuen Schatze,
Der Dir das Geleite giebt,
Und vermeld' ihm auf dem Platze:
Dieser hat mich auch geliebt.

Doch wurden diese besseren Regungen immer wieder von dem Lärm der Bacchanalien erstickt, in welche der Dichter so tief versunken war, daß er erst wieder zum klaren Selbstbewußtsein kam, als er in der Schuldhaft Zeit hatte, über sich, seine Vergangenheit und Zukunft nachzudenken. „Indessen hatte mein Günther", so schreibt dessen erster Biograph in seiner naivdiskreten Weise, „in Wittenberg wie ein Wirth gelebt, der ohne Rechnung in seinen Sachen verfährt. Daher bekam er öfters von vielen Leuten Zuspruch, die mancher auf hohen Schulen nicht gerne nennen hört, geschweige wegen ihrer harten Sprache bei sich leiden mag. Deswegen ward es ihm länger dazubleiben verdrüßlich, und wollte bei Gelegenheit von da weg. Allein da diese es merkten, gaben sie ihn beim Magnifico so hart an, daß er von da weg zu gehen aller Gelegenheit beraubt war, sondern eine Zeit in der Einsamkeit zubringen mußte." In dieser unfreiwilligen Einsamkeit faßte Günther den Entschluß, sich aus der Wittenberger Gesellschaft zu retten und die Leipziger Universität zu beziehen, um sich dort wieder dem Studium der Medizin zuzuwenden. Er richtete vom Carcer aus poetische Briefe an seinen Vater und seine Freunde zu Schweidnitz, ersteren um Verzeihung und alle um Unterstützung angehend. Der alte Günther, über das liederliche Treiben seines Sohnes und die völlige Vernachlässigung des medizinischen Studiums seitens des letzteren um der Poesie willen aufs heftigste erbittert, zog jedoch seine Hand von ihm zurück, verweigerte ihm jedwede Hilfe und verbot ihm, das elterliche Haus je wieder zu betreten. Indessen waren die alten Schweidnitzer Gönner für den armen Dichter thätig gewesen, während er selber durch Gelegenheitsgedichte sich einigen Verdienst verschafft hatte und so trat er im Juni 1717 die Reise nach Leipzig an.

Hier, „wo Kunst und Linden blüh'n", wußte sich Günther den Zutritt zu der besseren Gesellschaft zu erringen, wurde von den in Leipzig studirenden Schlesiern als heimatlicher Dichter zuvorkommend aufgenommen und erwarb sich neue Gönnern, so besonders an dem einflußreichen Professor Burkhard Mencke, der selber ein Dilettant in den schönen Künsten den Mittelpunkt des damaligen literarischen Lebens der alten Lindenstadt bildete. Bald gab der junge Dichter sein Fachstudium vollständig auf und beschloß nun ganz der Poesie

Digitized by Google

zu leben. Von seinem Vater, der übrigens bei einer Feuersbrunst in Striegau selber seine werthvollste Habe verloren und nur nothdürftig zu leben hatte, verstoßen, war Günther lediglich auf die Freigebigkeit seiner Gönner und sein eigenes poetisches Talent angewiesen, das ihm allerdings mancherlei Hilfsquellen erschloß. Er dichtete auf Bestellung und für Lohn und wurde ein Gelegenheitsdichter im Sinne der Toast- und Professionspoesie. Dabei scheute er sich nicht, auf ein so wichtiges Ereigniß wie den Tod der Frau Doktor Löscherin vier Gedichte für verschiedene Besteller anzufertigen oder den Eingang eines Grabliedes später wieder zu einer Geburtstagsgratulation zu verwerthen. Auch charakterisirt der frivole Ton namentlich der Hochzeitscarmina nicht bloß den Dichter, sondern noch mehr die Gesellschaft seiner Zeit, welche sich zwischen Suppe und Braten die unanständigsten Anspielungen und Zweideutigkeiten gefallen ließ. Und doch ist in der Sammlung dieser Gelegenheitsgedichte ein Reichthum von poetischen Gedanken und geistvollen Wendungen verstreut, welche auch dieser Programmlyrik Günthers einen bleibenden Werth verleihen. Wie reizvoll hat er z. B. in einem Leichencarmen auf die Jungfer Johanna Magdalena Casparin den kleinen Bruder der Verstorbenen zur dichterischen Ausschmückung benutzt:

> Dort läuft der hoffnungsvolle Knabe
> Aus fromm und treuer Einfalt zu,
> Und meint, als ob Dein Aug' im Grabe
> Nur ihm zum Scherz und Possen ruh'.
> Er rüttelt die erstarrten Glieder
> Und spielt und drückt die Finger noch
> Und streicht die Wangen hin und wieder,
> Ach, Schwesterchen, erwache doch!

An einer andern Stelle vergleicht er das Leben mit einer Schule und sagt mit einer in unserer Zeit auch von Hieronymus Lorm gebrauchten epigrammatischen Wendung:

> Man läßt sich durch die Klassen führen,
> Man lernt des Elends ABC.
> Die Wiege lehrt uns buchstabiren,
> Hier aber setzt es lauter W.

Inzwischen war Günthers einflußreichster Gönner, Professor Mencke, für des Dichters Zukunft und poetische Konsolidation besorgt gewesen. Um das Talent seines Schützlings vor Zersplitterungen zu bewahren und ihm selber eine feste Lebensstellung zu verschaffen, hatte er Günther aufgefordert, das wichtigste Ereigniß der Tagesgeschichte, den Frieden von Passarowitz poetisch zu verherrlichen, welchen Oesterreich nach den glänzenden Siegen des Prinzen Eugen mit dem gedemüthigten Türkensultan im Jahre 1718 geschlossen hatte. Von der Gunst des Kaisers Carl VI., welchem er das Gedicht zu übersenden beabsichtigte, hoffte Mencke für seinen jungen Freund eine dauernde Unterstützung und insbesondere eine Anstellung als Hofpoet. Günther ergriff den Gedanken seines Gönners mit Eifer und schrieb das Gedicht: „Auf den zwischen Ihro Röm. Kaiserl. Majestät und der Pforte 1718 geschlossenen Frieden", eines seiner umfangreichsten, wenn

Digitized by Google

schon nicht bedeutendsten Werke. Das Ganze ist eine dichterische Verherrlichung des Kaisers und seines heldenmüthigen Feldherrn im Stile der damaligen Hofpoesie voller demüthiger Schmeicheleien, eine versifizirte Kriegschronik und unterthänigste Supplikantenschrift, durch welche freilich Günthers Talent hier und da blitzartig aufleuchtet. Merkweise hat von allen Dichtungen Günthers diese bei seinen Zeitgenossen den größten Beifall gefunden und selbst Gervinus scheint die Ode auf den Frieden zu Passarowitz für das Hauptwerk des schlesischen Dichters erachtet zu haben. Die erwartete kaiserliche Belohnung blieb jedoch aus, man versicherte dem Verfasser des allerhöchsten Wohlwollens und der gnädigsten Zufriedenheit, indem man es bei dieser Resolution bewenden ließ. Nur in Breslau veranstaltete ein Kreis ihm wohlwollender Männer eine Gabensammlung, welche wenigstens die nächste Zukunft des bedrängten Dichters sicherstellte.

Mencke war in der Fürsorge für seinen jungen Günstling unterdessen unermüdlich thätig gewesen und brachte ihn, um Rath angegangen, dem Dresdner Hof, woselbst eine Leibpoetenstelle zu besetzen war, in Vorschlag. König August II. hielt sich seine Hofpoeten, wie seine Hofnarren und suchte damals gerade einen Menschen, „der bei allen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofes in gebundener Rede etwas in der Geschwindigkeit aufzusetzen geschickt wäre", da der bisherige Hofpoet von Besser altersschwach geworden und nur noch auf lahmen Versfüßen einherging. Besser hatte sich übrigens am Dresdner Hof eine angesehene Stellung zu verschaffen gewußt, er war in den Adelstand erhoben und zum Ceremonienrath ernannt worden. In dieses Amt suchte Mencke seinen jungen Freund zu bringen, er galt viel bei Hofe und entließ Günther mit den besten Empfehlungen nach Dresden. Günther sollte sich dort in seinen glänzenden dichterischen Fähigkeiten zeigen und durch sein einnehmendes Auftreten und seine gewinnende Persönlichkeit die Gunst des Hofes und des Königs erringen. Aber auch hier schlug die Erwartung seines väterlichen Gönners fehl. Eine unglückliche Scene bei der Audienz, die der König dem Dichter verstattete, verscherzte ihm für immer die Gnade des Monarchen. In wie weit Günther an diesem ärgerlichen Vorfalle Schuld trägt, ist nicht festgestellt. Nach der einen Ansicht hatte er sich selber, bevor er zur Audienz schritt, einen tüchtigen Rausch angetrunken, nach der anderen glaubhafteren Lesart, war ihm von der Gegenpartei, welche seine Anstellung zu hintertreiben suchte und für die Kandidatur Johann Ulrich Königs eintrat, im Vorzimmer durch einen Kammerdiener ein Glas Wein mit Vomitiven gemischt arglistigerweise gereicht worden. Sicherlich erschien er vor dem überraschten Monarchen in einer derartigen Verfassung, daß seine weitere Bewerbung von vornherein unmöglich war. Günther reiste denn auch eiligst von Dresden ab und wendete sich, da er seinen väterlichen Beschützer durch sein unqualifizirbares Benehmen am Dresdner Hofe bloßgestellt hatte und Leipzig um deswillen nicht wieder betreten mochte, zunächst nach seiner Heimat. Im Winter 1719 kehrte er nach Striegau zurück, um die Verzeihung seines Vaters auszuwirken. Der alte Günther zeigte sich aber unversöhnlich und verwies dem reumüthigen Sohne das Elternhaus. Sein hartes Herz blieb allen Bitten des Heimgekehrten taub,

Digitized by Google

er sah in dem Jüngling, der als ein gefeierter Dichter, aber ohne ein bürgerliches Amt über die Schwelle des lang entbehrten Vaterhauses schritt, nur den für immer verlorenen Sohn. Der Alte hat ihm die Wittenberger Studentenzeit niemals verzeihen können, mit einer römischen Grausamkeit hat er den für die Genüsse des Lebens nur zu leicht empfänglichen Dichter für alle Zeit von sich gestoßen. Ein Brief, welchen der alte Günther noch nach dem Tode des unglücklichen Dichters an dessen ersten Biographen Steinbach geschrieben hat, legt von seiner selbst über das Grab hinaus feindlichen Gesinnung gegen den Sohn ein sprechendes Zeugniß ab und ist für das Verhältniß beider zueinander von großer Wichtigkeit. „Was seine Lamentations in vielen Gedichten anlangt“, schreibt der hartherzige Vater über den entschlafenen Sänger, „da er über viele Feinde und Neider klaget, die ihm an seinem Glücke hinderlich wären, solches sind mehrentheils melancholische Grillen. Denn wenn er durch liederliche Verschwendung dasjenige, wovon er lange Zeit hätte leben sollen und Haus halten können, in kurzem, ja in einem Abende vielmal durchgebracht oder durch liederliche Bursche sich drum bringen lassen und so denn manchmal darben müssen, ist er in solche melancholische Gedanken gerathen, daß er nicht gewußt, wem er seinen Mangel zuschreiben sollen, da er denn auch wohl seine Eltern tacite beschuldigen wollen, daß sie ihm an seinem Glücke hinderlich wären, so er aber ohne Impietät nicht thun können, als welche mehr an ihm gethan, als sie schuldig gewesen und thun können. So hat er auch sonst nicht viele Feinde gehabt, als die er vielleicht mit seiner satirischen Feder ihm selbst gemacht. Ist also einzig und allein fortunae suae faber gewesen, dann er das Glücke, so ihm überall nachgelaufen und die Hand geboten, von sich gejaget. Es hat ihm an hohen Gönnern, Patronen und Wohlthätern nicht gemangelt, wenn er sich derselben Gelegenheit hätte akkommodiren und dieselbe annehmen wollen, und sich nicht so wankelmüthig und groß aufgeführt hätte, als wenn er keiner Hilfe bedürfe. Es sind ihm wohl hundert gute Gelegenheiten glücklich fortzukommen vorgefallen, die er aber zu seinem Schaden ausgeschlagen.“

So vom Glück genarrt und vom eigenen Vater verstoßen, flüchtete sich Günther nach einem kurzen Besuche der Stadt seiner ersten Jugendzeit Schweidnitz an das Herz seiner Leonore, welche in Borau bei Strehlen wahrscheinlich in der Stellung einer Erzieherin oder Wirthschafterin lebte, während sie sich nach derjenigen Ansicht, nach welcher sie sich mit Täuber vermält haben soll, nach dem zu dieser Zeit erfolgten Tode ihres angeblichen Gatten dorthin als ihrem Wittwensitz zurückgezogen hatte. Es war ein schmerzliches und doch beglücktes Wiedersehen! Die Zeit, welche seit dem leuchtenden Schweidnitzer Liebesfrühling verstrichen war, hatte vieles geändert. Beide waren durch die Schule des Leidens gegangen und an Erfahrungen, Jahren und Entbehrungen reicher. Bald aber loderte die alte Liebesflamme in neuer Glut wieder durch ihre Herzen, heiß klangen von ihren Lippen die Schwüre ewiger Treue und ein ernster Liebesbund wurde über der vergangenen und vergessenen Zeit gestiftet. Günther faßte neue Pläne für die Zukunft, er wollte das Studium der Medizin wieder aufnehmen, in Leipzig promoviren und sich durch ange-

Digitized by Google

strengte Arbeit und eine geordnete Lebensweise den Besitz des geliebten Weibes erringen. Zunächst aber entschloß er sich nach Breslau zu gehen, wohin ihm eine Einladung seiner dortigen Verehrer ergangen war, um sich mit ihnen über seine Zukunftspläne zu besprechen und dann nach Leipzig zurückzukehren. Beim Abschied sang er jenes schöne Lied, in welchem die Zuversicht eines getrösteten Herzens sich in melodische Strophen freudig ergießt:

Gedenk an mich und sei zufrieden,
Mit dem, was Glück und Zeit bescheert!
Wir werden noch einmal geschieden,
Und scheinen solcher Prüfung werth.
Die wahre Treu' erinnert Dich:
Halt an, halt aus, und denk an mich!

Gedenke der vergang'nen Tage!
Wie manches Kreuz, wie manche List,
Wie manche Lust, wie manche Plage
Bereits damit vergangen ist?
Gedenk an Altan, Hof und Herd,
Wobei sich Dir mein Herz erklärt.

Gedenk an unser Abschiednehmen,
Insonders an die letzte Nacht,
In der wir mit Gebet und Grämen
Die kurzen Stunden hingebracht!
Gedenk auch an den treuen Schwur,
Der dort aus Deinen Lippen fuhr.

Gedenk an mich an jedem Morgen,
Und wenn die Sonne täglich weicht!
Gedenk an mich bei Fleiß und Sorgen,
Mein Bildniß macht sie süß und leicht!
Verletzt Dich auch der Mißgunst Stich;
Der beste Trost: Gedenk an mich!

Gedenk auch an die frohen Zeiten,
Die noch in Wunsch und Zukunft sind!
Die Vorsicht wird uns glücklich leiten,
Bis Lieb' und Treu' den Kranz gewinnt.
Ein Augenblick vergnügter Eh'
Bezahlt ein Jahr voll Angst und Weh.

Gedenk auch an mein heutig Küssen,
Es giebt der Hoffnung frische Kraft,
Es wird Dein Warten trösten müssen,
Es nährt die alte Leidenschaft!
Doch denk auch endlich, liebst Du mich,
Allzeit und überall an Dich!

Mitte Oktober 1719 traf Günther in Breslau ein. Hier ging ihm ein neues Leben voller Glanz und Ruhm in ungeahnter Fülle auf. Es war das letzte und hellste Aufleuchten seines Sterns. Die angesehensten Häuser öffneten sich dem gefeierten Dichter, der durch die Gewandtheit seiner Umgangsformen, den Zauber seiner Persönlichkeit und den Reichthum seines sprühenden Geistes alles entzückte. Das Leben der alten schlesischen Hauptstadt, in welcher die hohe Geburtsaristokratie der Provinz sich ihr Rendezvous gab, hatte auch bald den leicht erreg-

Digitized by Google

baren Dichter erfaßt, er schwamm mitten in der Flut rauschender Vergnügungen und lärmender Genüsse, vor dem Versinken aber schützte ihn der Gedanke an seine geliebte Leonore und der heilvolle Einfluß, den der Verkehr mit edelgesinnten Männern und Frauen auf ihn ausübte. Namentlich in dem gastfreundschaftlichen Hause des reichen Rathsherrn Ferdinand Ludwig von Breßler fand Günther eine warme und herzliche Aufnahme. Er lernte besonders in der Frau des Hauses, Marianne, eine geistvolle Verehrerin seiner eigenen poetischen Leistungen und eine verständnißvolle Liebhaberin literarischer Studien kennen, mit welcher ihn bald eine auf gegenseitige Achtung gegründete Freundschaft verband. Der schönen Frau hat er manches Gedicht gewidmet, nicht selten bricht aus den wohllautenden Versreihen eine Wärme der Empfindung hervor, welche die Grenzen freundschaftlicher Gesinnung nahe berührt aber sogleich wieder den Ton einer würdevollen Ehrerbietung annimmt. Mit seinem weiblichen Takte wußte Marianne den leidenschaftlichen Dichter zu zügeln und in angemessener Entfernung zu halten. Aber auch in Breslau scheiterte seine Hoffnung auf eine gesicherte Lebensstellung an seiner sittlichen Haltlosigkeit, sein hin- und herschwankender Wille bestand auch hier, wie überall, die Probe nicht. Breßler hatte dem Dichter eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen Schaffgotsch ausgewirkt, welcher ihn, ohne ihn zu kennen, lediglich auf die Empfehlung Breßlers hin als Erzieher seiner Söhne angenommen hatte. An einem Gesellschaftsabend will Breßler Günther dem Grafen vorstellen, Günther hat sich aber bereits wieder im Wein so übernommen und präsentirt sich dem Grafen in einem so betrunkenen Zustand, daß dieser auf den neuen Hauslehrer von vornherein zu verzichten sich genöthigt sieht. Anläßlich dieser ärgernißerregenden Scene und da Breßler und Marianne dem Dichter gegenüber eine gewisse Kühle für geboten hielten, zumal Günthers Verhältniß zur Frau des Hauses eine unzarte Mißdeutung erfahren hatte, fand Günther das Leben in Breslau unleidlich und ging auf den Vorschlag eines Bekannten, des Studiosus Schubart aus Lauban ein, welcher ihm den Rath gab in seiner Vaterstadt sich als praktischer Arzt niederzulassen. Von Marianne verabschiedete sich Günther durch ein tiefempfundenes Gedicht, in welchem er sie um Verzeihung seiner Fehler bittet, und ging im Dezember 1719, von Breßler mit einem reichlichen Viatikum versehen und von beiden Ehegatten mit aufrichtigen Wünschen für sein zukünftiges Wohlergehen begleitet, über Jauer nach Lauban, woselbst er mit seinem Reisegenossen Schubart im März 1720 anlangte. Er nahm bei den Eltern seines Bekannten Wohnung und wartete nun auf den Zulauf der Patienten. Welche ärztliche Hilfe er ihnen bei seinen geringen medizinischen Kenntnissen hätte gewähren können, muß dahin gestellt bleiben. Die Patienten blieben jedoch wie die erwarteten Unterstützungen seiner Gönner aus, er gerieth in arge Geldverlegenheit, die Mutter seines Bekannten, eine zänkische und habgierige Frau, drängte auf Bezahlung und hierzu kam noch eine gefährliche Krankheit, von der er nur langsam genas. In dieser Stimmung mag er das eigene Selbstvertrauen verloren haben; er erkannte, daß er beständiger Liebe und unwandelbarer Treue unfähig war, bei der Aussichtslosigkeit seiner Zukunftspläne wollte er das Geschick Leonorens

Digitized by Google

nicht länger an sein Leben ketten und so schrieb er ihr in einer Stunde jammervollster Verzweiflung den Absagebrief und gab ihr das Jawort zurück. Auch Leonore scheint von der Unmöglichkeit einer ehelichen Verbindung mit Günther überzeugt gewesen zu sein, kurz der Bruch dieses leidenschaftlichen Liebesverhältnisses erfolgte und Leonore reichte im Jahre 1721 einem anderen Manne ihre Hand. Mit dieser Auflösung des Verlöbnisses schied Leonore aus Günthers Leben, aber nicht aus seinen Liedern und aus seinem Herzen. Günther richtete von Lauban aus an seine Freunde und Gönner flehentliche Bitten um Unterstützung, erhielt solche endlich und verließ freudig die ihm verhaßte Stadt. Anfänglich wollte er sich nach Leipzig wenden, um dort endlich zu promoviren, seine Freunde riethen ihm aber, sich in seine Heimat zurückzubegeben und noch einmal eine Aussöhnung mit seinem Vater zu versuchen. Günther wurde von seinem Vater gar nicht vorgelassen, änderte seinen Plan und ließ sich im Herbst 1720 in dem Städtchen Kreuzburg an der polnischen Grenze auf Veranlassung seines Gönners, des Herrn von Nimptsch, zur Ausübung der ärztlichen Praxis nieder. Auch hier begann er ein ungeregeltes Leben, schwärmte auf den benachbarten Rittergütern herum und vernachlässigte seinen ärztlichen Beruf vollständig. Im Wunsche dem Dichter einer geordneten Lebensweise zurückzuführen, kam Nimptsch auf den Gedanken, ihn mit der Tochter seines Pfarrers Domoratius in Bischdorf zu verheiraten. Der Vater und das Mädchen selber, welches bereits einmal unglücklich geliebt hatte, erklärten sich jedoch mit Entschiedenheit gegen eine solche Verbindung, von welcher sie nichts gutes erwarteten. Die Zurückweisung seiten des Mädchens reizte den siegesgewohnten Dichter, er bestürmte ihr Herz mit heißem Liebeswerben und leidenschaftlichen Liedern und brach endlich den Widerstand der schönen Pfarrerstochter und die Bedenken des würdigen Geistlichen. Im April 1721 wurde im stillen Pfarrhaus zu Bischdorf die Verlobung gefeiert. Leonore war vergessen und „Phillis“, unter welchem Namen er seine Braut besingt, beherrschte das wankelmüthige Herz des Dichters. Wahrscheinlich wurde die Verbindung des verlobten Paares von der Erfüllung verschiedener Bedingungen seitens des Bräutigams, namentlich von der Aussöhnung desselben mit seinem Vater und der Erwerbung der akademischen Doktorwürde abhängig gemacht. Wenigstens trat Günther jetzt zum dritten Mal die Reise nach Striegau an. Aber auch jetzt pochte er vergeblich an das Thor des ihm verschlossenen Vaterhauses, unversöhnlich wie immer wehrte ihm der alte Günther den Schritt über seine Schwelle. Günther verließ unverrichteter Sache seine Geburtsstadt, kehrte jedoch wahrscheinlich aus Scham über den Mißerfolg seiner Unternehmung nicht nach Kreuzburg zurück, sondern begab sich zunächst nach Jauer und von dort nach Liegnitz, wo er überall gute Freunde besuchte, die ihn gastlich aufnahmen, und irrte schließlich als ein fahrender Bettler im Gebirge umher. Die in Bischdorf gesponnenen Liebesfäden aber zerrissen und flatterten in den Herbstwind hinaus. Günther hatte allen sittlichen Halt verloren, mit dem klingenden Saitenspiel im Arm fuhr er, ein friedloser Mann, durch das Land, pochte an die Thüren fremder Menschen und ersang sich Almosen und Reisegeld. Noch einmal fand er bei einem edlen Wohl-

Digitized by Google

thäter Christoph von Beuchelt in Landshut Tisch und Bett und sogar neue Anregung zur Wiederaufnahme des medizinischen Studiums, zu welchem ihm der mitleidige Freund wahrscheinlich eine beträchtliche Summe vorstreckte. Günther hatte die alte Universitätsstadt Jena ausersehen. Aber heftiger als je zuvor verlangte ihn in diesen Tagen nach dem versöhnenden Liebeswort des Vaters, ein tiefes Sehnen nach der väterlichen Verzeihung ging durch seine Seele, es war als hätte ihn schon die Hand des Todes leise berührt und wollte er Abschied nehmen von allem, was ihm lieb und theuer war. Er erschien Ende April 1721 zum letzten Mal in Striegau und fand heimliche Unterkunft bei seiner Schwester Johanna Eleonora. Von hier aus richtete er eins seiner bedeutendsten Gedichte an den grollenden Vater. Wie ein Schmerzschrei der Verzweiflung tönt es klagend aus der schönen Dichtung. Aber den Alten rührt nicht die aufrichtige Reue, noch das Flehen des verlorenen Sohnes. Mit dem Fluche des Vaters beladen stürzt der Dichter aus dem Elternhaus in die stürmische Nacht und die düstere Fremde. Er flieht die Heimat und das Herz der Eltern. Beim Scheiden seines geliebten Schlesiens mochte ihn die Ahnung überschleichen, daß er zum letzten Mal den heimatlichen Boden betrat. Rührend vergleicht er die Heimaterde mit der Wiege des Mutterschoßes und dem Bette des Mutterarmes. Dann aber rafft er sich auf:

> Ergieb Dich drein! Es blitzt auch nah und fern,
> Ein schneller Wind kann leicht das Wetter ändern.
> Mein Vaterland versagt mir Glück und Stern,
> Dies blüht vielleicht in unbekannten Ländern —

und ruft wie mit der Stimme eines Propheten bei dem Schritt über die Grenze dem Vaterlande zu:

> Ich fürcht', ich fürcht', es blitzt von Westen,
> Und Norden droht schon über Dich,
> Du pflügst vielleicht nur fremden Gästen,
> Ich wünsch' es nicht, gedenk an mich!
> Du magst mich jagen und verdammen,
> Ich steh' wie Bias bei den Flammen,
> Und geh, wohin die Schickung ruft!
> Hier fliegt der Staub von meinen Füßen,
> Ich mag von Dir nichts mehr genießen,
> Sogar nicht diesen Mund voll Luft!

Im Winter 1722 kam Günther nach Jena. Ein wohlwollender Landsmann nahm sich seiner auf das Werkthätigste an. Aber Günther trug bereits den Todeskeim in sich. Mit einer fieberhaften Thätigkeit schrieb er an seine Freunde und Gönner und nahm von ihnen Abschied. Seine „letzten Gedanken“ sind sein poetisches Testament. Er gedenkt in kindlicher Liebe des unversöhnlichen Vaters und der armen Mutter, beider Verzeihung anrufend. In strahlender Schöne steigt auch die Gestalt der geliebten Leonore in seinen Gedanken auf, wie ein letzter Liebesblick leuchtet es aus ihrem thränenreichen Auge warm in sein Herz hernieder. Dann aber ergiebt er sich in den Willen Gottes, entsagt den Freuden dieser Welt und wünscht sich den ewigen Frieden:

Digitized by Google

Ich habe zeitig ausgedient,
Mein Frühling ist in Angst vergrünt,
Und als ein Strom dahin gefahren.
Mein Auge, dessen feurig Spiel
Den Schönen in das Auge fiel,
Hat manchen Siegeskranz gefangen.
Dies Auge sieht jetzt lässig zu
Und winkt mit thränendem Verlangen
Der in der Welt versagten Ruh.

Ein schleichendes Fieber warf den verlassenen Dichter auf das Krankenbett. Am 15. März 1723 schloß er ohne den verlangten letzten Trost empfangen zu haben, da der gebetene Geistliche zu spät erschien, im Alter von noch nicht achtundzwanzig Jahren für immer das Auge. Seine Landsleute schossen die Kosten der Beerdigung zusammen und begruben ihn auf dem Kirchhof vor dem Johannisthore zu Jena.

So endete der unglückliche Sänger. „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“

Digitized by Google

Griechinnen und Armenierinnen.

Ob die heutigen Frauen des Hellenenvolks uns Europäern ein solches Interesse einzuflößen vermögen, wie diejenigen der klassischen Zeit des Griechenthums, das vermag ich nicht zu behaupten. Ebensowenig weiß ich, ob und wie weit die Armenierinnen, von deren Vorfahren und Zeitgenossen zu uns fast gar keine oder nur sehr unbedeutende Kunde gedrungen ist, die Neugierde unserer Landsleute zu fesseln vermögen. Immerhin aber dürfte eine Besprechung über die Frauen der heutigen Griechen und Armenier am Platze sein, um dadurch die Stellung der griechischen Frauen von heute und die Verschiedenheit in den Lebensverhältnissen einer modernen Griechin und einer Armenierin kennen zu lernen. Eine solche Untersuchung ist namentlich heute von Bedeutung, wo aller Augen darauf gerichtet sind, was wieder „da unten in der Türkei" vorgeht. Dort aber bilden neben den Türken die Griechen und die Armenier einen der Hauptbestandtheile der Bevölkerung. Ueber die Männer dieser Volksstämme ist schon zu wiederholten Malen — allerdings selten in unangreifbarer Richtigkeit — geschrieben worden, so daß nun auch Mittheilungen über ihre Frauenwelt in die Oeffentlichkeit gebracht werden können, ja müssen, zumal auch bei diesen Völkern das Leben und Treiben der Frauen nicht ohne Einfluß weder auf den Mann, noch auf die Familie, noch bezüglich des Staates ist. Also die Griechinnen und Armenierinnen treiben demnach wohl auch Politik? Ja und nein, wie man eben den Begriff des politischen Treibens eng oder weit stellen will. Es giebt in neuerer Zeit insbesondere unter den Armenierinnen einige Persönlichkeiten, welche, soweit die Stilistik in Betracht kommt, durchaus nicht ohne Talent die „öffentliche Feder" führen, aber der Darstellungsstoff selbst ist höchst selten eigene Erfindung, meist Entlehnung aus französischen Schriftstellern, welche bekanntlich in der Levante die erste Stelle auch sogar vor den einheimischen nationalen Autoren einnehmen. Aber trotz dieser „Blaustrümpfe" hat sich die griechisch-armenische Frauenwelt noch nicht so in die

Oeffentlichkeit gedrängt, daß sie wie einige in England das öffentliche Stimmrecht zum Parlamente fordern, welches zwar in der Türkei zur Zeit weder eingeschlummert ist, noch wie in Berlin nach Art der Stägemann, der Wabnitze sich um soziale Politik bekümmern. Vorläufig giebt's in der Levante noch keine soziale Frage, und die politische ist nur insofern vorhanden, als die christlichen Volksstämme im Osmanenreiche danach trachten, vom türkischen Joche, das übrigens auf den gewöhnlichen Muselmännern mindestens ebenso schwer wie auf den Christen ruht, befreit und eigene Staaten zu werden. Und soviel an ihnen ist, an dieser Befreiung mitwirken zu können, betheiligen sich die griechischen und armenischen Frauen an diesen Bestrebungen des Freimachens von den Jahrhunderte alten Fesseln. Da aber ihre Männer sich vorläufig noch immer auf den mehr oder minder passiven Widerstand verlegen, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die von Natur ruhigen Armenierinnen und die zwar von Temperament unruhigeren, aber sonst jede Anstrengung scheuenden Griechinnen es auch ihrerseits an der „Passivität" des Verhaltens gegen die herrschenden Muselmänner genüge sein lassen. Aber trotz dieser Ruhe entflammt ihr Frauenherz dennoch zuweilen von nationaler Begeisterung, namentlich bei kirchlichen Festgelegenheiten; in ihrem kirchlichen Kultus steckt eben ein gut Theil der Pflege des nationalen Bewußtseins. Bei solchen Ereignissen ist es äußerst interessant, die sonst bis zum Verdruß trägen Frauen der Armenier und Griechen über Politik, über ihre nationalen Wünsche, über die Türken, mit welchen sie sonst in der größten, friedlichen Eintracht zu leben scheinen, sprechen und disputiren zu hören. Jedoch gestattet ihnen das unbesiegbare Bequemlichkeitsgefühl nicht, dieser nationalen Erregung sich lange hinzugeben; mit der Feststimmung verschwindet am andern Tage auch die Begeisterung für Befreiung und Wiederaufrichtung der nationalen Selbstständigkeit. Neben der Bequemlichkeit ist es das Gefühl der Jahrhundert alten „Hörigkeit", welches den Geistern nur ein augenblickliches Aufwallen, niemals aber eine andauernde, vor den größten Opfern nicht zurückschreckende Erhebung und Begeisterung gestattet.

Bequem, ja zum Theil recht träge „mit Hand und Herz" sind die Griechinnen und Armenierinnen. Das ist übrigens ein Fehler oder, wenn man will, auch ein Laster, welches sie nicht nur mit den Frauen der übrigen levantinischen Frauen, sondern auch mit sämmtlichen Männern von Halb- und Ganzasien gemein haben. Die sozialen Einrichtungen in jenen Gegenden sind derartig beschaffen, daß die Frauen wirklich nur Frauen fürs Haus, aber niemals Hausfrauen nach deutschem Begriffe sind. Die Griechin oder Armenierin ist nur die Haus- und Schlafgenossin des Mannes, welcher für seine Frau alles schaffen, sorgen und besorgen muß. Natürlich ist das, soweit die wohlhabenden und reichen Gesellschaftsklassen in Betracht kommen, ein fast überall wahrzunehmender Zustand; aber daß dieses Familienverhältniß auch in den gewöhnlicheren und ärmeren Volkskreisen herrscht, das ist eine Eigenthümlichkeit, die vielleicht noch bei einigen Völkern im fernen Ostasien anzutreffen ist, aber hauptsächlich den Griechen und Armeniern zukommt, wenn wir von den Türken ganz absehen wollen, bei welchen infolge des Haremsystems naturgemäß

Digitized by Google

ganz eigenartige, hier zum Vergleiche nicht passende Familien- und soziale Verhältnisse obwalten.

Die griechischen und armenischen Frauen sind zwar etwas thätiger als die Frauen der Moslemin, und namentlich die Armenierinnen sind äußerst geschickte Arbeiterinnen und verfertigen mit flinker Hand und mit künstlerischem Blicke die unzähligen, kunstvollen oder geringen Zier-, Schmuck- und Schaustücke, welche im großen Basar (Bazar ist französische, nicht türkisch-deutsche Schreibweise) oder in der Tscharschi, wie der Türke den Komplex verdeckter Kaufhallen nennt, zu beschauen und zu kaufen sind, und in Europa unter dem Namen „Türkische Handarbeiten" einen gangbaren Handelsartikel bilden; aber arbeitsam oder fleißig kann man die Griechinnen wohl niemals und die Armenierinnen auch nur selten nennen. Es ist die Armenierin der Arbeits- und Handwerkerstände, welche aus Neigung und Erwerbstrieb, es ist die Armenierin des Landes, welche aus langer Weile, vielleicht auch des Verdienstes wegen die genannten schönen Kunst- und Handelsgegenstände verfertigt. Aber diese „arbeitsamen" Armenierinnen werden ebensowenig wie die nichtfleißigen Frauen ihrer Nation und wie die tändelnden und plaudernden Frauen der Griechen ihre Männer davon entbinden, für das Haus zu sorgen, alles für den Haushalt nothwendige anzuschaffen und das „tägliche Brod" mitzubringen. Türkinnen, Griechinnen und Armenierinnen sind sich darin alle gleich, niemals selbst in einen Kaufladen zu gehen, sondern sich, in Ermangelung eines dienstbaren Geistes oder einer Kaufsgelegenheit, vom Fenster aus alles von ihrem Manne ins Haus bringen zu lassen. Nur die Einkäufe im Modengeschäft oder in der Tscharschi besorgt man selbst, natürlich am liebsten ohne jeden männlichen Beistand.

Während die türkische Landfrau nicht nur die Hausgeschäfte besorgen, sondern auch auf dem Ackerfelde thätig sein muß, sieht man sehr selten eine Griechin oder Armenierin außer dem Hause beschäftigt sein. Sie sitzen vielmehr daheim auf dem Minder (Diwan) am Fenster, schauen ins Freie, plaudern und arbeiten ein wenig oder gar nichts dabei. Die Hausverwaltung stellt an sie, abgesehen von dem mit Sorgfalt ausgeführten Wasch- und Reinigungsgeschäft, die denkbar geringsten Ansprüche. Die Kindererziehung erfordert wenig Aufmerksamkeit, fast gar keine Arbeit und, weil ein Ding wie eine europäische Schule auf dem Lande fast so gut wie gar nicht vorhanden ist, gar keine Pünktlichkeit; man, d. h. die Frauen, sind mit den einfachsten Gerichten zufrieden, der Mann arbeitet draußen oder sitzt im Kaffeehause und begnügt sich überall und immer mit etwas Brod, Käse oder einer der zahlreichen Südfrüchte, so daß an die Kochkunst und die häusliche Arbeitsamkeit der Frauen die allergeringsten Ansprüche gestellt werden. Unter solchen Umständen ist es nur zu begreiflich, daß auf dem Lande sich keine Gelegenheit zur Entwickelung eines etwaigen Arbeitstalentes bietet, und daß demgemäß eine apathische Ruhe herrscht, welche abgesehen von einigen melancholischen Kirchen- und Heiligenfesten weder von Kirmessen, noch von Volksfeiern, noch von Bällen und Tänzen unterbrochen wird. Das Tanzen einer Frau gilt im Orient weder bei Muselmännern, noch bei Christen (Orthodoxen) für sittsam; darum tanzen nur die Männer und zwar auch

Digitized by Google

nur einmal jährlich, nämlich am Ostermontage. Allerdings tanzen auch die reicheren griechischen und armenischen Frauen in den großen und Hauptstädten, wo der europäische Einfluß schon nach jeder Richtung hin herrscht. Mir will scheinen, daß diesmal die Orthodoxen mit ihrer Anschauung über das Tanzen und seine Folgen, soweit die Levantinerinnen darinnen eine Rolle spielen, recht haben.

Aber die Frauen in den levantinischen großen Städten sind natürlich nicht alle reich, darum tanzen auch bei weitem noch nicht alle, es ist nur eine Minderheit, welche diesem Vergnügen huldigt. Daß aber die nicht tanzlustigen — man kann annehmen, daß die nichttanzenden Levantinerinnen meist auch keine Lust zum Tanzen haben — Griechinnen und Armenierinnen eine Fülle anderer Vergnügungen hätten, kann man nun nicht behaupten. Für sie, wie für die Türken beiderlei Geschlechts, liegt in der Ruhe, welche meist die Form eines vor sich hin träumenden Daseins annimmt und dann von dem Muselmann mit dem bedeutsamen Wörtchen „Kef" bezeichnet wird, die ganze Summe aller Vergnügungsarten, wenn man die Befriedigung der erstaunlichen und ungemäßigten Putzsucht der orientalischen Frauen dazu zählen will. Man behauptet nicht zu viel, daß infolge dieser eitlen Putzsüchtigkeit die orientalischen Völker wirthschaftlich und auch kulturell so wenig Fortschritte machen. Es ist aber Thatsache und zwar eine solche, die logisch und psychologisch sofort erklärbar ist, wenn man nur berücksichtigt, daß dieser Modetandsteufel mit der Einführung der billigen, das blöde Auge blendenden und die gediegenen einheimischen Arbeiten verdrängenden europäischen Industrieartikel seinen siegreichen Einzug in die Herzen der Levantinerinnen hielt und mehr und mehr Propaganda für den europäischen Einfluß gemacht und damit den künstlerischen und einst wenigstens noch etwas arbeitsamen Sinn der Morgenländer bethört und den unvermeidlichen Untergang der einheimischen Kunstfertigkeit und Strebsamkeit besiegelt hat. Nur ein gutes hat der Einzug der europäischen Waaren dort in der Levante geschaffen. Das ist das Putz- und Modengeschäft, das einzige Kauflokal und das einzige Geschäft, in welchem Griechinnen und Armenierinnen thätig sind und sich demselben mit Hand und Kapital widmen. Sonstige Geschäftsfrauen, wie namentlich wir Deutsche sie zu hunderttausenden aufzuweisen haben, kennt man im ganzen Orient nicht. Eine „levantinische Wirthin", welche mit Verabreichung von Speise und Trank ihren Lebensunterhalt erwerben sollte, giebt es nicht; es ist das in Anbetracht der orientalischen Sitten und Verhältnisse durchaus nicht zu bedauern. Frauen und Wittwen, welche, wie das sonst noch vielfach Sitte ist, bei ihren Verwandten nicht untergebracht werden können, ist ja auch außer dem Modegeschäft noch vielfache Gelegenheit zum Broderwerb geboten. Und da sind es namentlich die Griechinnen, welche für andere Leute die Wäsche besorgen. Wäschenähen ist nicht üblich; der Orientale kauft am liebsten alles „fertig". Daraus ergiebt sich für die Frauen von selbst die Schwierigkeit, nicht zu wissen, was sie zu Hause thun sollen. Haushaltung, Kindererziehung erfordern nicht viel Zeitaufwand; mit dem Tragen von etwa selbstzufertigenden Hauskleidern ist man sehr sparsam, die übrigen Kleidungsstücke kauft man fertig im Magazine; für Handarbeiten hat

Digitized by Google

man, wenigstens die Griechinnen, keine Neigung; folglich hat man Zeit genug zum Plaudern, Intrigiren, Kokettiren, Frisiren und Putzen. Daß eine Griechin jeglichen Standes und nicht minder eine reiche Armenierin sich diesen „Reizen des Lebens“ ganz und voll hingeben, ist bereits angedeutet worden, ist aber auch jedem Fremden bemerkbar, der nur einen Tag durch ein griechisches oder reiches armenisches Stadtviertel gewandert ist. Es wäre nach dem Gesagten zu erwarten, daß, will man die Vererbung der klassischen Hellenenschönheit dabei in Betracht ziehen, insbesondere die heutigen Griechinnen gesunde und vollendete Schönheiten sein müßten. Das Gegentheil aber ist der Fall; eine griechische Gesichtsschönheit trifft man wohl in den Straßen Athens, Konstantinopels und auch da nur vereinzelt an; aber einer solchen Schönheit mangelt der Reiz entwickelter Form und Anmuth der Bewegungen. Macht man die Griechen auf diese von uns nicht erwartete Erscheinung aufmerksam, so behaupten sie, daß in den Städten fast selten „reine“, unvermischte Abkömmlinge der alten Hellenen wohnen; man müsse die „klassischen“ Griechen auf dem Lande und auf den Inseln suchen. Was die ländlichen Griechinnen betrifft, so haben wir darunter auch niemals eine wirkliche Schönheit gefunden; vielleicht halten sich diese in den Bergen oder Hochlanden der zahlreichen Inseln zurück und verborgen. Die heutigen Griechen sind ein gräk-slavisches Mischvolk und haben als solches mehr von den Slaven als von den Hellenen geerbt, wofür mir nebst dem zu lang entwickelten Halse auch die jedes Geschmackes bare Putzsucht zu sprechen scheinen. Ob die vorzugsweise unter den verheirateten griechischen Frauen herrschende, mindestens ziemlich übliche Laxheit der Sitten von den Slaven oder von den „antiken“ Hetären herübergekommen ist, mag dahin gestellt sein; jedenfalls aber sind die heutigen griechischen Frauen trotz ihrer zahlreichen, kostspieligen Mädchenschulen und -Institute für ihre Männer nicht so unentbehrliche, so geistig bedeutende und anregende Genossinnen und Freundinnen, wie es einst die Hetären einem Sophokles und anderen „Unsterblichen“ waren. Selbstverständlich bezieht sich das Gesagte auf die griechischen Städterinnen; nur in der Stadt giebt es ein eigentliches Gesellschafts- und Verkehrsleben; auch herrscht auf dem Lande meist die „ländliche Unschuld“, wenigstens kommen entgegenstehende Fälle nur selten zur Kenntniß des Fremden, und extreme Fälle sind nicht allgemeine.

In sittlicher Hinsicht stehen die Armenierinnen über den Griechinnen, wie sie auch diesen in der Hauswirthschaft, wie in der Handfertigkeit entschieden überlegen sind; allerdings taugen die reichen Armenierinnen nicht mehr als die städtischen Griechinnen, nur herrscht bei diesen die Lasterhaftigkeit in allen städtischen Volkskreisen, bei den Armenierinnen nur in den reichen Familien. Auch sind die armenischen Frauen im allgemeinen schöner, mindestens gesünder, weniger anspruchsvoll, weniger intrigant als die Griechinnen. Ist die Armenierin ebensowenig wie die Griechin einer deutschen Hausfrau gleich, so ist sie doch als Levantinerin häuslich zu nennen; sie ist nicht so auf der Wanderschaft nach allen Vettern, Basen und Bekannten wie die mittheilsame, ewig pilgernde Griechin. Diese findet selten und meist auf unsaubere Weise einen Europäer zum Ehemann, während Fränken

Digitized by Google

(Europäer) nicht selten mit einer Armenierin eine glückliche Ehe führen. Das mag vielleicht damit zusammenhängen, daß die Armenier, abgesehen von den Türken, fast niemals und sicherlich am wenigsten mit den Slaven, welche den Europäern meist feindlich gesinnt sind, in Blutsverbindungen getreten sind. An den Armenierinnen tadelt man manchmal nicht mit Unrecht die etwas zu üppige Fülle der Formen und den Anflug von „Bart", eine Erscheinung, welche man übrigens in allen südlichen Ländern beobachtet und bei den Griechinnen nicht am wenigsten. Aber selten findet man reizendere, einfach und doch geschmackvoll gekleidete Geschöpfe, als es die jungen Armenierinnen auf dem Lande sind. Und alle armenischen Frauen sind in neuerer Zeit lernbegierig und ihre Mädchen zeigen größere Ausdauer im Lernen, als die Griechinnen, welche dazu noch eine durchaus unangenehme Sprache sprechen, sich über alle Maßen eingebildet betragen und insbesondere die größten Feindinnen und Verächterinnen der Türkinnen sind, während die Armenierinnen ein klangvolles, eigenthümliches Idiom sprechen und sich mit den Türkinnen und Europäerinnen meist aufs beste verständigen.

Digitized by Google

Freude am Landleben.

Bin ein Städter und doch mehr
Mit dem Dorf vertraut,
Schweife früh im Feld umher,
Wenn es kaum noch graut.

Keine Flur ist mir zu fern,
Jede lockt mich an:
Trübe Augen schweifen gern
Durch den grünen Plan.

Müdes Herz kehrt sich bereit
Stillen Wegen zu,
Frieden sucht es nach dem Streit,
Nach den Stürmen Ruh'.

Martin Greif.

Digitized by Google

Vom Liebsten, was man hat.

Novelle von Alfred Stelzner.

(Schluß.)

IV.

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden . . . .“

Diese herzergreifende Volksweise war es, welche von Rüdiger zum Thema seiner Improvisation, um die Ilonka ihn gebeten hatte, gewählt worden war.

Bald nach beendigtem Mittagsmahl, während dessen Xaver seine Begegnung mit dem fremden Künstler und die Eindrücke, die er in dessen Wohnung durch ihn empfangen, ausführlich erzählt und aus seinem — wie er unerschütterlich behauptete, — zweifellosen Zusammentreffen mit demselben an der Küste Venedigs, die er bis in alle Einzelheiten hatte schildern müssen, keineswegs ein Hehl gemacht hatte, war Rüdiger der Frau des Hauses, die sich mit ihrem Schwager und Libussa in eine künstlich angelegte Grotte ihres Wintergartens zurückgezogen hatte, durch einen Diener angemeldet worden.

Sie war ihm bis in den Salon entgegen gegangen und hatte ihn nach der ersten Begrüßung und einigen allgemeineren Fragen, die er höflich aber zurückhaltend und zerstreut beantwortet hatte, in ihr Boudoir genöthigt, damit er ihr Instrument in Augenschein nähme und — wenn er dazu geneigt wäre — dasselbe einmal versuche.

Nachdem er seine Bereitwilligkeit, ihr irgend ein Konzertstück vorzutragen, erklärte, auf Bitten Ilonkas um eine freie Phantasie sich nach kurzem Zögern und einem kritischen Lächeln, mit dem er Ilonka forschend angeblickt, auch hierzu bereit gefunden hatte, war er durch dieselbe in einige Eigenthümlichkeiten des Instrumentes eingeweiht worden, dessen unsichtbares Gebläse — nach einer sinnreichen Anordnung im Erdgeschoß angelegt — auf ein besonderes Glockenzeichen in Betrieb gesetzt wurde.

Ilonka nahm auf einer Ottomane Platz, Rüdiger zur Seite, der seinen Sitz vor dem Instrumente unruhig und mit einer Art Märtyrermiene eingenommen hatte.

Sie blickte erwartungsvoll auf, als derselbe nach kurzem Nachsinnen mit der einfachen, in einzelnen Tönen gehaltenen Melodie des



Ein kindliches Feldlager.

Digitized by Google

Liedes sein Spiel begann, und lächelte beschwichtigend zu der stark enttäuschten und diese Enttäuschung mimisch ausdrückenden Libussa hinüber, die ihr vorhin erklärt hatte, sich vorläufig von der Grotte aus beobachtend verhalten zu wollen.

Xaver hatte sich gern entschlossen, an ihrer Seite zu bleiben. Er saß, wie auch Libussa, hinter schützendem Cistusgesträuch, den Blicken Rüdigers verborgen. So glaubte wenigstens Ilonka.

Das Spiel Rüdigers blieb eine lange Weile monoton und ohne alle Begeisterung und Ilonka gestand sich, daß sie sich bei weitem mehr durch die charaktervolle Persönlichkeit des Mannes als durch seinen Vortrag angezogen fühlte.

Sie erinnerte sich nicht, kaum je vorher ein edleres und durchgeistigteres Profil gesehen zu haben, dessen reine Züge eine bittere, wie in Leid und Entsagung gesättigte Schwermuth so fesselnd verklärte.

Seine Haltung, wie sein ganzes zurückhaltendes und doch sympathisches Auftreten hatten ihr längst den feingebildeten und vornehm denkenden Mann verrathen, seine dunklen, ausdrucksvollen Augen ihre Seele mit Räthseln erfüllt, über deren Lösung zu grübeln, es sie unerklärlich antrieb.

Das aus dem Wintergarten gedämpft herüberdringende Licht umflutete die scharfgeprägte Silhouette des Spielenden mit schimmernden Reflexen und umgab sein volles, graublondes Haargewell mit leuchtendem Glanze.

Ilonka wandte kein Auge von ihrem Gaste und schenkte den einleitenden Tonfolgen nur geringe Theilnahme.

Mit einem Male aber schien es, als ob eine seltsame Erregung den Spieler packte und seine Seele im innersten Drange aufbrauste.

Nach einer auffallenden Pause, die Ilonka inmitten der Melodie sehr originell angemuthet, war plötzlich in wunderlichen Akkorden eine erschütternde Weise aus dem einfachen Liede mit elementarer Gewalt hervorgebrochen.

Es war Ilonka entgangen, daß Rüdiger seine Blicke der Grotte zugewandt. Sie sah nur, wie er seinen leicht vorgebeugten Körper hochaufgereckt hatte. Sie sah nur die plötzliche, seltsame Erregung auf seinem bleichen Antlitz, in seinen ausdrucksvollen Augen.

Aus wildschmerzlichen, düster hinsterbenden Harmonien drangen plötzlich leise schmelzende Laute auf, wie das Lallen süßen Kindermundes, anschwellend dann in seelenvollem Schwunge zu lauterem, glühendem Wohlklang, sich abhebend endlich zu herzergreifender Melodie, die wie in schlechtverhehltem Geheimniß Freude und Schmerz, gramdurchbebte Trübsal und wildes Sehnen hinreißend verwebte. Nun jubelte es auf in mächtigen Tönen, in stürmendem Sange von Lust und Liebe. Erschütternd durchbrechende Töne schienen aus dunkelnächtiger Tiefe des Herzens zum Himmel aufzuschreien, drohend, anklagend, glückvernichtend. Wie ein Sturm von Leidenschaften quoll es auf in Graus und Verzweiflung, und ging nur langsam über in ein wirres Klagen, aus dem endlich wie nach schwerem Kampf die erlösende Melodie wieder auftauchte, um träumerisch und in bebender Innigkeit auszuklingen in wehmuthsvoller Entsagung:

Digitized by Google

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden . . . .“

Ilonka fühlte sich namenlos ergriffen.
Ihre Augen waren thränenfeucht.
Sie machte kein Hehl aus ihrer Rührung.
Wie eine ursprüngliche Offenbarung mochte es über sie gekommen sein.

Die Räthsel, die sie in den Augen des Mannes gelesen, wähnte sie durchschaut zu haben. Sie mochte sich sagen, daß sie eine nur angedeutete und doch so machtberedt aus innerstem Gemüthe geschilderte Leidensgeschichte mit innigem Verständniß nachempfunden hatte.

Langsam erhob sie sich, als Rüdiger Miene machte, seinen Platz zu verlassen.

Wortlos streckte sie ihm die Hand hin, deren Druck er mit trübem Lächeln erwiderte.

Sie erröthete, als sie sich auf dem wunderlichen Gedanken ertappte, der ihr sagte, daß sie in der ersten hinreißenden Erregung einem Weibe, das sie derart zu erschüttern, zu rühren und zu überwältigen verstanden hätte, sicherlich um den Hals gefallen wäre.

Sie nöthigte ihn mit stummer Geberde ihr gegenüber in einem Armstuhle Platz zu nehmen, und mußte sich gewaltsam zwingen, nur um ihre Fassung insoweit wieder zu gewinnen, dem sonderbaren Lächeln, das seine Lippen bereits wieder kräuselte, wenn nicht mit Würde, so doch gewappnet zu begegnen.

„Sie sehen mir an“, begann sie leise, „daß ich Ihrem Spiel unterlag; wie ich Ihnen ansehe, daß es Ihnen ein — trotziges Vergnügen gewähren muß, Herzen durch Ihre Kunst wie Wachs zu kneten.“

Rüdiger senkte leicht verwirrt den Blick.

„Sie sehen gut!“ versetzte er kurz.

Ilonka lächelte.

„Ihr Spiel und — und seine Beweggründe irgendwie beurtheilen zu wollen“, meinte sie, „steht mir nicht zu. Eine Frage jedoch werden Sie mir gestatten. Wie kommt es, daß Sie — der große Künstler — Ihr wegwerfendes Lächeln bedaure ich, es führt mich nicht irre — Wie kommt es, daß Sie, der außerordentliche Künstler, nicht längst über Ruhm und Ehren und Reichthümer im vollsten Maße gebieten?“

Ein unsäglich bitterer Zug irrte über Rüdigers Antlitz.

„Gaben Sie nie Konzerte?“ fragte Ilonka verwundert und voller Theilnahme.

„Ein einziges — vor langen Jahren — und keins wieder!“ versetzte der Gefragte herbe.

Ilonka schüttelte den Kopf, als ob sie den Mann vor ihr nicht begriffe. Sie blickte ihn groß und fragend an.

Erst nach längerem Schweigen fuhr Rüdiger, wie wenn es ihm Mühe gekostet hätte, der freimüthigen Vertrauenswürdigkeit und Theilnahme Ilonkas zu entsprechen, sich plötzlich entschließend, fort: „Das eine entfremdete mich jemandem, der mir sehr theuer war, auf alle Zeiten. Sie begreifen, daß ich seitdem keine rechte Neigung ver-

Digitized by Google

spürte, vor Fremden und öffentlich von trüben und schmerzlichen Erinnerungen befallen zu werden."

Ilonka fröstelte bei dem Gedanken, welche Seelenqual dazu gehört haben müsse, das Gemüth des Mannes vor ihr so zu verbittern, wie jede Miene und jedes Wort desselben es ihrem forschenden Auge offenbarte. Es widerstrebte ihr jedoch durchaus, durch weitere Fragen aus ihm herauszupressen, was er freiwillig zu geben wenig geneigt schien.

Sie entschloß sich daher, das Gespräch absichtlich in gleichgiltigere Geleise zu führen.

„Sie sind Oesterreicher, nicht wahr?" fragte sie und fügte, ohne eine Antwort abzuwarten, obgleich ein Dialekt in Rüdigers Sprache kaum wahrnehmbar war, sogleich hinzu: „Ein Wiener?" — Habe ich recht?"

Wieder zögerte Rüdiger mit der Antwort. Endlich meinte er gleichgiltig, daß selbst Ilonka sein Mißtrauen entging:

„Sie irren doch, gnädige Frau! Ich stamme aus Böhmen."

„Ah, da kennen Sie jedenfalls mein liebes Prag?" fragte Ilonka lebhaft.

„Ich kenne Prag!" versetzte Rüdiger mit gezwungenem Lächeln. Er schien plötzlich von einer seltsamen Unruhe ergriffen und rückte ungeduldig in seinem Sessel hin und her.

„Da werden Sie am Ende gar meinen Vater gekannt haben, Herr Rüdiger", fuhr Ilonka lebhaft fort. „Sehen Sie dort!" Sie zeigte auf ein, ihnen zur Seite hängendes Porträt, von dem sie einen Vorhang fortgezogen hatte.

Rüdiger erhob sich und blickte auf.

Ilonka bemerkte nicht, daß er bestürzt zurückfuhr. Er verschlang das Bild mit weitgeöffneten Augen, schüttelte dann aber zweifelnd das Haupt und meinte eigenthümlich ruhig:

„Die Züge kommen mir allerdings durchaus bekannt vor. — Und doch weiß ich nicht, wo in meinem Gedächtniß ich suchen soll . . . ."

„Ich will Ihnen zu Hilfe kommen", unterbrach Ilonka ihn voller Genugthuung. „Mein Mädchenname ist Waransow. Mein seliger Vater, dessen wohlgelungenes Porträt dort seine unvergeßlichen Züge trefflich wiedergiebt, war Alexis Waransow."

Ilonka schaute wie in Erinnerungen verloren, zu dem Bilde auf — schwere Teppiche dämpften den Schritt — sonst hätte ihr unmöglich die niederschmetternde Wirkung ihrer Worte entgehen können.

Rüdiger war bei Nennung des Namens einen Schritt zurückgetaumelt und starrte mit leeren Blicken wie entgeistert auf Ilonka.

Mit ungeheurer Anstrengung nur schien es ihm zu gelingen, seine Fassung wieder zu erlangen. Er fuhr sich hastig über die gefurchte Stirn, wie um einen drückenden Schmerz zu scheuchen.

Als Ilonka sich ihm wieder zuwandte, fiel ihr nur seine unheimliche Blässe und der heisere Klang seiner Stimme auf, mit der er zögernd fragte:

„Waransow? — Derselbe Waransow, dessen . . . ."

Digitized by Google

„.... Dessen Stiftungen", fuhr Ilonka fort, als Rüdiger wie zerstreut stockte, „seinen Namen wohlbekannt gemacht haben."

„Seine Stiftungen sind mir unbekannt", versetzte dieser, ohne daß es ihm gelang, die Härte seiner Worte, welche Ilonka unangenehm berühren mußte, durch den Ton zu mildern. „Ich meinte, derselbe Waransow, in dessen Hände vor Jahren der Gesammtbesitz des Grafen Harras überging."

Es gelang ihm, kaum die ungeheure Spannung und Aufregung, die ihm die Brust einschnürte und die Stimme einpreßte, zu verbergen.

Ilonka blickte erstaunt zu ihm hin.

„Derselbe!" antwortete sie dann kurz.

Es zuckte seltsam über Rüdigers Gestalt, wie wenn er einen würgenden Schmerz empfinde und in aufflammender Leidenschaft aufspringen wollte. Sein Antlitz war fahl geworden. Unter den forschend auf ihm ruhenden Blicken Ilonkas aber bot er alles auf, eine mühsame Selbstbeherrschung zu erzwingen und eine ruhige Miene zur Schau zu stellen.

„Sie scheinen eigenthümlich bewegt!" meinte Ilonka gespannt. „Kannten Sie den Grafen?"

Rüdiger nickte zerstreut.

„Vielleicht auch seinen unglücklichen Sohn?" forschte Ilonka lebhaft weiter. „Er muß etwa von Ihrem Alter gewesen sein", setzte sie nach kurzem Nachdenken hinzu.

Ein seltsam verlorener Blick flammte über sie hin.

Dann sah er in eigenthümlicher Erregung zur Seite. Er schien zu überlegen, und nur schwer eine passende Antwort zu finden.

Ilonka wiederholte ihre Frage verwundert.

„Er war mein bester, mein einziger Freund, dieser Unglückliche", murmelte er jetzt vor sich hin. Eine leichte Röthe huschte ihm bei den Worten über Wangen und Stirn.

„Ah — das zu hören, ist für mich von hohem Interesse", entgegnete Ilonka lebhaft. „Sie würden mich außerordentlich verpflichten, wenn Sie mir näheres über sein Leben mittheilten, das ein so trauriges und zugleich grauenvolles Ende finden sollte."

„Ende? — Grauenvolles Ende?" wiederholte Rüdiger nach einer Weile stammelnd.

Mit unbeschreiblichem Ausdruck starrte er Ilonka an.

„Sie dürften sich am Ende doch irren!" drang es dann hastig über seine Lippen.

Ilonka schüttelte stumm und bewegt den Kopf.

„Er wäre gestorben, sagten Sie?" lenkte Rüdiger plötzlich ein, als ob er sich eines besseren besonnen hätte.

„Das wußten Sie nicht?" fragte Ilonka dagegen. „Er starb im tiefsten Elend vor schon fast siebzehn Jahren in Florenz."

„In Florenz?" stammelte Rüdiger.

Er schien verblüfft, dann plötzlich vom tiefstem Mitleid ergriffen. Eine unheimliche Spannung aber lagerte über seinem, wie sonnenleeren Antlitz und flackerte brennend in seinen weitgeöffneten Augen.

„Und doch wird er sein Elend zum Theil selbst verschuldet haben", begann Ilonka wieder. „Ich weiß aus sicherer Quelle, daß ihm nach

Digitized by Google

dem Ableben meines Vaters ein nicht unbedeutendes Kapital eingehändigt wurde."

Rüdiger stutzte.

„Wie können Sie das wissen?" kam es dann hart und unaufhaltsam über seine Lippen, während ein lauernder Argwohn plötzlich über seine Züge hinzuckte.

Ilonka mochte sich durch die schroffe Art des Mannes und seinen kränkenden Unglauben beleidigt fühlen. Sie richtete sich stolz auf und meinte gemessen:

„Wie ich das wissen kann, will ich Ihnen nicht verhehlen. Das kleine Vermögen, welches der junge Graf Harras in dem Glauben erhob, daß es aus dem Nachlaß seines Vaters stammte, war ein Geschenk von mir, weil das harte Schicksal desselben mich dauerte. Ich habe keinen Grund, Ihnen das zu verschweigen, zumal ich nicht anstehe, zu bekennen, daß ich bereut habe, einen, allen äußeren Anzeichen nach Unwürdigen, zu seinem Unheil gar vielleicht, unterstützt zu haben."

Rüdiger war während dieser Rede wie unter einzelnen malmenden Schlägen in sich zusammengebrochen.

Seine Lippen bewegten sich zuckend.

„Gräßlich! — Gräßlich!" murmelte er wie zerknirscht und tonlos. „Grausam! — Unerträglich!"

Ilonka war von dem sonderbaren Wesen ihres Gastes bestürzt und ergriffen zugleich.

„Sie haben Ihrem unglücklichen Jugendfreunde eine seltene Anhänglichkeit und Theilnahme bewahrt", lenkte sie nach einer längeren Weile mitleidig ein. „Sie hatten ihn wohl sehr lieb?"

Es war, als ob diese Worte Rüdiger allmählich wieder zur Besinnung gebracht hätten und zu dem Bewußtsein des Ortes und der Lage, in der er sich befand.

„Nicht so lieb, als Sie glauben mögen", stotterte er verwirrt. „Es ist mir jetzt, als ob er meine Theilnahme nie verdient hätte, wenn er ihrer auch nicht so unwürdig sein mochte, wie Sie denken. Aber", fuhr er, sich plötzlich gewaltsam aufraffend, fort, „ich bitte Sie dringend, mir zu erzählen, was Ihnen über die traurigen Schicksale des Unglücklichen bekannt geworden ist. Ihre Mittheilungen wären für mich von Wichtigkeit. Es wird mir schwer, mich mit der behaupteten Thatsache vom Ableben des Grafen Harras vertraut zu machen . . ."

„Ich bitte Sie", unterbrach ihn Ilonka, eine seltsame Unruhe kaum bemeisternd, „er liegt seit siebzehn Jahren auf dem Campo santo zu Florenz neben seiner Gattin zu ewiger Ruhe gebettet."

„Erzählen Sie! Ich bitte Sie!" lehnte Rüdiger den Widerspruch beinahe wieder fassungslos und mit wirrer Geberde ab.

Eine ungeheure Spannung malte sich in seinen Zügen.

„Ich schlage Ihnen vor", wich Ilonka noch zögernd aus, wie wenn sie überlegte, in welchem Umfange sie den begehrten Vertrauensbeweis darbringen und in wieweit sie den ehemaligen Freund des Vaters ihrer Libussa in ihre Geheimnisse überhaupt einweihen solle, zugleich jedoch der Verantwortung gegen Libussa wohlbewußt, die sie antrieb, dem seltsamen Fremden nach bestem Gewissen Rede zu stehen, „und es scheint mir förderlicher", fuhr sie entschlossen fort, „wenn Sie

Digitized by Google

mir zuvor die Hauptzüge aus dem Leben des unglücklichen Grafen, die der Katastrophe in Florenz vorausgingen, mittheilten, auf die ich nicht weniger gespannt bin, als Sie auf das Ende. Damit würden Sie auch das tragische Schlußkapitel — und weiter ist mir durchaus nichts bekannt — zu besserem Verständniß einleiten und die zwingenden Motive bloslegen und aufklären. Ich bin sogar entschlossen", fuhr Ilonka plötzlich bestimmt fort, „nur unter dieser Bedingung Ihnen meine diskreten Mittheilungen anzuvertrauen, die ich überhaupt nur preisgeben würde, weil in allernächster Zeit doch manches darüber — selbst gegen meinen Wunsch — in weitere Kreise dringen möchte."

Rüdiger verstand diese Anspielung nicht, begriff aber, daß er dem bedingenden Wunsche Ilonkas entsprechen müsse, um ihr Vertrauen zu gewinnen und sie zu Enthüllungen zu bestimmen, denen er mit namenloser Aufregung und Spannung entgegensah.

Plötzlich aber schien ein ungeheurer Gedanke alle seine Vorstellungen und Ueberlegungen zu durchdringen und sein ganzes Fühlen zu umgarnen.

Er hatte unwillkürlich scheu zur Seite geblickt.

Die Grotte war leer gewesen.

Er hatte vorhin ein Kopfschütteln und ein paar Zeichen, die Ilonka Xaver und Libussa gemacht, nicht bemerkt.

Er beugte sich vor, seine dunklen Augen blitzten, und zögernd fragte er Ilonka mit bebender Stimme:

„Was ist aus dem Kinde geworden? Wissen Sie es? — Eberhardine — lebt sie?"

Vergebens suchte er Aufklärung in Ilonkas Mienen.

„Sie ist todt!" murmelte er dumpf. „Ich dachte es längst!"

Ilonka antwortete nicht. Sie fühlte sich verwirrt durch das unerklärliche Wesen des Mannes, von den widersprechendsten Gedanken überstürmt, und hatte vor den flammenden Blicken Rüdigers, mit sich selbst unzufrieden, die Augen niedergeschlagen. Ihn anzusehen vermochte sie nicht. Es war ihr, als ob eine Gefahr für sie in der dämonischen und hinreißenden Leidenschaftlichkeit des Mannes versteckt schlummere.

Erst als Rüdiger seine Frage noch einmal wiederholte, versetzte sie abwehrend:

„Es ist gegen unser Abkommen. Nach Ihnen erst ist die Reihe an mir. Bitte, beginnen Sie."

Sie legte sich mit ausgeprägter Entschlossenheit in ihren Sessel zurück und blickte, als ob sie unweigerlich nur zu hören gesonnen sei, erwartungsvoll zu Rüdiger hin.

Dieser fuhr sich enttäuscht über die feuchte Stirn, stützte den Arm auf die Stuhllehne und bedeckte beide Augen mit der Rechten.

Nach einer langen Weile erst begann er, in der einmal eingenommenen Stellung verharrend, unzusammenhängend mit leiser Stimme:

„Der alte Graf Harras war ein harter und unpraktischer Herr, streng und adelstolz, sein Gemüth verbittert, seine Seele vergiftet durch unaufhaltsame Ueberschuldung seines Besitzes; Lebenslust und Wille vollends gebrochen, als er sich nach verfehlten, wie ich glaube, durch den Einfluß eines einzigen Geldmannes zu Schanden

gewordenen Spekulationen, die sein Sohn ihm angerathen, durch Ihren Vater aus allem, was er besaß, verdrängt sah. Nie konnte der Verarmte es verwinden, daß sein Sohn sich gezwungen sah, ihn und sich selbst durch seiner Hände Arbeit zu ernähren. Dieser, von ihm als eine einzige ungeheure Demüthigung empfundene Zustand währte jedoch nur kurze Zeit. Er starb, gebrochen an Leib und Seele, etwa ein Jahr nach dem Verluste seiner Güter. Der junge Graf Harras war als schlichter Musikant — wie ich es war — nach Italien gegangen, um seine leidenschaftlich verehrte Kunst, die er seither zu seinem Vergnügen in dem musikliebenden Prag ausgeübt, als Broderwerb zu betreiben. In dem Orchester des Teatro Malibran hatte er einen bescheidenen Platz gefunden."

„Das ist in Venedig! Ich erinnere mich!" unterbrach Ilonka den Erzähler gespannt. „Dort lernten Sie ihn kennen?"

„Ich kannte ihn seit seiner Kindheit", versetzte Rüdiger, ohne aufzublicken und fuhr gleich darauf bewegter fort:

„An dieser Bühne sah er das Mädchen, das sein Verhängniß werden sollte, eine Waise von niederer Herkunft, aber eine blendende und echt venetianische Schönheit. Daß sie kein Herz besaß, erfuhr der Unglückliche leider zu spät. Sie war Chorsängerin, die im Sommer der kleinen Lidobühne und einer jener Gondelsängergesellschaften des Canal grande angehörte, welche ihre Serenata vor den Hôtels vom Sandwirth bis zum Ponte Rialto zu bestimmten Zeiten abzuhalten hatten, und im Winter am Teatro Malibran Beschäftigung fand. Er war eine stattliche Erscheinung, jung, leidenschaftlich, ein Idealist, sie leicht entzündet, schön und von unsagbarer Grazie. Sie fanden sich bald und waren alsbald überzeugt, sich zu lieben und für alle Ewigkeit einander anzugehören."

Rüdiger lachte leise, aber unsäglich bitter auf.

„Kein Tag verging", begann er nach einer Weile wieder, „daß er seine Schritte nicht voller sehnsüchtiger Ungeduld nach der Piazza San Luca gelenkt hätte, wo sie bei armen Leuten ein bescheidenes Kämmerchen bewohnte, und es bereitete ihm eine immer neue Freude, in eifrigem Bemühen die klaffenden Lücken in der Bildung seiner Metella — so hieß sie — auszufüllen, was ihm bei ihrem Talent wunderbar schnell gelang. Der Narr mußte die Geliebte doch zu seiner Gattin erziehen! Früher, als er vielleicht beabsichtigt haben mochte, fühlte er sich veranlaßt, seine Verbindung durch den Segen der Kirche weihen zu lassen, was keine Schwierigkeiten bot, zumal er im Besitze aller erforderlichen Papiere war. Daß er diesen Schritt seinem dem Grabe stumpf und gebrochen zuwankenden Vater verheimlichte — weitere Verwandte besaß er nicht — werden Sie am Ende begreiflich finden. Lassen Sie mich kurz sein. Zwei Jahre fast lebten sie, trotz kärglichen Einkommens, in eitel Glück und Freude. Eine Tochter war ihnen geboren, die in der Taufe den Namen Eberhardine erhielt. Der Tag ihrer Geburt war für den Vater jedoch zugleich ein Tag der Trauer gewesen, denn er erhielt an demselben die Nachricht, daß der alte Graf seine müden Augen für immer geschlossen hatte. Die junge Mutter hatte natürlich längst die Bühnenlaufbahn aufgegeben. Der Beruf und das Streben des Mannes,

Digitized by Google

emporzukommen, um seinem Weibe mehr bieten zu können, als er in seiner bescheidenen Lage vermochte, zwang ihn, fast den ganzen Tag außer dem Hause zu verbringen. Er ahnte nicht die seltsame Sehnsucht, mit der sie trotz Gatten- und Mutterpflichten heimlich ihresgleichen von ehedem beneidete, leichtsinnige Menschenkinder, von denen sie wußte, daß sie sich keinen Genuß zu versagen brauchten, sich jede Extravaganz gestatteten, große Summen vergeudeten und in billigen Triumphen schwelgten; der Unselige ahnte nicht, wie bitter sie empfinden mochte, daß ihr Gatte nicht die Mittel besaß, ihr Ersatz durch ähnliche verlockende Lebensgenüsse zu verschaffen, selbst wenn er es gewollt hätte. Da mochte die Nachricht, daß Herr Alexis Waransow das Zeitliche gesegnet und der verstorbene Graf die Verfügung getroffen hatte, nach dessen Ableben dem Sohne ein nicht unbedeutendes Vermächtniß auszahlen zu lassen, wie ein Sonnenstrahl in ihre dunkle Existenz gefallen sein. Er reiste mit seinen letzten Ersparnissen sofort in seine Vaterstadt und erhob die Summe, ohne in seiner hastigen Freude viel zu grübeln und zu forschen über die besonderen Umstände, unter denen sie ihm anheimgefallen. Hätte er damals gewußt", fuhr Rüdiger mit unendlicher Bitterkeit und in bebenden Lauten fort, „daß es ein Almosen war, welches Sie — Freifrau von Tauwitz — die Tochter des Mannes, dem halbverschollenen Bettler mitleidig hinwarfen, dessen Vater jenen all' sein Unglück verdankte — oder doch zuschrieb: Er wäre eher verhungert — soweit ich ihn kenne — ehe er seine Hand nach einem Kreuzer des Geldes gerührt hätte."

Es schien, als ob Ilonka, deren Antlitz plötzlich eine jähe Blässe bedeckt hatte, ihn unterbrechen wollte. Sie bezwang sich indessen, die zuckenden Lippen fest aufeinander pressend.

„An dem Gelde", fuhr Rüdiger leiser fort, „schien denn auch ein Fluch zu haften. Um es kurz zu sagen, war dasselbe lange vor Ablauf des zweiten Ehejahres bis auf einen kleineren Theil verausgabt, vergeudet, einer elenden Genußsucht, der der verblendete Gatte nicht zu steuern wußte, geopfert. Es mochte zwischen den beiden wohl zu stürmischen Auftritten gekommen sein, in denen sich das wahre Gesicht des Weibes in immer grellerem und erschreckenderem Lichte offenbarte. Als der Gatte eines Tages von einer Reise nach Triest, wo er eine Konzertmeisterstelle zu finden gehofft, heimkehrte, fand er sein Nest leer. Weib und Kind waren verschwunden. Niemand wußte wohin! Die Spuren der geflüchteten — ein entführender Galan, dessen Vorspiegelungen die Bethörte erlegen sein mußte, fehlte natürlich nicht — wiesen mit Sicherheit nach Mailand. Der kurze Rausch einer verwirrten Liebe, einer unverstandenen Ehe hatte sein furchtbares Ende gefunden. Ehe der verlassene Gatte die Spur der Treulosen aufnehmen konnte, verfiel er einem heftigen Nervenfieber, das ihn fünf Monate lang hilflos niederwarf. Alle Mühe, alle Reisen, welchen der Genesene sich mit Einsetzung der äußersten Mittel zu wiederholten Malen unterzog, zum mindesten das Kind wieder aufzufinden und zu retten, waren vergebens. Die Spuren von Mailand führten nach Genua, von dort nach Rom und erlosch in dem Sodom und Gomorrah von Neapel. Es mag sein, daß der Unselige dem fratzenhaften Gaukelspiel einer falschen Fährte nachgejagt.

Digitized by Google

Ich weiß nicht, daß er die Seinen je wiederfand", schloß Rüdiger mit eigenthümlicher Betonung. „Aber er wird gestorben sein. Er muß gestorben sein — in Gram und Verzweiflung, zerknirscht und namenlos gedemüthigt."

Eine lange Pause war eingetreten.

Ilonka war tief erschüttert und fühlte zugleich ein seltsames Mitleid für den Erzähler in ihrer Seele aufkeimen.

Sie bedurfte einer langen Sammlung und eines energischen Aufraffens, um der wiederholten, wenn auch stummen Aufforderung Rüdigers nachzukommen, und nun auch ihrerseits zu berichten, was ihr über das letzte Schicksal der Unglückseligen bekannt war.

Sie ging davon aus, daß sie an dem, durch Zeugen und Dokumente bewiesenen Tod des Grafen Harras durchaus festhalte, wiederholte ausführlicher, was sie am Vormittage in großen Zügen Xaver anvertraut hatte und schloß damit, daß sie jeden Zweifel für ausgeschlossen erachte über die Identität der Eltern, die sich in Florenz doch endlich wiedergefunden haben mußten.

„Sogar die Papiere des Grafen wurden im Besitze der Unseligen gefunden", erklärte sie Rüdiger. „Wen die Schuld des letzten, ungeheuren Vergehens trifft", meinte sie zuletzt mit zaghafter Stimme, „das je aufzuhellen, wird keinem Sterblichen wohl mehr gelingen. Am wahrscheinlichsten ist mir, daß die Mutter — von Reue gequält und in Selbstanklage gebrochen, vielleicht wirren Geistes und mit umnachteten Sinnen, zuerst Hand an sich selbst legte und daß ihr der verzweifelte Mann freiwillig in einen willkommenen Tod folgte."

Rüdiger, der ihr mit ungeheurer Spannung gelauscht, hatte sie doch mit keinem Worte unterbrochen.

In seinen Zügen spiegelten sich Gewißheit und Zweifel, Enttäuschung und Erwartung in unverhehltem Widerspruch.

„Das Kind lebt also?" stieß er plötzlich erregt aus. „Eberhardine! — Sagen Sie endlich, was aus ihr geworden ist."

„Ich habe mich des Mädchens angenommen", versetzte Ilonka einfach. „Ich habe es an Stelle meines verlorenen Töchterchens Libussa genannt, und bin ihr eine mütterliche Freundin gewesen, so gut ich es vermochte."

Rüdiger starrte sie sprachlos und wie niedergeschmettert an.

„Das hätten Sie gethan?" stammelte er dann mit gebrochener Stimme. „Gott im Himmel! — Gott im Himmel!"

Erschrocken vor den Thränen der Rührung, deren Emporringen er spürte, sprang er plötzlich auf.

„Wo ist sie?" flüsterte er mit erstickter Stimme. „Ich möchte sie sehen!"

„Dort!" versetzte Ilonka befremdet und beunruhigt zugleich, auf Libussa deutend, die soeben wieder an Xavers Seite im Wintergarten sichtbar wurde. „Aber beherrschen Sie sich! — Libussa weiß über ihren Vater bisher nichts!"

Sie sah ihn dabei mit seltsamen, forschenden Blicken an, als ob sie nach besonderen Gründen suche für das befremdliche, aus seiner Freundschaft mit dem verstorbenen Grafen allein kaum erklärliche Interesse, das er dessen Kinde zuwandte, und ohne durch die Ueber-

Digitized by Google

legung, daß die meisten Künstler ein, durch übertriebene Aeußerungen ihrer Affekte charakterisirtes Benehmen an sich zu haben pflegen und nicht mit gewöhnlichem Maßstab gemessen werden dürften, zur Genüge befriedigt zu sein.

Rüdiger rang nach Fassung.

Mit feuchten Blicken und in einer Spannung, die ihm den Athem raubte, sah er Libussa entgegen.

V.

„Sie sind zerstreut, mein lieber Freund“, rügte Ilonka, indem sie Xaver, der ihr gegenübersaß, lächelnd mit dem Finger drohte. „Ich sprach von Menschen, deren Körper früher altert, als das Herz — und nicht umgekehrt!“

„Verzeihung, Schwägerin“, fiel Xaver lachend ein, ich hatte mir eingebildet, Sie sprächen von unserm seltsamen Frank Rüdiger, der gestern nach der Begegnung mit Ihrer — Tochter so schnell verschwand! Ich war wirklich zerstreut, und will Ihnen nur gestehen, daß ich guten Grund dazu habe.“

Die hereinbrechende Abenddämmerung, deren erste Schatten das an sich schon zwielichtige Boudoir Ilonkas durchhuschten, hatten ihm deren Erröthen verhüllt.

Auch schien Xaver, der sich den ganzen Tag über nicht in der Villa hatte sehen lassen, in ungewöhnlichem Grade mit sich selbst beschäftigt zu sein. Er hatte nur bemerkt, wie Ilonka sich leicht übers Haar strich und wie von ungefähr aufhorchend zur Seite blickte.

„Da hätten Sie endlich einmal einen guten Grund, nicht bei der Sache zu sein“, versetzte sie ruhig. „Lassen Sie hören!“

„Wie habe ich mir den ganzen Tag um einen glaubwürdigen Vorwand den Kopf zerbrochen“, meinte Xaver mit einer komischen Aufrichtigkeit in seinen wetterharten Mienen, „wie habe ich mein armes Gehirn zermartert, um einmal eklatant unaufrichtig gegen meine mütterliche Freundin sein zu können.“ Er schielte hinterlistig zu Ilonka hinüber. „Alles vergebens!“

„Ei, ei!“ unterbrach diese ihn lächelnd, „das sind ja recht hübsche Bekenntnisse!“

„Ich habe wieder eingesehen“, fuhr er mit Pathos fort, „welche Riesenmacht doch die Wahrheit für einen wahrhaftigen Menschen bedeutet. Ich bin wirklich um den allergeringsten Vorwand verlegen, beste Schwägerin, und erkläre Ihnen daher kurz und bündig, daß es mir leider unmöglich ist, in der Angelegenheit, welche die Adoption Ihrer Schutzbefohlenen betrifft, die vorbereitenden Schritte zu thun! So, nun ist es heraus!“

Er athmete anscheinend tief auf, legte sich in seinen Sessel zurück, schlug ein Bein über das andere und begann seine Daumen in kreisende Bewegungen zu versetzen.

„Was sagen Sie dazu?“ fragte er nach einer Weile doch etwas beklommen, als Ilonka erstaunt schwieg.

„Ich warte nur noch auf Ihren guten Grund“, erklärte sie dann ruhig.

„Ja so, richtig!“ that Xaver erstaunt, „der Grund! Das ist es

Digitized by Google

eben, was nicht so leicht zu entwickeln ist. Das heißt, imgrunde ist mein Grund ein ungeheuer einfacher!"

„Dann endlich heraus damit, Herr Schwager!"

Xaver schwieg eine lange Weile, und sah mit lebhaftestem Interesse dem Spiele seiner Finger zu.

Plötzlich aber richtete er sich entschlossen auf.

„Ich habe nämlich die Absicht", platzte er endlich heraus, „Libussa zu heiraten!"

Ilonka sah ihn verblüfft an.

„So", fuhr er eifrig fort. „Nun ist auch das heraus. Ein stichhaltiger Grund. Das werden Sie mir zugeben. Denn Sie begreifen, daß ich von dieser Absicht eingenommen — durchaus und von ganzem Herzen eingenommen — mich nicht in ein falsches Licht, oder gelinder gesagt, zum mindesten nicht in eine etwas eigenthümliche — sagen wir Förderstelle — um nach Bergmannsart zu reden — rücken darf, insofern nämlich — ja, insofern, als ich doch unter keinen Umständen, aus keinerlei Rücksichten einen Schritt fördern kann, der Libussa in durchaus andere Verhältnisse zu versetzen bestimmt ist — Sie verstehen mich", verwirrte er sich, „ohne daß sich Ihre Millionen auch nur mit einer Silbe zu berühren brauche . . ."

Er lächelte sich über diese Begriffsverwirrung verlegen hinweg.

„Sie verstehen also, daß ich auch den geringsten Anschein zu vermeiden habe, als ob Ihre, sozusagen *kindesstattliche* Absicht meine Entschließungen irgendwie zu beeinflussen geeignet wäre. Offen gestanden, fuhr er in unaufhörlichem Redestrome fort, wie wenn er jedes Schweigen fürchte und sich durch die Freiheit der Zunge über die Befangenheit des Herzens hinweg heben müsse, „offen gestanden habe ich eigentlich nie ans Heiraten gedacht, wenn aber — so hätte es ein durch und durch mittelloses Mädchen sein sollen. Diesen Egoismus habe ich immer hoch gehalten. Das Licht meines Lebens — um diese Phrase zu gebrauchen — sollte nur durch mich allein gespeist werden und durch mich allein leuchten und wärmen. Und eine Geldheirat habe ich immer für eine schlechte Kapitalanlage gehalten, wie mir auch die Spekulation auf die Hand eines andern, auf die gefüllte nämlich, von jeher in der Seele zuwider war. Und doch bin ich längst kein Idealist mehr, sondern ein recht praktischer Realist geworden, und finde es zum Beispiel längst begreiflich, daß man in Babylon ehedem bei der Versteigerung der Mädchen die Häßlichen mit dem Gelde ausstattete, das aus dem Verkauf der Schönen gelöst wurde — weiß aber auch, daß die Schönheit des Weibes eine Macht — vielleicht sogar eine Tugend ist, die eines Gleichgewichts bedarf, das am ehesten in der überlegenen Kraft und dem Vermögen des Mannes bestehen sollte. Ich liebe Libussa. Es überkam mich sehr plötzlich. Ich war aber seit jeher schnell von Entschluß. Und ich sagte mir sogleich, daß mir ein solches Mädchen zum zweiten Male nicht begegnen dürfte. Libussa ist wie geschaffen für mich, wie für mich von einer zärtlichen Vorsehung aufgespart. Verlassen Sie sich darauf! Und eine Liebesehe ist dann kein Diebstahl am Roman, der sich nur zu oft rächt; die Liebe in der Ehe nur dann kein Sommernachtstraum, sobald die Ehe als eine Verkörperung der Gerechtigkeit, als eine unlösbare Ver-

Digitized by Google

einigung betrachtet wird, wie die der Form und des Stoffes, deren Trennung die Zerstörung beider enthält."

Er athmete erleichtert auf.

Ein tiefer Seufzer hatte seine Rede geschlossen.

„Sie schweigen ja noch immer!" stöhnte er nach einer Pause in komischer Verzweiflung. „Sie erkennen es am Ende nicht einmal an, daß es das Loos der Mütter ist, Schwiegersöhne zu bestätigen. Sie fragen sich am Ende im stillen, welche Verdienste oder Thaten mich berechtigen, die Hand nach Ihrem Liebsten auszustrecken. Nun gut! Es fällt mir etwas ein! Kein Karamanier durfte heiraten, bevor er einen Feind getödtet hatte. Geben Sie mir einen Feind!"

„Ich habe keine Feinde!" begann Ilonka lächelnd. „Ich habe mich auch nicht im stillen gefragt, was Sie berechtigt, die Hand nach meinem Liebsten auszustrecken. Ich begreife auch die kindesstattlichen Rücksichten, die Sie mit so außerordentlichem Zartgefühl meinen Millionen gegenüber an den Tag legen, vollkommen . . ."

„Hm!" machte Xaver leise.

„Sie haben auch", fuhr Ilonka lächelnd fort, „durch Ihre recht interessanten, wenn auch etwas akademischen Entwickelungen über die Liebe und die Ehe vollauf erreicht, was Sie vielleicht beabsichtigten, nämlich meine anfängliche bodenlose Ueberraschung über die Entschlossenheit Ihres sturmschrittartigen Vorgehens in ein sanftes Staunen überzuführen. Ich sehe vollkommen ein, daß ich heute früh aus einer Unmenge vergilbter Dokumente und Papiere jenes Packet dort, das auch meine Vollmacht enthält, vergebens für Sie zurechtgelegt habe. Ich will sogar Ihre Berechtigung, sich um die Hand meiner Libussa zu bewerben, stillschweigend anerkennen . . ."

„Das ist sehr gütig von Ihnen, liebste Schwägerin", unterbrach Xaver sie stürmisch, „außerordentlich liebenswürdig!"

„Ich möchte nur fragen, erstens, ob Sie das jugendliche Alter Libussas nicht zurückschreckt . . ."

„Im Gegentheil!" versicherte Xaver feurig.

„Zweitens", fuhr Ilonka sehr ruhig fort, „unter der entscheidenden Voraussetzung, daß wahre Liebe Sie beseelt, ob Sie denn überzeugt sind oder auch nur die Vermuthung hegen, daß Libussa Ihre Gefühle theilen würde . . ."

„Hege ich!" fiel Xaver ein.

„Ein Kind von Herzen, Herr Schwager, das nicht weiß, daß — um mich Ihrer Bildersprache zu bedienen — die Ehe einer belagerten Stadt gleicht, daß die nämlich, welche sich draußen befinden, hineinmöchten, die aber, welche darin sind, heraus möchten!"

„Ein treffliches Bild — aber nur für Eheleute!" lachte Xaver.

„Uebrigens", fuhr Ilonka fort, „darf ich Ihnen jetzt zwei Thatsachen nicht verhehlen. Einmal müssen Sie wissen, daß ich — durch verschiedene Beweggründe gedrängt — auch durch Sie selbst — heute, kurz bevor Sie kamen, Libussa in ihre ganze Vergangenheit nach bestem Wissen und Gewissen eingeweiht habe, und ferner, daß kaum vor einer halben Stunde Herr von Treubein bei mir war . . ."

„Schon wieder?" stöhnte Xaver entsetzt.

Digitized by Google

„. . . und zwar in einer sehr ernsten Angelegenheit. Um es kurz zu sagen: Er hielt bei mir um die Hand Libussas an."

Nun war es an Xaver, einer bodenlosen Verblüffung zu verfallen.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Schwägerin", stieß er endlich lachend aus, „wenn ich Sie anstarre — wie das neue Thor. Es ist zu komisch! Der . . . ! Was sagten Sie denn dazu? — Was sagen Sie denn überhaupt zu dem ganzen Menschen?"

„Ich habe nichts, gar nichts hinzuzufügen!" meinte Ilonka feierlich. „Es ist auch unnöthig. Denn alles, was er ist, sehen Sie ihm an, alles!"

„Er läßt jedenfalls bei dem ersten Schneider arbeiten", ergänzte Xaver ernst. „Aber sagen Sie mir um Gottes willen, wer denn den Herrn in Ihr Haus einführte?"

„Er sich selbst!" erläuterte Ilonka. „Er hatte mir gelegentlich am Bahnhof vor Monaten eine kleine Gefälligkeit erwiesen und diese ward sein Passepartout. Er führte sich selbst ein. Er stellte sich selbst vor . . ."

„Donnerwetter!" platzte Xaver heraus.

„Wenn er nun gar einer jener Hochstapler . . . . Doch nein", fiel er sich selbst in die Rede, „es ist einfach unmöglich. Er ist zu dumm!"

„Um auf ernstere Dinge zurückzukommen", meinte Ilonka kurz abbrechend, „so ist es klar, daß Sie mit diesen Thatsachen zu rechnen haben. Ich lasse übrigens Libussa durchaus freie Hand", schloß sie mit ironischem Lächeln, „und werde sie mit keinem Worte zu beeinflussen suchen. Ihre Wahl falle nun, auf wen sie wolle."

„Das ist mir das Allerliebste!" versicherte Xaver.

„Und mir wäre fast das Liebste, sie schlüge jeden Freier vorläufig aus", fuhr Ilonka lächelnd, aber mit wehmüthigem Lächeln fort, „denn wenn ich bedenke, was aus mir werden soll, wenn Libussa mich verließe . . ."

„Oho!" unterbrach Xaver sie lustig. „Das werde ich mir gründlich überlegen. Jedenfalls würde ich eine solche Schwiegermama auf Händen tragen, obgleich ich im allgemeinen gewisse Antipathien begreiflich finde!"

Xavers froher Laune, in der er sich auf kurze Zeit von Ilonka verabschiedete, um — wie er sagte — eine Ueberraschung für den Abend vorzubereiten, sollte eine unverhoffte Störung beschieden sein.

Er hatte eine jener italienischen, aus wenigen Personen bestehenden Sängergesellschaften zu bestellen im Sinne, die zahlreich während der Saison in Luzern den Fremden ihre Künste zur Verfügung stellen, und schlenderte, nachdem er durch den Wintergarten den Ausgang ins Freie genommen, vor sich hinsummend, den dämmerigen Gartenpfad entlang, der dicht unter den Fenstern der Villa in großen Windungen der Straße zuführte.

Er so wenig wie Ilonka wußten, daß seit einer geraumen Weile bereits Rüdiger im Hause verweilte; sie konnten nicht ahnen, daß derselbe Leben und Sterben von dieser Zusammenkunft mit Libussa abhängig zu machen sich vorgesetzt.

Digitized by Google

Wohl hatte es nahe gelegen für Ilonka, zu errathen, daß sie in dem Manne, dessen seltsames Benehmen sie befremdet und in hohem Grade beunruhigt hatte, den längst verstorben gewähnten Vater Libussas zu erkennen haben müßte, der sich aus seinem vollen Namen eines Eberhard Frank Rüdiger Graf Harras seit seines ersten Aufenthaltes in Italien dem adelsstolzen Vater zu Liebe und aus eigenem Stolz mit jenen zwei Vornamen begnügt hatte. Die Beweise für das Ableben desselben waren ihr jedoch als so unumstößlich sicher erschienen, und sie hatte sich um so fester an sie angeklammert, als Zweifel an denselben ihre, in Liebe gezeitigten Ansprüche auf den Besitz Libussas erschüttert hätten, daß sie — wenn überhaupt dieser phantastische Argwohn in ihrer Seele aufgedämmert sein mochte — denselben vielleicht unbewußt im Keime unterdrückt hatte.

Bei der gestrigen Begegnung mit Libussa, die nur von kurzer Dauer gewesen war, hatte Rüdiger eine bewundernswürdige Selbstbeherrschung an den Tag gelegt. Er hatte sich über gleichgiltige Dinge, über musikalische Bildung, über seine Vorliebe für das Orgelspiel auszusprechen gehabt, die ihn öfters antriebe, mit ansässigen Organisten in Beziehung zu treten, um sie hin und wieder in ihrer Thätigkeit abzulösen; man hatte Unterrichtsstunden verabredet: Eine eigentliche Unterhaltung war bei der Benommenheit Rüdigers, bei der fast kalten Zurückhaltung Libussas und Xavers und dem nachdenklichen Wesen Ilonkas indessen nicht aufgekommen und man hatte daher der Begegnung ein schnelles Ende gesetzt.

Rüdiger hatte sich, nachdem er sich verabschiedet, wie aus qualvollstem Banne erlöst gefühlt.

Als er ins Freie getreten war, wäre er unter der plötzlich ihn wieder überstürmenden Last der jüngsten Erinnerungen fast in sich zusammengebrochen, und er hatte laut aufgeschluchzt.

Zerknirscht, zu Boden geschmettert, namenlos gedemüthigt hatte ihn alles, was er durch Ilonka zu seiner Schmach erfahren, und selbst das Bewußtsein, sein längst als verloren beweintes Kind durch wunderbare Fügung wiedergefunden zu haben, war ihm nur eine erschütternde und betäubende Demüthigung mehr gewesen, da es wie ein malmender Donner durch seine Seele hallte, daß Libussa ihm im Augenblicke, da er sie wiederfand, doppelt und tausendfach verloren wäre.

Die undurchdringlichen Schleier, die für ihn, trotz aller seiner Mühen, sie zu zerreißen, ein halbes Menschenalter auf seinen Geheimnissen geruht, deren verzehrende Zweifel wie ein schleichendes Gift unaufhörlich an seiner Seele genagt hatten, und deren dumpfe Schwere in langsam um sich greifender Vernichtung ihm fast das Herz abgedrückt hatte, waren durch Ilonka zu furchtbarer Klarheit gelüftet worden. Und damit nicht genug, hatte sie ihm — unwissend zu wem sie sprach — eine Enthüllung gemacht, die ihm sein Leben, das er längst als ein werthloses und verfehltes beklagt hatte, vollends verbittert, verächtlich und unerträglich gemacht hatte. Wie einzelne, malmende Schläge hatten ihn Wort für Wort jener Enthüllung getroffen, die ihn schrecklich aufgeklärt und ihm verrathen hatten, daß er ein Bettler gewesen seit des Vaters Tode, daß er sein Weib mit fremdem Gelde,

Digitized by Google

das ihm zum Fluche geworden, in Geistesnacht und Tod getrieben, daß es ein, dem Bettler hingeworfenes Almosen gewesen, von dessen Rest er seither sein Dasein gefristet und ein Almosen dazu, das aus dem Vermögen jenes Geldmannes stammte, der seinen Vater einst um Hab und Gut gebracht hatte.

„Er wird gestorben sein! — Er muß gestorben sein — in Gram und Verzweiflung, zerknirscht und namenlos gedemüthigt!"

Diese, seine eigenen Worte, mit denen er seine vorsichtigen Bekenntnisse Ilonka gegenüber beschlossen hatte, waren mit immer grellerem Lichte in seiner Seele aufgestiegen; denn er war entschlossen gewesen, sein Leben als fernerhin unertragbar freiwillig aufzugeben in dem Augenblicke, als er sich sagte, daß er sich selbst verachte. Er war entschlossen gewesen, dieses Opfer seinem Kinde zum Heile darzubringen.

Wie furchtbar hatte ihm ein höhnendes Schicksal zugesetzt.

Im Hause der Tochter jenes Mannes, der seinen Vater einem frühen Grabe zugewiesen und sein väterliches Erbe mit unbarmherziger Hand an sich gerissen, sollte er sein Kind wiederfinden. Und er mußte es als die qualvollste Demüthigung seines Lebens empfinden, daß jene Frau es gerade gewesen, die mit mildem Herzen sein Kind mit Wohlthaten überhäuft, sie erzogen und herangebildet hatte zu dem herrlichen Geschöpf, als welches er die verloren Gewähnte wiedergefunden hatte — daß ihn für jenes Weib gerade, das zu hassen ihn zur Befriedigung gereicht hätte, eine seltsame Theilnahme überschlichen, daß der grenzenlose Dank, den er Ilonka schuldete, ihn in einen Zwiespalt mit sich selbst gebracht, dem er seine Kraft unterliegen sah.

Erst als er in seiner Wohnung zu ruhigerer Ueberlegung gekommen, hatte er jener Elenden wieder gedacht, jener Metella Cardini, der unglückseligen Mutter seines Kindes, die bethört und verblendet von Verbrechen zu Verbrechen geschritten, denen nur die barmherzige Annahme einer unberechenbaren Geisteszerrüttung ihren grausamen Stachel nehmen konnte. Es war ihm furchtbar klar geworden, daß jener ehrlose, ihm unbekannte Entführer seines verstorbenen Weibes, ohne Zweifel irgend einer jener heimatlosen Abenteurer, wie sie die Dogenstadt in Ueberfluß aufweist, sich seiner damals vermißte Papiere und Baarmittel bemächtigt, unter seinem Namen in Florenz jene kurze Frist hindurch gelebt haben mußte, und endlich sogar neben seinem Weibe als deren rechtmäßiger Gatte und Vater seines Kindes zur Erde bestattet worden war. Es war ihm furchtbar klar geworden, daß er damals den flüchtigen auf einer falschen Fährte nachgejagt, und seine wiederholten Nachforschungen und Aufrufe, denen — wie er geglaubt, jene noch lebend gewähnte Metella Cardini sich absichtlich entzogen, immer wieder am falschen Orte ins Werk gesetzt hatte.

Erst aber, als er sich nach einem aufblitzenden Gedanken in schlafloser Nacht langsam zu dem Entschlusse durchgerungen, sein Kind zu prüfen, ob es das Opfer seiner Entsagung und seines Lebens werth und würdig sei und nur in diesem Falle Abschied von demselben zu nehmen für alle Zeit, schien sein aufs tiefste erregte Gemüth einer wahren Sammlung wieder fähig geworden zu sein und ein mildthätiger Schlaf hatte, nachdem er einem seltsamen Zustand entsagungs-

Digitized by Google

freudigen Hinbrütens verfallen war, seine Sinne bis tief in den Tag hinein gefangen gehalten. — — —

Er hatte die Dämmerung abgewartet, ehe er sich zur Tauwitzschen Villa auf den Weg gemacht, und es dort so einzurichten gewußt, daß er Libussa in ihrem Zimmer allein antraf, zur selben Zeit, da Ilonka und Xaver in eifrigem Gespräch miteinander begriffen waren.

Dadurch sowohl, daß Libussa — nachdem sie eine momentane Ueberraschung über das späte Erscheinen Rüdigers schnell überwunden hatte — ihn alsbald nach seinem Eintreten in herzlicher Weise als einen Freund ihres Vaters begrüßt, von dem sie viel Gutes gehört, wie auch durch einen direkten Hinweis ihrerseits, hatte er eingesehen, daß Ilonka sie bereits mit ihrer Vergangenheit vertraut gemacht haben mußte.

Es überschlich ihn, als er dem verlegen dreinschauenden Mädchen nach der ersten Pause, die eingetreten war, stumm gegenüberstand, eine so weiche Stimmung, daß er sich kaum zu beherrschen vermochte, daß er einer fast übermenschlichen Anstrengung bedurfte, um sich nicht zu verrathen.

Ein würgender Schmerz stieg in ihm auf.

Er verschlang die entzückende Erscheinung seines Kindes mit großen Augen, als ob er sich das anmuthige Bild desselben fest einprägen wollte.

Der schimmernde Reiz jugendlicher Schönheit überwältigte ihn allmählich, daß er es wie Glück und Frieden in seine Brust einziehen fühlte.

Für den Reichthum und Glanz, der sie umgab, und der so erschreckend von dem, was er ihr hätte bieten können, sich abhob, hatte der Herzenseinsame nur ein flüchtiges, wehmüthiges Lächeln.

Er blieb stumm, absichtlich, um noch einmal das seelenvolle Aufleuchten der dunklen, süß verschleierten Mädchenaugen, noch einmal die entzückende Anmuth der vollen, trotzigen Lippen zu erhaschen; er nöthigte sie wie unabsichtlich, ihre Stellung und Haltung Schritt um Schritt zu verändern, um sich satt zu sehen an der Grazie der jugendfrischen und lieblichen Gestalt.

Erst als Libussa sich langsam in einen Sessel niederließ und ihn verlegen nöthigte, in ihrer Nähe Platz zu nehmen, erwachte er wie aus traumhaftem Befangensein.

An vorhergegangenes anknüpfend, meinte er freundlich: „Sie haben Frau von Tauwitz zu meiner Freude wie eine zweite Mutter lieben gelernt. Sie würden sich wohl nur schwer entschließen können, sie jemals zu verlassen oder aus Ihrer Nähe zu missen."

Libussa sah ihn groß an.

„Ich wüßte nichts", entgegnete sie dann einfach, „was mich je bewegen könnte, die edelste Treue des Herzens mit Undank zu lohnen."

„Denken Sie sich einmal", forschte Rüdiger mit gesenktem Blick und leise zitternder Stimme, „es läge ein erschütternder Irrthum vor, Ihr Vater wäre noch am Leben, so bettelarm wie nur je vorher — er käme, um seine Ansprüche auf Ihr Herz geltend zu machen, vielleicht strenge Pflichtenerfüllung heischend, er käme, Sie aus Reichthum und Glanz in alle Wirren und Schrecknisse einer drückenden Armuth

Digitized by Google

zurückzufordern, in dem Bestreben aber, für Sie zu arbeiten — zu arbeiten — mit aller Kraft, die ihm zu Gebote steht, nur um Sie so glücklich zu machen, wie er könnte. Würden Sie ihm folgen? — Er würde Sie vielleicht nicht zwingen wollen. Nichts triebe Sie, ein Leben voll Entbehrungen einzutauschen."

Er hörte die tiefen Athemzüge seines Kindes, sah aber nicht die wunderlich großen Augen, mit denen Libussa ihn anstarrte. Es mochte sie verwirren, mit einem Fremden so vertraulich von einem Manne sprechen zu hören, der ihr Vater sein sollte, den sie aber, wie die Mutter, nie gekannt, zumal die Enthüllungen ihrer Vergangenheit, die Ilonka — soweit es ihr mit Rücksicht auf ihre Jugend angemessen erschienen, ihr gemacht hatte, sie tief ergriffen, den ganzen Tag über lebhaft beschäftigt und ihre leicht entzündbare Phantasie seltsam angeregt hatten.

„Das kann ich gar nicht ausdenken", meinte sie leise. „Der Vater ist lange, lange todt. Ilonka sagte es mir. Er müßte aber wohl sehr unglücklich sein, wenn er wirklich noch lebte! Sie kannten ihn ja als Ihren Freund. Meinen Sie nicht?"

„Sehr unglücklich! Sehr unglücklich!" murmelte Rüdiger.

„War er ein guter Mann?" fragte Libussa mit bebender Stimme.

„Er hat nie Unrecht gethan!" entgegnete Rüdiger. „Nur Unrecht gelitten!"

Eine lange Pause trat ein.

Man hörte den durch das mehr und mehr hereinbrechende Dunkel aufgescheuchten Abendwind in die Vorhänge des halbgeöffneten Fensters rauschen.

Rüdiger sah endlich auf. Er zitterte eigenthümlich und betrachtete sein Kind mit feuchten Blicken.

Libussa sah betrübt vor sich hin und schien in Nachdenken verloren.

„Ich will Ihnen antworten", erklärte sie endlich, „weil Sie meinen Vater lieb hatten. Ich liebe den Reichthum, weil er mich frei gemacht hat. Ich liebe den Glanz, weil er mir Freude macht. Ich kenne nicht, was Elternliebe ist. Sie muß köstlich sein, wenn sie der Liebe meiner guten Ilonka gleicht, und man obendrein gewiß ist, durch Recht und Pflicht für immer zueinander zu gehören. Ja, einen wirklichen Vater, der es gut mit mir meinte, würde ich auch jetzt noch von Herzen lieb haben können, vielleicht mehr, als wenn er mein gewesen wäre von jeher."

Ein seltsamer Blick flammte über sie hin.

Sie bemerkte es nicht.

„Ich würde ihm folgen, ich glaube sogar in einsame Armuth, auch wenn ich sie hasse — schon weil es mein Herz mir geböte, und es mir eine innige Freude wäre, ihn nach so vielem Unglück zu trösten und aufzurichten."

Sie schrak plötzlich zusammen, denn Rüdiger hatte sich mit einem Male erhoben.

Langsam und wie gebrochen schritt er einige Male im Zimmer auf und nieder.

Digitized by Google

Er schien mit einem übermenschlichen Entschlusse zu ringen. Zu übermächtig mochte es auf ihn eingestürmt sein.

Endlich blieb er, sich hoch aufrichtend, vor Libussa stehen.

Das seltsame Leuchten seiner Augen, der hoheitsvolle, herzergreifende Ausdruck seiner Züge fiel ihr auf. Wie seliger Frieden, wie milder, überirdischer Glanz schien es auf seiner hohen Stirn zu ruhen.

Er beugte sein bleiches Haupt zu ihr hinab, daß sie erschauernd die Augen vor seinem großen Blick zu Boden schlug, und flüsterte so weich und lieb, daß es sie wie tiefe Rührung überkam:

„Bewahre Dir Dein gutes Herz, Mädchen! Es ist das Beste, was der liebe Gott uns armen Menschenkindern in seiner unendlichen Gnade geschenkt hat. Bete für Deinen unglücklichen Vater! Sein Sinnen steht nicht mehr auf irdische Güter! Bete für ihn! Der Himmel behüte Dich!"

Libussa war verwirrt und fühlte sich doch im Innersten erschüttert.

Sie wußte kaum warum.

Plötzlich fühlte sie brennende Lippen leicht ihr Haupt streifen.

Rüdiger hatte sie auf die Stirn geküßt.

Stumm und hochaufgerichtet verließ er das Zimmer.

Libussa blickte ihm bestürzt nach.

Ihre Hand ward feucht, als sie sich wie im Traume über die schimmernden Haarflechten fuhr.

Weder er noch das Mädchen hatten bemerkt, daß es sich unter dem geöffneten Fenster sonderbar geregt hatte, als ob ein Windstoß in die nahen Büsche herniedergeprasselt wäre.

VI.

Im Salon, den Rüdiger durchschreiten mußte, um den Ausgang zu gewinnen, begegnete ihm Ilonka, die im Begriffe gestanden haben mochte, sich zu Libussa zu begeben.

Sie schien überrascht, Rüdiger zu so vorgerückter Stunde in ihrem Hause, und noch dazu aus Libussas Zimmer kommend, anzutreffen.

Gleichwohl aber zeigte ihr zufriedenes Lächeln, mit dem sie ihn anredete, daß seine Gegenwart ihr nicht unwillkommen sein könne.

„Es ist ein glücklicher Zufall", redete sie ihn an, „der Sie mir heute noch in den Weg führt. Die Ungeduld, eine wichtige Angelegenheit sobald wie möglich ins Reine zu bringen, hatte mir den Gedanken eingegeben, Sie morgen Vormittag zu mir zu bitten in der Erwartung, daß Sie mir einen kleinen Dienst nicht abschlagen würden. Wenn Sie mir eine Weile Gehör schenken wollen, könnte ich Ihnen meine Bitte jetzt gleich vortragen."

Sie stockte plötzlich.

Rüdiger hatte sich ihr, dem Lichte des Kronleuchters entgegen, voll zugewandt.

Sie war überrascht durch den weltfremden, beinahe verklärten Ausdruck seines Antlitzes.

„Ich leiste Ihnen gern jeden Dienst, den Sie begehren", versetzte er mit eigenthümlich bewegter Stimme.

Digitized by Google

Ilonka nöthigte ihn in ihr Boudoir, und er hatte ohne Zögern ihr gegenüber Platz genommen.

„Sie werden erstaunt sein", begann sie in leichter Benommenheit, „daß ich bisher unterließ, das Kind des verstorbenen Grafen Harras, dessen ich mich angenommen, auch durch rechtlichen Schutz an mich zu fesseln. Ich hatte nie recht eigentlich darüber nachgedacht, vielleicht weil ich stillschweigend Libussa stets als mein liebes Eigenthum zu betrachten, ein stolzes Recht zu haben glaubte. Ich beabsichtige jedoch nunmehr, diese Unterlassung baldigst gut zu machen, und Libussa in aller Form zu adoptiren.

Um Rüdigers Lippen brach ein glückliches Lächeln hervor, das schnell an die Stelle einer unverhehlten Enttäuschung Platz gegriffen hatte.

„Mein Schwager", fuhr Ilonka fort, „Herr von Forsberg, den ich um die vorbereitenden Schritte in dieser Angelegenheit ersucht hatte, ist durch — besondere Verhältnisse nicht in der Lage, dieselben für mich zu thun, und da dachte ich, daß es wohl angemessen wäre, dem einstigen Freund des Vaters diese vertrauensvolle Bitte zu wiederholen, in der Hoffnung, daß sie diesmal auf keinen abschlägigen Bescheid stoßen möchte. Einer alleinstehenden Frau, das wissen Sie, stellen sich so manche Schwierigkeiten in derlei Rechtsfragen in den Weg, auch schreiben die Herren Advokaten eine so konfuse Sprache, daß man billig zurückschrecken darf, wenn es gelingt, sich durch die stärkere Hand eines Mannes vertreten zu lassen."

„Ihr Vertrauen beglückt mich!" versetzte Rüdiger nur.

Es mochte für ihn eine beseligende Genugthuung sein, seinem Kinde, dem er nach schwerstem Kampfe und im hochherzigsten Entschlusse ihm zum Heile freiwillig entsagt, auch noch diesen letzten und bedeutsamen Dienst zu leisten, der ihm sein ungeheures Opfer in der Ueberlegung zu erleichtern versprach, daß durch denselben für die Zukunft seines Kindes nicht nur im reichsten Maße gesorgt, sondern ihm eine zweite fürsorglichere Mutter auch nach Recht und Gesetz beschieden wurde. Der Zweck seines Lebens, der für ihn erloschen gewesen, erhielt durch die Aufgabe, die ihm gestellt wurde, eine, wenn auch nur kurze und vorübergehende, so doch wichtige und schöne Bedeutung.

Er ahnte nicht, daß er durch seine fast heitere Ruhe und sein gesetztes Auftreten, das Ilonka im Gegensatze zu seiner gestrigen befremdlichen Aufregung aufs angenehmste berührte, auch der letzte Argwohn, der vielleicht in ihrer Seele über seine Identität aufgekeimt sein mochte, vollends geschwunden war.

„Gleich morgen", hatte sie fortgefahren, „werde ich meinen Anwalt in Prag dahin verständigen, daß Sie sich bereit erklärt haben, mit ihm in Beziehung zu treten und auf Grund meiner Bitte an meiner Statt die einleitenden Schritte zu übernehmen. Wenn es nöthig sein sollte, könnten Sie sich auch mit einem hiesigen Advokaten in Verbindung setzen. Dieses Packet hier, das ich bereits für meinen Schwager vorbereitet hatte, und jetzt Ihnen mit Vergnügen anvertraue, enthält nebst meiner Vollmacht alle — wie ich glaube — vor der Hand erforderlichen Dokumente, und wenn irgend ein Ausweis doch noch fehlen sollte, so bitte ich Sie nur, sich mit mir in Einver-

4*

Digitized by Google

ständniß setzen zu wollen, damit ich Ihnen jede Vollmacht ertheile, die Sie für nöthig halten. Sie werden darin vor allem den Taufschein des Kindes und neben andern minder bedeutsamen Papieren der Eltern und des Signor Fiori, deren Todtenscheine vorfinden."

Rüdigers Hand zitterte doch wieder bei diesen Worten, als er die nachlässig zusammengefalten Dokumente in Empfang nahm.

Er erhob sich hastig.

„Sie wollen schon gehen?" entschlüpfte es Ilonka verwundert und mit wärmerm Ausdruck, als sie beabsichtigt haben mochte — und sie wurde nur noch verlegener, als sie unter dem seltsam langen Blick, mit dem Rüdiger sich verabschiedete, unwillkürlich und leicht erröthend die Augen niederschlug.

„Sie fühlen sich zum Musiziren wohl nicht aufgelegt", fragte sie schnell. „Ich würde Libussa rufen!"

Rüdiger schüttelte langsam den Kopf.

„Ich bin nicht in der Stimmung", entschuldigte er sich mit mattem Lächeln. „Es wäre mir heute unmöglich."

„Nun, dann auf Wiedersehen!" entschied Ilonka mit einem warmen Blick, der ihm seltsam ins Herz drang. „Kommen Sie recht oft. Es würde mich freuen!"

Sie hatte sich erhoben und reichte ihm mit leisem Zögern die Hand zum Abschiede, die er mit leuchtenden Blicken ergriff, und Ilonka tief in die bestrickenden Augen schauend, so lange in der seinen hielt, bis diese sie ihm mit sanftem Widerstande entzog.

Wie ein Träumender, doch fast wie ein glücklich Träumender verließ er das Haus, in dem ihm in den wenigen Stunden, die er darin verbracht, die erschütterndsten Eindrücke beschieden gewesen waren.

* * *

Xaver, der so kurz entschlossen und in so übermüthiger und glücklicher Laune Ilonka seine Absicht, um Libussa zu freien, kundgegeben hatte, sollte auf dem Wege, der unter den Fenstern der Villa vorüber dem Gartenausgange zuführte, unfreiwilliger Zeuge der letzten, wehmüthigen Liebkosung werden, die Rüdiger seinem Kinde hatte zutheil werden lassen.

Der weihevolle Charakter derselben schien ihm von seinem entfernten und durch die Schleier des hereinbrechenden Dunkels beeinträchtigten Standpunkt aus, durchaus entgangen zu sein.

Er war grenzenlos bestürzt, und zugleich loderte ein grimmiger und eifersüchtiger Zorn in ihm auf. Denn er glaubte schon ein Recht zu haben, sich im Innersten verletzt zu fühlen, wenngleich er dieses Recht nur auf seine Gefühle für Libussa gründete, von denen er nicht einmal mit Sicherheit wußte, ob sie erwidert wurden.

In seinen Unterredungen mit ihr, vor allem während derjenigen unter vier Augen, hatte er jedoch ein so lebhaftes und warmherziges Interesse für seine Person aus Blick und Wort, aus ihrem ganzen, oft widerspruchsvollen Wesen zu erkennen geglaubt, daß er sich überzeugt gehalten hatte, daß es nur der entscheidenden Herzensfrage bedürfte, um sie ihm für alle Zeiten zu eigen zu machen.

Um so überzeugter er von ihrer unverhohlenen Theilnahme und

Digitized by Google

ihrer aufsprossenden Zuneigung gewesen war, die ihn zu seinem sieges-gewissen Vorgehen Ilonka gegenüber angespornt, um so herber und demüthigender war seine Enttäuschung.

Nachdem er eine Weile wie erstarrt durchs Fenster zu Libussa hinübergeschaut, und seiner durcheinander wirbelnden Gedanken durchaus nicht Herr werden konnte, die ihn abwechselnd nahe legten, dem Mädchen verächtlich den Rücken zu kehren, oder den bevorzugten Musikanten vor die Pistole zu fordern, Ilonka Lebewohl zu sagen und stillschweigend abzureisen — oder gar von Libussa Rechenschaft zu fordern, stürmte er plötzlich ohne Ueberlegung davon.

Es war vielleicht gut, daß der Zufall Rüdiger seinem Wege entrückt hatte, da ein Zusammentreffen mit ihm unzweifelhaft einen unliebsamen Auftritt für alle Betheiligten zur Folge gehabt haben würde.

Erst als Xaver, fast ohne auf sein Pochen eine Antwort abgewartet zu haben, dem Mädchen plötzlich allein gegenüberstand, das beinahe erschrocken aus tiefem Nachsinnen aufgefahren war, und er Rüdiger nirgends entdecken konnte, kam ihm die volle Besinnung zurück und mit ihr das beschämende Bewußtsein, daß er in der ersten Erregung sich eines unüberlegten Schrittes schuldig gemacht hätte, der um so peinlicher war, als er in den erstaunten Mienen Libussas die dringende Aufforderung einer Rechtfertigung seines etwas stillosen Eindringens zu lesen wähnte.

Seine Verlegenheit, der er vergeblich durch alle Spitzfindigkeiten eines scharfen Verstandes zu gebieten strebte, wuchs aber trotzdem nur durch das zurückhaltende und jedenfalls absichtliche Schweigen Libussas, wie nicht zum mindesten durch die herzdurchdringenden, in tiefer Erregung leuchtenden Blicke, mit denen sie unausgesetzt zu ihm hinschaute, und durch das beinahe argwöhnische Lächeln, das ihre trotzigen Lippen kräuselte.

Wie wenn er von allen guten Geistern verlassen wäre, meinte er endlich, in der wohlgemeinten Absicht, sich mit einem Scherze aus der Verlegenheit zu helfen, doch ohne daß es ihm gelungen wäre, etwas herausforderndes in seiner Stimme zu unterdrücken:

„Es ist gut, mein Fräulein, daß ich überzeugt sein darf, hier auf keiner Theaterbühne zu stehen, weil ich sonst anzunehmen geneigt wäre, daß jener Herr Rüdiger sich in eine, Mann und Maus verschlingende Versenkung gerettet hätte.“

Es nützte ihm nichts, daß er im selben Augenblicke, da er seinen mißlungenen Scherz preisgegeben, denselben bereute, umsomehr, als er Libussa augenscheinlich verletzt hatte, die trotzig die Achseln zuckte, wie wenn sie damit ausdrücken wollte, daß sie diese Worte keiner Entgegnung würdig erachte.

Gleichwohl und trotz seiner Reue verharrte er mit zäher Hartnäckigkeit auf seinem einmal eingenommenen Standpunkte.

Er hätte sich in diesem Augenblick selbst keine Rechenschaft über die Gründe seines Auftretens abzulegen vermocht. Er empfand nur eine durch Eifersucht gereizte Bitterkeit; ein dunkles Gefühl nur stachelte seine stolze Natur an, unter allen Umständen seine Ueberlegenheit, wenigstens nach außen hin, der empfindlichen Niederlage gegenüber,

Digitized by Google

die eine einzige stumme Geberde Libussas ihm bereitet, geltend zu machen, um dadurch sich zugleich über seine Beschämung, die sein Urtheil blendete, hinweg zu täuschen.

Und doch erröthete er über sich selbst, als er bitter hinwarf:

„Der Herr Rüdiger hat eine merkwürdige Art, am Ende künstlerische Art, sich von jungen Mädchen zu verabschieden!" und war wenigstens zartfühlend genug, Libussa die Antwort zu ersparen, indem er sogleich fortfuhr:

„Der Herr befleißigte sich überhaupt eines recht seltsamen Benehmens, und ich verstehe zum Beispiel durchaus nicht, weshalb er die Ehre seines Besuches Ihnen zu dieser ungewöhnlichen Stunde angedeihen ließ."

Alles, was er Libussa sagte, peinigte ihn, und doch schien er sich dieser Selbstpeinigung in wundlichem Widerspruch mit einer Art grimmiger und verstockter Genugthuung hinzugeben.

Libussa schien sehr ruhig.

Sie blätterte in einem illustrirten Buche.

Es war aber unbegreiflich, daß Xaver das eigenthümliche Zucken ihrer Lippen und der flackernde Glanz ihrer Augen entgehen konnte.

Nach seinen letzten Worten richtete sie ihren Blick so sprechend auf ihn, daß er einen Augenblick verstummte, nur aber um sich sogleich in entschuldigendem Tone zu rechtfertigen.

„Dem Schwager Ihrer mütterlichen Freundin", lenkte er ein, „dürften Sie manches zugute halten, was einem Fremden nicht zusteht; Sie verzeihen auch seinen etwas stürmischen Eintritt. Er war in begreiflicher Aufregung."

Ganz plötzlich schien ein Strahl warmer und ursprünglicher Empfindung die dunklen Schatten zu durchdringen, die er in seiner Seele heraufbeschworen, und sich seiner eine weiche Stimmung zu bemächtigen.

„Libussa", rief er mit leise bebender Stimme, „— Sie haben mir gestern gestattet, Sie so nennen zu dürfen . . ."

„Ich will nichts mehr davon wissen", unterbrach das Mädchen ihn mit trotzig aufgeschürzter Lippe. „Ich nehme die Erlaubniß heute zurück."

„Libussa!" wiederholte Xaver, ohne Rücksicht auf diese Ablehnung. „Ich will es Ihnen nur gestehen, ich habe mich über diesen Herrn, der es kurzweg abstreitet, mich einstmals aus dem Wasser gezogen zu haben, und dem ich dennoch gerade deshalb manches nachsehen möchte, unsäglich geärgert, ganz unaussprechlich geärgert."

„Warum?" entschlüpfte es Libussa unvorsichtig.

„Hm", versetzte Xaver, der ihr Erröthen zu seinem Gunsten deutete, „ich war außer mir. Ich glaube, ich sagte Ihnen schon, daß ich im Begriff stand, einen Trupp Sänger zu bestellen, weil mir vorhin so — so merkwürdig musikalisch zu Muthe war. Jetzt ist es vorüber. Als ich unter jenem Fenster vorüberging, mußte ich nämlich gerade sehen, wie dieser würdige Herr Sie küßte — beim Himmel, ich glaube das wirklich gesehen zu haben — küßte — Ihre Hand küßte", setzte er schnell hinzu, als er die Verwirrung Libussas sah, die er angerichtet. „Und das hat mich ganz unaussprechlich geärgert! — Doch ich

Digitized by Google

war ein Narr!" fuhr er fort, als Libussa beharrlich schwieg. „Denn wenn ich Sie in aller Ruhe nach dem Grunde dieser Vertraulichkeit gefragt hätte, so würden Sie mir gewiß ohne Zweifel eine befriedigende Auskunft nicht vorenthalten haben."

„Doch!" erklärte Libussa gereizt.

Xaver fuhr beinahe erschrocken zurück.

„Es ist mir ein qualvolles Gefühl, Libussa", lenkte er mit gesenktem Blick wieder ein, „hinter'm Berge halten zu müssen, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß ein offener Freimuth, so schwer er zuweilen fallen mag, doch immer am ehesten zum Ziele führt. Sehen Sie, wie ich zittere!" Er hielt ihr seine beiden Hände hin. „Vor Aufregung! — Ich hatte mir immer gedacht, niemals Furcht gekannt zu haben. Jetzt fürchte ich mich! Ich fürchte mich wahrhaftig — vor Ihrer Strenge, Libussa. Ich fürchte mich, weiter zu sprechen. Fühlen Sie mir nach", fragte er nach einer Weile endlich leise, „weshalb ich mich ärgerte über den andern, Libussa? — Ihre Antwort wird vieles, alles entscheiden . . . Ja oder Nein, Libussa?"

Er sah gespannt und mit angehaltenem Athem zu ihr nieder.

Ihr Antlitz war eigenthümlich bleich. Sie hatte die Lippen aufeinander gepreßt. Die langen Wimpern ihrer dunklen Augen berührten fast die Wange.

„Ja oder Nein?" wiederholte Xaver beunruhigt.

„Nein!" tönte es leise und trotzig zurück.

„Nein?" schrie Xaver wie außer sich.

Es klang wie der Schrei eines zu Tode Getroffenen.

Nur einen Augenblick jedoch schwankte seine kraftvolle Gestalt wie haltlos.

Er faßte sich merkwürdig schnell.

Er warf Libussa einen langen Blick zu, verbeugte sich förmlich und schritt dann zur Thür.

Hier schien er noch einmal kurz zu zaudern.

Aber er wandte den Blick nicht mehr, und war gleich darauf hinter der Portière verschwunden.

Jetzt erst schaute Libussa auf.

Ihre Blicke hatten etwas geisterhaftes.

Sie fuhr sich über die Augen, als ob sie geträumt hätte.

Sie schaute auf die Thür, lange, unausgesetzt, als ob sie Xaver zurückerwarte.

Sie horchte.

Nichts regte sich um sie her.

Einmal war es, als ob sie aufspringen wollte.

Ihr Trotz schien plötzlich gebrochen.

Zu spät.

Zusammenschauernd sank sie in den Sessel zurück, schlug die Hände vors Gesicht und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

VII.

Rüdiger hatte nach seiner letzten Begegnung mit Ilonka eine schlaflose Nacht gehabt.

Eine ungeahnte Entdeckung hatte ihm alle Ruhe geraubt.

Digitized by Google

Hastig beinahe war er, kaum nachdem er Ilonka verlassen, an diesem Abend in seine Wohnung zurückgeeilt.

Kaum hatte er den Zeitpunkt erwarten können, da er, zu Hause angelangt und nachdem er in aller Eile ein Licht angezündet, die ihm anvertrauten und zum Theil nur zu wohl bekannten Papiere einer Durchsicht unterwerfen konnte.

Wie für ihn bis auf die jüngste Vergangenheit in früheren ziellosen Zeiten ein Lebensjahr nur die zwecklose Summe von seelischen Leiden der trübsten Art bedeutete, so schien ihm jetzt, da er endlich einen bedeutsamen und schönen, wenn auch den letzten, unendlich wehmüthigen Daseinszweck gefunden, jede Minute derjenigen Frist, die er sich jetzt noch auf Erden zu wandeln vorgesetzt, von unermeßlichem Werth.

Daß er nur mit seinem Leben die völlige Ruhe und ein unbestrittenes Glück seines Kindes erkaufen könnte, das hatte er sich nach der letzten Begegnung mit Libussa sehr bald gesagt — denn ohne sein Kind weiterleben zu wollen, schien ihm unnatürlich und unausdenkbar und sich ihm als Vater zu erkennen zu geben, hielt ihn ein Stolz und Schamgefühl ab, das ihn zu vernichten drohte, sobald er sich nur seine ganze widerspruchsvolle und unerträgliche Lage mit allen Farben eines verbitterten und übertriebenen Ehrgefühls ausmalte, sobald er sich nur vergegenwärtigte, daß alles, was Libussa war, sie nicht ihm zu verdanken hätte — nicht einmal die Erhaltung ihres Lebens — daß er nie auch nur das Geringste für sie gethan, und es schmählich wäre, der Frau ein Besitzrecht zu rauben, die mehr für sie gethan, als ihre leibliche Mutter je vermocht hätte.

Sein Leben einem höheren Zwecke opfern zu müssen, glaubte er sogar noch nach dem Auftrage, den er zu seiner innigsten Genugthuung von Ilonka erhalten hatte, besonders da eine Möglichkeit vorlag, daß der furchtbare Irrthum, der ihn schon vor einem halben Menschenalter zu den Todten geworfen, durch die bevorstehenden, jedenfalls gründlichen Untersuchungen über das Ableben der Eltern Libussas doch am Ende noch aufgeklärt werden könnte.

Daß er diese Aufklärung jedenfalls nicht überleben wollte, das stand bei ihm zum mindesten felsenfest, denn sie würde auch alle seine ungeheuren Demüthigungen an den Tag bringen, die sein Leben nicht nur vergiftet, sondern unter denen er es nie übers Herz gebracht hätte, seinem Kinde wieder vors Angesicht zu treten, seinem Kinde, dem an seiner Seite überdies ein trauriges und zukunftloses Leben bevorstehen würde.

Und wem würde sein Tod auch nur nahe gehen?

Niemand! Es kannte ihn niemand mehr auf der ganzen, weiten Welt.

Er war ein Fremdling auf Erden bis zur Heimatlosigkeit.

Und Graf Harras war ja längst gestorben.

Das ungeheure Opfer seines Lebens, das er im hochherzigsten Sinne nach schwerem, aber schnellem Kampfe zu bringen entschlossen war, glaubte er vor Gott und sich selbst gerechtfertigt und ohne alle Gewissensbisse verantworten zu können und nicht nur hatte er sich still in sein herbes Schicksal ergeben, sondern eine weltabgekehrte Ent-

Digitized by Google

sagungsfreudigkeit war in seine Seele eingezogen, die freilich durch die Erinnerung an das einzige Wesen, das ihn seit Beginn seiner Leiden seltsam zu fesseln verstand, stark beunruhigt und erschüttert wurde.

Nicht ohne daß ihn die widersprechendsten Gefühle überstürmten, konnte er des Weibes gedenken, von dessen Vermögen er gezehrt, ohne daß er es selbst jetzt noch zurückweisen konnte, da er sich dadurch unfehlbar verrathen hätte — des Weibes, das sich in barmherziger und selbstloser Liebe seines Kindes angenommen, das ihm selbst so vertrauensvoll und theilnehmend entgegengekommen und sein Herz bezaubert hatte durch das hinreißende Gleichgewicht und die lebensvolle Ruhe des Gemüthes, durch liebreizende Erhabenheit und natürlichen Stolz der Seele, durch jene wahrhaftige und unsagbare Anmuth des Wesens, der Empfindung und des Gedankens, die trunken macht, wie der Hauch des Lenzes.

Und wenn ein Schmerz ihm den Abschied vom Leben erschwerte, so war es der, daß er mit einer Unwahrheit von Ilonka scheiden mußte.

Er mußte! — Denn unmöglich und schimpflich und nie über sich gewinnbar dünkte es ihn auch, sich ihr — wenn auch nur ihr allein — zu erkennen zu geben, schon aus dem einen Grunde, weil er, der Stolze, wie ein Bettler von dem Gnadengeschenke einer Waransow seither sein trauriges Leben gefristet, weil sie ihn am Ende gar verachten mußte, sobald sie erführe, welcher tödtlichen Demüthigung er getrotzt.

Das war seine Ueberzeugung, an der er nach seinen peinlichen Begriffen von Schuld und Ehre sich hartnäckig und beinahe eigensinnig festgeklammert hatte.

Zu seiner grenzenlosen Verwirrung jedoch sollte das, was er für unerschütterlich gehalten, durch ein seltsames Spiel des Zufalls, in dem eine höhere Macht zu walten schien, dennoch erschüttert, und in einem Grade erschüttert werden, daß alle seine Vorsätze und Entschlüsse während einer schlaflosen Nacht, in ein wirres Chaos betäubender Widersprüche zusammenfielen, aus denen nur ein einziges, sicheres Erkenntniß wie ein Rettung verheißendes Felsenriff aus sturmgepeitschtem Meerestosen dem Lebensüberdrüssigen sich verlockend entgegenreckte.

Im ersten Augenblick hatte er wie ein Ertrinkender, Jubel im Herzen und wie von Seligkeiten gepackt, seinen Arm danach ausgestreckt, nur aber, um es sogleich als Wahnwitz zu empfinden, an diese Lösung aller Wirrnisse auch nur zu denken.

Er war, gleich nachdem er sein Zimmer betreten und hastig ein Licht entzündet, sogleich über die Papiere hergefallen, die Ilonka ihm anvertraut.

Mit zitternden Händen hatte er die vergilbten Dokumente entfaltet, die Bescheinigung seiner Eheschließung, den Taufschein seines Kindes, und neben einigen anderen, auf Libussa bezüglichen Schriftstücken, den Todtenschein seines Weibes, wie auch seinen eigenen vorgefunden.

Wieder und wieder hatte er diesen gelesen, bis die Buchstaben

Digitized by Google

vor seinen Augen ineinander liefen, und unwillkürlich war er in sich zusammengeschauert.

Graf Harras war gestorben und verscharrt. Daran konnte kein Zweifel mehr sein, nachdem seine irdische Hülle in aller Form den letzten Segen empfangen und auf dem Campo santo zu Florenz neben seiner Gattin beigesetzt worden.

Rüdiger zündete fröstelnd eine zweite Kerze an.

Von neuem begann er sich in die Lektüre der Schriftstücke zu vertiefen.

Er las aufmerksamer.

Bedächtig sonderte er die wichtigsten von den minder bedeutsamen ab, und machte sich hin und wieder Notizen.

Bei der wiederholten Sichtung kam ihm plötzlich ein doppelt gefaltetes Papier zu Gesicht, das ihm vorhin entgangen war.

Es hatte zwischen den beiden Blättern des Taufscheins seines Kindes gelegen, und war ihm bei der nochmaligen Durchsicht desselben in den Schoß gefallen.

Er entfaltete den stark vergilbten Bogen vorsichtig und bemerkte auf den ersten Blick mit einiger Ueberraschung, daß er einen Brief vor sich habe.

Das leere Couvert war demselben eingelegt gewesen. Er las die Adresse.

Sie war an Herrn Alexis Waransow, den Vater Ilonkas gerichtet.

Die eckigen und verschnörkelten Schriftzüge kamen ihm wohl bekannt vor.

Er dachte eine Weile nach.

Plötzlich erbleichte er jählings.

Der Athem stockte ihm.

Darauf war er am wenigsten gefaßt gewesen.

Er begriff nicht, wie ihm auch nur einen Augenblick entgangen sein konnte, daß er seines Vaters Handschrift vor sich habe.

In bebender Hast ergriff er das Schreiben.

Erst als er die Anrede und die Unterschrift mit fliegendem Blicke übersehen, fiel ihm plötzlich ein, daß er eine schwere Indiskretion zu begehen im Begriffe stände.

Er ließ die Hand, die den Brief hielt auf den Tisch sinken und starrte vor sich hin.

Mit Blitzesschnelle und wie in unmittelbarer Erkenntniß hatte er den Zusammenhang der Namen durchschaut. Er konnte eines peinigenden Verdachtes nicht Herr werden, der ihm wie durch eine höhere Eingebung gesagt hatte, daß er ein Schreiben jenes Alexis Waransow an seinen Vater vor sich habe, das dieser stolze und unzugängliche Mann nicht angenommen und an jenen in schroffer Ablehnung einfach zurückgeschickt hatte.

Was mochte der Brief enthalten?

Mit magischer Gewalt zog derselbe Rüdigers Blicke an.

Eine lange Weile zögerte er unschlüssig und stand sogar einmal im Begriffe, ihn ungelesen beiseite zu legen und ihn Ilonka als nicht zur Sache gehörig zurückzugeben.

Digitized by Google

Wer sagte ihm aber, ob derselbe nicht doch in Beziehung stände zu Libussa und dem Auftrag, den er durch Ilonka empfangen?

Am Ende hatte Ilonka ihn absichtlich dem Packete beigefügt.

Diese einfache Ueberlegung wurde für ihn ausschlaggebend und zerstörte alle Zweifel, die ihn von der Durchsicht desselben abzuhalten gedroht.

Trotzdem er aber nach den ersten Zeilen sogleich erkannte, daß es unmöglich die Absicht Ilonkas gewesen sein könnte, ihm diesen Brief zu überantworten, daß die zartesten Gefühle des Frauenherzens sie im Gegentheil durchaus davor gewarnt haben mußten, denselben in keine fremden und am allerwenigsten gerade in seine Hände gerathen zu lassen und daß sie vor Scham vergehen würde, wenn sie auch nur ahnte, daß dieses Schreiben ihm durch ihre Unvorsichtigkeit bekannt geworden sei, so war es ihm doch unmöglich, auch nur den Blick von den Schriftzügen zu wenden.

Er schien plötzlich alle Rücksichten vergessen zu haben. Es fiel ihm nicht mehr ein, anderen und sich selbst Rechenschaft schuldig zu sein. Er dachte, während er las, nicht an Recht und Unrecht.

Er las.

Er verschlang den Inhalt des Schreibens mit weitgeöffneten Augen.

Er erbleichte in grenzenloser Ueberraschung, die an Schreck streifte, und schien es nicht fassen zu können, was er las.

Lange, nachdem er zu Ende gelesen, starrte er noch immer auf das Papier.

Endlich warf er sich zurück und schloß, wie von mächtig auf ihn eindringenden Gefühlen übermannt, die Augen.

Jetzt erst, nach einem als verfehlt beklagten Leben voller Enttäuschungen und unsäglichen Demüthigungen, mußte er durch diesen seltsamen Zufall erfahren, daß jener Alexis Waransow ihm selbst dereinst die Hand und das Herz Ilonkas zuzuwenden bestrebt gewesen war, des Weibes, dem er heute eine überschwengliche Verehrung, eine hinreißende Bewunderung im innersten Herzen nicht verweigern konnte.

Vor ihm lag der unumstößliche Beweis, daß sein Vater in stolzer und eisiger Abweisung nicht nur die Hand der Tochter seines Erbfeindes für seinen Sohn ausgeschlagen, sondern mit ihr zugleich sogar die Wiedergewinnung seiner gesammten, und wie aus dem Briefe weiter hervorging, redlich und unbestritten verlorenen Güter, die ihm Waransow als Hochzeitsgabe seiner verwittweten Tochter zugesichert, kurzer Hand zurückgewiesen hatte.

Wie ein Traum zog die späte Vergangenheit an Rüdigers Seele vorüber.

Er hatte Ilonka damals nie gesehen und nichts von ihr gewußt.

Und doch war er in diesem Augenblicke überzeugt, daß sie ihn namenlos glücklich gemacht, und ihm ein Leben unerträglichster Seelenqualen erspart haben würde.

Er schrak plötzlich zusammen.

Es hatte ihn plötzlich überfallen wie ein Taumel seligen Glückes.

War es denn schon zu spät?

Hatte Ilonkas Theilnahme, so mancher verlorene Blick aus ihren

Digitized by Google

selischen Augen, der seltsame Händedruck, mit dem sie ihn verabschiedet, ihm nicht verrathen, daß er ihr nicht gleichgiltig sein könne? War er nicht zu namenlosem Glück gerettet, und mit ihm sein neugewonnenes Kind, wenn Ilonka ihm zu eigen wäre?

Phantastisch und mit blitzartiger Schnelle huschten diese Vorstellungen durch seinen Sinn.

Sie spiegelten sich ab in seinen verklärten Mienen.

Nur zu bald aber mischten sich zersetzende Zweifel ins Spiel.

Nur zu bald hatte der Herzenseinsame sich gesagt, daß er wunderlichen und tief beschämenden Träumereien nachgehangen, an deren Verwirklichung auch nur zu denken Wahnwitz sei.

Denn er fühlte, daß er leichter sein Leben hingeben, als sich Ilonka zu erkennen geben, in grenzenloser Demüthigung, wie in scham- und gefühlloser Berechnung seiner Vortheile, sie um Herz und Hand ansprechen könnte.

Um Herz und Hand!

Liebte er denn dieses Weib?

Sollte ihm denn am Abend seines verspielten Lebens noch ein Glück beschieden sein, vor dem ihm bangte, wie vor der ahnungsvollen Ruhe und Seligkeit des Himmels?

Er betete sie an, die geistige Mutter seines Kindes.

War sie ihm mehr?

War es Liebe, was seine Sinne umgarnte, so oft er Ilonkas gedachte? Konnte es Liebe sein, was so plötzlich in seinem Herzen erwacht?

Wie um durch Schlaf seine wirbelnden Gedanken zu betäuben, hatte er sich lange nach Mitternacht auf sein Lager geworfen. In schreckbildernden Halbschlummer aber war für ihn die Nacht mit langsam schleichendem Schritt verstrichen, und ein später Morgen hatte ihn noch mit wacher, fiebernder Seele auf seinem Lager gefunden.

Qualvoll hatte er sich von neuem zu willensstarkem Entschlusse durchgekämpft. Er sah ihm fest ins Auge. Er wollte müssen — unerschütterlich.

Er wollte abrechnen mit seinem Leben, nachdem er sein Kind auch nach Recht und Gesetz versorgt wußte, und nachdem er jenen erschütternden Brief, der dem Zartfühlenden wie Feuer in Händen brannte, seiner Eigenthümerin unbemerkt zurückerstattet hatte, denn vernichten — wie er zuerst gewollt — durfte er ihn nicht, weil es im Bereiche der Möglichkeit lag, daß Ilonka ihren Verlust und sogar die Art dieses Verlustes bemerken konnte.

Noch heute wollte er sie deshalb aufsuchen.

Kaum nachdem er sich angekleidet, pochte es hart an seine Thür. Ehe er noch hätte antworten können, tönte Xavers Stimme vor derselben:

„Oeffnen Sie, bitte! — Ich bin es — von Forsberg."

Mit Widerstreben nur ließ Rüdiger ihn nach einer Weile ein.

„Was verschafft mir die Ehre?" begann er zögernd, als Xaver nach einer stummen Verneigung in einem Schweigen verharrte, welches verrieth, daß er nach einer passenden Einleitung suchte; denn daß

Digitized by Google

derselbe etwas besonderes auf dem Herzen hatte, glaubte Rüdiger ihm alsbald angemerkt zu haben.

Nach ruhigerer Ueberlegung war Xaver zu der Ueberzeugung gelangt, daß er schon zu seiner endgiltigen Beruhigung sich mit dem Manne in Verbindung setzen müßte, der sich eine so unbegreifliche Vertraulichkeit Libussa gegenüber herausgenommen hatte, ohne auf heftigsten Widerstand des Mädchens gestoßen zu sein. Ein sonderbarer Verdacht war über Nacht in ihm aufgekeimt, wie ihm infolgedessen sogar nachträglich zum Bewußtsein gelangt war, daß das Benehmen Rüdigers gegen Libussa, das er zufällig belauscht, wenig stürmisches, vielmehr etwas zurückhaltendes und trauriges an sich gehabt hätte.

„Wir können uns kurz fassen, mein Herr!" kam Xaver der Aufforderung höflich, aber sehr bestimmt nach. „Ich sehe mich verpflichtet, Sie um Beantwortung einer Frage zu bitten."

Er sah Rüdiger scharf an.

„Seinen Verpflichtungen muß man nachkommen", versetzte Rüdiger einfach, der des Gegners Blick ruhig aushielt.

„Ich bitte Sie, durchaus offen zu sein", bemerkte dieser etwas freundlicher. Es handelt sich um — um Libussa von Tauwitz-Auenberg!"

„ . . . Deren Adoption ich vorzubereiten die Ehre habe", ergänzte Rüdiger mit leisem Lächeln, „da Sie den bezüglichen Auftrag der Frau von Tauwitz abzulehnen sich gezwungen sahen."

Xaver hatte überrascht und endlich argwöhnisch zu ihm hin gesehen.

„So — so!" meinte er dann leichthin. „Sie haben das Vertrauen meiner Schwägerin schnell erobert. — Mißverstehen Sie mich nicht", fiel er ein, als er Rüdiger die Stirn runzeln sah und einen drohenden Blick auffing. „Ich wünsche Ihnen Glück dazu. Das Vertrauen einer solchen Frau ist Beweis genug, daß der Beschenkte es redlich verdient. Umsomehr muß ich Sie aber bitten, mir aufrichtig mitzutheilen, in welchen Beziehungen Sie zu Libussa — wie Sie wissen werden, der Tochter des verstorbenen Grafen Harras — stehen?"

Er hatte die letzten Worte mit besonderer Betonung gesprochen.

Auf seinem Verdacht gestützt, entging seinen forschenden Blicken die plötzliche eigenthümliche Bewegung des Angeredeten nicht.

Rüdiger schien nachzudenken.

Nach der Berechtigung dieser Frage sich zu erkundigen, was er im ersten Augenblicke vorhatte, verwarf er, da er sich der Verwandtschaft Xavers zu Ilonka erinnerte. Ehe er jedoch nothgedrungen die Unwahrheit sprach, wollte er doch den Grund des kategorischen Auftretens dieses Verwandten zu erfahren suchen.

„Darf ich wissen", widersprach er daher mit möglichster Ruhe, „was Sie bewegt, diese Frage zu stellen?"

Xaver überlegte kurz.

„Ich habe keine Ursache, es Ihnen zu verschweigen", sagte er dann mit fester Stimme. „Ich hatte die Absicht, mich um die Hand der Komtesse Harras zu bewerben und", platzte er heftiger heraus, „möchte nur wissen, ob Sie etwa dieselbe Absicht leitet."

Digitized by Google

Rüdiger war so überrascht und konnte die seltsamen Gefühle, die ihn infolge dieser unverhofften Enthüllung plötzlich überstürmten, so wenig bemeistern, daß er das sprechende Verlangen in Xavers Blicken, seine Ueberraschung zu rechtfertigen, nur zu wohl begriff.

„Sie sehen mich erstaunt“, begann er vorsichtig. „Ihre Zumuthung kam zu unerwartet. Es liegt mir — um es kurz zu sagen — durchaus fern, mich zu Ihrem Nebenbuhler aufwerfen zu wollen.“

Aus Xavers Augen brach ein Strahl des Glücks. Zu bald aber nur verdüsterten sich seine Züge wieder und sein Argwohn stieg trotz dieser Beruhigung von neuem in ihm auf.

„Ich wünsche Ihnen alles Glück!“ fuhr Rüdiger freundlich fort. „Ich stehe Ihnen nicht im mindesten im Wege“, meinte er sogar lächelnd. „Haben Sie nie meine grauen Haare bemerkt, Herr von Forsberg? Komtesse Libussa wird sie schon bemerkt haben.“

„Da ich Ihnen offen meine Absicht gestand“, begann Xaver von neuem, „so werden Sie mir nun auch wohl die Beantwortung meiner vorherigen Frage nicht vorenthalten.“

„Sie wollten wissen . . . ?“ forschte Rüdiger, nur um Zeit zu gewinnen.

„. . . in welcher anderen Beziehung Sie zu Komtesse Harras stehen“, fügte Xaver entschlossen bei.

„Ich verkehrte viel im Hause des verstorbenen Grafen“, bekannte Rüdiger aufrichtig, „und war mit seinen Verhältnissen sehr vertraut. Das ist alles, was ich Ihnen zu erwidern habe.“

Xaver durchschaute und erkannte aus der freilich wenig verrathenden Entschiedenheit Rüdigers sofort, daß es vergebliche Mühe wäre, mehr aus dem Verschlossenen herausbringen zu wollen.

Was er erfahren, mochte ihm auch vorläufig genügen.

Nachdem er eine Weile sinnend vor sich hingeschaut, erhob er sich plötzlich, dankte Rüdiger für die diskrete Auskunft, die er ihm ertheilt, drückte die Hoffnung aus, ihn recht bald im Hause seiner Schwägerin wiederzusehen, und verabschiedete sich beinahe hastig.

Vielleicht ahnte er, welche Eindrücke er in der Seele des Einsamen zurückgelassen, der in der That beinahe fassungslos auf die Thüre starrte, durch die sein Besucher ihn soeben verlassen.

Xaver schien es plötzlich sehr eilig zu haben.

Auf dem Halteplatz am „Schwanen“ nahm er sich einen Wagen und hieß den Kutscher ihn in die Villa Tauwitz zu fahren.

Er war schon eine Strecke an seinem Hôtel vorüber, als er plötzlich halten ließ, ausstieg und zu warten anordnete.

Ein unvorhergesehener Entschluß mußte in seiner Seele gereift sein.

Als er bald darauf aus einem, in der Nähe des Gasthofes am Schweizerhofquai gelegenen Juweliergeschäft zurückkehrte, hielt er ein kleines Packet in seiner Hand, das er zu sich steckte, ehe er wieder einstieg.

Er trieb den Kutscher zur Eile an.

In kaum einer Viertelstunde war er am Ziel.

Er ließ sich Libussa anmelden.

Sie sei für niemanden zu sprechen, erhielt er zur Antwort.

Digitized by Google

Er schob die Zofe kurz entschlossen beiseite, durchschritt den Salon und klopfte leise an die Thüre, die Libussas Zimmer abschloß.

Die Gesuchte öffnete selbst, prallte aber erschrocken zurück, als sie Xaver erblickte.

Dieser trat mit höflicher Verbeugung näher.

„Seien Sie nicht böse über mein unerwartetes Eindringen", begann er mit gepreßter Stimme. „Ich hielt es nur für meine Pflicht, Sie um Verzeihung zu bitten und Ihnen zu gestehen, daß — daß ich ein Thor war. Sie verstehen mich!"

Er vermied es absichtlich, sie bei ihrem Namen zu nennen.

Libussa stand ihm halb abgewandt. Sie war sehr bleich, mochte aber Xaver dadurch nur um so entzückender erscheinen.

Er hatte ihren Blick nicht zu fürchten und gab sich voll der Bewunderung ihrer holden Reize hin.

„Ich verstehe Sie!" unterbrach sie ein langes, ihr peinlich werdendes Schweigen endlich leise. „Und Sie sind natürlich überzeugt, Herr von Forsberg, mit Ihrer bescheidenen Erklärung die Kränkung, die Sie mir zugefügt, mit einem Striche ausgelöscht zu haben."

Sie ließ sich tief aufathmend in einen Sessel nieder.

„Das glaube ich allerdings", versetzte Xaver schnell, „und nicht nur deshalb, weil Sie mir meine Unüberlegtheit verziehen haben, sondern weil mein Herz mir sagt, daß Sie von meinen ehrlichen Gesinnungen, die ich für Sie hege, überzeugt sind. — — Ehrlich! — Das versteht sich von selbst, das ist zu wenig gesagt, Libussa", brach es plötzlich erregt von seinen Lippen. „Ich wage es, das richtige Wort zu nennen. Es ist nicht so zahm, Libussa!"

„Halten Sie inne!" rief die Erschrockene mit bebender Stimme. „Ich will es nicht hören!"

„Sie müssen hören, Libussa!" widersprach Xaver, sich ihr nähernd, beinahe heftig. „Das Wort heißt liebevoll und es ist das richtige und wahrhaftige, weil ich Sie liebe, Libussa, mit übervollem Herzen liebe!"

Libussa starrte ihn an, als ob sie nicht begriffe, daß der Mann, der zitternd vor ihr stand, ihr soeben seine Liebe erklärt hatte. Sie mochte sich ein solches Geständniß in ihrem jungfräulichen Herzen ganz anders zurecht gelegt haben.

Erst als Xaver sich näher zu ihr hinabbeugte und wieder zu sprechen begann, schrak sie zusammen, drückte sich wie Schutz suchend tiefer in die Kissen des Sessels und brach in Thränen aus.

„Was antworten Sie mir?" flüsterte Xaver mit bebender Lippe.

Er fühlte eine fast heilige Scheu, das schluchzende Mädchen auch nur zu berühren, trotzdem es ihn gewaltig drängte, sie in Leid und Wonne an seine Brust zu pressen.

„Was darf ich hoffen, Libussa?" forschte er so lieb und innig, daß es das Mädchen durchschauerte.

Plötzlich aber schien zugleich ein verwirrendes Gefühl herben Widerspruchs in ihr aufzuwallen.

Sie raffte sich hastig auf und stellte sich dem zurückweichenden Manne stolz gegenüber.

Ihr jungfräulicher Trotz mochte sich aufbäumen gegen das Be-

Digitized by Google

wußtsein, daß sie nicht mehr sich selbst, sondern einem andern, ihr Ueberlegenen, gehören sollte.

Sie achtete der Thränen nicht, die in ihren Augen schimmerten.

Fest blickte sie zu Xaver auf.

„Sie halten offenbar eine Antwort, die nicht nach Ihrem Wunsche ausfiele, für durchaus ausgeschlossen, Herr von Forsberg“, zürnte sie mit kaum merklichen Schwanken der Stimme.

„Libussa!“ rief Xaver zurückschreckend. „Fahren Sie nicht so fort. Ihr Trotz schnürt mir das Herz ein. Seien Sie wahr gegen sich selbst. Sag' mir, Libussa“, flüsterte er weich, „sag' mir, daß Du mein bist, mein in alles vergessender Liebe, mein für alle Zeit.

Aufschluchzend war Libussa in ihrem Sitz zurückgesunken.

Sie streckte abwehrend die Hände gegen ihn aus.

„Ich kann Ihnen nicht antworten. Ich will allein sein!“

Xaver starrte eine lange Weile auf sie hin.

Endlich huschte ein leises Lächeln über seine Züge.

„Hab's gedacht! Hab's mir gedacht!“ murmelte er unhörbar.

Dann zog er leise sein Packetchen aus der Tasche, entfernte die Hülle, schlug ein Etui auf und stellte dasselbe auf das kleine Tischchen neben Libussas Sessel.

„Blicken Sie auf, Libussa“, hob er dann freundlich an. „Ich will Ihnen jede Antwort, die Sie nicht über Ihre Lippen gewinnen können, ersparen. Sehen Sie dort! Ein alter Bekannter. Sie erinnern sich. Ich erdreiste mich, Ihnen das Armband doch zum Geschenke zu machen, meiner trotzigen, süßen Braut.“

„In der Stunde“, fuhr er lächelnd und doch nicht ohne Feierlichkeit fort, „da ich das Band zuerst an Ihrem Arme sehen werde, betrachte ich mich Ihnen versprochen und verlobt.“

Libussa zuckte zusammen, und sah verstohlen von Xaver auf den schimmernden Schmuck.

„So denke ich“, schloß Xaver, „die Entscheidung Ihnen möglichst leicht gemacht zu haben.“

Er verbeugte sich und schritt zur Thür.

In der Nähe derselben hielt er jedoch noch einmal an.

„Denken Sie auch daran“, flüsterte er weich zurück, „daß Sie mich sehr glücklich machen können.“

Beinahe heftig riß er sich los von ihrem Anblick und verließ das Zimmer.

Eine Zeit lang durchstreifte er, hin und wieder vor sich hinlächelnd, wie um sich zu sammeln, den Garten, und begab sich dann zu Ilonka, der er etwas wichtiges mitzutheilen sich vorgenommen hatte.

VIII.

Mehrere Tage waren seit der letzten Unterredung Xavers mit Ilonka verstrichen, ohne daß sich weder dieser noch Rüdiger in der Villa der Frau von Tauwitz wieder hätte blicken lassen.

Der letztere hatte seine Absicht, Ilonka aufzusuchen von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag unschlüssig und aus Rücksichten empfindlichster Art, die sein Herz ihm vorschrieb, verschoben, und erst als seine Aufregung, die ihm die peinlichsten Folgen seines Zögerns als

Digitized by Google



Falsche Spieler. I.

Nach dem Gemälde von Caravaggio.

Digitized by Google

Digitized by Google

unabwendbar vorspiegelte, den höchsten Grad erreicht, hatte er es über sich gewinnen können, mit dem sorgfältig behüteten Schriftstück sich auf den Weg zu Ilonka zu begeben.

Müssig war er jedoch in den letzten Tagen keineswegs gewesen. Er hatte im Gegentheil mit unermüdlichem Eifer im Interesse Libussas gewirkt, und häufig den ersten Rechtsanwalt der Stadt in Anspruch genommen, sich auch mit den Behörden in Florenz, wie vor allem mit jenem Theatersouffleur in der Via Valfonda, der seltsamerweise noch dieselbe Wohnung inne hatte, wie vor nun siebzehn Jahren, in Beziehung gesetzt.

Und doch befand er sich in einem Zustand unruhigsten Zwiespaltes mit sich selbst, über dessen Gründe er ängstlich scheute, sich auch nur flüchtig Rechenschaft abzulegen.

Wenn er jedoch gewußt hätte, was den Inhalt der Unterredung gebildet, die Ilonka mit Xaver gehabt hatte, wenn er geahnt, daß der Verdacht Xavers — dem derselbe unumwunden beredten Ausdruck verliehen — mit erschütternder Wirkung, wie eine Lunte in unbewußt aufgesammelten Zündstoff, in Ilonkas grenzenlos bestürzte Seele gefallen war, so wäre ohne Zweifel keine Macht der Erde imstande gewesen, ihn zur Ausführung seines Entschlusses zu bewegen.

Mit herzbeklemmenden Gefühlen hatte er sich Ilonka anmelden lassen.

Im Innersten erregt, harrte er in deren Boudoir auf das Erscheinen der Frau, der gegenüber er fast um einen Vorwand, der seine Gegenwart zu rechtfertigen geeignet schien, verlegen war. Denn die wenig bedeutsamen Auseinandersetzungen, die er bisher mit seinem Rechtsbeistand gehabt, dünkten ihn kaum seines Besuches werth.

Er war so erregt und von entwirrenden Gedanken so in Anspruch genommen, daß er sogar den eigentlichen Zweck seines Besuches zu vergessen schien.

Erst nach und nach wurde er ruhiger; das trauliche und duftige Halbdunkel, das ihn umfing, der farbenprächtige Glanz und der sinnige Reichthum, der ihn umgab, schien besänftigend auf ihn zu wirken.

Eine wehmüthige Stimmung bemächtigte sich seiner zugleich.

Er gedachte der fernen Heimat, der Zeit, da er noch in traulicher Dämmerstunde von der schönen Welt und ihren Freuden zu träumen vermocht hatte, da ihm Leid und Gram für eine poetische Schwärmerei gegolten, und der Sturm des Lebens noch nicht verheerend über ihn dahin gebraust war.

Er konnte nicht wissen, daß Ilonka die lange Frist, die verstrich, ehe sie ihm entgegen zu treten wagte, sich selbst zur Sammlung, deren sie vielleicht in eben dem Maße wie er bedurfte, bestimmt hatte.

Er wußte auch nicht, wie nahe sie ihm war, und ihn hin und wieder, von seltsamsten Gefühlen ergriffen, beobachtete.

Sie hatte ihn voll und ganz verstanden und bis auf den Grund seines Herzens durchschaut.

Sein Edelsinn, sein Zartgefühl, seine unerhörte Hochherzigkeit, die ihn zu bestimmen vermochten, dem Theuersten auf der Welt zu entsagen und ein Opfer darzubringen, vor dessen Größe und Innigkeit

Digitized by Google

sie erschauernd zurückbebte — die ihn bewegen konnten, sich selbst zu verleugnen zum ausschließlichen Heile seines Kindes, hatte sie ebenso erschüttert, wie sie seinen Stolz bewunderte, der ihm vorschrieb, nicht nur eigene schmerzlichste Demüthigungen, sondern auch kaum weniger empfindliche seinem Kinde und ihr selbst zu ersparen.

Sein ganzes widerspruchsvolles und wunderliches Wesen, das sie trotzdem so unwiderstehlich gefesselt hatte, alles, was sie während ihrer Begegnisse mit ihm gesprochen, erlebt und durchdacht, war ihr plötzlich in neuem, ungeahntem Lichte erschienen, und je länger sie über die unauflösbar erschienenen Räthsel in dem Auftreten Rüdigers nachgesonnen, desto unumstößlicher hatte sie sich überzeugt gehalten, in dem seltenen Manne in der That den längst verstorben gewähnten Grafen Harras, den Vater Libussas vor sich zu haben.

Ihre selbstständige und den Dingen gern auf den Grund dringende Natur hatte sich lange gesträubt, sich zu gestehen, daß es mehr sei als herzliche Theilnahme und Bewunderung, was sie für Rüdiger fühlte, daß sie auf dem Wege wäre, sich selbst zu verlieren, in einem Zustand, der sie unwillkürlich und unweigerlich immer wieder dahin drängte, sich mit der, sie wundersam bestrickenden Persönlichkeit des Hochherzigen zu beschäftigen, in einem Zustand, der sie dahin führen mußte, unerwartet und unwiderstehlich einmal einem aufflammenden und nichtsachtenden Gefühlsausbruche zu erliegen.

Während Xavers scharfsinnigen Auseinandersetzungen, die ihr mit Hilfe ihrer eigenen Beobachtungen einer unumstößlichen Enthüllung gleich erschienen, war in ihrem Gedächtniß plötzlich eine alte Erinnerung aufgetaucht, und gleich nachdem der Schwager sie verlassen, hatte sie sich an ihrem Schreibtisch über ihre Papiere hergemacht, die sie in großer Anzahl in einem wohlverschlossenen Fache desselben aufbewahrte.

Es war ihr infolge der unzweifelhaft bestehenden, für sie fast ungeheuerlichen Thatsache, daß Graf Eberhard Harras noch unter den Lebenden wandle, plötzlich wieder eingefallen, daß sie einen, erst nach dem Tode ihres Vaters aufgefundenen Brief desselben besäße, der ihr kaum jemals, bevor sie Libussa gefunden, Kopfzerbrechen verursacht hatte, über den sie jetzt jedoch wie ein junges Mädchen erröthete.

Sie hatte gesucht — stundenlang gesucht.

Der Brief war nirgends zu finden gewesen.

Sie hatte sich wieder und wieder gefragt, wohin sie denselben verlegt haben könnte, denn daß sie ihn ehedem sorgsam verwahrt, dessen erinnerte sie sich mit aller Gewißheit.

Mit einem Male war sodann ein überwältigender Argwohn in ihr aufgestiegen, der ihr helle Schamröthe ins Antlitz getrieben.

Sie hatte den Gedanken kaum auszudenken gewagt, der ihr verrathen, daß die einzige Gelegenheit, bei welcher der verhängnißvolle Brief verlegt sein mußte, nur diejenige gewesen sein konnte, da sie die an Rüdiger schließlich ausgehändigten Dokumente für Xaver zurechtgesucht hatte.

Sie war erbebt unter der Vorstellung, daß der einzige Mann, dem den Brief zu verheimlichen und zu behüten ihr vor allem nahe liegen

Digitized by Google

mußte, möglicherweise gerade in den unfreiwilligen Besitz desselben durch ihre Nachlässigkeit gelangt sein könnte.

Immer von neuem hatte sie mit zitternden Händen gesucht.

Immer vergebens.

Sie hatte sich endlich an den einzigen, ihr übrig gebliebenen Trost fest angeklammert, der ihr die Hoffnung zusprach, das Schriftstück anderweitig verlegt zu haben.

Zu ihrer grenzenlosen Beschämung sollte sie jedoch heute erfahren, daß diese Hoffnung eine trügerische gewesen.

Ohne daß sie sich zu einem Entschlusse durchgerungen hätte, wie sie unter den so ergreifend veränderten Umständen dem Manne gegenübertreten sollte, raffte sie sich auf, ihn zu begrüßen, da sie sich schon Vorwürfe machte, seine Geduld auf eine zu harte Probe gestellt zu haben und fürchtete, daß er den Grund ihres Zögerns am Ende zu durchschauen scharfsinnig genug wäre.

In dem Augenblicke aber, als sie über die weiche Lohe, die die Wege des Wintergartens bedeckte, die zu ihrem Zimmer führenden Marmorstufen erreicht hatte, sah sie, wie Rüdiger, wie aus einem Traume erwachend, plötzlich hastig ein Papier aus der Brusttasche zog, um es vorsichtig auf ihren Schreibtisch nieder zu legen.

Sie konnte nicht mehr zurück, denn ihre Blicke waren im selben Momente einander begegnet, als er den verrätherischen Brief — denn daß er es war, daran zweifelte sie nicht mehr — aus der Hand gelegt hatte.

Mit ängstlicher Selbstbeherrschung und so unbefangen, wie es ihr nur möglich war, trat sie ihm entgegen.

Er hatte ihr Nahen zu spät bemerkt gehabt, und war heftig erschrocken, da ihm klar ward, daß er die Gelegenheit, den eigentlichen Zweck seines Besuches zu erfüllen, das ominöse Schriftstück unvermerkt in Ilonkas Besitz zurückgelangen zu lassen, nicht schlechter hätte treffen können.

Ilonka that, als ob ihr seine Bewegung nicht aufgefallen wäre.

Mit einem unruhigen Lächeln hatte sie sich niedergelassen und ihren Kopf in die Hand gestützt.

Das, was sie seit der Stunde, da sie Rüdiger durchschaut, unausgesetzt beschäftigt hatte, nahm ihm Aug' in Auge gegenüber plötzlich die Gestalt eines bestimmten Entschlusses an: Sie war fest entschlossen, sein ungeheures Opfer aus irgend welchem Grunde aber entschieden zurückzuweisen.

„Haben Sie wichtige Neuigkeiten?" begann sie das Gespräch nach einiger Ueberlegung, da Rüdiger, ohne seiner Verwirrung Herr geworden zu sein, in Schweigen verharrte.

„Nicht eben wichtiges!" verneinte er mit gesenktem Blick.

„Ich habe deren mancherlei!" lächelte Ilonka beinahe beschämt über das Spiel, das sie mit Rüdiger zu treiben sich zu dessen Heile gezwungen sah.

„Vor allem", fuhr sie langsam fort, „sind in mir so schwere Zweifel an den Tod des Vaters Libussas wachgerufen worden, daß ich mich wohl oder übel gezwungen sehe, die Adoption vorläufig noch hinauszuschieben."

Digitized by Google

Rüdiger starrte sie sprachlos an.

„Graf Harras lebt!“ fuhr Ilonka bestimmt und mit absichtlich zur Seite gewandtem Blick fort, wie um dem vor ihr sitzenden Manne jede Beschämung nach Kräften zu erleichtern. „Mein Advokat in Prag“, log sie harmlos, „hat mir nämlich mitgetheilt, daß ein Ungenannter ganz kürzlich auf mein Guthaben die Summe zurückerstattet hat, die ich damals dem Grafen übermittelt hatte. Der Stolze muß Kunde davon erhalten haben, daß diese Summe damals durch die Hände einer Waransow gegangen war, und doch war sie — wie sich zu meiner Ueberraschung erst jetzt herausgestellt hat, das unbestrittene Eigenthum des Grafen. Es wird Sie interessiren, auch zu hören, daß bei dem damaligen Verkauf der gräflichen Güter an meinen Vater sich ein unerklärliches Versehen eingeschlichen hatte, durch das — wie sich ebenfalls erst jetzt herausgestellt hat, dem Grafen ein sehr ansehnlicher Besitz wieder zurückfällt. Es freut mich das besonders Libussa wegen.“

Rüdiger war so fassungslos, daß er nichts zu antworten vermochte.

Die großherzige Lüge des Weibes — die ihm wie himmlische Musik in den Ohren klang — hatte er nur zu wohl erkannt. Er schauderte zurück vor allen weiteren Schlüssen, die sich ihm mit betäubender Gewalt aufdrängten.

„Es ist unmöglich, was Sie da sagen!“ stammelte er endlich.

„Durchaus nicht!“ widersprach Ilonka mit leise bebender Stimme. „Es liegt ein verhängnißvoller und doch glücklicher Irrthum vor. Graf Harras lebt! Ich wiederhole es. Und ich bin sehr — sehr gespannt, ob er sich nicht bald zu erkennen geben möchte.“

Rüdiger zitterte am ganzen Körper.

„Haben Sie Beweise?“ stotterte er mühsam.

Statt aller Antwort wandte Ilonka den Blick und sah ihn so groß und hingebend an, daß er sich im innersten Herzen getroffen fühlte.

Seine Kraft der Verstellung schien plötzlich gebrochen.

Schon zu lange hatte er sich in ungeheurer Selbstverleugnung Unerhörtes zugetraut.

Jetzt unterlag er.

Er stöhnte auf und barg das Antlitz in seinen Händen.

„Eberhard Frank Rüdiger, Graf Harras“, flüsterte da plötzlich Ilonka mit leuchtenden Augen. „Ich habe Sie erkannt! — Ihr ungeheures Opfer nehme ich nicht an!“

Rüdiger war leise zusammengezuckt, aber er blickte nicht auf.

„Glaubten Sie denn“, fuhr Ilonka leise und innig fort, „daß es mir unmöglich wäre, die Liebe Libussas mit Ihnen zu theilen?“

Erst als die Worte über ihre Lippen geflossen waren, mochte Ilonka sich der Verfänglichkeit derselben bewußt geworden sein. Die verrätherischen Gluten, die ihr plötzlich über Stirn und Wangen fluteten, waren Rüdiger, der trunken zu ihr aufgeblickt, nicht entgangen.

„Ilonka!“ schrie er außer sich auf. „Wie soll ich das verstehen?“

Ein hinreißendes Lächeln, das ihr mildes Antlitz strahlend verklärte, zwang ihn zu ihren Füßen.

Digitized by Google

Er warf sich vor sie hin, umklammerte ihre Kniee und vergrub sein Haupt glückstammelnd in ihrem Schoß.

Mit seligem Wort beugte sie sich zu ihm hinab und umfing seinen Nacken, als ob sie ihn nimmer wieder lassen wollte.

„Ich habe Dich ganz verstanden", flüsterte sie weich.

Eine lange Weile war verstrichen, ehe die beiden sich wieder zu regen begannen.

Als Rüdiger, taumelnd vor übermächtigem Glück, sich erhoben hatte, wurde an der Thüre, die zum Salon führte, plötzlich ein Geräusch vernehmbar, und kurz darauf trat Libussa ein.

Sie schien durch Rüdigers Gegenwart nicht besonders überrascht zu sein, begrüßte ihn freilich etwas verlegen, wandte aber ihre Aufmerksamkeit alsbald Ilonka zu, ohne ihn weiter sonderlich zu beachten.

Sie streckte ihr das geschlossene Etui hin, welches Xaver ihr bei iher letzten Begegnung zurückgelassen hatte, und meinte leichthin:

„Das sollst Du mir aufheben, liebe Ma, einschließen in Deinen Schreibtisch, damit ich nie in Versuchung komme, es wieder anzusehen. Für das geheime Fach! — Gieb mir den Schlüssel! — Es ist ein Aberglaube dabei", erklärte sie ein wenig befangen.

Erst jetzt bemerkte sie die eigenthümlich stolzen und zärtlichen Blicke und das — durch ihre mystische Rede nur wenig veränderte — glückliche Lächeln, mit dem Ilonka zu ihr aufsah.

„Siehst heute ganz merkwürdig aus", erklärte Libussa, „jünger und wahrhaftig noch schöner als sonst — als ob Dir wunder was passirt wäre. — Aber gieb mir erst den Schlüssel, damit das hier abgethan ist. Ich will es sogar lieber noch einwickeln. Wer weiß, wie viele Jahre es begraben wird!" fuhr sie mit schelmischem Lächeln fort. „Das Stückchen alt' Papier darf ich jawohl nehmen, wie?

Sie hatte den Brief ergriffen, den Rüdiger vorhin auf den Schreibtisch gelegt, auseinander gefaltet, glattgestrichen und schickte sich an, denselben um das Etui zu wickeln.

Sie konnte nicht ahnen, in welcher Spannung sowohl Rüdiger, der sich in eine Nische zurückgezogen hatte und Libussa mit strahlenden Augen beobachtete, wie auch Ilonka ihr Thun verfolgten, und erschrak fast, als diese sie plötzlich mit lautem „Halt" unterbrach.

„Das Papier darfst Du nicht nehmen", fuhr sie mit ganz sonderbarem Lächeln fort, „es sei denn, daß — Herr Rüdiger, dem der Brief durch einen seltsamen Zufall zu eigen, es Dir erlaubte.

Rüdiger, der schon erleichtert aufgeathmet hatte, erschrak und blickte bestürzt zu Ilonka hinüber. Was er vorhin geargwöhnt, war ihm plötzlich zur Gewißheit geworden. Ilonka mußte bemerkt haben, daß er das Schriftstück bei sich gehabt.

Er glaubte schnell durchschaut zu haben, was dieselbe beabsichtigte, als sie übermüthig fortfuhr:

„Herr Rüdiger wird die Güte haben, Dir zu sagen, was der Brief enthält. Er geht auch Dich an, Libussa!"

„Mich auch?" meinte diese ziemlich gleichgiltig. „Ich dachte schon, Du wärest nur neugierig auf mein Armband. Gefällt es Dir, so will ich es Dir gern schenken. Sieh her!"

Digitized by Google

Sie öffnete das Etui, setzte sich Ilonka auf den Schoß und hielt ihr den Schmuck hin.

Ilonka nahm denselben in die Hand und betrachtete ihn zerstreut. Sie mahnte Rüdiger um Auskunft.

Dieser hatte sich schnell gefaßt, richtete sich jetzt hoch auf und antwortete mit leise zitternder Stimme:

„Der Großvater der Komtesse Eberhardine, Libussa genannt, der selige Frank Julius Graf Harras hielt einst für seinen Sohn Frank Rüdiger um die Hand der verwittweten Ilonka, Freifrau von Tauwitz-Auenberg an, deren Vater dieser Verbindung von Herzen zugethan war ...“

Ilonka schüttelte leise das Haupt, unterbrach ihn jedoch nicht. Sie hatte die Augen gesenkt und spielte nachlässig mit dem Armbande.

Libussa war bei Rüdigers Worten plötzlich aufmerksam geworden, hatte ihre Rechte auf Ilonkas Arm gestützt und sich fest an sie geschmiegt. Mit großen, ängstlichen Augen blickte sie auf den tief ergriffenen Mann.

„Eberhard Frank Rüdiger, Graf Harras“, fuhr er fort, „der Vater Libussas, galt lange für verschollen und gestorben. Mit Unrecht, denn er lebt und ist ...“

Er stockte. Die Rührung übermannte ihn, daß er hastig und kaum vernehmlich schloß:

„... und ist durch die Liebe eines edlen, hochherzigen Weibes der Glücklichsten einer der Menschen!“

Er war einen Schritt vorgetreten, blieb aber stehen, als Ilonka, ohne auf die heftige Erschütterung Libussas zu achten, mit glücklichem Lächeln fortfuhr:

„Dein Vater, Libussa, hat den vor vielen Jahren gestellten Antrag wiederholt, und da habe ich ihm Herz und Hand zugesagt, um ihm vor Gott und den Menschen ein treues Weib und Dir, Libussa, eine liebende Mutter zu sein.“

Sie küßte das vor Staunen und Rührung sprachlose Mädchen auf die Stirn.

Rüdiger war Ilonkas Worten wie gelähmt gefolgt.

Jetzt aber stürzte er plötzlich in unaufhaltsamem Gefühlsausbruch auf Libussa zu, und umschlang sie aufjubelnd mit beiden Armen.

Niemand hatte bemerkt, daß Xaver schon seit einer geraumen Weile aus dem Wintergarten eingetreten war und die drei glücklichen Menschenkinder mit Staunen und Freude betrachtete.

Als er leise wieder davon schleichen wollte, da er merkte, daß er hier vor der Hand überflüssig sei, war er so unvorsichtig, so heftig an ein Möbel zu stoßen, daß alle drei zugleich den Blick wandten.

Libussa stieß plötzlich einen angstvollen Schrei aus und sprang erschrocken auf.

Sie stand mit glühenden Wangen, bewegungslos und stumm wie in Schrecken erstarrt.

Nur ihre Brust hob und senkte sich krampfhaft.

Xaver war aufmerksam geworden, sehr aufmerksam.

Ehe Ilonka und Rüdiger, die nicht begriffen, was vorging, sich von ihrem ersten Schrecken über Libussas seltsames Gebahren erholt

Digitized by Google

hatten, stürmte Xaver plötzlich wie außer sich auf diese zu, packte stammelnd ihre Rechte, bedeckte sie mit Küssen und schloß das, wie willenlos sich hingebende und das Gesicht an seiner Brust bergende Mädchen leidenschaftlich in seine Arme.

„Ilonka“, schrie er jubelnd. „Sie sind Zeuge! Da, sehen Sie. Sie trägt mein Armband.“

„Himmlischer Gott“, rief diese staunend, „was ist denn damit? Ich selbst legte es ja Libussa so von ohngefähr an.

„Sie selbst?“ jubelte Xaver. „Das ist ja göttlich. So empfange ich das liebende Mädchen aus der Hand einer liebevollen Mutter: So habe ich mir's immer gedacht, daß es sein müßte.“

„Hast Du gewollt, Libussa?“ flüsterte er dann, sich zärtlich zu ihr niederbeugend.

Des Mädchens Widerstand war gebrochen. Eine liebliche Verwirrung war längst an die Stelle ihres schmerzlichen Trotzes getreten, und verschönte sie mit süßen Reizen. Sie sah selig lächelnd zu Xaver auf und nickte ihm leise zu.

„Es ist so eingerichtet“, flüsterte er ihr mit verschmitztem Lächeln zu, auf das Armband deutend, daß nur ich allein die Feder, die es schloß, wieder öffnen kann!“

Er küßte sie auf das schimmernde Haar und drehte sich dann plötzlich um.

Er hatte sich der Anwesenheit Rüdigers erinnert.

„Meine Braut, mein Herr!“ stellt er Libussa mit demselben verschmitzten Lächeln vor.

„Meine Tochter, Herr von Forsberg“, versetzte Rüdiger vor Glück strahlend.

„Mein Verlobter!“ fiel Ilonka plötzlich mit ihrer tönenden Stimme ein, auf Rüdiger deutend. „Ich will doch nicht leer ausgehen!“

Xaver stutzte doch, als er das, was er längst vermuthete und vorhin auch erkannt zu haben glaubte, so kurz bestätigt hörte.

Gleich aber brach seine übermüthige Laune wieder durch, vor allem, als er durch die Scheiben des Wintergartens die verkümmerte Gestalt des Herrn von Treubein herumschleichen sah.

Er beglückwünschte Ilonka warm und meinte dann lustig:

„Es ist zum Theil auch mein Verdienst, Herr Rüdiger Graf Harras, daß Sie entdeckt wurden, und zum Danke dafür sollen Sie mir nur bekennen, daß Sie es in der That waren, der mich Schiffbrüchigen vor Jahren aus dem Wasser zog.“

Rüdiger lächelte vor sich hin und versetzte endlich: „Ich dächte, Sie hätten es längst errathen!“

„Ja, das habe ich!“ eiferte Xaver sich über ein plötzliches Ergriffensein hinweg. „Ich wußte, daß Sie meinem Danke nicht entgehen würden.“

Er schritt auf ihn zu, sah ihm mit leuchtendem Blick in die ernsten Augen, umschlang ihn plötzlich mit beiden Armen und küßte ihn auf die Wange.

„Ich danke Ihnen nachträglich, Schwiegerpapa!“

Als ob er sich seiner Zärtlichkeit schämte, trat er dann, sich Libussa wieder zuwendend, zurück und flüsterte ihr einige leise Worte zu.

Digitized by Google

Sie sah lächelnd zu ihm auf und folgte ihm in den Garten.

Plötzlich aber kehrte sie wieder um, blieb einen Augenblick zaghaft stehen und stürzte dann — flammende Röthe auf den Wangen, dem Vater an die Brust, der sie lange zärtlich an sich drückte.

Verwirrt riß sie sich wieder los, als ob sie den noch so neuen und sie so plötzlich überwältigenden Eindrücken entrinnen müßte, und eilte, nachdem sie auch Ilonka stürmisch umarmt, in fliegender Hast zurück in den Garten.

Xaver hatte die Thüre, die ins Freie führte, geöffnet, trat mit Libussa hinaus und rief ausgelassen Herr von Treubein heran, der in tadelloser Gesellschaftstoilette erschienen war.

„Ich habe das Vergnügen, Herr von Treubein", begrüßte Xaver ihn, „Ihnen bei der ersten Gelegenheit, wo wir auf gut Deutsch miteinander reden, Ihnen in Libussa Komtesse Harras meine Verlobte vorzustellen!"

Herr von Treubein stand plötzlich wie angenagelt, machte sein unnachahmlich langes Gesicht, riß Mund und Augen auf, drehte nachdenklich an dem kümmerlichen Haarwuchs, der auf seiner Lippe sproßte, und kehrte dann nach einer steifen Verbeugung dem Schauplatze seiner Enttäuschung, mit seinem Stöckchen durch die Luft fuchtelnd, stolz und auf Nimmerwiedersehen den Rücken.

Xaver sah ihm beinahe mitleidig nach, hob dann Libussa plötzlich wie ein Kind in seine Arme, küßte sie auf Mund und Augen und Haar, und lief mit ihr davon, als ob er jeden Zeugen seiner Liebe auf immer fliehen wollte.

Rüdiger war, als er sich Ilonka allein gegenüber sah, mit fast jugendlichem Feuer auf sie zugestürmt, und hatte unter ihren tiefinnig auf ihm ruhenden Blicken sich voll den ihn mächtig überwältigenden Eindrücken hingegeben. Ein namenloses Glück war an die Stelle einer ungeheueren Entsagung in sein Herz eingezogen. Ein namenloses Glück erwartete ihn an dem edlen Herzen des geliebten Weibes, an der Seite seines neugewonnenen Kindes.

Digitized by Google

Der Vogelschutz.

Von Dr. Heinrich Boehnke-Reich.

(Schluß.)

Die Spechte sind bessere Hüter des Waldes als selbst die Forstbeamten. Zu Hunderten verzehren sie dem Holze schädliche Larven; ihnen ist jede mundgerecht. Holzkäfer, Borkenkäfer, der so schädliche Fichtenschwärmer, Pinasterrüsselkäfer, Hornisse, Birkenwespe, Tannenrüsselkäfer, ein ganzes Heer von Larven und Insekten, die den Forstbediensteten unzugängliche Plage der schönsten Bäume: Alle sind ein Raub der Spechte. Die Spechte sind angeklagt, daß sie die Bäume aushöhlen und diese so der Fäulniß überliefern; bisweilen mag es wohl vorkommen, aber der Irrthum ist im allgemeinen durch alle unparteiischen Beobachter nachgewiesen: der Specht geht nicht an völlig gesunde Bäume, sondern er reinigt die angefaulten und von Insekten befallenen.

Der Martinsvogel lebt ebenfalls in den Wäldern, wo er sich von Insekten, Larven und Würmern nährt. Die Fliegenschnäpper sind ausschließlich Insektenfresser. Die Schwalben vernichten Tausende von geflügelten, bisweilen sehr beschwerlichen Insekten, die wir ruhelos in den Strahlen der Sonne spielen sehen, wie Mücken, Libellen, große und kleine Fliegen. Im Waadtlande sind die Schwalben unter den Schutz des Gesetzes gestellt, außerdem sind sie in manchen Gegenden durch etwas stark abergläubische Ansichten geschützt, die jedoch weniger auf ihre Gemeinnützlichkeit Bezug haben. Ein Schwalbenpaar ist täglich 16 Stunden in Bewegung, und jede Schwalbe atzt durchschnittlich in der Stunde ihre Jungen 20 Mal. Beide Eltern sind täglich 600 Mal beim Neste. Da nun jede der alten Schwalben jedesmal 10 bis 20 Insekten bringt, so vertilgt ein Schwalbenpaar täglich mindestens 6400 Insekten. Zur eignen Nahrung brauchen die Alten je etwa 600 Mücken und Fliegen, so daß durch ein einziges Schwalbenpaar täglich 7000, in einem Monate 210,000 unliebsame Insekten vernichtet werden. Brauchen die Alten im ersten Monate, in welchem sie allein sind, 30,000 Insekten, so kommen auf den ganzen Sommer auf eine Schwalbenfamilie von 7 Köpfen 576,000 Insekten.

Digitized by Google

Nisten sich in einem Dorfe auch nur 100 Schwalbenpaare ein, so würden diese mit ihrer Nachkommenschaft in einem Sommer über 57 Millionen Insekten verzehren!

Die Ziegenmelker oder Segler sind Dämmerungsvögel und verfolgen Maikäfer, Schaben, Nachtfalter, Nageinsekten, die nur bei Nacht arbeiten. Rothkehlchen, Amseln, Drosseln nähren sich zum Theile von Beeren und Früchten, leisten jedoch auch große Dienste durch einen bedeutenden Konsum von Erdraupen und anderen derartigen Thieren. In den nordamerikanischen Südstaaten wird der Vogelmassenmord in excessivster Weise betrieben und zwar scheucht man die Vögel während der Dunkelheit mit Fackeln und hellen Laternen aus dem Röhricht auf und schlägt sie schaarenweise mit Knütteln todt. Es wurden einmal in der Zeit von Sonnenuntergang bis 8 Uhr früh in einem Dickicht unweit Charlotte in Nord-Karolina 2110 Rothkehlchen getödtet, abgezählt und auf den Markt gebracht. In Harrisburg, ebenfalls in Nord-Karolina, findet man Tausende der kleinen Sänger als Marktwaare ausgelegt. Der Wespenfresser ist im beständigen Kriege mit den nach unseren besten Früchten begierigen Wespen; man muß ihn jedoch von den Bienenstöcken fernhalten, da er auch die Bienen nicht immer respektirt. Der Stieglitz, der mit Vorliebe unbebaute Gegenden bewohnt, liebt, wie man weiß, leidenschaftlich Distelsamen, wodurch er die Ueberwucherung des Bodens durch dieses Unkraut hindert. Auf feuchten Wiesen und Feldern sieht man Raben und Krähen, in einigen Landstrichen Störche die Erde durchsuchen, um die weißen Würmer oder Engerlinge zu erhaschen, aus welchen nach einem Kreislaufe von drei Jahren Maikäfer werden, und welche die Wurzeln der Gräser und Hülsenfrüchte benagen.

Der Dompfaff macht sich bisweilen an die Baumknospen, die Amsel und der Staar an die Obstgärten, der Sperling an die Getreideschober; doch wird dieser Schaden reichlich aufgewogen durch den beständigen Krieg, den diese Vögel mit den Insekten führen.

Vor dem Schöffengerichte des Amtsgerichts zu Würzburg kam Ende 1879 gegen einen Professor und dessen Gärtner eine Anklage zur Verhandlung wegen Wegfangens und Schießens von Amseln. Die geladenen Sachverständigen sprachen sich dahin aus, daß die Amsel zu den allerschädlichsten Thieren zu rechnen sei. Dagegen beruft sich Karl Ruß in „Die gefiederte Welt" auf die Aussprüche sämmtlicher Gelehrten auf diesem Gebiete: Alle Forscher stimmen darin überein, daß diese Vögel vorwiegend nützlich sind, denn sie fressen neben Kirschen, Beeren, Weintrauben und dergleichen auch viele Schnecken, Regenwürmer, Engerlinge, Maden, so daß sie den von ihnen angerichteten Schaden wieder reichlich gut machen und ihnen dieser nicht so schwerwiegend angerechnet werden kann. Selbst bei der Schwarzdrossel oder Amsel ist dies der Fall, wenn sie auch bisweilen als eifrige Kirschendiebin erheblichen Schaden anrichtet. Uebrigens sollte man sich immer vergegenwärtigen, was unsern Wäldern fehlen würde, wenn die herrlichen Rufe der Amsel und Singdrossel in ihnen nicht erschallten. Die Vogelkundigen streiten von vornherein nicht mehr darüber, ob die Drosseln im allgemeinen und die Amseln im besonderen nützlich sind, sondern ob ihre Nützlichkeit eine

Digitized by Google

so hohe ist, daß sie zum Verspeisen nicht mehr gefangen werden dürften, und also der Krammetsvogelfang zu unterdrücken sei oder nicht. Da diese so lieblichen Thierchen an Kirschen, Erdbeeren, Trauben manchmal wohl Schaden verursachen, darf man sich freilich nicht wundern, wenn Gärtner und Gartenbesitzer niemals ihre Freunde sind.

Die Maikäferflugjahre tragen ihr Korrektiv in sich selbst: Die fette Nahrung veranlaßt starke und mehrmalige Bruten derjenigen Vögel, welche die natürlichen Feinde des Maikäfers sind, unter diesen voran der Staar. Daher sind dieser und die anderen gefiederten Käfervertilger zu schützen, ebenso von anderen Thieren namentlich der Maulwurf, denn dieser kann täglich 20 bis 30 Engerlinge und Maikäfer verspeisen. Vor 400 Jahren suchte man freilich andere Mittel gegen die Maikäferplage. Im Jahre 1479 suchten die Berner Hilfe gegen die Engerlinge bei — ihrem Bischofe. Daraufhin ließ der Bischof von Lausanne auf dem Kirchhofe zu Bern und auf den Dörfern durch die Pfarrer folgende Vermahnung an die Engerlinge verkünden: „Du unvernünftige, unvollkommene Kreatur, Du Inger! Deines Geschlechts ist nicht gewesen in der Arche Noäh. Im Namen meines gnädigen Herrn und Bischofs von Lausanne, bei Kraft der hochgelobten Dreifaltigkeit, vermöge der Verdienste unseres Erlösers Jesu Christi und bei Gehorsam gegen die heilige Kirche gebeut ich Euch, allen und jeden, in den nächsten sechs Tagen zu weichen von allen Orten, an denen wächst und entspringt Nahrung für Menschen und Vieh." Im Falle des Ungehorsams wurden die Engerlinge auf den sechsten Tag, Nachmittag 1 Uhr, vor den Richterstuhl des Bischofs nach Wiflisburg geladen. Dann erhielten sie wegen ihres Nichterscheinens noch einen Aufschub. Nun aber erging eine zweite Citation an die „verfluchte Unsauberkeit der Inger, die Ihr nicht einmal Thiere heißen, noch genannt werden sollt." Da die Engerlinge aber auf keine gütliche Vermahnung hörten, so erfolgte endlich die Exkommunikation: „Wir, Benedikt von Monteferrand, Bischof von Lausanne, haben gehört die Bitte der großmächtigen Herren von Bern gegen die Inger und uns gerüstet mit dem heiligen Kreuz und allein Gott vor Augen gehabt, von dem alle gerechten Urtheile kommen, — demnach so graviren und beladen wir die schändlichen Würmer und bannen und verfluchen sie im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, daß sie beschwöret werden in der Person Johannis Parrodeti, ihres Beschirmers, und von ihnen gar nichts bleibe denn zum Nutzen menschlichen Brauchs". Hierauf befahl die Regierung von Bern, daß man ihr über den Erfolg berichten solle. Die Berichte fielen jedoch ungünstig aus!

Als ein natürliches Mittel gegen die Wanderheuschrecken empfiehlt A. Gerstäcker folgendes: Daß unter allen Thierklassen die Vögel das bei weitem größte Kontingent von andauernd und intensiv wirksamen Verfolgern der Heuschrecken stellen, muß für unsere Gegenden als ebenso unzweifelhaft wie für das südöstliche Europa gelten. Geht uns gleich der in erster Reihe in Betracht kommende Rosenstaar, von dessen unermüdlichem Kriege gegen die Heuschrecken die südrussischen Beobachter nicht genug Rühmens machen können, und ebenso die als eifriger Heuschreckenfresser anerkannte Waldschwalbe (Glareola

Digitized by Google

pratincola) ganz ab, so besitzen wir doch, abgesehen von unserm Hausgeflügel, in dem Staar, in der Saat- und Nebelkrähe, in dem Storch, in den Würgern und kleinen Falken neben anderen Vögeln eine immer noch recht ansehnliche und sich der Jagd auf die Heuschrecken mit großem Eifer annehmende Schaar, deren Beihilfe bei der Vernichtung dieser Eindringlinge nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Während der Storch, die kleinen Raubvögel und der Staar sich an den Heuschrecken selbst sättigen, letzterer sie auch als Atzung für seine Jungen einträgt, kommen die Krähen ganz besonders während der kälteren Jahreszeit für die Vernichtung der Eier, welche sie mit vielem Geschick in der Erde aufzufinden wissen, in Betracht. Wie sie daher auf allen von den Heuschrecken befallenen Feldmarken nicht nur zu schonen, sondern womöglich durch Köder auf dieselben hinzulocken sind, so können auch, um einen ganz besonders erfolgreichen Kampf gegen die Heuschrecken ins Werk zu setzen, von Hausvögeln neben Enten und Hühnern ganz besonders Puter durch heerdenweises Auftreiben auf die Aecker verwendet werden.

Der größte Feind des Kartoffel- oder Koloradokäfers ist nächst dem Menschen der Pfau. Dieser Vogel verzehrt ganz enorme Mengen Käfer und deren Larven, wenn er in einem Kartoffelfelde sich selbst überlassen wird. David Metz in Whitemarsh Township, Wiskonsin, der im Jahre 1875 die Vorliebe der Pfauen für Kartoffelkäfer wahrnahm, schaffte sich einen Pfauhahn und zwei Pfauhennen an, und diese drei Vögel halten seitdem sein Kartoffelfeld völlig rein von diesen gefährlichen Käfern. Die Pfauen marschiren täglich fünf bis sechs Mal durch das Feld und fressen sich jedesmal an Kolorados satt. Metz giebt an, daß auf seinem Felde kein Käfer mehr zu sehen sei, während seine Nachbarn, die keine Pfauen besitzen, sich fast keinen Rath mehr wissen, da deren Kartoffeln von Käfern überladen seien.

Wer könnte bei den kleinen, den Sperlingsvögeln nahe stehenden Raubvögeln in Zweifel sein über die Dienste, die uns der Mäuse- und Wespenbussard und selbst der Uhu und die Eule leisten? Untersucht man die Nester dieser Raubvögel in großen Bäumen, Kirchthürmen, altem Gemäuer, so findet man die Eingänge besäet mit Knochen kleiner Nagethiere, von Ratten, Feld-, Wald- und Hausmäusen, auch von Maulwürfen. Nicht genug bekannt ist es, daß auch die Raubvögel eine Rolle zu Gunsten des Landbaues übernommen haben. Namentlich die unschönen Nachtvögel sind es: Baumkauz, Nachteule, Ohreule, Schleiereule, Schneekauz, welche bei dem ungebildeten Volke thörichte, abergläubische Gedanken erwecken, und auf welche die Landbewohner einiger Gegenden einen blinden Haß geworfen haben und sie verfolgen. Die Landleute kennen nicht genug die Dienste, welche diese Nachtvögel ihnen leisten, die sie als Unheil kündend verabscheuen. Sie lauern ihnen auf, schießen auf sie, tödten sie und nageln dann diese wichtigen Hilfstruppen eines ersprießlichen Ackerbaues an die Thorflügel und Scheunen! Diese Vögel verdienen im Gegentheile alle Erkenntlichkeit der Ackerleute, weil sie die der Kultur so schädlichen Nagethiere verfolgen. Ferner verzehren die Nachtvögel auch nächtliche Insekten oder Nachtfalter und deren Raupen.

Der Nutzen, welchen die Eulen durch Vertilgung der Mäuse stif-

Digitized by Google

ten, ist ein bedeutender, wie folgende Ermittelung durch Lehrer Grote zeigt: Im Frühjahre 1879 fand derselbe in einem hohlen Baume das Nest eines Käuzchens. In dem Neste lagen 4 Eier und 7 Hausmäuse. Am nächsten Tage waren von den 7 Mäusen 6 verzehrt und 8 frische Mäuse ins Nest gebracht. In einem andern hohlen Baume lagen neben einem Eulenneste 5 todte Mäuse. Am nächsten Tage lagen im Neste 6, im hohlen Baume 7 Stück Mäuse, darunter 5 Feldmäuse. So ging es alle darauf folgenden Tage, stets fanden sich frische Mäuse vor. Leider konnte diese Beobachtung nur 14 Tage lang fortgesetzt werden. In dieser Zeit betrug die Zahl der in dem Neste und dem danebenstehenden hohlen Baume aufgespeicherten Mäuse über 200, und in dem von den Eulen ausgeworfenen Gewölle wurden nur Mäusehaare, Mäuseknochen und Flügeldecken von Käfern gefunden. Ein Irrthum im Zählen konnte nicht vorgekommen sein, weil der Beobachter jeden Tag Merkmale an den todten Mäusen machte, deshalb keine der vorgefundenen zweimal gezählt wurde.

Auch Falken und Bussarde, welche allerdings auch den Vögeln, jungen Hasen 2c. nachstellen, fangen Mäuse, so daß man den jährlichen Konsum eines einzigen dieser Raubvögel auf mehr als 4000 Mäuse veranschlagen kann. Ueber die Art und Weise, wie der Bussard Mäuse fängt, macht ein Landwirth folgende Mittheilung: So mächtig und geschickt dieser Raubvogel im Fluge ist, so unbeholfen und ungeschickt zeigt er sich auf dem Erdboden; es sieht aus, als ob er bei jedem Schritte umfallen sollte. Mit ihrem scharfen Gesichte erspähen diese Vögel von der Höhe herab ein Terrain, wo es viele Mäuse giebt, und lassen sich hier nieder; sie scheinen wohl zu wissen, daß, so scheu und vorsichtig die Maus bei jedem Geräusch ist, sie sich doch auch wieder keck und frech aus ihrer Höhle herauswagt. Der Bussard spreizt nun seine große scharfe Kralle über einem Mauseloche aus und verhält sich ganz ruhig, späht nicht einmal nach demselben. Ueber kurz oder lang lugt oder kommt die Maus aus dem Loche heraus, ohne Ahnung, daß sich über ihrem Schlupfwinkel die Kralle ihres Feindes wie eine Falle ausgespannt hat. In einem Nu schließt der Bussard die Kralle, und laut piepend zappelt die Maus darin als seine Beute.

Man giebt sich nicht genug Rechenschaft von dem Nutzen, den wir von Drosseln und Staaren haben, welche Millionen der so schädlichen Raupen verzehren. Die Staare werfen sich besonders auf die Schnecken, deren Gehäuse sie durch Schläge auf einen Stein zerbrechen, dann auf Heuschrecken und Engerlinge. Staare und Bachstelzen befreien unsere Viehheerden von Parasiten, Milben, Bremsen und Fliegen. Der Rinder behütende Reiher bedient sich seines Schnabels wie eines Meißels, pocht die Haut des Rindes, um einen der Parasiten hervorzulocken, welche Blut und Leben des Thieres aussaugen. Es ist der Reiher ein verhältnißmäßig seltenes und, trotz seiner Dienste, außer dem Gesetze stehendes Thier, denn er reizt durch die Schönheit und Weiße seines Gefieders die Jagdlust der Jäger.

Der Kiebitz ist für den Menschen ein hilfreicher Freund, denn er schützt vor den schrecklichen Verwüstungen des dem Schiffsbau so gefährlichen Holzwurms. Auf den Stellen, wo er brütet, von der

Digitized by Google

Elbe bis zur Oder und auch weiter östlich, werden die Eier dieses Vogels gesucht und in beträchtlicher Menge verzehrt. Der Mensch vernichtet also ein so werthvolles Geschlecht schon in seinem Entstehen, während er in seinem eigenen Interesse die möglichste Vermehrung dieser Vögel zu fördern suchen sollte.

Die Haideschäfer und die Bewohner der nassen Strecken der Lüneburger Haide betreiben im Frühjahre ein gelegentliches Geschäft, nämlich das Einsammeln der Kiebitzeier, welche für einen großen Leckerbissen gelten*) und gleich den Möveneiern von den „Gourmands" sehr geschätzt werden. Der Kiebitz kommt in den sumpfigen, torfigen und feuchten Strecken der Haide in sehr großer Menge vor, und das Kiebitzweibchen legt Ende März oder in den ersten Tagen des April seine 4 Eier in ein kunstloses, in den Boden gescharrtes, oft ziemlich verstecktes Nest, welches von dem Männchen bewacht wird. Wenn man die erstgelegten 4 Eier hinwegnimmt, kann das Weibchen noch einmal 4 und, falls auch diese geraubt werden, noch weitere 3 Eier legen, welche vom Raubzeug ebenso begierig aufgesucht werden, wie es vom Menschen leider geschieht.

In Ostfriesland ist der Kiebitz vom Gesetz geschützt, denn durch die Verordnung der königlichen Landdrostei zu Aurich aus dem Winter 1868 zu 1869 ist alles Schießen auf den Kiebitz und verschiedene Seevögel verboten, wie denn auch das Suchen der Eier nur sehr beschränkt gestattet ist. Durch die Lebensweise des Kiebitz erscheint diese Verordnung sehr gerechtfertigt. Er lebt durchaus von kleinen Thieren, unter denen viele für den Ackerbau schädlich sind. Die graue Ackerschnecke findet in ihm einen gefürchteten, gefräßigen Feind, und es wäre wünschenswerth, daß dafür Sorge getragen würde, daß man ihn besonders im Herbst auf den Aeckern, die mit Winterkorn bestellt sind, und wo dann die Schnecke das jugendliche Grün benachtheiligt, recht zahlreich anträfe. Dabei würde nicht nur der Ackerbau gewinnen, sondern der Kiebitz würde auch stets eine gutbesetzte Tafel finden. In der holländischen Provinz Friesland sollen jährlich für etwa 80,000 fl. Kiebitzeier verkauft werden, eine Ziffer, die wohl zu hoch gegriffen ist, die aber doch einen gewissen Anhalt dafür giebt, wie vielfach dort dem armen Vogel nachgestellt wird.

Seit dem 1. Oktober 1879 ist im Deutschen Reiche ein Vogelschutzgesetz in Kraft getreten, das, angemessen gehandhabt, Segen bringen wird und folgendermaßen lautet:

§ 1. Das Zerstören und das Ausheben von Nestern oder Brutstätten der Vögel, das Tödten, Zerstören und Ausnehmen von Jungen und Eiern und das Feilbieten der gegen dieses Verbot erlangten Nester, Eier und Jungen ist untersagt. Auf die Beseitigung von Nestern, welche sich an oder in Gebäuden oder in geschlossenen Hofräumen befinden, bezieht sich dieses Verbot nicht. Auch findet das Verbot keine Anwendung auf das Einsammeln und Feilbieten der Eier von Strandvögeln, Seeschwalben, Möven und Kiebitzen, jedoch kann durch Landesgesetz oder durch landespolizeiliche Anordnung das Einsammeln der Eier dieser Vögel für bestimmte Orte oder für bestimmte Zeiten untersagt werden.

---

*) Vor 200 Jahren galten Kiebitzeier nicht für ein „Herrenessen", denn es schreibt 1682 Dr. Johann Elsholtz in seinem zu Berlin gedruckten Diäteticum oder „Neuem Tischbuch": „Die Kybitz legen im May Eyer, blaß von Farbe, mit braunschwarzen Flecken getipfelt: die werden von den Bauern als Speyse gebraucht."

Digitized by Google

§ 2. Verboten ist ferner:

a) Das Fangen und die Erlegung von Vögeln während der Nachtzeit mittels Leimes, Schlingen, Netzen oder Waffen; als Nachtzeit gilt der Zeitraum, welcher eine Stunde nach Sonnenuntergang beginnt und eine Stunde vor Sonnenaufgang endet;

b) jede Art des Fangens und Erlegens von Vögeln, so lange der Boden mit Schnee bedeckt ist;

c) jede Art des Fangens und Erlegens von Vögeln längs der Wassergerinne, sowie an Quellen und Teichen während der Zeit besonderer Trockenheit;

d) das Fangen von Vögeln mit Anwendung von Körnern oder anderen Futterstoffen, denen betäubende oder giftige Bestandtheile beigemischt sind;

e) das Fangen von Vögeln mittels solcher Schlingen oder Fallen, welche auf der Bodenfläche angebracht sind, namentlich mit Reusen, kleinen Fallkäfigen oder Schnellbögen;

f) das Fangen von Vögeln mittels beweglicher und tragbarer, auf dem Boden oder quer über das Feld, das Niederholz oder den Weg gespannter Netze.

Der Bundesrath ist ermächtigt, auf bestimmte andere Arten des Fanges, so wie das Fangen mit Vorkehrungen, welche eine Massenvertilgung von Vögeln ermöglichen, zu verbieten.

§ 3. In der Zeit vom 1. März bis 15. September ist das Fangen und die Erlegung von Vögeln sowie das Feilhalten todter Vögel überhaupt untersagt. Wenn jedoch Vögel in Weinberge, Obstbaumanpflanzungen, Gärten oder bestellte Felder schaarenweise einfallen, so dürfen sie in der Zeit vom Beginne der Reife der Früchte bis zur Beendigung der Ernte getödtet werden. Der Bundesrath ist ermächtigt, das Fangen und die Erlegung bestimmter Vogelarten, sowie das Feilbieten derselben auch außerhalb des in Absatz 1 bestimmten Zeitraumes allgemein oder für gewisse Zeiten oder Bezirke zu untersagen.

§ 4. Dem Fangen im Sinne des Gesetzes wird jedes Nachstellen zum Zwecke des Fangens oder Tödtens von Vögeln, insbesondere das Aufstellen von Netzen, Schlingen, Leimruthen oder anderen Fangvorrichtungen gleichgeachtet.

§ 5. Zuwiderhandlungen gegen die Bestimmungen dieses Gesetzes oder gegen die von dem Bundesrath auf Grund derselben erlassenen Anordnungen werden mit Geldstrafe bis zu einhundertundfünfzig Mark oder mit Haft bestraft. Der gleichen Strafe unterliegt, wer es unterläßt, Kinder oder andere unter seiner Gewalt stehende Personen, welche seiner Aufsicht untergeben sind und zu seiner Hausgenossenschaft gehören, von der Uebertretung dieser Vorschriften abzuhalten.

§ 6. Neben der Geldstrafe oder der Haft kann auf die Einziehung der verbotswidrig in Besitz genommenen oder feilgebotenen Vögel, Nester, Eier, so wie auf Einziehung der Werkzeuge erkannt werden, welche zum Fangen oder Tödten der Vögel, zum Zerstören oder Ausheben der Nester, Brutstätten oder Eier gebraucht oder bestimmt waren, ohne Unterschied, ob die einzuziehenden Gegenstände dem Verurtheilten gehören oder nicht.

§ 7. Die Bestimmungen dieses Gesetzes finden keine Anwendung:

a) auf das im Privateigenthum befindliche Federvieh;

b) auf die nach Maßgabe der Landesgesetze jagdbaren Vögel;

c) auf Steinadler, Seeadler, Fischadler, Geier, Hühnerhabichte, Sperber, Wanderfalken, Baumfalken, Zwergfalken, Milane, Feld- und Sumpfweihen, Uhus, Waldkäuze, Kolkraben, Elstern, Heher, schwarze Störche, Reiher, Scharben (insbesondere Cormorane) und Würger.

§ 8. Zu wissenschaftlichen und Lehrzwecken oder wegen besonderer örtlicher Bedürfnisse können Ausnahmen von den Verbotsbestimmungen dieses Gesetzes oder den auf Grund desselben erlassenen Anordnungen durch die von den Landesregierungen bezeichneten Behörden bewilligt werden.

Der Bundesrath kann die Voraussetzungen bestimmen, unter welchen solche Ausnahmen statthaft sein sollen.

§ 9. Die landesherrlichen Bestimmungen, welche zum Schutze nützlicher Vögel weitergehende Verbote enthalten, bleiben unberührt. Dieselben dürfen jedoch höhere Strafen, als die in §§ 5 und 6 dieses Gesetzes bestimmten, nicht androhen.

Eine Art Seevögelschutz wurde bis jüngst nur in der oben erwähnten Landdrosteiverordnung ausgeübt. Neuerdings hat das englische Parlament 1869 ein Gesetz gegeben, welches das Tödten der

Digitized by Google

Seevögel an den Küsten zu gewissen Zeiten mit strenger Strafe belegt. Das Gesetz ist auf Grund wiederholter Petitionen von Schiffern erlassen worden, welche geltend machten, daß die Seevögel durch ihr Geschrei den von Nebel überfallenen Fahrzeugen fast immer die Nähe der Küste anzeigen und dadurch schon manchen sonst unvermeidlichen Schiffbruch verhindert haben. Die Insekten fressenden Vögel genießen den Schutz der Gesetze und aller denkenden Menschen, denn sie sind, wie im Vorstehenden dargelegt, ein nicht genug zu schötzender Bundesgenosse der Landwirthschaft, und es ist nur in der Ordnung, daß die der Seefahrt nützlichen See- und Küstenvögel denselben Schutz genießen.

Auch noch andere als die erwähnten Fährlichkeiten drohen den Vögeln. Nach einer Angabe in der Zeitschrift „Der zoologische Garten“ sind die Telegraphenleitungen für die gefiederte Welt wahrhaft Tod und Verderben bringend. Eine bedeutende Anzahl von Vögeln, namentlich verschiedene Schwalbenarten, Bachstelzen, Fliegenschnäpper, Hausröthel, Wiesenschmätzer, Goldammern und Würger, findet den Tod durch Gewitter-Elektrizität, die in vielen Fällen in den Drähten fortgeleitet wird und die darauf sitzenden Vögel zerschmettert. Diese bilden jedoch nur einen geringen Prozentsatz derjenigen, die überhaupt durch die Drähte umkommen. Die meisten verletzen sich beim Anprall im Fluge und erleiden hauptsächlich Zerreißung der Kropfwand, Brüche und Verrenkungen der Flügel und Zertrümmerung des Schnabels, wohl auch des Kopfes. Zwar fallen nur wenige sofort todt nieder, aber die nur Verwundeten sind ebenfalls dem sichern Tode verfallen, da sie entweder in die Fänge des Raubzeuges gerathen oder dem Kampfe um das Dasein nicht mehr gewachsen sind und verkümmern. Ueberall, wo die Eisenbahnnetze engmaschiger werden, gehen ganz besonders Rebhühner in kaum glaublicher Zahl zugrunde. Es ist eine nur wenig bekannte Praktik der wilddiebenden Personen, anscheinend harmlos auf den Feldern einherspazierend, die Hühnervölker gegen die Drähte hinzutreiben und die dort Strandenden einzufangen. Wie furchtbar die Drähte werden, geht daraus hervor, daß in einem Frühjahre auf der nur 4 Kilometer langen Strecke zwischen Raunheim und Kelsterbach bei 14 Drähten 500 Vögel todt gefunden wurden, und im allgemeinen bilden die todtgefundenen Vögel höchstens den sechsten Theil der überhaupt durch die Telegraphendrähte verendeten. Bei den sich stetig vergrößernden Telegraphen- und Fernsprechnetzen wird dieses Uebel ohne Zweifel auch immer größere Ausdehnung annehmen, und ob sich ein Mittel dagegen finden lassen wird, ist wohl fraglich.

Und nun schädigt gar die Mode, die leidige Mode die gefiederte Welt! **Vischer** sagt („Mode und Cynismus“) „Die Uebertreibungshetze hat in das wolkenumfetzte Kopfdolomiten-Gebirge der Damenhüte nicht nur gemachte Blumen, Früchte, Beeren, Birnen, Aepfel, Orangen, sondern sogar ganze Vögel hineingesteigert.“ Allen wohlmeinenden Thierschutzbestrebungen zum Trotze sind ganze Vögel als Hutschmuck mehr als je Mode. Nicht nur die zierlichen Kolibris, der elegante Paradiesvogel, nein, ganze Volièren fremdartiger bunter Vögel liegen in den Schaukästen unserer Modistinnen. Ganze Vogel-

Digitized by Google



Falsche Spieler. II.

Nach dem Gemälde von Caravaggio.

Digitized by Google

Digitized by Google

familien tragen die Damen auf den Hüten, und es ist staunenswerth, mit welcher Hartnäckigkeit trotz so beißender satirischer Geißelung diese Unsitte sich behauptet. In welchen Mengen die Vögel für diese Modenarrheit hingemordet werden, ergiebt sich aus einer Angabe von E. Rey, nach welcher eine Leipziger Putzhandlung in einer Sendung erhielt: 32,000 Bälge von Kolibris, 800,000 Bälge von Wasservögeln, 300,000 Paar Flügel von Schnepfen u. a. Unseren Modedamen zur Freude können wir ihnen die erbauliche Mittheilung machen, daß ganz dieselbe Unsitte bei den Negerinnen ganz allgemein eingerissen ist. Edle Schwesterschaft! Nun, wie wäre es vielleicht noch mit einem Ringe durch die Nase? Während die Männer der Wissenschaft und Hunderte von Vereinen den Thierschutz auf ihre Fahne schreiben, begünstigen sonst gefühl- und einsichtsvolle Frauen der leidigen Modesucht willen den Massenmord! Diese Modenarrheit trägt nicht nur ganz bedeutsam zur Verminderung der Vögel bei, sondern schließt auch ganz scheußliche Thierquälerei ein. Damit das Gefieder den eigenthümlichen Glanz und Schmelz der Farbe behält, läßt man die massenweise lebendig gefangenen Vögel Hungers sterben oder schindet sie lebendig! Wollen trotz dieser Thatsachen die Frauen und Mädchen noch immer nicht auf das zweifelhafte Vergnügen verzichten, einen mit Arsenik ausgebalgten „Vogel“ mit sich herumzutragen? Einen eigenen Weg zur Bekämpfung dieser Mode schlug der Vorsitzende des Thierschutzvereines zu Münster i. W. ein. Er stiftete einen Preis für beißend satirische Gedichte, welche die Vögel von den Damenhüten verscheuchen. Am 15. Dezember 1882 war der Konkurrenztermin abgelaufen. Ob es geholfen hat? Kaum! Noch zu Anfang 1886 huldigten viele Damen dieser Geschmacksverirrung! Mode pflegt nur homöopathisch durch Mode vertrieben werden zu können, wenn der gute Wille und das Gefühl nicht zur Hilfe kommt.

Ein erfreulicheres Bild ist die edle Hilfsbereitschaft, mit welcher man für die nützlichen, insektenfressenden Höhlenbrüter Niststätten herrichtet. Diese lassen sich einfach und schön aus Flaschenkürbissen bereiten, die man, über runde Stangen gewunden, so reifen läßt, daß die Hälse natürliche Schlingen und Henkel zum Aufhängen an Baumästen bilden. Man schneidet in die Wand des ausgereiften Kürbis seitwärts ein verhältnißmäßig großes, rundes Flugloch und unterhalb eine kleinere runde Oeffnung ein, von wo aus man mittels eines Krätzers das Kerngehäuse von den Wänden aus dem Gröbsten ablöst, welches durch den Luftzug im Kürbis selbst trocknet. Dann überzieht man die Wohnung äußerlich mit einem später geruchlosen Firniß, verkleidet sie mit Moos und Flechten, hängt sie im Beginn des Herbstes an ihrem Bestimmungsorte so auf, daß das Flugloch der Wetterseite abgewendet, stets nach Südost gerichtet ist, und überläßt die vollständige innere Reinigung den Meisen.

Größere Höhlenbrüter finden sich recht heimisch in verhältnißmäßig langen und breiten Rollen von Fichtenborke, welche von zwanzig- bis fünfzigjährigen Stämmen im Frühling geschält und, ebenso wie zur Lohrindenbereitung, vollständig aufgetrocknet sein muß.

Diese beiden Arten von Brut- und Schlafstätten widerstehen Witterungseinflüssen zehn Jahre und länger. Wer solche natürliche

Digitized by Google

und billige Brutkästen bei sich einführen will, wird sie in ihrer Konstruktion je nach der Liebhaberei seiner zu erwartenden lieben Gäste mit entsprechendem Komfort, z. B. mit Schirmen und Sitzpflöcken, zu vervollständigen wissen. Bäume sind für Nistkästen stets geeigneter als Gebäude.

Noch heute wohl zu beachten ist die liebliche Sage von dem „letzten Willen“ Walthers von der Vogelweide, die sich an das vormalige Grabmal Walthers im Grashofe des Neumünsters zu Würzburg knüpft, das neuerdings aufgefunden sein soll. Dieser größte und liebenswürdigste Minnesänger verordnet, daß man mit einem viereckigen Steine sein Grab bedecke. An den vier Ecken dieses Steines sollen Vertiefungen angebracht werden, die man jeden Tag mit frischem Wasser füllen sollte, auch sollte man täglich auf die Mitte des Steines eine Hand voll Fruchtkörner streuen, auf daß die Vöglein täglich Speise und Trank finden am Grabe des Dichters, der sie so sehr geliebt hatte, der ihr liebliches Wesen verstand wie keiner, der selten in einem seiner Gedichte vergaß, seiner Lieblinge zu gedenken. Leider wurde diese anmuthige Stiftung des Dichters bald in eine jährlich einmal vertheilte Semmelspende an die Chorherren des Stifts verwandelt, aber aufgelebt ist sie wieder in den lobenswerthen Bestrebungen mancher Thierschutzvereine und zahlreicher Privatpersonen, welche zur Winterszeit Futterplätze für diese kleinen Wesen anlegen. Möchte dies überall Nachahmung finden!

Ein ebenso rührender als eigenthümlicher Brauch besteht in manchen Gegenden Rußlands, z. B. in Finnland. Tritt das Weihnachtsfest ein, so tragen die Landleute Getreidegarben hinaus auf den hohen Schnee, die sich sehr bald mit Tausenden halbverhungerten Vögel bedecken. Die auch gegen Thiere gastfreundlichen Russen haben die Ansicht, daß die armen kleinen Gäste, wenn sie den Sinn des Festes auch nicht begreifen können, doch am Geburtstage des Herrn sich erfreuen müssen.

Und gar wohl verdienen die Vögel unsere Fürsorge und Schonung, denn sie sind die erbitterten Feinde der Insekten und Nager. Laßt sie alle, das ganze Heer unserer leichtbeschwingten Freunde, die Gott als nützliche Thiere der Erde geschenkt hat, sich ihres Lebens freuen. Sie hindern das Ueberhandnehmen der den Gewächsen schädlichen Thiere, die des Menschen Ernten in sehr empfindlicher Weise schmälern würden. Also Schutz, Schirm und Schonung unsern geflügelten Gehilfen, den Schützern unserer Wälder und Felder, unserer Wirthschafts- und Ziergärten!

Bei allen ihren Diensten sind die Vögel auch die besten Wetterpropheten. Wenn sich die Tauben auf das Dach einer Scheune setzen und den Kopf nach Osten wenden, so bedeutet das für den Morgen, und wenn sie früh in ihre Behausung zurückkehren und in der Umgebung des Hofes herumpicken, für den folgenden Tag Regen; kehren sie spät zum Taubenschlage zurück, fliegen sie weit in die Felder hinaus, so zeigt dies schönes Wetter an. Wenn die Hühner sich mehr als gewöhnlich und mit gesträubten Federn im Staube wälzen, so zeigen sie damit Sturm an. Dasselbe bedeutet es, wenn die Enten unter Flügelschlagen in das Wasser tauchen und sich mit

Digitized by Google

muntrem Geschrei auf dem Pfuhle verfolgen. Wenn die Schwalben auf ihrem Fluge die Oberfläche der Erde und des Wassers streifen, so ist ebenfalls der Sturm nicht mehr weit; verschwinden sie, besonders gegen Abend, hoch oben in der Luft, so deutet dies trockne Luft an. Wenn die Raben mehr als gewöhnlich schreien und krächzen, so ist dies ein Zeichen von Regen, ebenso wenn die Käuzchen schreien und die Bachstelzen die Gräben entlang hüpfen.

Nochmals: durchgreifender Schutz den geflügelten Förderern der Feld- und Gartenwirthschaft!

Nachtgedanken.

I.

Ich will nicht grollen, murren nicht und klagen,
Will auch noch mehr geduldig weiter tragen;

Last' eine Welt mir auf, voll Schmerz und Qualen:
Was Menschenschuld verbrach; will ich bezahlen;

Nur wenn ich sterbe, Herr! gewähr' den Schimmer
Des Glaubens mir: ich stürbe dann für immer.

II.

Was andern Trost ist, drückt mich schwer danieder:
's giebt keinen Tod; man stirbt, und lebt ach! wieder.

Der tiefste Staub muß leben und gebären;
Aus jeder Zähre werden neue Zähren . . .

Wie auch im Wechsel wandern Form und Leben:
Ein Endziel — Ruhe — bleibt uns nicht gegeben.

Leo Hanin.

Digitized by Google

Die beiden Ringe.

Novellette von Sylvester Frey.

Arthur von Berkow war gewiß der glücklichsten Einer, welche je die hübsche, kleidsame Uniform der Moabiter Ulanen getragen. Die sonst so launenhafte Dame Fortuna bedachte ihn mit ihrer unabänderlichen Huld. Vor allem gewährte sie ihm die Vorzüge, welche für einen jungen, lebensfrohen Sohn des Mars ebenso werthvoll wie unentbehrlich sind. Er konnte sich ohne Furcht vor etwaigen Geldverlegenheiten den kleinen Vergnügungen hingeben, an denen ein junger, flotter Offizier seine Freude hat; und er verfügte über eine so elegante, tadellose Figur, daß der Schneider, wenn er ihm eine neue Uniform anfertigte, dazu nicht eines Flöckchens Watte bedurfte.

Aber Arthurs Glück erreichte doch erst den wirklichen Höhepunkt, als er nach Berlin zu den Moabiter Ulanen kam.

In der kleinen märkischen Garnison, wo er bisher Offizier gewesen, floß das Dasein gar zu eintönig dahin. Man konnte nicht einmal auf eine vernünftige Weise sein Geld unter die Leute bringen. Den engen, altgewohnten Kreis der Kameraden ausgenommen, gab es kaum jemanden, mit dem man verkehren konnte. Unter den sogenannten Honoratioren hatte er sich nicht heimisch gefühlt. Ueberdies sahen einem die Klatschbasen zu sehr auf die Finger, wenn man sich einmal einen kleinen Scherz erlaubte . . . Es fehlten die eleganten Cafés, wo man hinter den hohen Spiegelscheiben dem Treiben auf der Straße beim Dampf seiner Havanna so gemüthlich zuschauen kann; die Restaurants fehlten, in denen man, ohne direkt auf die Kameraden angewiesen zu sein, auch einmal im Kreise von zusagenden Civilpersonen einer Flasche Johannisberger oder Lafitte den Hals brechen kann.

Es fehlte eben an allem.

Besonders an schönen Frauen.

Die Vorzüge Berlins werden nicht immer unbestritten eingeräumt. Wir müssen deshalb mit den Fremden, die hierher kommen, manchen harten patriotischen Strauß bestehen. Man gönnt der jungen Metro-

Digitized by Google

pole des mächtigen deutschen Reichs nicht die Rangstellung, welche sie so schnell zu erreichen gewußt. Dem einen ist das Leben in unsern prächtigen breiten Straßen zu geräuschvoll, dem andern sagt unser Witz, der den Nagel auf den Kopf trifft, nicht zu. Alle sind sie darin einig, wenn es Berlin zu schmähen oder seinen Werth zu schmälern giebt. Aber darum bleiben sie doch hier, weil ihnen allmählich die Ueberzeugung aufgeht, daß es sich in dem argverlästerten Spreeathen recht wohlig leben läßt.

Bei Arthur von Berkow war diese Bekehrung nicht erst nöthig.

Ein echtes Berliner Kind, liebte er seine schöne Vaterstadt mit jener Innigkeit, wie sie im deutschen Charakter so tief wurzelt. Dieses Gefühl war nur noch erstarkt während der Jahre, die er von Berlin abwesend gewesen. Darum hatte er sich alle Mühe gegeben, um hierher versetzt zu werden, selbst auf die Gefahr hin, daß das Premierlieutenants-Patent noch eine längere Zeit würde auf sich warten lassen.

Bei den Beziehungen, welche er noch aus früheren Jahren hier vorfand, wurde es ihm nicht schwer, sofort Zutritt zu den vornehmsten Kreisen zu gewinnen. Man nahm ihn überall gern auf, wo sich sein frisches Gesicht, seine schlanke, elegante Gestalt zeigte. Als Berliner war er in der Heimat schnell genug in seinem ureigentlichen Element. Und die schmucke Ulanenuniform, welche ihn so gut kleidete, mußte den gefälligen Eindruck, welchen er überall erweckte, in unserer militärfreundlichen Zeit naturgemäß noch erhöhen.

So konnte es nicht ausbleiben, daß ihn die Frauen verhätschelten.

Bald sah sich Arthur von Berkow so umworben, daß ihm eine Wahl schwer fallen mußte.

Der junge Offizier war einsichtsvoll genug, sich in die interessanten Abenteuer, welche sich ihm darboten, nicht über Hals und Kopf zu stürzen. Er wußte, was er als Krieger seiner Ehre, als Mann seiner Familie schuldig sei. Und wenn er sich auch manchen Scherz erlaubte, manches kleine übermüthige Abenteuer, deuchte ihm gleichwohl die Ehe, der ungestörte Besitz eines kleinen geliebten Weibchens, das beste und schließliche Ziel all seiner Wünsche.

Schon in verhältnißmäßig kurzer Zeit schien er demselben nahe genug gekommen zu sein.

Einer der ersten Besuche, welche er in Berlin gemacht, galt dem alten bewährten Freunde seines verstorbenen Vaters, dem Baron von Pauler. Tausend Fäden der Erinnerung an die holde Knabenzeit lockten ihn hierher. Man empfing ihn natürlich mit der Herzlichkeit, deren er im voraus gewiß gewesen. Alles fand er unverändert wie ehedem, da er sich hier heimisch wie im elterlichen Hause gefühlt, nur daß Leonie, die einzige Tochter des Barons, welche er als Kind verlassen, sich inzwischen zur lieblichsten Jungfrau entfaltet hatte.

Arthur staunte, als er sie nach so langer Trennung zum ersten Male wieder erblickte. Und nicht anders erging es Leonie, da ihr der muthwillige Knabe, dessen geduldige Partnerin sie bei seinen oft wilden Spielen gewesen, nunmehr als Mann, als Krieger gegenüberstand.

Allein diese gegenseitige Befangenheit währte nicht lange. Durch

Digitized by Google

die Erinnerung wachgerufen, kehrten bald wieder die früheren, herzlichen Beziehungen zutage. Und von diesen bis zur Liebe gab es nur einen Schritt.

Ja! Sie liebten sich.

Rückhaltlos, mit freudigem Drange, wie ihn doch nur die goldene Jugend empfindet, überließen sie sich dieser Stimmung. Sie vertrauten einander. Und von anderer Seite hatten sie nichts zu befürchten, daß ihr Herzensbündniß auf Widerstand stoßen könne. Arthur hätte vielleicht sofort bei dem Baron um Leonies Hand angehalten, wenn diese nicht selbst widerrathen . . . Zum Heiraten habe man ja noch Zeit. Sie sei doch eigentlich eben erst in das Leben getreten, nachdem sie bis jetzt im Banne einer strengen Pension geweilt. Wozu aber auch nur ihre gegenseitige Liebe den profanen Blicken aller enthüllen, da es doch nichts entzückenderes gebe, als im geheimen, ohne daß jemand es ahnte, die holden Augenblicke der ersten Liebe zu genießen.

So schwärmte Leonie.

Der junge Offizier willfahrte, wie in jeder Hinsicht, so auch hierin dem Wunsche der Geliebten. Und so kam es, daß zu einer Zeit, wo die Verlobten längst die ernstesten Schwüre getauscht, noch kein Mensch eine Ahnung von den Beziehungen derselben besaß.

Diese unnöthige Geflissenheit, vor der Welt ein ernstes, reines Seelenbündniß geheim zu halten, sollte Gefahren heraufbeschwören, welche weder Leonie noch Arthur vermuthet hätten.

Der Baron von Pauler hatte seine Gattin, Leonies Mutter, schon frühzeitig verloren. Eine neue Ehe einzugehen, hielten ihn tausend Bedenken zurück. Da wollte es der Zufall, daß seine Schwester, die Frau eines hohen Ministerialbeamten, damals Wittwe wurde. Ohne Halt, ohne Kinder, schloß sich die Geheimräthin natürlich nunmehr dem Bruder an. Und wiewohl sie in guten, ja glänzenden pekuniären Verhältnissen lebte, trug sie keine Minute Bedenken, in das Haus des Barons überzusiedeln, als dieser ihr sagte, daß dies ein Herzenswunsch sei, durch dessen Erfüllung ihn die Geheimräthin ebenso glücklich machen wie dankbar stimmen würde.

Das geschah zu der Zeit, als Leonie die Pension verließ — kurze Zeit, bevor Arthur nach Berlin kam.

Weder der Baron, noch seine Schwester brauchten die Annäherung, welche zwischen ihnen beiden stattgefunden, zu bereuen. Sie lebten in jenen Beziehungen, wie sie feinfühlige, distinguirte Naturen sich sofort zu schaffen verstehen. Er überhäufte die Geheimräthin mit Aufmerksamkeiten, und Louison hinwiederum hing mit jener Liebe an dem Bruder, wie dieser sie verdiente. Vor allem jedoch gestaltete sich das Verhältniß zwischen der Geheimräthin und Leonie auf das Herzlichste. Wer die beiden Frauen neben einander schalten sah, dürfte sie für Schwestern halten. Diese Vermuthung lag um so näher, als die Geheimräthin, bedeutend jünger als ihr Bruder, von seltener Schönheit war, welche durch eine Liebenswürdigkeit des Charakters, zumal aber durch hervorstechende geistige Vorzüge noch mehr erhöht wurde.

Louison hatte nie geliebt. Als Gattin eines bejahrten Staats-

Digitized by Google

mannes, welcher die Hauptaufgabe seines Daseins in der Beschäftigung mit der Politik sah, kannte sie das Leben nur als eine ununterbrochene Kette schwerer Pflichten. Sie hatte es durch die Pflege edler Künste, durch den Verkehr mit hervorragenden Geistern zu würzen gesucht. Aber ihr Herz war frei geblieben — wahrscheinlich weil sie ihre Pflicht als Frau gewissenhaft und streng auffaßte; vielleicht auch, weil unter allen Männern, mit denen sie in Berührung kam, niemand einen tiefen, wirklichen Eindruck auf sie machte.

Nun erblickte sie den jungen Offizier.

Wenn schon die erste zufällige Begegnung eine tiefe Zuneigung in dem Herzen der jungen schönen Frau wach rief, so mußte dies Gefühl erstarken, als Arthur steter Gast im Hause ihres Bruders wurde. Vielleicht ging der junge Offizier auch in seiner Courtoisie — nichts anderes war doch imgrunde sein Benehmen — zu weit. Es ist eben so schwer, schönen Frauen gegenüber das richtige Maß zu bewahren. Oder Arthur von Berkow wußte, daß man, um die Hand Leonies zu gewinnen, in jedem Falle gut that, sich zuvörderst die Gunst einer Frau zu sichern, welche diesmal zu gleicher Zeit die Mutter, Schwester und beste Freundin der Geliebten war. Vor allem jedoch fehlte für die Handlungsweise entschieden jedes leichtfertige Motiv, und sein Herz gehörte in ungetheilter Liebe dem schönen Mädchen, welchem er Treue gelobt.

Aber sein Verhalten rief Mißverständnisse hervor, und die Geheimräthin kam allmählich zu dem Glauben, daß sie von Arthur geliebt werde.

Als er dies wahrnahm, erschrak er.

Er war zu delikat, zu sehr Ehrenmann, als daß er Leonie ein Geheimniß mittheilte, welches nur ihm allein zugehörte. Ueberdies wäre dadurch der Friede des Hauses für immer vernichtet worden. Und eben jene Motive veranlaßten ihn auch den Wünschen der Geheimräthin kein Gehör zu schenken, abgesehen davon, daß ja sein Herz vollkommen Leonie geweiht war.

Was beginnen . . . Das Beste, das Natürlichste wäre gewesen, wenn sie der junge Offizier in das Geheimniß seiner Liebe zog. Dadurch hätte er jene Neigung heilsam eingedämmt und aus der Nebenbuhlerin wäre Leonie vielleicht eine Vertraute erwachsen. Aber diese günstige Zeit ließ Arthur von Berkow verstreichen. Wahrscheinlich hoffte er, daß die Neigung der schönen Frau einschlummern werde, wenn die Erwiderung ausbliebe.

Schon nach kurzer Zeit sah er seinen Irrthum ein.

In demselben Maße, wie er sich nun fern hielt, wuchs die Liebe der Geheimräthin. Seine Diskretion hielt sie für Unerfahrenheit, für Bescheidenheit, welcher sie entgegenkommen zu müssen glaubte unter dem steten Bangen Arthurs, welcher dadurch für seine Liebe zu Leonie eine immer größere Gefahr heraufziehen sah.

So nahte der Winter.

Eines Abends war Ball bei dem englischen Botschafter.

Arthur hatte mit der Geheimräthin eine Quadrille getanzt. Die letzten Pas waren beendet, und er reichte eben seiner Dame den Arm, um sie zu ihren Platz zurück zu geleiten.

Digitized by Google

Wissen Sie, Herr Lieutenant", sagte die schöne Frau, „daß ich Ihnen ernstlich böse sein sollte!"

„Ich bin mir indessen keiner Sünde bewußt, meine gnädige Frau!"

„Sie vernachlässigen mich auf eine unerhörte Weise", versetzte sie schmollend. „Es ist Mitternacht vorüber, und Sie haben erst zweimal mit mir getanzt. Dabei wissen Sie recht gut, wie sehr ich gerade den Walzer liebe. Meinen nächsten habe ich eigens für Sie frei gehalten. Sie werden ihn unter allen Umständen mit mir tanzen!"

„Unmöglich, Frau Geheimräthin!"

„Weshalb?"

„Ich habe bereits engagirt!"

„Wen?"

„Fräulein Leonie!"

„Leonie und immer Leonie", versetzte sie geärgert. „Die Sache fängt an, mir bedenklich zu werden, Leonie ist ein Kind, welches in dieser Saison zum ersten Male in die Gesellschaft tritt und ihrer Gesundheit wegen nicht zu einem Rundtanz zu oft engagirt werden sollte. Ich werde sie künftig davor zu schützen wissen. Um mich jedoch schadlos zu halten, werden Sie mit mir die ganze Pause hindurch bis zum nächsten Tanz promeniren!"

Willenlos, unter jenem unerklärlichen Bann, welchen jedes schöne Weib auf uns ausübt, gehorchte Arthur.

Der erkünstelte Groll der Geheimräthin schwand schnell genug. Auf den Arm des jungen Offiziers gelehnt schritt sie plaudernd, lachend dahin. Wie stets, wußte sie sich auch diesmal zu beherrschen. Der Reiz ihrer geistvollen Konversation wirkte so bestrickend, daß Arthur beinahe ihr eigentliches Ziel vergessen hätte, wenn ihn nicht ein glühender Blick aus den großen dunkeln Augen, ein leichtes Vibriren der Stimme immer von neuem daran gemahnte.

Sie waren fernab von der Gesellschaft gelangt, in die entlegensten Räume, bis wohin die Klänge des Orchesters nur noch als abgetöntes Gemurmel drangen.

Die Geheimräthin warf einen schnellen forschenden Blick ringsum. Man war allein.

„Arthur", sagte sie plötzlich, sich in seine Arme werfend und ihn mit stürmischer Leidenschaft umschlingend. „Geliebter, einziger Arthur!"

Der junge Offizier erschrak.

„Ich bitte, ich beschwöre Sie, Frau Geheimräthin", murmelte er, indem er sich diskret den weichen Armen, die auf seinen Schultern ruhten, zu entwinden suchte.

„Du hast recht", erwiderte sie traurig. „Ich weiß, woran Du mich erinnern willst. Man könnte uns hier sehen, überraschen und das Geheimniß unserer jungen Liebe wäre dadurch ein für alle Mal enthüllt. Nein! Wir wollen warten! Wir wollen einen gelegeneren Zeitpunkt auswählen, um die Schwüre der Treue zu tauschen. Verzeih', Geliebter, dieses überströmende Gefühl! Allein ich konnte mich nicht länger beherrschen! Da Du beharrlich schwiegst, war ich Dir dies Zeichen, daß ich Dich verstehe, schuldig. Und zum Beweise, wie ernst es mir mit dieser Liebe ist, nimm dies!"

Sie schob einen Ring an seinen Finger.

Digitized by Google

„Meine gnädige Frau“, flüsterte er, indem er sich sträubte.

„Kein Wort“, versetzte sie. „Dies Pfand der Liebe dürfen Sie bedenkenlos annehmen. Tragen Sie es stets und bleiben Sie dabei dessen eingedenk, daß es eine Frau giebt, deren Herz Ihnen für alle Ewigkeit zugehört!“

Ein schneller Kuß brannte auf seiner Stirn.

Die Geheimräthin war verschwunden.

Dafür erklangen nunmehr die Akkorde des Lagunenwalzers und entrissen Arthur seinem Träumen.

Das war der Tanz, zu welchem er Leonie engagirt hatte.

Die Erinnerung an die Geliebte ließ jeden anderen Gedanken schwinden. Schnell zog er den Ring von seinem Finger und steckte ihn in die Tasche, um dann zu Leonie zu eilen.

Sie schaute bereits besorgt nach ihm aus, da sich die anderen Paare schon zum Tanz geordnet hatten.

„Wo warst Du“, fragte sie ihn argwöhnisch.

„Ich —“

„O! Ich sah Dich wohl, Du promenirtest mit Tante Louison, Ihr müßt Euch sehr gut unterhalten haben, da Du darüber beinahe Dein Engagement vergessen konntest!“

Nur widerwillig ließ sie sich zum Tanz führen.

Arthurs Herz schlug stürmisch. Er kam sich dem reinen Mädchen gegenüber wie ein Schuldiger vor.

Nach einer Weile, noch während sie tanzten, fragte er leise:

„Du bist mir böse, Leonie?“

Sie zog schmollend die Lippen zusammen.

„Du wirst mir verzeihen, wenn ich Dir alles erzähle!“

„Nein“, fiel sie wieder lachend ein. „Wozu eine Entschuldigung. Ich war eine Thörin. Auf Deine Treue darf ich bauen. Aber Tante Louison ist so schön, Arthur, und Du wirst so leicht den Frauen gefährlich. Allein das darf für mich noch kein Grund zur Besorgniß sein! Meine alberne Eifersucht ist auch längst geschwunden. Und zum Beweise, daß ich Dir nicht mehr im mindesten zürne, nimm dies!“

Er fühlte, wie ihre kleinen Finger etwas in seine Hand schoben.

Es war ein Ring.

Ehe er noch ein Wort erwidern konnte, fuhr Leonie fort:

„Ich bin ihn Dir lange schuldig. Es ist ja nur die Erwiderung auf das Pfand, welches Du mir in der Stunde, da sich unsere Herzen zuerst fanden, zum Zeichen der ewigen Angehörigkeit übergeben. Nun biete ich Dir die Revanche. Und es geschieht um so freudiger, als ich Dir damit zugleich den Beweis gebe, daß ich die thörichte Eifersucht, mit welcher ich Dich soeben geplagt, aus tiefster Seele bereue.“

Ihre Stimme vibrirte.

Leonie schien dem Weinen nahe.

„O meine Leonie“, murmelte er bewegt. „Dank! Tausend Dank!“

Der Tanz war zu Ende.

Arthur wollte den Ring an seine Lippen pressen. Aber Leonie verwehrte es ihm durch eine warnende Geste.

„Man beobachtet uns“, murmelte sie. „Verbirg den Ring. Aber

Digitized by Google

trenne Dich niemals von ihm. Wenn ich Dich wiedersehe — stets und allerorten — will ich dies Kleinod an Deinem Finger erblicken."

Die Nacht verging für Arthur in getheiltester Empfindung. In das Glück, welches ihm das Geschenk Leonies gewährte, drängte sich stets die Erinnerung an das seltsame Gebahren der Geheimräthin.

Nach Hause gekommen, fand er eigentlich erst Muße die Ereignisse des Balles zu überdenken. Da mußte er denn nothgedrungen zu der Ueberzeugung gelangen, daß seine Stellung im Hause des Barons von Pauler durch die Annahme des Ringes, welchen ihm die Geheimräthin gegeben, womöglich noch schiefer geworden sei, noch unhaltbarer, als sie es schon zuvor gewesen. Damit war er stillschweigend Verpflichtungen eingegangen, die mit seinem ehrlichen Verhältniß zu Leonie niemals in Einklang gebracht werden konnten. Aus diesen Wirren mußte er sich um jeden Preis losringen. Vor allem aber durfte er jenen Ring nicht behalten, welchen ihm die Geheimräthin geschenkt.

Mit diesem Vorsatz schlief er ein.

Als er den nächsten Morgen die beiden Ringe betrachtete, sah er zu seinem Erstaunen, daß sie einander vollkommen glichen.

Der Stein, die Fassung, die Weite des Reifs — alles war bei dem einen wie bei dem andern. Selbst das Wasser der kostbar geschliffenen Brillanten wies dieselbe Färbung auf. Wahrscheinlich waren sie bei demselben Juwelier gekauft, Geschenke des Barons, welcher seine gleiche Liebe für Schwester und Tochter auch dadurch zu beweisen suchte, daß er diese beiden mit völlig gleichen Spenden bedachte.

Plötzlich stieß der junge Mann einen Schrei aus.

Sein scharf lugendes Auge hat an der Außenseite des einen Reifes einen Buchstaben entdeckt.

Ein L.

„Das bedeutet Leonie", jauchzte er freudig. Aber diese kurze Freude erstarb, als er sich erinnerte, daß dieser Buchstabe ebenso gut auf die Geheimräthin, welche ja „Louison" hieß, Bezug haben könne.

Ueberdies gewährte schon der nächste Moment eine weitere Ueberraschung. Denn als er den zweiten Ring genauer betrachtete, sah er, daß auch dieser an derselben Stelle mit eben jenem Buchstaben gezeichnet war.

Mit einem L.

Wenn sich wenigstens diese ominösen Buchstaben vollkommen glichen. Dann hätte er den ersten besten dieser beiden Ringe nehmen und der Geheimräthin zurückstellen können. So aber wies das eine Zeichen gothische, das andere lateinische Formen auf. Und wenn er nun den falschen Ring traf, wußte die Geheimräthin auf der Stelle, daß er mit Leonie Beziehungen unterhielt. Während diese —

Er konnte nicht zu Ende denken. In welcher Gefahr schwebte sein Glück. Leonie mußte ihn ja des elendesten, ehrvergessenen Treubruchs zeihen, wenn sie wahrnahm, daß der Ring, welchen er als Unterpfand ihrer Liebe am Finger trug — ihrer Tante gehörte.

Arthur stöhnte laut auf.

Je mehr er über eine Lösung nachsann, desto sicherer gewann er

Digitized by Google

die Ueberzeugung, daß sich der Knoten für ihn zur heillosesten Verwirrung geschürzt habe.

Die Stunde des Dienstes entriß ihn nur halb seinen Gedanken.

Sonst ein so guter Soldat, war er heute saumselig und zerstreut. Selbst die einfachsten Exerzitien mißlangen, so daß der Rittmeister ihm in ziemlich deutlicher Weise zu verstehen gab, daß jemand, der die Nacht auf Bällen verbringe, bei Tage auch seinen Dienst zur Zufriedenheit seines Vorgesetzten zu besorgen habe.

Natürlich wurde Arthurs Stimmung durch solche ungewohnte Situation nicht besser. Vom Dienste frei, eilte er sofort in seine Wohnung, um die beiden Ringe von neuem einer genauen Musterung zu unterziehen. Allein sie erinnerten ihn nur an seine peinliche Situation, ohne nur im mindesten einen Halt zu bieten, wie er derselben entrinnen könne.

Er hätte sie von sich schleudern mögen, wenn er nicht bedachte, daß der eine derselben bestimmt von dem Wesen herrühre, welchem sein ganzes Dasein gewidmet sei.

Die Nachmittagspost brachte ihm zwei Billets. Das eine kam von der Geheimräthin, das andere von Leonie. Beide luden ihn ein, am Abend vorzusprechen; und beide hofften, zum Beweise des ferneren Einverständnisses den betreffenden Ring an seinem Finger zu erblicken.

Das hatte Arthur gerade noch gefehlt . . .

Für diesen Augenblick sah er keinen andern Ausweg aus dieser fatalen Lage, als den Einladungen nicht Folge zu leisten. Er schrieb beiden Damen zurück, daß ihn der Dienst für diesen Abend in Anspruch nehme. Vielleicht verfiel er inzwischen auf eine geschickte Lösung. Aber sie bot sich nicht. Der nächste Tag kam und ebenso der darauffolgende, ohne daß Arthur von Berkow nur um Haaresbreite gescheiter geworden wäre.

Schließlich mußte er wohl oder übel jenen Besuch wagen; sein Herz trieb ihn zu der Geliebten.

Arthur nahm deutlich wahr, daß die Blicke der beiden Damen den Ring an seinem Finger suchten; und beide erblaßten, als sie das Kleinod vermißten.

„Du liebst mich also nicht“, flüsterte Leonie, als sie einen Moment erhaschte, wo sie ihn unbemerkt sprechen konnte; „sonst würde jener Ring —“

Schluchzen erstickte ihre Worte.

„Verzeih', Leonie“, erwiderte er, ihre Hand fassend. „Der Stein lockerte sich aus der Fassung. Ich war unachtsam. Der Ring fiel zu Boden. Allein der Schaden ist so geringfügig, daß er in einigen Tagen gewiß wieder ausgeglichen ist. Schon bei meinem nächsten Besuch sollst Du dies Pfand der Treue an meinem Finger erblicken.“

Schmollend gab sie sich zufrieden.

Eine halbe Stunde später nahm ihn die Geheimräthin beiseite.

„Mein Freund“, sagte sie, die Brauen ernst zusammenziehend, „Sie verschmähen meine Zuneigung. Nun wohl! Ich kann dieselbe niemand aufzwingen. Ich hätte mich freilich innig gefreut, wenn ich jenen Ring wie zum stummen Einverständniß an Ihrem Finger erblicken dürfte. Da dies jedoch nicht geschieht, konnte ich als Frau

Digitized by Google

wenigstens von Ihrer Diskretion erwarten, daß Sie mir jenes Pfand zurückstellen."

Was blieb Arthur übrig, als der Geheimräthin denselben Grund anzugeben, mit welchen er sich schon Leonie gegenüber entschuldigt hatte.

Wieder verflossen einige Tage, während welcher Arthur von Berkow um nichts gescheiter und die Situation nur noch verwickelter wurde. Leonie schenkte ihm kaum einen Blick. Bleich, mit verweinten Augen lugte sie vor sich hin. Ihre Stimmung konnte ihrer Tante nur deshalb entgehen, weil diese hinreichend mit sich selber beschäftigt war.

Um das Maß der Verwirrung jedoch voll zu machen, sagte die Geheimräthin eines Tages zu dem jungen Offizier:

„Lieber Freund! Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen. Die Angelegenheit, um welche es sich handelt, ist imgrunde doch viel zu gegenstandslos; und wer Sie kennt, braucht Sie nur zu beobachten, um sofort herauszufinden, welche Mühe Sie aufwenden, um die Unruhe, von welcher Sie natürlich gemartert werden, zu verbergen. Wie gesagt: all' das begreife ich und fühle es mit. Und der einzige Vorwurf, welchen ich Ihnen dabei mache, besteht darin, daß Sie so wenig Vertrauen in mich setzen!"

Er sah sie erstaunt an.

„Leugnen Sie nicht, Arthur", fuhr sie milde fort. „Wozu frommt das. Schließlich ist eine solche Situation bei einem jungen Mann keineswegs so ungewöhnlich, zumal wenn man gleichzeitig Krieger, Offizier ist. Da ist es doch ganz gut möglich, daß sich einmal eine kleine Verlegenheit einstellt —"

„Um Himmels willen, meine gnädige Frau, ich verstehe Sie noch immer nicht!"

„Sie Schelm! Wie gut Ihnen diese Maske steht! Aber ein Leugnen hilft nichts! Die Sache ist ja auch vollkommen klar. So ein ungeduldiger Gläubiger überrumpelt Sie in Ihrer Wohnung. Er dringt auf Zahlung; er will sich auf keine Weise mit einer Rate zufrieden geben. Ihre Gegenvorstellungen prallen von seinem Wucherherzen machtlos ab. Da fällt sein suchender, alles musternder Geierblick zufällig auf den Tisch, wo der Ring, welchen ich Ihnen gab, gerade liegt —"

„Halten Sie ein, Frau Geheimräthin!"

„Nein! Lassen Sie mich nur zu Ende sprechen! Sie sehen, ich kombinire gut. Doch nun müssen wir der Sache ein Ende machen. Selbst wenn jener Mensch nicht mehr im Besitz des Ringes ist, kann es Ihnen nicht schwer fallen, den Ort ausfindig zu machen, wo er sich augenblicklich befindet. Gehen Sie, mein Freund! Eilen Sie. Hier ist alles, dessen Sie benöthigen. Und bleiben Sie dessen eingedenk, daß Sie, wie in diesem Falle, in jedem ähnlichen auf mich zählen dürfen!"

Sie schob mit diskretester Geberde in Arthurs Hand eine goldgefüllte, seidene Börse.

Nun begriff dieser erst den räthselhaften Inhalt dieser Worte in ihrer ganzen Tragweite.

Er wollte etwas erwidern. Wie unter einem Schmerze, der wie

Digitized by Google

zehrend Feuer an seinem Herzen fraß, hätte er aufschreien mögen. Aber der Zorn — ein wilder dämonischer Zorn, welcher gleichzeitig in seiner Brust aufloderte, erstickte die Worte in seiner Kehle. Er begriff nur, daß er in diesem Augenblicke eine elende, eine klägliche Rolle spielte, aus welcher nach der Lage der Dinge keinerlei Entrinnen möglich sei.

Er sprang auf.

Daß die Börse dabei klirrend auf den Teppich fiel, kümmerte ihn nicht. Dann stürmte er wie ein Rasender aus dem Hause.

Glücklicherweise fand diese Scene am Nachmittag statt — zu einer Zeit, wo Leonie ihren Klavierunterricht hatte und der Baron seinen Skat im Café spielte.

Arthur kam sich vor, als ob Furien ihn hetzten. Er wüthete wider die Geheimräthin, wider das Geschick, am meisten jedoch wider sich selbst, weil er es nicht verstanden, diesem Dilemma bei Zeiten aus dem Wege zu gehen.

Plötzlich fühlte er sich am Arm gefaßt.

„Zum Teufel, Berkow! Hast Du denn keine Ohren. Nicht allein, daß Du mich nicht siehst, selbst auf meinen wiederholten Ruf bleibst Du nicht einmal stehen. Dabei läufst Du wie ein Besessener, daß es mir ordentlich schwer fällt, Dich einzuholen!“

Es war ein junger Offizier von den Bonner Königshusaren, der dies in fröhlichster Laune gesprochen.

„Du hier, Mannsfeld“, versetzte Arthur von Berkow, indem er erfreut den Kameraden an sich zog.

„Ja. Seit heute früh. Ich will einen kurzen Urlaub dazu benutzen, Berlin im heiteren Gewande des Carnevals kennen zu lernen. Natürlich suche ich Dich sofort auf, in der Kaserne sowohl, als auch in Deiner Wohnung, ohne Dich zu meinem nicht geringen Verdruß anzutreffen. Da danke ich dem Himmel, daß ich Dich so zufällig auf der Straße finde. Aber Du erscheinst mir nicht zum Besten gelaunt, alter Kamerad, he?“

„Du sollst alles getreulich erfahren“, erwiderte Arthur seufzend. Das Bewußtsein, den alten, guten Kameraden um sich zu wissen, that ihm indessen sehr wohl. Georg von Mannsfeld war schon im Kadettenhause sein liebster Freund gewesen. Er nahm deshalb kein Bedenken, diesem seine Beziehungen zu Leonie und die fatale Verwickelung, welche sich daraus ergeben, haarscharf auseinander zu setzen.

Georg hörte ihm aufmerksam zu.

„Deine Lage ist unangenehm“, sagte er dann, die Spitzen seines hübschen blonden Schnurrbarts drehend. „Aber der Teufel müßte seine Hand im Spiele haben, wenn es nicht gleichwohl einen Ausweg aus derselben geben sollte.“

„Welchen“, versetzte Arthur, traurig sein Haupt schüttelnd.

Georg von Mannsfeld sann einen Augenblick, um dann zu fragen:

„Du sagtest also, daß die Form des Buchstabens, welcher auf beiden Ringen eingravirt ist, sich ganz deutlich unterscheiden läßt?“

„Allerdings!“

„Das ist ja der beste Weg zur Lösung. Ich begreife nur nicht,

Digitized by Google

daß Du nicht schon selber darauf verfallen. Da die beiden Damen stets nebeneinander leben, ist es absolut nothwendig, daß der gemeinsame Anfangsbuchstabe ihres Namens — diesmal das verhängnißvolle L — ein bestimmtes Gepräge hat. Sonst müßte ja alles, was beide besitzen, miteinander vertauscht werden — Handschuhe, Schmuckgegenstände und die übrigen einzelnen Kleinigkeiten im täglichen Bedarf einer Frau, welche zumeist nur durch den Buchstaben, mit welchem sie gezeichnet sind, voneinander unterschieden werden können."

„Das ist wahr!"

„Auf die Form, auf die Linien jenes Buchstabens werden beide Frauen demnach eine stete Aufmerksamkeit verwenden. Wenn Leonie ein gothisches L gewählt hat, wird die Geheimräthin für ihren Bedarf ganz bestimmt ein lateinisches benutzen — oder umgekehrt."

„Weiter, weiter!"

„Es wird also nur darauf ankommen, sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Ein Taschentuch von Leonie oder eines von ihrer Tante neben jene verhängnißvollen Ringe gehalten, und Du weißt auf der Stelle, wem Du jeden derselben zu verdanken hast!"

Arthur faßte die Hand des Freundes und drückte sie im innigsten Dankesgefühl.

„Du wirst also", fuhr Georg fort, „Deinen nächsten Besuch im Hause des Barons dazu benutzen, Dir die nöthige Gewißheit zu verschaffen."

Dieser schüttelte traurig das Haupt.

„Es geht nicht", murmelte er mit einer Armensündermiene. „So gut Dein Plan ist, bleibt er für mich unausführbar!"

Darauf erzählte er die heutige Scene mit der Geheimräthin und wie er fest entschlossen sei, nicht eher wieder jenes Haus zu betreten, bevor er, Leonies Ring am Finger, den ihren zurückerhalten könne.

„So Unrecht gebe ich Dir nicht", erwiderte Georg, der aufmerksam zugehört hatte. „Wie die Dinge liegen, kannst Du ohne einen bestimmten Ausweis über den Verbleib der Ringe beider Frauen nicht gut unter ihre Augen treten. Aber laß mich nur machen. Wir werden schon vereint ein Mittel finden, hinter diesen räthselhaften Buchstaben zu kommen. Vorläufig aber wollen wir uns unterhalten!"

Damit zog Georg den Freund fort.

Sie spielten, wie in den guten alten Zeiten, ihre Partie Billard. Dann besuchten sie das Wallnertheater, um sich durch ein lustiges Volksstück zu erheitern. Und bei Dressel gedachten sie dann bis spät in die Nacht hinein bei einem Glase edlen Rebenbluts der frohen Jugendtage.

Georgs Gegenwart hatte in der That den besten Einfluß auf Arthur von Berkow. Das machte sich auch in demselben Maße bemerkbar, wie dieser seinen Aufenthalt in Berlin verlängerte.

Aber noch aus einem andern Grunde kam Arthur der Besuch des Freundes sehr gelegen. Er konnte dadurch sowohl Leonie als auch der Geheimräthin gegenüber sein Ausbleiben entschuldigen, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, daß er sich augenfällig eines gesellschaftlichen Verstoßes schuldig mache.

Während dieser ganzen Zeit wich Georg kaum von seiner Seite

Digitized by Google

Ueber Arthurs Verlegenheit und wie man derselben steuern könne, sprach er sich nicht wieder aus. Ja, er beantwortete sogar die Fragen desselben ausweichend, so daß dieser fürchtete, die Bereitwilligkeit des Freundes, ihm mit Rath und That beizustehen, sei schon nach dem ersten Anlauf erstorben.

Die peinliche Situation, in welche ihn ein merkwürdiges Geschick gebracht, ward ihm nun wieder mit voller Klarheit zur Gewißheit. Dabei empfand er eine Sehnsucht nach Leonie, wogegen anzukämpfen ihm nachgerade unmöglich wurde.

Um wenigstens in der Nähe der Geliebten zu weilen, wandelte er des Abends vor ihrer Wohnung auf und nieder.

Als er wieder einmal diesen beinahe täglichen Spaziergang unternahm, klopfte jemand auf seine Schulter.

Arthur wandte sich um und erblickte — einen Sergeanten von den Gardekürassieren.

Schon wollte er heftig aufbrausen wegen dieser unehrerbietigen Vertraulichkeit, welche man sich zu ihm erlaubt, als er noch zur rechten Zeit — Georg von Mannsfeld erkannte.

„Du bist es", sagte er nunmehr hell auflachend. „Und in solchem Aufzuge. Was in aller Welt bezweckst Du nur mit dieser Maskerade!"

„Mein Gott! Es ist Carneval. Uebrigens hoffe ich, daß ich mich nicht so übel als — Sergeant ausnehme. Was meinst Du zu dieser Metamorphose!"

„Ich finde sie vor allem gefährlich", versetzte Arthur ernst. „Bedenke, wenn Dich ein Kamerad sähe!"

„Pah! Ich bin fremd in Berlin. Dich ausgenommen, kenne ich kaum jemand. Uebrigens soll man eines guten Freundes wegen selbst eine Gefahr nicht scheuen!"

„Das hieße ja, daß Du — meinetwegen diese seltsame Verkleidung gewählt hast!"

„Allerdings!"

„Das ist ein Räthsel, welches Du mir wohl selbst lösen mußt!"

„Recht gern! Du kennst doch Lisette, das Kammermädchen im Hause des Barons von Pauler?"

„Wenigstens erinnere ich mich ihrer!"

„Wie findest Du sie?"

„Nicht übel", entgegnete Arthur, lachend über dieses merkwürdige Examen. „Aber wozu in aller Welt diese Fragen?"

„Ich — ich stehe mit Lisette in Beziehungen!"

„Du — eine Liaison mit einem Kammermädchen!"

„Erlaube. Du vergissest, wer ich in diesem Moment bin. Als Sergeant bei den Gardekürassieren begehe ich in dieser Hinsicht gewiß keinen gesellschaftlichen Verstoß. Ich kann auch nicht leugnen, daß mir die Kleine sehr gut gefällt. Aber imgrunde bleibe ich dabei: ich habe diese Liaison doch nur Deinetwegen eingefädelt!"

„Das verstehe der Kuckuck", rief Arthur erstaunt.

„Lieber Himmel! Die Sache ist überaus einfach. Wir wollen doch Gewißheit haben über den Buchstaben, mit welchem Leonie, beziehungsweise die Geheimräthin, ihre Habe zu zeichnen pflegen. Da

Du jedoch das Haus des Barons von Pauler nicht mehr zu betreten wagst, muß ich es wohl oder übel."

„Und es ist Dir gelungen!"

„Bisher nicht. Die Kleine zeigt sich spröder, als ich vermuthet. Vor allem wollte sie mir niemals gestatten, daß ich sie in der Wohnung besuche. Sie gab stets vor, daß ihre Herrschaft zu Hause sei. Aber nunmehr ist das Eis gebrochen. Sie hat mich selbst eingeladen, da der Baron mit seiner Familie heute die Oper besucht. Ich gestehe offen, daß ich sowohl Dein- als auch meinetwegen dieser Schäferstunde mit einer gewissen Spannung entgegensehe!"

„Guter, alter Freund", rief Arthur freudig bewegt. „Wie soll ich Dir danken!"

„Dazu ist noch Zeit. Außerdem weiß ich in der That nicht, wie ich zu meinem Ziele gelangen soll. Bei näherem Betrachten stellt sich die Sache komplizirter heraus, als ich selber vermuthete. Aber ich verzage deshalb keineswegs. Nur Muth! Nous verrons!"

Arthur legte den Arm um des Freundes Schulter.

„Um des Himmels willen", rief Georg, sich dessen erwehrend. „Was thust Du. Wenn uns jemand sähe. Du vergissest noch immer, daß Du mit einem ganz simpeln Sergeanten sprichst!"

Arthur mußte hell auflachen über den komischen Ernst, mit welchem Georg dies sprach.

Der begrüßte ihn stramm militärisch zum Abschied.

„Du gehst schon", fragte Arthur.

„Es ist die höchste Zeit. Die Oper hat bereits begonnen. Lisette erwartet mich, und als Soldat, weißt Du, muß man pünktlich sein!"

Damit eilte Georg hinweg.

Lisette harrte sein in der That bereits hinter der nur angelehnten Thür des Korridors, um ihn nach einem kokett-herzlichen Empfang in den Salon zu geleiten.

Die Wohnung des Barons von Pauler war mit jenem Reichthum und Geschmack ausgestattet, wie Georg dies erwartet hatte. Seine Aufmerksamkeit war jedoch weniger auf die Bilder und Statuen gerichtet, welche ihm Lisette mit einem gewissen Stolze zeigte, als vielmehr auf die Umrisse des betreffenden Buchstabens, welcher den Schlüssel zu dem Lebensglück des armen Arthurs zu bilden schien.

Georg bat Lisette, ihm doch, wenn es anginge, die wunderschön eingerichteten Gemächer nach der Reihe zu zeigen, und die Kleine willfahrte diesem Wunsche mit entschiedenem Vergnügen.

So kamen sie in ein kleines Zimmer. „Das Boudoir des gnädigen Fräuleins", fügte Lisette erläuternd hinzu.

„Ein allerliebster Raum", erwiderte Georg sich umschauend. „Zum behaglichen Verweilen wie geschaffen. Ich meine, hier machen wir ein wenig Rast, um dann später unseren Rundgang, wenn es beliebt, fortzusetzen."

Lisette war völlig einverstanden.

Dies Zimmer war wirklich so ausgestattet, daß man sich keinen traulicheren Raum zum gemüthlichen Verweilen wünschen konnte.

Digitized by Google

Aber Georgs Ziel war auf etwas ganz anderes gerichtet.

Während sich Lisette halb naiv, halb schüchtern den zukünftigen Haushalt als „Frau Sergeantin" ausmalte, betrachtete er wie absichtslos die Wäschestücke, die fein damastirten Handtücher, welche auf gestickten Haltern ruhten; die schneeigen Servietten, welche über den Theetisch gebreitet waren. Insgesammt enthielten sie schwere verzierte Stickerei. Aber der Buchstabe, welchen sie zeigten, war kein L, sondern ein C.

„Das bedeutet „Clementine", sagte Lisette, welche mit verliebtem Blick diese scheinbar bedeutungslose Spielerei ihres vermeintlichen Sergeanten verfolgte. „So hieß nämlich die verstorbene Mutter, des gnädigen Fräuleins; und sie hat eine so große und kostbare Aussteuer hinterlassen, daß gewiß noch viele Jahre vergehen werden, bis dieser Vorrath erschöpft sein dürfte."

Georgs Hoffnungen sanken um ein Beträchtliches.

Diese Stimmung nahm in demselben Maße zu, wie die Zeit verstrich. Kaum daß er noch ein Ohr hatte für Lisettes Geplauder. Die Oper mußte beinahe beendet sein, und der Zweck, weswegen er diese ganze Maskerade unternommen, war noch immer nicht erreicht. Dabei bot sich vielleicht nie wieder eine Gelegenheit wie diese.

Plötzlich schwirrte ihm ein Plan durch den Kopf.

„Haben Sie nicht eine Erfrischung, Lisette", sagte er. „Einen Trunk Bier oder Wein oder selbst nur ein Glas Wasser!"

Sie lachte schelmisch.

„O! Ich habe schon Fürsorge getragen, Herr Sergeant. Im Speisezimmer ist bereits der Tisch gedeckt!"

„Aber es ist hier so gemüthlich", versetzte Georg, der einen schön geschnitzten Wäscheschrank nicht aus dem Auge ließ. „Ich dachte, wir würden in diesem trauten Zimmer bleiben."

„So decke ich hier auf", entgegnete Lisette bereitwillig, „in wenigen Augenblicken kann das alles geschehen sein!"

Dabei hüpfte sie hinaus und ließ Georg allein.

Der junge Offizier stürzte auf das Möbel zu.

Es war in der That ein Wäscheschrank.

Georg riß ihn auf und wühlte in dem Inhalt desselben.

Allein die einzelnen Stücke waren mit rothen Seidenbändern zu kleinen Päckchen zusammengebunden. Es gelang Georg nicht, dieselben mit der Eile herauszuziehen, welche wünschenswerth war. Seine ungeübte Hand konnte überdies den Knoten nicht lösen. Und ehe sich's der junge Mann versah, lag die gesammte Wäsche zerknittert und zerstreut um ihn herum.

Keuchend, schwere Schweißtropfen auf der Stirn, suchte Georg die Verwirrung, welche er angerichtet, wieder gut zu machen.

In diesem Augenblick erschien Lisette in der Thür.

„Was machen Sie da, Herr Sergeant", fragte sie erstaunt, während Georg, auf dem Fußboden knieend, ein Wäschestück nach dem andern in den Schrank stopfte.

„Ich", stammelte er verlegen. „Ich suche ein Taschentuch, das meine habe ich vergessen, und da glaubte ich, ich würde hier eins finden!"

Digitized by Google

„Weshalb sagten Sie mir es nicht“, entgegnete sie lachend. „Sie richten ja eine heillose Unordnung an. Während dessen ich nun die Wäsche in den Schrank zurücklege, trinken Sie ein Glas Wein!“

Sie stellte die Flasche auf den Tisch und füllte für Georg ein Glas.

Dann lockerte sie ein Packet und reichte ihm ein Taschentuch.

Er wischte den Schweiß damit von der Stirn und leerte das Glas auf einen Zug.

Lisettes geübte Hand hatte schnell genug wieder Ordnung in die zerknitterten Wäschestücke gebracht. Dann begann sie, noch immer lachend über die Situation, in welcher sie ihren Sergeanten vorhin angetroffen, von neuem mit ihrem Geplauder.

Georg betrachtete aufmerksam die Initialen, welche in den einen Zipfel des blendend weißen Battists gestickt waren.

„Wem gehört das Tuch?“ fragte er darauf.

„Dem gnädigen Fräulein. Sie sehen ja ihren Namen Leonie — durch das L angedeutet.“

„Das könnte ja auch auf die Geheimräthin Bezug haben, welche, wie Sie mir vorhin mitgetheilt, Louison heißt.“

„O, die Frau Geheimräthin läßt ihre Sachen stets mit lateinischen Chiffern zeichnen, während diese hier gothisch sind. Das ist bei uns im Hause so eingeführt und wird strengstens beobachtet. Wie sollten denn auch sonst die beiden Damen ihre Wäschestücke unterscheiden. Es wäre absolut unmöglich.“

Georg hätte aufjauchzen mögen in tief innerlichster Freude. Das Räthsel war gelöst, der arme Arthur aus seiner fatalen Lage befreit.

Schon nach wenigen Minuten riß er sich los. Es drängte ihn zu dem Freunde. Der Vorwand, daß Lisettes Herrschaft in jedem Augenblick aus der Oper zurückkehren müsse, ließ auch diese schnelle Trennung gerechtfertigt erscheinen.

„Aber das Taschentuch des gnädigen Fräuleins“, erinnerte ihn Lisette, „sie hält so sehr auf Ordnung und wird es in jedem Falle aus dem Dutzend vermissen.“

„Heute müssen Sie mir es schon lassen, entgegnete der junge Sergeant-Offizier. „Sie begreifen wohl, liebe Lisette, daß ich ohne ein so wichtiges Toilettenstück nirgends hingehen kann. Bei unserer nächsten Zusammenkunft werde ich es Ihnen übrigens gewissenhaft und im besten Zustande wieder zustellen.“

Damit eilte er hinweg.

Noch an diesem Tage traf er Arthur. Der harrte seiner bereits mit Ungeduld. Georg überreichte ihm das Taschentuch wie eine kostbare Siegestrophäe, und mit ebenso freudiger dankbarer Anerkennung nahm Arthur dasselbe entgegen.

Mit Hilfe dieses Schlüssels wurde es nicht schwer, Leonies Ring von demjenigen der Geheimräthin zu unterscheiden. Schon am nächsten Tage stellte Arthur der letztern das Kleinod mit diskretestem Dankschreiben zurück, während er gleichzeitig, Leonies Ring am Finger, dem Baron seine Aufwartung machte, um sich um die Hand seiner Tochter zu bewerben.

Digitized by Google

Sie wurde ihm sonder Zaudern bewilligt.

Das Taschentuch stellte Georg seinem Kammerkätzchen getreulich zurück. Es war übrigens das letzte Mal, daß Lisette ihren hübschen Sergeanten zu sehen bekam. Denn schon wenige Tage darauf mußte Georg in seine Garnison zurückeilen, da sein Urlaub abgelaufen war. Lisette hat sich noch oft und gern seiner erinnert; aber es blieb ihr bis zur heutigen Stunde ein Räthsel, weshalb ihr hübscher, schlanker Sergeant ihr so plötzlich und ohne jede Veranlassung untreu werden konnte.

Antwort.

Herbstesabend, klarer Himmel,
Sternlein ohne Zahl und Reih'!
Und in einem jeden schaue
Ich das Bild der holden Fei.

Lindenbaum, Dich will ich fragen,
Ob sie liebt mich oder nicht —
Warum schüttelst Du und wirfst mir
Welke Blätter ins Gesicht?

D. Saul.

Digitized by Google

Der Thee.

Plauderei von Heinrich Stobitzer.

Eine kleine, intime Gesellschaft hatte sich am Theetisch der Frau von F. eingefunden. Draußen war ein unfreundlicher Wintertag, um so traulicher war's in dem kleinen Gemach, dessen geschmackvolle Ausstattung verrieth, daß hier eine feinfühlige Frauenhand das Scepter führte. Die weichen Teppiche, die eleganten, bequemen Möbel, die auserlesenen Gemälde, die Statuen zwischen den exotischen Topfgewächsen und all' die zierlichen Nippsachen, die scheinbar achtlos und doch in wohlberechneter Rücksicht auf die Harmonie des Ganzen umhergestreut waren; dazu das durch grüne Schleier angenehm gemilderte Licht der antiken Bronzelampen, das Knistern und Prasseln der Flammen im Kamin und das Summen des Theekessels auf dem Tisch. Alles wirkte zusammen, um den Gast mit einer Atmosphäre wohlthuender Behaglichkeit zu umgeben, die noch erhöht wurde durch jene wahrhaft befriedigende, von formloser Ungebundenheit wie ceremoniöser Steifheit gleich weit entfernte Geselligkeit, welche die kleinen Cercles der Frau von F. so anziehend machte.

So war auch heute wieder die gewöhnliche Gesellschaft vollzählig versammelt und die Konversation floß lebhaft dahin. Plötzlich jedoch trat eine allgemeine Pause ein, man hörte den Wind an den Fenstern rütteln und die Uhr ticken — eine schier weihevolle Stille lag über dem Gemach und jedes schien sich zu scheuen, sie durch ein Wort zu verscheuchen. So verflossen einige Minuten, bis endlich Fräulein von F., die anmuthige Tochter der Frau vom Hause, lächelnd sagte:

„Dieser Engel scheint nicht bloß durchs Zimmer gehen, sondern sich bei uns einquartieren zu wollen!"

„Er hielt sich wenigstens ziemlich lange auf", erwiderte Professor B., ein alter Herr mit geistvollem Antlitz, „übrigens schien er niemandem lästig zu fallen."

„Gewiß nicht", stimmte sein Freund, Medizinalrath von K., bei, „ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß er ein willkommener Gast war."

„In der That, so ist es!" nickten verschiedene.

„Es ist sonderbar", nahm Frau von F. das Wort, „so peinlich derartige Stockungen der Konversation in der Regel werden, besonders wenn sie sich öfter wiederholen, so wohlthuend können sie unter Umständen sein. Man ist durch die Unterhaltung lebhaft angeregt worden und spinnt nun die wachgerufenen Ideen im stillen weiter oder man überläßt sich in behaglicher Ruhe den empfangenen Eindrücken..."

„Mit anderen Worten: man verdaut das Genossene, wenn ich mich eines so prosaischen Vergleiches bedienen darf!" ließ der Medizinalrath einfließen.

„In solchen Momenten ist dann jedes froh, nicht gestört zu wer-

Digitized by Google

den, und jedes scheut sich, die andern zu stören. Und so — kommen die Engel ins Zimmer!"

„Bis sie ein vorlautes Menschenkind wieder verscheucht", setzte Fräulein Malvine mit zerknirschter Miene hinzu, „ich verspreche aber, mich künftig besser in Acht zu nehmen."

„Nicht doch, gnädiges Fräulein!" widersprach eifrig ein junger Husaren-Offizier, Graf Z., der einer der regelmäßigsten Besucher des Hauses war, ob aus Interesse für die Gesellschaft im allgemeinen oder für die schönen Augen des Fräuleins vom Hause im besonderen, wagen wir nicht zu entscheiden — „nicht doch, auch der angenehmste Gast kann unangenehm werden, wenn er zu lange bleibt! Außerdem ist ja in diesem Falle ein Engel durch den andern vertrieben worden. Den Tausch laß ich mir immer gefallen!"

„Sie vielleicht, Herr Graf", scherzte die junge Dame zurück, „aber die übrigen, die nicht mit einer so überschwenglichen Phantasie begabt sind, um in mir einen Engel zu sehen? Nicht wahr, Herr Medizinalrath, Sie lassen mich nicht als Engel gelten?"

„Ich muß vom Standpunkt der modernen Naturwissenschaften aus die Existenz von Engeln verneinen", wich der Doktor der heiklen Frage aus, „so sehr ich mich oft versucht fühle, das Gegentheil zu glauben! Was die Engel, die durchs Zimmer schweben, betrifft, so habe ich immer gefunden, daß nach ihrer Entfernung die Konversation um so lebhafter und interessanter wurde, etwa wie ein Strom, der lange Zeit aufgestaut wird, dann um so rascher und energischer vorwärts stürzt."

„Ja", nickte Frau von F., „und wie hübsch in solchen Pausen das Summen des Theekessels klingt! Es ist, als ob er mit seinem Singen unsere schweifenden Gedanken begleiten wollte . . . Das ist so traulich, so anheimelnd . . ."

„Ueberhaupt sind mir die Stunden an unserm Theetisch die liebsten", sagte Fräulein Malvine.

„Mir auch!" versicherte der Graf mit dem Brustton der Ueberzeugung und der Blick, den er dabei seiner schönen Nachbarin zuwarf, ließ keinen Zweifel darüber, warum ihm diese Stunden so lieb waren.

„Dafür bin ich aber dem Thee auch dankbar, indem ich ihn von Herzen liebe."

„Beneidenswerther Thee!" seufzte der Husar unhörbar.

„Sagen Sie, Herr Doktor", wandte sich das Fräulein an den Medizinalrath, „woher erhalten wir eigentlich unsern Thee?"

„Eigentlich? Hm! Nach einer alten Fabel, die jedoch nur noch von ganz unverbesserlichen Optimisten geglaubt wird, aus China. Eigentlich aber erhalten wir ihn zum Theil von unseren einheimischen Fabrikanten, die ihn kunstvoll aus den Blättern der Schlehen, Eschen, Erdbeeren, Rosen, des Ehrenpreis, der Polygala, Myrica Gale und anderer unschuldigen Pflanzen bereiten, zum Theil aus englischen Fabriken, die den bereits einmal gebrauchten Thee aus allen Theekesseln der Restaurationen und Privathäuser zusammenkaufen, ihn hübsch färben und parfümiren und als feinste chinesische Waare wieder auf den europäischen Markt bringen . . ."

„O pfui! Sie werden mir mit Ihren Skeptizismen noch jeden Genuß verderben! Nun haben Sie mir mein Lieblingsgetränk verleidet!"

Digitized by Google

„Nun, es ist ja möglich, daß sich in unsere Theekessel hin und wieder eine Idee echten Thees verirrt“, tröstete der Doktor, „vorausgesetzt daß man reich ist und Glück hat!“

„Vielleicht kann es Sie wieder mit Ihrem Liebling versöhnen, liebes Fräulein“, fiel der Professor ein, „wenn ich Ihnen erzähle, wie derselbe entstanden ist?“

„Ach ja, bitte!“ erklang die rasche Aufforderung, welcher der Professor also willfahrte:

„Eine chinesische Sage berichtet, daß einst die Söhne des himmlischen Reichs in einer Anwandlung von Uebermuth den Himmel stürmen wollten, da es ihnen auf der Erde nicht mehr behagte. Die bedrohten Götter sandten einen Boten, der ihnen klar zu machen suchte, daß die Erde ein entschieden passenderer Aufenthaltsort für sie wäre als der Himmel. Zugleich brachte er ihnen aus letzterem eine Pflanze mit, die ihnen denselben ersetzen sollte. „Durch ihre Pflege wird euch Macht und Herrschaft über die ganze Erde erwachsen!“ prophezeite er. Die Chinesen ließen sich bereden, kehrten auf die Erde zurück und widmeten sich fortan der Pflege des göttlichen Geschenks, das nichts anderes war als die Theestaude.“

„Ich muß Zweifel gegen diese Geschichte erheben“, meinte der junge Offizier, „ich kann mir die sanften, friedsamen Zopfträger unmöglich als himmelstürmende Titanen vorstellen.“

„Sie vergessen“, erwiderte der Medizinalrath, „daß zu jener Zeit die Chinesen den Thee noch nicht kannten und daher thatkräftiger als heute gewesen sein können, denn bekanntlich übt dieses Getränk, wenn es im Uebermaß genossen wird, und die Chinesen benutzen es ja nebst dem Reis als Hauptnahrungsmittel, eine erschlaffende Wirkung aus, führt Nervenschwäche, Hysterie, Schlaflosigkeit, Schwindel und andere Krankheiten herbei . . .“

„Um Gottes willen, hören Sie auf!“

„O, es hat bei mäßigem Genuß auch seine Vortheile, gnädiges Fräulein! Durch seine die Vitalität des Magens, des Hautorgans und des Nervensystems gelind erregende Kraft ist es als ein dem Organismus sehr zusagendes diätetisches Mittel zu schätzen. Es unterstützt den Körper im Ertragen schädlicher, klimatischer Einflüsse; erhöht die Kraft des Gehirns, erhaltene Eindrücke zu verarbeiten; stimmt zu sinnigem Nachdenken; erregt ein süßes Gefühl von Wohlbehagen und Munterkeit und verleiht der produktiven Thätigkeit des Gehirns einen Schwung, der bei der gleichzeitig stattfindenden größeren Sammlung nicht leicht in Gedankenjagd ausartet.“

„Diese guten Eigenschaften des Thees“, ließ sich der Professor wieder vernehmen, „finden ihre Erklärung in einer zweiten Legende, welche die Entstehung der Pflanze auf andere Weise erklärt. Nach ihr hatte einst ein frommer Büßer das Gelübde gethan, eine lange Zeit ununterbrochen zu beten. Als ihn aber, nachdem er viele Tage den Schlaf standhaft bekämpft hatte, dieser zuletzt doch überwältigte, schnitt er sich nach dem Erwachen in heiligem Zorn beide Augenlider ab und warf sie weit von sich. Die Götter ließen aus diesen Augenlidern ein Gewächs aufsprossen, dessen bewimperte Blätter der Form

Digitized by Google

der Augenlider ähnlich sind und denen die Kraft inne wohnt, den Schlaf fern zu halten und geistiges Leben zu nähren."

„Sie erzählen bloß Sagen", sagte Frau v. F., „ich bin aber überzeugt, daß Sie in den historischen Daten über diese Pflanze ebenso bewandert sind?"

„Allerdings", bestätigte der Professor, „und auch diese Daten sind nicht uninteressant. In China soll der Thee schon seit 3000 Jahren bekannt sein; seine geschichtliche Erwähnung finden wir aber erst im 9. Jahrhundert, wo ihn arabische Schriftsteller als „Schah" oder „Sah" beschrieben. In Japan war die Pflege des Theestrauchs bereits um das Jahr 810 eingeführt. In Europa aber kennt man ihn erst seit etwas über 200 Jahren. Die Holländer, Russen und Engländer waren es, welche ihn aus China mit in ihre Heimat brachten. Er wurde ihnen zum Tausch aufgezwungen, sie gaben dafür Salbeiblätter und Pelze und machten damit glänzende Geschäfte, denn der neue Artikel war damals noch sehr theuer und wurde anfangs nur als Medizin verwendet. Dem russischen Gesandten am Hofe der Altunkhane am Upsasee wurden im Jahre 1638 bei der Abschiedsaudienz 200 Packete Thee als Tribut an den Kaiser mitgegeben; von Moskau aus verbreitete sich dann der Theegenuß bald über Europa. Aber noch im Jahre 1664 war der Thee eine solche Seltenheit, daß die englische Königin der französischen zwei Pfund desselben als eine große Kostbarkeit zum Geschenk machen konnte und daß die Hofköche in Versailles nicht wußten, was sie mit dem unbekannten Leckerbissen beginnen sollten. Sie kamen nach längerer Berathung zu dem Schlusse, die Blättchen müßten eine Art Salat sein, und behandelten selbe auch demgemäß. Nachdem sie sie abgekocht hatten, schütteten sie das Theewasser fort und trugen die ausgelaugten Blätter auf, die jedoch trotz des Reizes der Neuheit nicht munden wollten. Erst später klärte sich der Irrthum zu allgemeiner Heiterkeit auf. Wie rasch aber von dieser Zeit an der Theeverbrauch in Europa stieg, zeigt der Umstand, daß schon im Jahre 1711 in England allein an hundertfünfzigtausend Pfund Thee eingeführt wurden."

„Und heute beträgt die Einfuhr in Großbritannien jährlich hundertdreißig Millionen Pfund! Auch Nordamerika, Australien und besonders Rußland konsumiren ungeheure Quantitäten. Nordamerika bedarf jährlich 400,000, Australien 150,000, Rußland 170,000 Centner, während Deutschland nur 17,000, Holland 33,000 und Frankreich gar nur 7000 Centner verbraucht."

„Aber kann denn so viel Thee überhaupt produzirt werden?

„O, die zweihundertzwanzig Millionen Pfund, die wir jährlich verzehren, sind nur etwa die Hälfte des Quantums, das die Chinesen und Japanesen selbst gebrauchen! Bedenken Sie aber auch, daß die Theepflanzungen in China allein einen Raum von einundeinehalbe Millionen englischer Quadratmeilen einnehmen und daß außerdem noch große Massen in Japan, auf Java und in Hinterindien produzirt werden, der geradezu unberechenbaren Fälschungen gar nicht zu gedenken! Erzählt doch ein Reisender, daß ein ihm bekannter Kaufmann in Kasan jährlich für 150,000 Rubel Thee verkaufte, der ihm von den

Digitized by Google

großen Kaffeehäusern Kasans, nachdem er bereits einmal zum Konsum gedient hatte, geliefert und von ihm auf geeignete Weise wieder zu „unverfälschtem Thee“ präparirt worden war! Ein sehr großer Theil des nach Deutschland unter dem Namen „russischer Karawanthee“ importirten Thees besteht aus solchen gebrauchten Theeblättern, die nur auf eisernen Pfannen wieder geröstet und mit einem Theil Cantonthee vermischt wurden.“

„Puh! Das ist aber abscheulich!“

„Man darf noch froh sein, wenn man nicht diverse Giftstoffe mit in den Kauf nehmen muß! Es geschieht häufig schon in China, daß die schlauen Zopfträger ihren schlechten Theesorten durch Beimischung von Berlinerblau, Gips-, Speckſteinpulver und dergleichen ein besseres Aussehen zu geben versuchen, und auch die europäischen Händler sind im Beimischen verschiedener Farbstoffe nicht eben gewissenhaft.“

„In Rußland hält man übrigens sehr viel auf reinen Thee“, sprach der Professor. „Die Petersburger Theebuden, in welche die höchste Aristokratie selbst kommt, um ihren Bedarf einzukaufen, vereinigen europäischen Geschmack und Petersburger Luxus mit chinesischer Zierlichkeit; Laden und Wände sind mit den kostbarsten Teppichen und Tapeten bedeckt, ein mattes Licht aus bunten chinesischen Papierlampen erhellt das Ganze wie Mondenschimmer und ein köstliches Aroma erfüllt die Luft. Die kostbaren Theesorten sind in kunstvoll gemalten und vergoldeten Kästchen in eleganten Schränken rangirt, wie die Bücher einer Bibliothek, und manches derselben mit seinem Inhalt von 3 bis 4 Pfund feinsten Thees wird mit 200 Rubel bezahlt. Ueberhaupt ist den Russen der Thee zum Nationalgetränk geworden, und das ist sehr erfreulich, denn er hat hier den Branntwein aus seiner früheren dominirenden Stellung verdrängt, ebenso wie in England und Amerika, und wenn man zwischen beiden Getränken das heilsamere, minderschädliche wählen soll, so ist dies ohne Zweifel der Thee. Es wäre sehr zu wünschen, daß er auch bei den niederen Klassen Deutschlands allgemeineren Eingang fände.

„Ich schlage vor“, rief der junge Offizier, „wir gründen einen Verein zur Hebung des Theegenusses in Deutschland?!“

„O ja“, ging der Professor lächelnd darauf ein, „und als Motto könnten wir eins der begeisterten Lieder wählen, mit denen chinesische Dichter ihr vaterländisches Getränk preisen, etwa dieses:

Schlürfe diesen köstlichen Trank, dann
Wirst Du kräftig gegen die fünf Sorgen
Kämpfen, die uns das Gemüth bestürmen.
Ruhe träufelt der Trank ins Herz Dir,
Und gar trefflich läßt er sich schlürfen,
Läßt sich fühlen, doch nimmer beschreiben.

Oder dieses:

Kaum hab' Deinen Wunderduft genossen,
Durchglüht mich schon der Heimat Hitze;
Der Sinn belebt sich und geordnet kommen
Mir die Gedanken wogengleich geflossen!
Sie, die so dürr, so hohl und traurig waren,
Sie lächeln nun und prangen reichgekleidet,
Und wachen Geistes ist es mir, als schlürf' ich
Mit jedem Tropfen einen Strahl der Sonne!“

Digitized by Google

„Nun, um zu solchem Lobhymnus begeistert zu werden, muß der Dichter jedenfalls andere Sorten genossen haben, als wir sie in unseren „ästhetischen Thees“ vorgesetzt bekommen, welche, wie einmal ein boshafter Mensch behauptete, gewöhnlich so schwach sind, daß sie kaum noch aus der Kanne laufen können!“

„Uebrigens ist bemerkenswerth, daß die Chinesen den Thee ohne jeden Zusatz von Zucker, Rum oder Milch genießen. Auch trinken sie nur schwarzen Thee und begreifen nicht, wie man den grünen vorziehen könne.“

„Diese beiden Theesorten wachsen wohl in verschiedenen Gegenden?“

„O nein, auf demselben Strauch, ganz wie aus der Zauberflasche Boskos die verschiedenartigsten Weine fließen. Man zählt freilich 128 Sorten von Theegewächsen und die Qualität ihrer Blätter ist so verschieden, daß Europäer ihre Einkäufe nur mit Beiziehung von sachverständigen Maklern und Theeagenten abschließen und daß die englisch-ostindische Compagnie sogar eigene „Theeschmecker“ angestellt hat, welche große Gehälter beziehen. Der Unterschied zwischen schwarzem und grünem Thee aber rührt lediglich von der verschiedenartigen Behandlung her, die man den frischgepflückten Blättern angedeihen läßt. Der Theestrauch wächst in 4 bis 8 Fuß hohen Sträuchern, welche lanzettförmige Blätter und weiße, wohlriechende Blüten tragen. Vom dritten bis zum neunten oder höchstens zehnten Jahr werden die Blätter jährlich zwei- bis dreimal gebrochen, haben aber weder ein Aroma, noch würde der Aufguß davon genießbar sein, so lange nicht das in ihnen enthaltene Oel, ähnlich wie beim Kaffee, durch gelindes Rösten entwickelt ist. Dieses Rösten geschieht gleich in der Heimat der Pflanze; die zu grünem Thee bestimmten Blätter werden sofort nach dem Pflücken auf eiserne oder häufiger noch, um die Farbe zu verbessern, auf kupferne Pfannen gebracht, mit den Händen gerollt und gedrückt und rasch getrocknet. Der schwarze Thee wird durch häufigere Wiederholung dieses Verfahrens hergestellt, auch läßt man ihn, auf Haufen zusammengeschichtet, an der Luft in eine Art Gährung gerathen und röstet ihn dann über rauchlosem Kohlenfeuer. Durch diese sorgsamere Behandlung gehen in dem schwarzen Thee chemische Veränderungen vor, welche seinen Genuß angenehmer und gesunder machen als den des grünen.

„Und der mysteriöse Kaiserthee, den man nur vom Hörensagen kennt und der ja wohl nie über die große chinesische Mauer hinauskommt?“

„Er wird unter der Aufsicht kaiserlicher Beamten aus den bestgelegenen Pflanzungen von den feinsten und zartesten Blättern zubereitet; bei Todesstrafe darf ihn niemand trinken als der Kaiser und seine neueste Gemalin. Den „Sohn der Sonne“ selbst kostet ein Pfund solchen Thees ungefähr fünfhundert Mark nach unserm Gelde. Den Gegensatz zu dieser auserlesenen Sorte dürfte der sogenannte Ziegel- oder Backsteinthee bilden. Derselbe wird aus Theeblättern und -Stengeln mit Ochsen- und Schafblut zusammengepreßt und bildet eine steinharte Masse in Form dünner Backsteine. Er dient den Nomadenvölkern Rußlands, den Baschkiren, Kalmücken, Kirgisen 2c. als gewöhnliches und sehr beliebtes Nahrungsmittel; sie sägen davon

Digitized by Google

Stücke ab und kochen sie mit Milch oder genießen sie mit Butter. Der Kaiser von China zahlt den mongolischen Truppen den Sold in solchen Tafeln aus, weshalb sie unter den mongolischen Völkern Nordasiens als Handelsmünze gelten."

„Na, guten Appetit!" rief der Graf und schüttelte sich, „das mag ja ein herrliches Getränk werden, nachdem die Tafel durch einige hundert schmutzige Nomadenhände gewandert ist!"

In diesem Moment schlug es 11 Uhr, die Stunde, wo man gewöhnlich heimzukehren pflegte, alle erhoben sich überrascht.

„Mein Gott, so spät schon!" rief Frau v. F. „Nun haben wir fast den ganzen Abend nur über Thee gesprochen!"

„Und uns dabei nicht einmal gelangweilt", setzte ihre Tochter hinzu. „Ich hätte nie geglaubt, daß sich über mein Lieblingsgetränk so viel des Interessanten und Wissenswerthen sagen ließe."

Nippsachen.

Ueber die Vortragskunst Lassalles erzählt der Reichstagsabgeordnete Lüders einiges, was wir wiedergeben wollen: „Lassalle war ein Redner, der als solcher eigentlich einen Anachronismus darstellte. Er hätte in der alten Zeit leben müssen, er war ein antiker Redner. Wie so? Zunächst war er im wesentlichen nur Redner; im Reden gipfelte seine Lebensthätigkeit; er hatte keinen fachmäßigen Beruf. Seine gesammte Thätigkeit vermochte er also darauf zu konzentriren, Reden vorzubereiten, sich den Stoff zurechtzulegen, ihn (nach Ciceronischem Rezept) auszuarbeiten und dann wörtlich auswendig zu lernen, womöglich, die Gestikulation dazu vor dem Spiegel einzustudiren. Nachdem er vier Wochen (wenigstens) dazu gebraucht hatte, sich eine Rede einzustudiren, ließ er sie vor versammeltem Volke vom Stapel, dann allerdings in so hoher schauspielerischer Vollendung und Natürlichkeit, als hätte ihn der Himmel inspirirt. Seine Zuhörer waren bezaubert ob seiner Offenbarungen, und doch war dieser ganze „Zauber" kunstreich gemacht, von der ersten Silbe bis zur letzten. Als ich ihn bei einer seiner größten Reden, bei einer Verhandlung vor dem Staatsgerichtshof im Kammergericht als Stenograph begleitete (vor etwa 23 Jahren), sagte er mir vorher: „Dasjenige, was ich zunächst dem Oberstaatsanwalt erwidern werde, das stenographiren Sie; aber wenn das Wort kommt (und da bezeichnete er mir ein solches), dann ist eine Fixirung der Rede nicht mehr nöthig. Und so hielt er eine 3½ stündige Rede, die außerordentlich wirksam war, allerdings auf eine Anklage hin, die auf sehr schwachen Füßen stand; er hielt eine Rede, welcher aber doch der Erfolg mit zuzuschreiben war, daß eine Freisprechung erfolgte. Er hat ja außerordentliche Erfolge mit seinen Reden erzielt, aber mir wurde klar, wie Lassalle sich in der Weise, wie sie Cicero in seinen Büchern vom Redner geschildert hat, vorbereitete. Dabei wandte er erfolgreich einen besondern Kunstgriff an: er legte dem Gegner Fallen. Er gab sich absichtlich und überlegt Blößen in seiner Rede, stellte ganz paradoxe Behauptungen auf, scheinbar nur beiläufig; er wußte, auf diese Lockspeise beißt der Redner an und fällt hinein, und richtig, er täuschte sich niemals, immer ließ sich der Staatsanwalt zu einer Replik verführen, und weil Lassalle das vorausgesehen, hatte er die Duplik erst recht vorbereitet, sie war ebenso auswendig gelernt und einstudirt, wie die Hauptrede. Außerordentlich war dann die Wirkung, wenn er in dieser dem Uneingeweihten völlig improvisirt erscheinenden Duplik seinem Gegner wahre Keulenschläge versetzte. Lassalle war als Redner eine Wiedergeburt antiker Beredtsamkeit; aber die dabei zutage tretende schauspielerische Mache, klar erkannt, wirkte abstoßend."

Napoleon I. und die Juden von Swarschendt. Ueber einen höchst komischen Vorfall, welchen Weber im Demokritos (Band 5. Seite 61, Ausgabe Rieger 1868) kurz erwähnt, macht die polnische Zeitung „Odeßkij Wjestnik" folgende wenig bekannte nähere Mittheilungen: Etwa eine Meile von Posen liegt das Städtchen Swarschendt mit circa 4000 Einwohnern, deren größere Zahl sich zum Talmud bekennt. Im Herbst 1806 entstand unter der jüdischen Bevölkerung Swarschendts

Digitized by Google

eine auffallende Aufregung. Der Bürgermeister ließ infolgedessen einige Stadtälteste der Juden zu sich kommen und befragte dieselben über den Grund ihrer Rührigkeit, die einer förmlichen Vorbereitung zur Revolte gleichsah. Welche Erklärung darauf der besorgte Bürgermeister erhalten hatte, blieb nur ihm allein bekannt. Unter der Landbevölkerung verbreitete sich jedoch das Gerücht, daß die Juden von Swarschendt sich zu einer Rebellion und zum Kampfe vorbereiten, zu welchem Zwecke sie in den benachbarten Dörfern 120 Pferde angekauft haben und hinter ihrem Friedhofe ein befestigtes Lager errichten wollen. Die Neugierde der christlichen Nachbarn und die Bewunderung der jüdischen Helden, die mit Napoleon Krieg anfangen wollten, stieg von Tag zu Tag.

Endlich wurde für einen bestimmten Tag bei Swarschendt eine große Truppenrevue vor Napoleon angesagt; sie sollte auf der großen Wiese Zelenez bei Swarschendt stattfinden. Schon am frühesten Morgen des Revuetages war die Wiese weit und breit von einer unabsehbaren Volksmenge bedeckt — aber kein Swarschendter Jude ließ sich blicken! Die Neugierde der Christen darüber, was denn eigentlich die Swarschendter Juden im Schilde führten, erreichte ihren Höhepunkt. Um 1 Uhr mittags endlich rief ein auf dem Stadtthurme aufgestellter Beobachtungsposten: „Er kommt! Er kommt!" Bald darauf erschien Napoleon auf einem Vollblutaraber in den Gassen der Stadt. Er hielt oftmals an, um seine Umgebung über die strategische Bedeutung und Lage Swarschendts zu befragen, während er nach einem gegenüberliegenden Berge blickte. Plötzlich sprengte hinter einem Wirthshause ein türkischer Reiter hervor und verlegte Napoleon den Weg! Der Kaiser blickte den grimmen Türken verwundert an, einer der Generale wollte demselben eben einen Säbelhieb versetzen, als hinter dem Wirthshausgebäude Hunderte von beturbanten türkischen Reitern hervorstürmten und im Nu Napoleon nebst seiner Suite umzingelten. Es war ein für die Franzosen höchst peinlicher Moment. Es dauerte nicht lange, so ritt der Anführer der bärtigen und von allerlei asiatischen Waffen und Kostümen strotzenden Reiterschaar hervor, nahm den Turban vom Kopfe und sprach deutsch wörtlich das folgende: „Fürchten Sie nichts, kaiserliche Majestät! Wir sind keine Türken, wir sind Swarschendter Juden. Der große Napoleon lebe hoch! Noch einmal hoch! Und zum dritten Mal hoch!" Alle Reiter schrieen stürmisch „Hoch!" und zogen sich zur Seite. Napoleon aber schaute sie an und lachte derart, daß er sich kaum auf seinem Pferde halten und nicht ein Wort des Dankes hervorbringen konnte; denn jedesmal, wenn er sprechen wollte, wurde er von unwiderstehlichem Lachkrampfe befallen. Die französischen Marschälle versicherten, daß sie Napoleon noch nie so viel und herzlich lachen gesehen. *

Die Frauen Cubas. Vor kurzem meldeten alle amerikanischen Blätter die seltsame Neuigkeit, daß Deutschland beabsichtige, Cuba zu kaufen, resp. zu annektiren. Daraus ist nun vorläufig nichts geworden. Da es auf Cuba außer gutem Tabak auch schöne, ja, sehr schöne Frauen giebt, ist dies eigentlich schade. Doch vielleicht werden sie noch einmal unsere Landsmänninnen, und daraufhin verlohnt es sich doch, ihnen einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Die höheren Kreise der Bevölkerung Westindiens sind entweder Spanier oder Kreolen oder „Sambos." Erstere sind naturalisirte Europäer, die zweiten sind Eingeborene der Inseln und haben spanisches, mehr oder minder gemischtes Blut; die dritten sind Ueberbleibsel der Negerrasse, durch Berührung mit ihren früheren Herren zu der Schattirung von Quadronen und Oktoronen reduzirt. Die Spanier werden als die Aristokratie betrachtet, wenigstens machen sie Anspruch auf diese Auszeichnung, welche die Kreolen eifrig bestreiten. Sie sind das, was man in der Union „Carpet-Baggers" nennt; sie kommen von Spanien, um Aemter zu bekleiden und die Steuern zu verzehren, welche die Kreolen und die andern bezahlen. Sie wohnen in Regierungsgebäuden und machen viel Wesens aus sich, aber die Herren enden meistens damit, daß sie eine Kreolin oder Sambo heiraten und sich dauernd als Bürger niederlassen.

Auf dem Lande sind die Neger schwarz, aber in den Städten sind der Mulatte und die weiteren Mischungen häufiger. Das gesellschaftliche Vorurtheil, welches im Staate existirt, beeinträchtigt dort jedoch die Gesellschaft nicht. Ein Spanier kann eine „Sambo" heiraten, ohne seiner Kaste verlustig zu werden, wie ein Amerikaner ein irisches Mädchen heiraten kann. Die männlichen „Sambos" finden oft unter den Kreolinnen Frauen, aber selten unter den Spanierinnen. Einige der besten Familien in Cuba sowohl, wie in Porto Rico haben Samboblut in ihren Adern.

Sind die Damen schön? Das ist lediglich Geschmacksache. Wer an Puppen seine Freude hat, wird diese tropischen Pflanzen bewundern. Unter den niedrigen

Digitized by Google

Klassen sieht man — häufiger in Porto Rico, als in Cuba — viele hübsche Mädchen, helläugige, lustige, sylphidenhafte Wesen, so graziös und geschmeidig, wie ein Panther; schüchtern und bescheiden, aber mit all' den koketten Reizen, mit denen das Jungfrauenalter begabt ist. Keine von ihnen kann lesen, keine sah jemals das Innere eines Schulhauses. Sie nennen Dich einen „Amerikaner", haben aber ebensowenig eine Idee, wo der Amerikaner herkommt, als von den Sternen.

Sie erwidern auf alles „Se Seno" und lassen bescheiden ihre langen schwarzen Wimpern über ihre herrlichen Augen sinken.

Die Schönen der höheren Kreise, diejenigen, deren schmachtende Augen und üppige Blüte in Poesie und Prosa schon so viel besungen wurden, sind von eigenem Reiz. Ihre Augen sind wunderbar schwarz und bezaubernd, und die Fähigkeit, dieselben effektvoll zu gebrauchen, ist eine Erziehungssache. Es wird gesagt, daß die Cubanerin mehr Ausdruck in einen Blick legen könne, als alle übrigen Frauen der ganzen Welt.

Aber mit den Augen hört die Schönheit der Cubanerin auf. Sie bemalen ihre Gesichter, bis sie wie Gipsfiguren aussehen. Ihr Mund ist gewöhnlich groß, ihre Lippen zu dick, aber ihre Zähne sind ungewöhnlich weiß, gleichmäßig und gut erhalten, obwohl Süßigkeiten einen großen Theil ihrer täglichen Nahrung bilden.

Aber das Unangenehmste ist ihre Stimme — hart, kreischend, wie der Schrei eines Papageis.

Sie reifen frühzeitig und welken frühzeitig, diese Tropenkinder. Sie trocknen entweder aus und verrunzeln, oder sie werden sehr fettleibig, da sie keine andere Leibesübung kennen, als das Wiegen in der Hängematte.

Sonderbare Klubs. Zu den interessantesten kulturhistorischen Erscheinungen zählen die Klubs in ihren mannigfachen Tendenzen. Sie sind ein Produkt des gesellschaftlichen Vereinigungstriebes, welcher der menschlichen Natur inne wohnt. Am stärksten finden wir das Klubwesen bei den Engländern ausgebildet, aber gerade weil es sich da so rasch und in allgemeinen Formen entwickelt hat, so entstanden auch Karikaturen, die sich würdig an die zahlreichen Absonderlichkeiten des englischen Nationalcharakters reihen und von denen wir in folgendem einige bezeichnende Beispiele anführen wollen. Es gab schon in früherer Zeit einen Klub der Hellerspalter, der falschen Helden, der Quacksalber, der Vögelliebhaber und der Atheisten (Gottesleugner). Auch die Bettler und Diebe hatten ihre Klubs, und Ned Ward, der älteste Chronist der Klubs, spricht sogar von einem Klub der Nasenlosen. Nicht eben harmlos scheint der Klub der nächtlichen Ruhestörer gewesen zu sein, der aus jungen Leuten bestand, welche den besten Kreisen der Gesellschaft angehörten und deren Klubfreuden nach den Berichten eines zuverlässigen Schriftstellers damit begannen, „daß sie sich betranken, und damit endeten, daß sie sich in die Straßen stürzten, Fenster zerschlugen, Nachtwächter prügelten, stille Wanderer anfielen und alte Frauen in Fässer packten, um sie, Snow- oder Ludgatehill hinabzurollen."

Erst unter König Georg I. löste sich der Klub dieser „noblen" Leute. Er wurde an Rohheit noch übertroffen von dem sogenannten Höllenklub, der durch einen Beschluß des Oberhauses unterdrückt werden mußte. Von der Tendenz des „Je ne sais quoi-Clubs" ist natürlich nichts bekannt, da diese Gesellschaft, nach ihrem Namen zu schließen, ja selbst nicht wußte, warum und wozu sie eigentlich gegründet wurde. In die Kategorie der „Nasenlosen" fällt der Klub der häßlichen Gesichter, welcher nicht versäumte, den bekannten Grafen von Mirabeau einstimmig zum Ehrenmitglied zu ernennen. Auch einige von der Natur vortheilhaft ausgestattete Leute thaten sich zusammen und gründeten einen „Klub der Schönen". Er bestand nur aus Männern, welche in Cambridge studirt hatten. Im Klub erschienen alle mit Grübchen in den Wangen, und wer von Natur nicht damit gesegnet war, der stellte sie künstlich her. Wo die Schönen und Häßlichen sich associiren, da erscheint es ganz selbstverständlich, daß auch die sogenannten „Pechvögel" sich vereinigen. Und wirklich gab es auch einen Klub der Unglücklichen, dessen sämmtliche Mitglieder mindestens schon einmal Bankerott gemacht hatten oder in irgend einer andern Weise vom Unglück heimgesucht worden waren.

Selbst die Namensvetter fühlen das Bedürfniß, sich zusammen zu thun, und so stoßen wir auf einen „King-Klub", dessen Mitglieder den Familiennamen König führten. Auch ein „Adam-Klub" tauchte auf. — Zu den originellsten Vereinen aber gehört unstreitig der „Lügen-Klub". Bei strenger Strafe durfte in seinen Sitzungen zwischen neun und elf kein wahres Wort mehr gesprochen werden. Wer im Laufe des Abends am unverschämtesten log, dem mußte der jeweilige Präsident seinen Stuhl und die Zeichen seiner Würde abtreten. — Uebrigens hat das Klubwesen nicht allein

Digitized by Google

bei den Engländern komische Blüten getrieben; so giebt es in Berlin noch heute einen Verein der „Kahlköpfe", und erst neuerdings wurde in einem Städtchen Ungarns ein Klub der „Frauenhasser" gegründet.

Der französische Schriftsteller Gyl de Guigne hat eine kleine Revue über berühmte Sänger früherer Tage und ihre Gagen herausgegeben, die neben den interessanten Zahlenangaben besonders durch den historisch-anekdotischen Theil anziehend ist. Man spricht immer von den hohen Gagen der Sänger und Sängerinnen der Jetztzeit — frühere Jahrhunderte aber, in denen doch der Werth des Geldes ein so viel größerer war, zahlten ihren Künstlern dennoch ebenso hohe, wenn nicht höhere Summen, als unsere theure Zeit. Da ist Farinelli, der Minister und Leibsänger von Spaniens schöner Königin und deren geistesumnachtetem König — er erwarb in den Jahren 1734—36, die er in London sang, nicht weniger als 100,000 Mark (5000 Pfund Sterl.) per annum. 1775 erhielt Aguja im Pantheonkonzert zu London für das Singen zweier Lieder circa 2000 Mark. Zu interessanten Vergleichen regen auch einige Beispiele aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts an. Als die Catalani 1806 zuerst nach London kam, verlangte sie für die Saison von elf Monaten 40,000 Mark und außerdem noch ein Benefiz für die Reisekosten. Aber sie erhielt noch viel mehr. Denn man gestattete ihr einen Urlaub für eine Provinztournee, außerdem ein Extrakonzert in London selbst, und sie hatte am Ende der Saison 334,000 Mark realisirt 1827 erhielt die Pasta 50,000 Mark für eine Saison in London, außerdem 25,000 Mark für freie Wohnung und ein Benefiz. Die Malibran sang 1833 in der englischen Oper nnd erhielt 109,000 Mark. Ebensoviel erhielt die Alboni, aber Henriette Sonntag bekam für sechs Monate sogar 120,000 Mark an „Her Majesty's Theatre" 1849. Von England abgesehen, wo die große Mara Reichthümer erhielt, die ihr liederlicher Ehemann durchbrachte, so daß sie in Armuth als Lehrerin endete, war Rußland das Paradies der Sänger. Rubini hinterließ fünf Millionen und einen prachtvollen Palast. Er führte den Titel „Oberst" und „Gesangsdirektor". Auch Mario hatte immense Einnahmen, aber seine nobeln Passionen verschlangen ein doppeltes Vermögen, sein eigenes und das seiner Gattin Giulia Grisi.

Salon-Büchertisch.

J. Burnets Principien der Malerkunst.

Ein treffliches Werk, welches auch in weiteren Kreisen interessiren dürfte, ist das soeben in der Verlagsbuchhandlung von A. H. Payne, Reudnitz bei Leipzig, erschienene J. Burnets Principien der Malerkunst. Erläutert durch Beispiele nach den größten Meistern der italienischen, niederländischen und anderen Schulen. Aus dem Englischen von Adolph Görling. 2. Auflage. Mit einem Vorwort von Fr. Pecht. Burnet, ein ausgezeichneter Kupferstecher und tüchtiger Maler, legt in diesem, in alle lebenden Sprachen übersetzten Buche, die Regeln nieder, welche er nicht nur seinen eigenen Studien, sondern auch den Mittheilungen berühmter Landsleute verdankt.

Die Lehre von der Anordnung des Stoffes sowohl, als auch die Lehre von der Vertheilung von Licht und Schatten, Halbdunkel und der Farbenharmonie hat er eingehend erörtert und denselben durch die auf beigegebenen Kupfertafeln aufgeführten Beispiele eine sehr deutliche Veranschaulichung gegeben. Es sind dies Vorzüge dieses berühmten Werkes, welche nicht allein dem Maler von Beruf von unschätzbarem Werthe sind, sondern hauptsächlich auch dem Dilettanten Quellen erschließt, welche kein anderes Buch aufzuweisen hat.

Mit vollem Recht behauptet Fr. Pecht in seiner sehr beachtenswerthen Einleitung von dem Werke Burnets, daß diese „bahnbrechende Arbeit durch die neuen grundgelehrten Werke über die Malerkunst" noch lange nicht überflüssig gemacht sei, und nennt dasselbe treffend „eine Art Generalbaßlehre für den Maler."

Bei prächtiger Ausstattung erscheint das Werk vollständig in zehn Lieferungen in Quart mit Tafeln pro Lieferung 1 Mark 50 Pf. und ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Gedichte von Martin Greif.

(Vierte, durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1886.)

Martin Greifs Gedichte liegen uns nun in vierter Auflage vor; aus den zahlreichen Liedern, Balladen, Naturbildern und Sinngedichten, die der neuen Sammlung

Digitized by Google

zugewachsen sind, ersehen wir mit Freude, daß der Dichter rüstig auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts schreitet. Als echter Poet der geborene Gegner alles leeren Formalismus spiegelt er in seinen Schöpfungen den reichen Gehalt eines ernsten Lebens.

Die Lieder Greifs gehören zu den Perlen deutscher Lyrik, es sind Gelegenheitsgedichte im besten Sinn, mit dem ganzen Reiz des Zufälligen und Unbelauschten. Wie oft, wenn er sich in Feld und Wald ergeht, beschleicht ihn die Erinnerung an vergangenes Glück, die Muse seiner schönsten Lieder. Inniger, unmittelbarer und wahrer, als in diesen rückwärts schauenden Liedern ist das wehmüthige Nachgefühl sonniger Stunden noch nie zu Wort gekommen. Als ein Beispiel der vielen erinnerungsvollen Lieder, die dem Dichter auf seinen einsamen Pfaden entgegenblühen, stehe hier sein „Morgengang“:

Ich geh' auf stillen Wegen
Frühtags ins grüne Feld,
Wie lacht mir da entgegen
Die junge Morgenwelt!

Wohl tausend Blüten schauen
Von Wald und Wiesen her,
Die alle tropfig thauen
Von edlen Perlen schwer.

Ich brech' mir ein Geschmeide
Von nassen Rosen ab:
Wärst Du an meiner Seite,
Von der geträumt ich hab'!

Ich hing' Dir's in die Locken
Als Deinen Hochzeitskranz —
Da geh'n die Morgenglocken,
Ich steh' in Thränen ganz.

Auch die Gegenwart erhält in der Greifschen Lyrik das ihr gebührende Recht. Beklagt er zwar immer von neuem den Wechsel des Irdischen, bald in leise hingehauchten Liedern, bald in tiefen, schwermüthigen Tönen, so empfindet er um so inniger die Schönheit der wandellosen Natur. Aus seinem Naturgefühl quellen nicht bloß feingezeichnete, stimmungsvolle „Naturbilder“, sondern auch begeisterte Hymnen, die im großen Stil große Naturerscheinungen preisen. Bei aller Naturfreude und Liebe zur Einsamkeit ist jedoch die Muse des Dichters nicht menschenverachtend und menschenscheu, sondern sie bringt den höchsten Interessen der Nation und der Menschheit, dem geschichtlichen Leben und den Führern des Volkes auf geistigem und politischem Gebiet ein warmes Herz und ein tiefes Verständniß entgegen. Das bezeugen die „Deutschen Gedenkblätter“, die der Hauch der großen Zeit durchweht, in der sie entstanden, das bezeugen ferner seine gedankenvollen und sprachgewaltigen Festgesänge zum Gedächtniß großer Männer und zur Feier bedeutender kulturhistorischer Momente. Aber unser Dichter gewinnt auch dem gewöhnlichen Thun und Treiben der Menschen, dem Alltäglichen, die poetische Seite ab. Der außerordentlichen Feinheit, mit der er den poetischen Charakter oder Gefühlswerth der verschiedenartigsten Situationen empfindet und seiner Kunst, diese Situationen mit den einfachsten Mitteln lebendig und anschaulich darzustellen, verdanken wir eine Fülle von meisterhaften lyrischen Genrebildern. Durch seine intellektuelle Ausstattung ist Greif auch zum Meister der Ballade geworden. Die Greifsche Ballade, die wohl zuweilen in die Fremde geht und in der „Ariadne auf Naxos“, im „Xenophon“. „Augustus“, rührende und erhebende Gestalten des klassischen Alterthums heraufbeschwört, oder uns einen Calderon, einen Michel Angelo höchst charakteristisch und stilvoll vor Augen führt, bewegt sich mit Vorliebe auf dem Boden der heimatlichen Sage und Geschichte. Man erstaunt über den Reichthum der behandelten Motive und über die den verschiedenen Objekten eng sich anschmiegende Darstellung. Ob er, wie z. B. in den Gedichten: „Der stumme Kläger“, „Rhätischer Grenzlauf“ u. a. einen anziehenden Vorgang mit epischem Behagen ausführt, oder ob er in mehr lyrischer Weise den Stimmungsgehalt eines Ereignisses zum Ausdruck bringt, immer steht sein Vortrag im Einklang mit den Forderungen des Stoffes, immer wächst der Stil aus dem Kern der Sache heraus. Wie wohl wird unserm Dichter, wenn er im goldnen Märchenreich athmet! Das „Klagende Lied“, das sich an das bekannte Märchen anschließt, entfaltet erst in der Greifschen Fassung

Digitized by Google

den vollen Zauber seiner Unschuld und tragischen Tiefe, und nur ein Dichter, in dem der Kindersinn des Märchens und der Geist der Volkssage zum Leben erwacht sind, konnte das liebliche „Märchen vom guten Mägdelein" ersinnen und die unheimlichen Geschichten vom „Heiratslustigen Mägdlein" und der schönen „Zöllners Tochter" erzählen.

Zuweilen schöpft der Dichter den Stoff zu seinen Balladen aus dem Strom des täglichen, immer in den alten Formen sich erneuernden Lebens. Die neueste Auflage bringt wieder kostbare Stücke dieser Art, worunter besonders die warmherzige Ballade: „Des Jägers Reue" eine Zierde des Buches bildet. J. Engensteiner.

Moderne Geistesheroen. Biographisch-kritische Charakterbilder und Porträtskizzen aus der Gegenwart von Dr. Adolph Kohut. Berlin. Verlag von Wilhelm Ißleib (Gustav Schuhr).

Große Männer werden uns in erschöpfenden Biographien heutzutage gewöhnlich erst dann vorgeführt, wenn ihr Wirken auf dieser Erde selbst zu Ende. Deshalb ist es eine leider nur zu wahre Thatsache, daß wir im allgemeinen über unsere hervorragenden Zeitgenossen sehr mangelhaft orientirt sind. Diesem Uebelstand entgegenzutreten, wird dem vorliegenden Unternehmen allem Anschein nach in durchaus entsprechender Weise gelingen; und ist dasselbe daher als ein im höchsten Maße dankenswerthes zu bezeichnen. Denn nicht auf eine bestimmte Klasse von Geisteshelden beschränkt sich das Werk, sondern Forscher und Staatsmänner, Dichter und Schriftsteller, Maler und Bildhauer der Gegenwart erhalten hier gerechte und umfassende Würdigung und Beurtheilung. Neben dem berühmten Physiologen Du Bois-Reymond rangirt der bekannte Physiker Helmholtz. Dem so populären Begründer unseres deutschen Postwesens v. Stephan reiht sich der in neuerer Zeit so wiederholt genannte ungarische Staatsmann Tisza an. Von Schriftstellern werden im vorliegenden Werke G. Freytag, Spielhagen, Maurus Jókai, Wilhelm Busch, Adolf Glaser und Johann Meyer berücksichtigt. Schließlich giebt der Verfasser uns noch die Biographien von Gabriel Max, Emil Hünten, Max Klein, Gustav Kietz als Vertreter der bildenden Kunst.

Eine Fortsetzung dieses Unternehmens ist dem Verfasser dringend zu empfehlen, und wünschen wir demselben einen dem Werthe der Anlage des Ganzen durchaus entsprechenden Erfolg. Johannes Schanz.

Pariser Luft von Arthur Mennell. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von Albert Unflad. 1885. 319 S. kl. 8°.

Ueber das Seinebabel Paris ist schon so vieles in allen Melodien, in Dur und in Moll, geschrieben worden, daß es um so angenehmer überrascht, einem so liebenswürdig, fein sarkastisch elegant geschriebenen Werke, wie dem vorliegenden zu begegnen, das in erster Linie deutsches Leben und Wesen in Paris schildert und den ersten Hauptabschnitte „Pariser Deutschthum" den zweiten: „Pariser Franzosenthum" gegenüberstellt. Wenn der Verfasser sagt: „es gebe gar vieles Französische, Pariserische, das er noch nicht wisse", so dürfte dies übertriebene Bescheidenheit sein, denn er zeigt sich so viel erfahren und bewandert, daß er höchstens nach dem Pariser Theater seine kundige Aufmerksamkeit zuwenden könnte, das ja auch manches bietet, wo sich ein Häkchen einschlagen ließe. Wer sich einige Stunden recht amüsiren und dabei, das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, recht viel neues erfahren und lernen will, dem sei dieses wahrhaft einzige Buch auf das Wärmste empfohlen! B.-R.

Unser Bildertisch.

Die Raubritter. (Mit Illustration.) Die Raubritter, welche auf unserm Bilde die wehrlosen Bauern überfallen und ihnen die Ochsen vom Pflug reißen, gehören zu jenen wilden Gesellen, durch welche Deutschland vom Ausgang des dreizehnten bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts arg geschädigt wurde. „Reiten und Rauben ist keine Schande, thun es doch die Besten im Lande." So lautet ein volksthümlicher Spruch jener Zeit, den sich die Raubritter unseres Bildes gewiß zur Richtschnur genommen haben. Den Kaufleuten, deren Wohlhabenheit den armen Rittern verhaßt war, wurden die Waaren, die sie von einer Stadt zur andern brachten, den Bauern ihr Getreide und Vieh entrissen. Dörfer und Weiler wurden verbrannt und verwüstet, Weiber und Kinder entsetzlich mißhandelt. Ein Reiterlied des fünfzehnten Jahrhunderts läßt sich also vernehmen:

Digitized by Google

Wir hab'n uns des vermessen
Im edlen Frankenland,
Die Bauern woll'n uns fressen
Den Adel wohlbekannt.
Das wird Gott nit verhängen
Wir woll'n sie vor uns sprengen,
Sie wie Säu' besengen,
Bis uns die Beute wird,
Ihr Schopf den Galgen rührt.

Kinderfeldlager.

(Mit Illustration.)

Bauernkinder fand ich einmal,
Als ich durchs Feld gegangen,
Harmlos lagernd. Der Sonne Strahl
Küßte die rothen Wangen.

In der Garben goldigem Grund
Hielt sich die Schaar verborgen
Und der lächelnde Kindermund
Wußte noch nichts von Sorgen.

Könnt'st Du, o Herz, wie die Kinder dort,
Lächelnd durchs Leben gehen,
Würdest Du froh an jedem Ort
Gott und die Welt verstehen!

Würdest am Busen der Natur
Ihren Athem belauschen,
Und wenn der Sturm durchbraust die Flur,
Hören des Weltgeists Rauschen.

Also dacht ich. Da sang ein Kind
Fröhliche Kinderlieder
Und die Aehren nickten im Wind
Mir ein freundlich: „Komm' wieder!"

Lebet wohl, ihr Kinder im Feld,
Glücklich in ärmlicher Hülle!
Vor mir liegt die geschäftige Welt,
Hinter mir die Idylle.

Franz Hirsch.

Die falschen Spieler. (Mit Illustrationen.) Es sind hochberühmte Bilder, die wir unsern Lesern im Holzschnitt reproduziren, die falschen Spieler des Caravaggio, der eigentlich Michelangelo Amerighi hieß und vierzig Jahre alt, 1609 nach wildbewegtem Leben ermordet wurde. Aus den Figuren der Gemälde spricht der geniale Naturalismus, der allen Werken Caravaggios eigen war. Jeder Kopf ist charakteristisch, von lebensfrischer Wahrheit, der Ausdruck der Mienen entspricht der Situation, in welcher der Künstler selber zuweilen gewesen sein mag. Denn mit gewerbsmäßigen Spielern, Räubern, Mördern — ward er doch selbst des Mordes beschuldigt — hat der wilde Caravaggio sich sein Leben lang abgegeben.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Pelerine mit Capuchon.

Angefertigt wird diese Pelerine von Ottoman oder auch gestreiftem Wollenstoff



Nr. 1. Pelerine mit Capuchon.

Man liebt, dieselbe mit einem leichten Wattefutter zu versehen, sowie mit farbiger Seide zu füttern. Das Vordertheil wird der Rückennaht angefügt und die Schulter durch eine tiefe Falte am Vordertheile, sowie einer kleinern an demselben beim

Digitized by Google



Nr. 2. Anzug für kleine Mädchen.



Nr. 3. Anzug für Mädchen von 2 bis 3 Jahren.

Digitized by Google



Nr. 4. Morgenrock.

Digitized by Google



Nr. 5. Anzug aus bronzefarbener Faille und maronen-, granat- und moosfarbigem gestreiftem Plüsch.

Nr. 6. Soirée- oder Diner-Anzug.

Nr. 7. Anzug für Mädchen von 6 bis 7 Jahren.

Digitized by Google

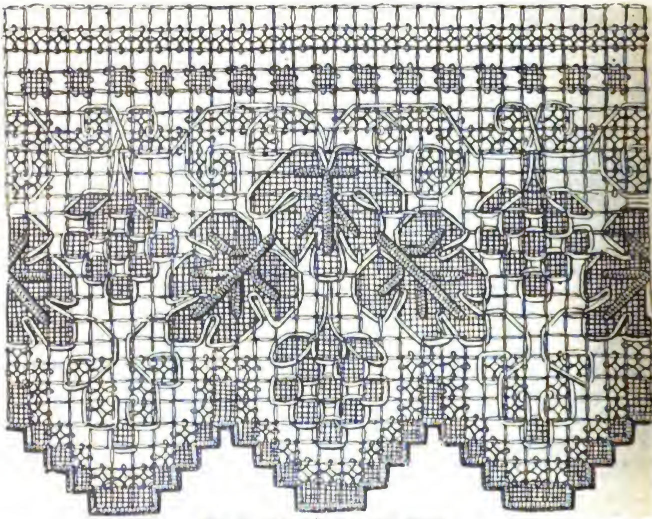


Digitized by Google

Rückenansatz gebildet. Der Capuchon wird mit Seidenfutter versehen und am Hals mehrfach eingereiht. Den obern aufgesetzten Theil des Capuchon begrenzt oben noch ein Ueberschlag von Sammet oder Plüsch; von demselben Stoff ist auch der Stehkragen. Am untern Raude der Pelerine befinden sich schmale Sammetstreifen, welche an den Vordertheilen die Breite des Capuchonüberschlags haben. Den ganzen untern Rand schmückt eine doppelte Reihe Chenillebällchen.

Nr. 2. Anzug für kleine Mädchen.

Das Kleid besteht aus Voile und weißem indischem Wollenstoff Die kleine glatte Taille hat einen Matrosenkragen von breiten gestickten Spitzen; ebenso sind auch die Aufschläge der Aermel Als Rock ist der Taille eine breite gestickte Spitze, in reichliche Falten genommen, angesetzt. Die Verbindung wird durch eine breite Schärpe von indischem Wollenstoff, welche an der Seite geschlungen ist, bedeckt.



Nr. 8. Zwischensatz aus Filet.

Den hohen Hut von weißem Filz schmückt vorn ein Büschel weißer Federn. Unter dem vorn aufgeschlagenen Raude des Hutes sind farbige Rüschen angebracht Die kleine Schleife im Haar ist von derselben Farbe Gamaschen von weißem Tuch

Nr. 3 Anzug für Mädchen von 2 bis 3 Jahren.

Dieser sehr kleidsame Anzug besteht aus rosa Wollenstoff und weißer Stickerei. Das Vordertheil ist in Falten gelegt, die Seiten, sowie der Rücken sind glatt Der Kragen wird durch zwei Reihen Spitze gebildet; auch der kleine Stehkragen besteht aus dieser Neben den Falten des Vordertheiles gehen an beiden Seiten Spitzenstreifen nach dem Gürtel Die Aermel sind von oben nach unten mit Spitze belegt. Das in Falten angesetzte Rocktheil des Kleides ist ebenfalls mit einer breiten gestickten Spitze belegt, so daß der Stoff des Kleides durchschimmert Ein schmaler Gürtel von rubinrothem Sammet bezeichnet die Taille Auf der linken Seite eine große rubinrothe Sammetschleife am Gürtel und eine ebensolche kleinere auf beiden Schultern.

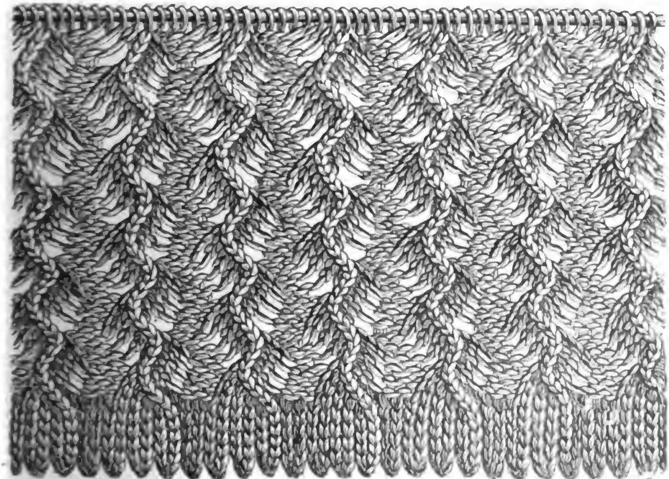
Digitized by Google

Nr. 4. Morgenrock.

Dieser einfache Morgenanzug ist von dunkelm Wollenstoff angefertigt und ist 5 Meter an breitem Stoff erforderlich. Die glatt anliegende Taille hat einen schrägen Schluß. Der Kragen, die Aermel am Handgelenk, die Taille, sowie der Rock sind mit Stickerei von Goldfäden verziert, ebenso auch die Enden des Gürtels vom Kleiderstoff. Die Falten des Rockes sind an der Seite etwas zurückgeschoben und mehr nach dem Rücken genommen.

Nr. 5. Anzug aus bronzefarbener Faille und maronen-, granat- und moosfarbigem gestreiftem Plüsch.

Der erste Rock hat ein Plissé von Faille. Der zweite Rock ist von Plüsch in schrägen Falten arrangirt. Die glatte Taille ist von Faille; die Vordertheile derselben sind mit einem Plüschlatz versehen, an dessen Ende sich eine Schleife be-



Nr. 9. Strumpfrand.

findet. Die Schößchen sind an den Hüften gespalten. Der Puff ist ebenfalls aus Faille.

Nr. 6. Soirée- oder Diner-Anzug.

Dieser sehr elegante Anzug besteht aus Voile und rosa Sammet-Ottoman. Der erste Rock ist von Taffet. Der vorn schürzenartig gefaltete Rock ist von Voile. An der linken Seite dieses Rockes ist eine Faltenlage von Sammet-Ottoman angebracht, welche in Zwischenräumen durch Bandschleifen von granatrothem Sammet festgehalten werden. Unten am Rock endigen die Falten als Fächer. Auf der rechten Seite befindet sich ebenfalls eine Sammetverzierung, aber nur als breite Tollfalte. Der übrige Rock von Voile ist in Bogen genommen und als Puff eingerichtet. Die glatte Taille ist aus rosa Faille und öffnet sich über einem granatrothen Sammetlatz. An beiden Seiten ist dieser Latz mit Revers von Sammetottoman begrenzt. Auch die Aermel haben eine solche Verzierung.

Nr. 7. Anzug für Mädchen von 6 bis 7 Jahren.

Der Rock dieses Anzuges besteht aus granatrothem Caschmir, Faille und

Digitized by Google

Spitzen. Das Vordertheil des Rockes, sowie das Rückentheil sind von Caschmir. An den Seiten des Rockes befinden sich in tiefe Falten gelegte Faillestreifen, welche wieder mit einer schönen breiten Spitze belegt sind. Den untern Rock begrenzt ein Plissé von Caschmir. Die lange Schooßtaille von Caschmir ist vorn offen und ringsum mit Faillestreifen besetzt. Der Latz ist von breiten Spitzen, durch welche mattblaue Surah durchschimmert. Matrosenkragen und Aermelaufschläge sind ebenfalls von Spitze. Der Latz ist an der Taille durch eine Schleife mit langen Enden mit dem Rock verbunden. Auch im Rücken befindet sich eine breite und lange Schleife. Gamaschenschuhe.

Nr. 8. Zwischensatz aus Filet.

Zur Verzierung von Vitragen, Gardinen ꝛc. zu verwenden. Diese Streifen sind in Filet gearbeitet und in verschiedenen Sticharten ausgeführt. Die Ränder der Blätter und Beeren sind mit farbigen Seidenfäden umrandet. Der Grund ist crêmefarbig und die Punkte, sowie die anderen Verzierungen verschiedenfarbig hergestellt. Auch nimmt sich die Zeichnung auf moosfarbigem Grund sehr gut aus.



Nr. 10. Mütze für Mädchen.

Nr. 9. Strumpfrand.

Dieses Muster geht durch acht zu theilen und wird wie folgt gestrickt: Erste Tour: 3 Maschen links, 1 Masche aufgeschlagen, 2 Maschen rechts zusammengestrickt, 3 Maschen links. Zweite Tour: 3 Maschen links, 1 Masche aufgeschlagen, 1 Masche rechts, 2 Maschen rechts zusammengestrickt, 2 Maschen links. Dritte Tour: 3 Maschen links, 1 Masche aufgeschlagen, 2 Maschen rechts, 2 Maschen rechts zusammengestrickt, 1 Masche rechts. Vierte Tour: 3 Maschen links, 1 Masche aufgeschlagen, 3 Maschen rechts, 2 Maschen rechts zusammengestrickt. Fünfte Tour: 3 Maschen links, 3 Maschen rechts, 2 Maschen rechts zusammengestrickt, 1 Masche aufgeschlagen. Sechste Tour: 3 Maschen links, 3 Maschen rechts, 2 Maschen rechts zusammengestrickt, 1 Masche links, 1 Masche aufgeschlagen. Siebente Tour: 4 Maschen links, 1 Masche rechts, 2 Maschen rechts zusammengestrickt, 1 Masche aufgeschlagen. Achte Tour: 3 Maschen links, 2 Maschen rechts zusammengestrickt, 3 Maschen links, 1 Masche aufgeschlagen. Von der ersten Tour so lange wiederholt, als man den Rand breit haben will.

Nr. 10. Mütze für Mädchen.

Die Mütze wird von Plüsch mit Pelz besetzt oder auch vom Stoff des Kleides mit einem Plüschrand versehen angefertigt. Auf der linken Seite wird der Stoff in Falten genommen und mit vier Fasanenfedern und einem Hufeisen von Metall festgehalten. Der Rand der Mütze ist glatt. Im Innern wird diese mit Futter versehen.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Digitized by Google



Der spröde Liebesbote.

Nach dem Originalgemälde von Hermann Kaulbach.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ideale.

Novellette von Carl Schreiber.

Nun, Fräulein Rose, wieder in Gedanken?"

Die Portière wird bei diesen Worten zurückgeschlagen, und ein junger, etwas mokant aussehender Mann, blickt in das behagliche, im modernsten Geschmack eingerichtete Zimmer.

Die junge Dame, die in einem der bequemen Fauteuils kauert, sieht mißmuthig auf den Eindringling.

„Warum sagen Sie das wieder so spöttisch?" fragt sie pikirt dagegen. „Scheinen Ihnen Gedanken bei einer Frau etwa nicht berechtigt, wie so vieles andere?"

„Ich mag allerdings fleißige Hände lieber, als Gedanken, von denen man nichts zu hören bekommt, aber mein Geschmack ist da natürlich nicht maßgebend!"

Die junge Dame wirft den Kopf zurück.

„Natürlich nicht", sagt sie spöttisch, „darum werden Sie es auch nicht befremdend finden, wenn ich meinen Gedanken weiter nachhänge."

„Durchaus nicht", entgegnet der junge Herr gelassen und zieht sich zurück.

Er ist der Neffe des Hausherrn, der Liebling seiner noch jungen Tante, und er befindet sich dabei so wohl, daß er sich mit dem Schicksal auszusöhnen anfängt, welches ihn als Staatsanwaltsgehilfen nach Lauenberg, einem sehr kleinen Städtchen im Osten unseres Vaterlandes. geführt hat . . .

Er ist sehr ungern von Berlin fortgegangen, „ins Exil", wie er sagt, er hätte sich auch wohl schwer in das sehr kleinstädtische Leben und Treiben seines neuen Bestimmungsortes eingelebt, wenn er nicht im Hause seiner Verwandten aufs herzlichste empfangen worden wäre.

Das Gut seines Onkels, Major z. D. von Dennow, Sonnenstein, lag kaum eine Viertelstunde von dem Städtchen entfernt, und so konnte er, Staatsanwalt Winter, mit Bequemlichkeit den größten Theil seiner freien Zeit im Dennowschen Hause verleben, das ihm mit dem statt-

Digitized by Google

lichen Hausherrn, der liebenswürdigen Frau und den prächtigen Kindern bald als Ideal eines echt deutschen Hauses erschien.

Die Ankunft Rose Günters, der einzigen Schwester seiner Tante, brachte dann einige Störung in das behagliche Zusammenleben.

Sie hatte bis zu dem Tode ihrer Großmutter, die sie erzogen, ein sehr wechselvolles Leben geführt, und fand es eintönig und trübselig auf dem Lande, ganz im Gegensatz zu ihrer Schwester, der sie übrigens sehr wenig glich.

„Sehr zu ihrem Nachtheil", denkt Leo Winter, als er sich mit einem Journal in das Wohnzimmer zurückgezogen hat. Wie wohl seine liebenswürdige Tante zu einer so wenig anziehenden Schwester kam, d. h. anziehend in ihrer Art mochte diese kleine Modepuppe mit ihrem pikanten Gesichtchen schon sein, wenn sie im richtigen Fahrwasser und gut disponirt wäre, und er fügt in Gedanken hinzu, daß er das allerdings noch nie erlebt hätte, und er, wenn er etwas weniger gleichgiltig gegen die kleine Dame wäre, er sich fast über die Art und Weise ärgern könnte, mit der sie ihn behandelt.

Dann las er in seinem Journal, bis eine Hand sich leicht auf seinen Arm legte . . . Frau von Dennow.

„Laß jetzt einmal Deinen interessanten Artikel", sagte die junge Frau, „ich habe eben ein Weilchen Zeit für Dich und Dir etwas neues zu erzählen."

Deine Gegenwart weiß ich nur zu gut zu schätzen, liebenswürdigste aller Tanten", meinte Leo. „Ich habe Dich seit dem Kaffee überall gesucht, sogar in dem Salon Deiner Schwester, die mich aber höchst ungnädig verabschiedete."

Ueber das fröhliche Gesicht Frau von Dennows zieht ein Schatten.

„Sie ist so verwöhnt und anspruchsvoll", sagt sie ernst, „und so unberechenbar in ihren Launen. Ich wünschte, ich hätte sie ein paar Jahre früher her bekommen, jetzt scheint sie mir für unsere einfachen Verhältnisse verdorben, und unzugänglich für jeden mildernden Einfluß. Wenn sie nicht einmal einen energischen Mann heiratet, der ihre Erziehung gründlich in die Hand nimmt."

Der junge Mann lachte.

„Eine nette Aufgabe für einen Ehemann", sagte er. „Ich muß gestehen, mein Ideal von ehelichem Verhältniß sieht anders aus.

„Und doch prophezeie ich Dir, daß Du gerade einmal an Deiner Frau pädagogische Experimente machen wirst", meinte Frau Martha. „Wenn ich Zeit und Du Lust hättest, mich anzuhören, könnte ich Dir sogar erklären, daß diese Erziehung in der Ehe eine Nothwendigkeit ist. Hätte mein Mann sich meiner nicht angenommen, ich wäre ebenso verwöhnt, ebenso blasirt wie Rose, nur noch viel unausstehlicher, da sie wenigstens mit Grazie launenhaft zu sein versteht."

Der junge Staatsanwalt macht ein Gesicht, als ob die „graziöse Unausstehlichkeit" Rosens ihm durchaus gleichgiltig wäre.

„Guten Fond hat sie wirklich, Du solltest sie nur mit den Kindern sehen", fährt Frau von Dennow wärmer fort, „aber bedenke, wie sie in Großmutters Hause verzogen wurde. Unsere Eltern starben ja, als wir noch kleine Mädchen waren . . . . Doch zu meinen Neuigkeiten."

Digitized by Google

Leo blickte interessirter.

„Erinnerst Du Dich eines weitläufigen Vetters Deiner Mutter, Major Röda, der nach dem Feldzuge den Abschied genommen und seitdem auf Reisen gelebt hat?"

„Gewiß", ruft der junge Mann lebhaft. „Ich habe ihn kennen gelernt, als ich eben Student geworden war und dann vor drei Jahren in der Schweiz ein kleines Intermezzo mit ihm gehabt. Ein prächtiger Herr sage ich Dir. Es war ein Genuß mit ihm zu reisen. Aber, Pardon, was ist's mit ihm?"

„Er meldet sich für einen mehrwöchentlichen Besuch bei Deinem Onkel an."

„Das ist köstlich", ruft Leo aufspringend, „wie freue ich mich darauf."

Frau Martha schüttelte den Kopf.

„Unter uns, Leo, ich habe mich nie für diesen vielgerühmten Onkel Röda begeistern können. Er spricht zu viel, giebt sich trotz seiner Jahre ein jugendliches Air."

„Und ist vor allem der strikte Gegensatz zu Onkel Fritz. Und ein solcher Mann kann Dir, Du beste aller Gattinnen, natürlich nicht gefallen", lachte Leo. „O, werde ich jemals eine Frau finden, die durch ihre Liebe meine bescheidenen Eigenschaften auch in solchem Grade verklärt."

„Leo", unterbricht ihn die junge Frau strafend, „ich beurtheile meinen Mann so, wie ihn der objektivste Beobachter beurtheilen muß. Er . . ."

„Ist der normalste Mensch, den ich kenne", unterbricht Leo wieder. „Röda dagegen eine Art Vagabond, Dilettant auf allen Gebieten."

„Ja, und das ist es gerade, was ihn mir wenig sympathisch macht."

„Er hat trotz seiner glänzenden Eigenschaften wenig Glück im Leben gehabt", sagte Leo. „Beurtheile ihn deshalb nicht zu hart. Vielleicht stöberte er nur darum in allen denkbaren Ländern, Wissenschaften und Künsten herum, um Ersatz für ein verlorenes Leben zu suchen."

„Er war unglücklich verheiratet?" fragte Frau Martha. „Ich hörte etwas derartiges von meinem Mann."

„Ja, die Tochter seines Regimentscommandeurs, eine ältliche Kokette, hatte sich und ihn als blutjungen Lieutenant derartig zu kompromittiren gewußt, daß er, ehrlich und unerfahren wie er war, sie heiratete, und natürlich sein ganzes Leben diesen Schritt zu bereuen hatte. Dazu ist noch eine sehr romantische Neigung zu einer schönen, uns übrigens auch nicht fernstehenden Frau gekommen.

„Wer könnte das sein", fragte Frau Martha neugierig.

Leo legt den Finger an die Lippen. „Voilà notre belle Rose", sagte er, sich der Thür zuwendend, durch welche Rose hastig eintritt.

Sie sieht belebt und rosig aus, und gar nicht mehr gedankenvoll wie vorhin.

„Ich habe alles gehört", sagte sie, „bin sehr glücklich über den unerwarteten Besuch. Eine Freundin von mir schwärmte sehr für ihn,

Digitized by Google

obgleich er schon alt ist. O, wie bin ich froh ihn kennen zu lernen, und wie interessant wird es nun bei uns werden."

„Wenn Du Dich ein wenig mehr an unsern hübschen Unterhaltungen betheiligt hättest, wäre Dir das Leben hier längst nicht mehr so eintönig vorgekommen", meinte Frau Martha ein wenig im Erzieherinnenton, der ein sofortiges Herabsinken der Augenlider und Mundwinkel bei dem jungen Mädchen veranlaßt.

„Ja, warum echauffire ich mich denn auch", sagte sie in ihrem gewöhnlichen affektirt langsamen Ton, sich bequem in einen Sessel lehnend. „Es ist imgrunde auch gleichgiltig, wer in diese Einöde kommt. Hier wird er doch thätiger Landwirth, Jäger, oder sonst etwas abscheuliches."

Frau von Dennow lachte. Sie hatte längst aufgehört sich über ihre Schwester zu ärgern. Ihr Mann, als Vormund des jungen Mädchens, wünschte deren Aufenthalt in seinem Hause, vielleicht in der Hoffnung sie nachträglich noch ein wenig zu erziehen — und so lebte denn Rose hier, „zu ihrer und ihrer Umgebung Pein", wie sie meint.

Leo ist immer noch empört über Aeußerungen, wie die eben gemachte:

„Weshalb tragen Sie eigentlich immer noch Trauerkleider", fragte er, um das Gespräch in andere Bahnen zu lenken.

„Ich trauere um meine Freiheit", sagte Rose emphatisch.

„Weil Sie wissen, daß helle Farben Sie nicht kleiden", meinte Leo malitiös."

Rose öffnet erstaunt ihre großen Augen. Helle Farben sollten sie nicht kleiden? Sie will heftig antworten, aber ihre Schwester kommt ihr zuvor.

„Du wirst Gelegenheit haben, liebste Rose, die neueste Mode bei uns zu studiren", sagte sie. „Wir erwarten noch mehr Besuch, Frau Adelheid Dennow, eine Tante meines Mannes."

Ein „nicht möglich", Leos und „entzückend" Rosens fallen ihr ins Wort.

Leos hübsches, männliches Gesicht ist tiefroth geworden, was Rose mit einer gewissen Schadenfreude konstatirte.

„Ist diese Großtante etwa eine alte Liebe von Ihnen", fragte sie spöttisch?"

„Ja", antwortete er zum Erstaunen beider Damen, die ihn lachend um eine Erklärung bitten.

„Gut denn", sagte er. „Ich war eben Student geworden und Sonntagsgast bei meinem Großonkel Dennow, der seit seiner Pensionirung in Berlin lebte, und an den mein Vater mich dringend empfohlen hatte. Meine junge Großtante, ja Fräulein Rose, Großtante, war bezaubernd schön, sehr melancholisch, und sehr lieb zu mir grünem Jungen. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß es gar nicht lange dauerte, bis ich mein „erstes" Drama „Titania" der Angebeteten widmete und ihre blonden Locken in unzähligen, schlechten Versen besang."

„Sie war also schön und unglücklich?" fragte Rose dazwischen.

„Mehr schön, als wirklich unglücklich", meinte Leo. „Der Onkel vergötterte sie, die Menschen, mit denen sie umging, beteten sie an,

Digitized by Google

oder thaten wenigstens so, und mehr brauchte sie nicht, glaube ich. Sie war als Gesellschafterin der damals noch lebenden, blinden Großtante in das Haus gekommen, und von beiden alten Leuten wie eine Tochter gehalten worden. Wie es bald nach dem Tode der alten Dame so schnell zu einer Heirat mit dem anscheinend tief betrübten Wittwer kam, hat man nicht recht begreifen können, schließlich wohl richtig angenommen, daß er durch ihre Schönheit, und sie durch seinen Reichthum geblendet worden war."

„Waren sie lange verheiratet?"

„Als ich hinkam — und das ist länger als ein Dutzend Jahre her, etwa fünf Jahre.

„Wie alt war sie denn?"

„Vielleicht 25. Und schön! Eine lebendig gewordene Milo, goldblond mit dunkeln Augen. Die schönste Frau, die ich je sah", erzählt Leo träumerisch und sieht über den Rauch seiner Cigarre hinweg, als stünden da in der Ferne seine Jugend und seine erste Liebe, von dem eigenthümlich verschönenden Nebel umschleiert, den die Erinnerung webt.

Rose findet zum ersten Mal den jungen Vetter sympathisch und studirte seine hübschen, ausdrucksvollen Züge, ja mehr noch, es regte sich in ihr etwas wie Eifersucht auf „die schönste Frau", die Leo je gesehen, und sie nimmt sich ernstlich vor, ihre Trauerkleider abzulegen und sich in helle Farben zu kleiden, um ihm zu beweisen, daß sie darin weit hübscher und lebendiger aussähe, als in diesem abscheulichen Schwarz, das sie blaß und schlank macht.

Dann fliegen ihre Gedanken zu der schönen Frau hinüber, die sie bald sehen soll. Sie ist halb erfreut, halb unruhig darüber und sagt dann, wie erleichtert:

„O, sie ist eine alte Frau, über 40 Jahre alt."

„Leider", erwiderte Leo. „Sie wird eine verwelkte, wenn auch elegante Weltdame geworden sein — und ich wollte sie eigentlich lieber nicht sehen, denn es schmerzt, wenn man im späteren Leben einstige Ideale in ihrer wahren Gestalt sieht, entkleidet aller Poesie, verblüht wie alles Vergängliche."

„Und doch bin ich überzeugt, daß Sie Ihrem alten Ideal tüchtig den Hof machen werden", meinte Rose. „Ich habe gehört, daß solche antediluvianische Ideale nie ihre Zugkraft verlieren sollen, etwa wie die Rührstücke der Birch-Pfeiffer, auf die jedermann schilt, und die doch jedermann wieder aufsucht."

Leo lacht, und fragt sein neues Ideal, seine junge Tante, ob sie nicht auf seine dekorativen Talente zum Ausschmücken der Fremdenzimmer spekulire — wobei Rose spitz hinwirft, daß das Schicksal ihm seine Ideale stets als Tanten vorzuführen scheine.

„Nun, vielleicht präsentirt es Ihnen Onkel Röda als solches — schon um mich nicht vereinzelt dastehen zu lassen", meinte Leo amüsirt „und schließt sich dann den beiden Damen zu dem üblichen Spaziergang an."

— —

Eine Woche ist vergangen. Welch' eine Woche. „Eine sehr arbeitsreiche und anstrengende", fanden Herr und Frau von Dennow,

Digitized by Google

während Leo und Rose meinen, „die schönste, duftendste, und glückseligste des ganzen Jahres, mit einer Flut von Sonnenschein, Vogelsang und Rosenduft am Tage und ein wenig Schwärmerei, Mondschein und Nachtigallenliedern in den Nächten. Herr von Röda, der Gast, stimmt mit ihnen überein. Er ist nicht mehr jung und hoffnungsvoll wie die beiden, aber seine Existenz hat ihn sein ganzes Leben hindurch nicht befriedigt, und das giebt alten Menschen eine Art Gemeinschaft mit der Jugend — die auch immer auf etwas schönes und großes hofft, was durchaus noch kommen muß — nur nicht so fieberhaft wie das oft enttäuschte Alter, das seiner Sache doch nicht mehr so ganz gewiß ist.

Seit acht Tagen ist Major Röda in Sonnenstein — seit eben so langer Zeit hat Rose ihr weltschmerzliches, blasirtes Wesen abgelegt und giebt sich heiter, liebenswürdig und unbefangen zum Erstaunen ihrer Umgebung . . . Heute sitzt sie mit Herrn von Röda zusammen unter der alten Linde vor der Thür. Ein fast betäubender Duft strömt aus den Lindenblüten. Die Sonne liegt grell auf dem ganzen Garten, aber durch das dichte Laub des Baumes dringt sie nicht, nicht auf die Mappe, die ausgebreitet auf dem Tisch liegt, und in die Rose eifrig blickt.

Das junge Mädchen trägt nun keine Trauerkleider mehr und die frischen hellen Farben kontrastirten hübsch mit ihrem klaren, brünetten Teint und ihren strahlenden Augen.

Major Röda scheint durch ihr reizendes, jugendfrisches Aussehen auch berührt zu sein, sein Blick ruht halb träumerisch, halb zärtlich auf ihrer schlanken Gestalt.

Herr von Röda ist nicht mehr jung und er kann leicht für noch älter gelten, als er es in der That ist. Seine etwas scharfen Züge tragen die Spuren eines anstrengenden Lebens, sein schon gelichtetes Haar ist grau. Und doch liegt etwas in seiner Erscheinung, was ihm unbedingt den Vorzug vor andern jüngern Männern giebt. So meint übrigens, mit den meisten Frauen, die ihn kennen lernen, wenigstens Rose.

„Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, was ich für ihn empfinde“, hat sie in ihr Tagebuch geschrieben. Es ist ein ganz sonderbares Gefühl, aber ich glaube, „Liebe“ darf ich es doch nicht nennen. Es ist thöricht, das alte Märchen vorzusuchen, aber ich kann mir nicht helfen, ich muß ihn mit dem Rattenfänger vergleichen, der den Hameler Bürgern ihre Kinder weglockte. Wenn er mit seiner schönen, weichen Stimme es mir befehlen würde, möchte ich hingehen, wohin er es wollte.

Freilich ist es wahr, daß er alt ist, sehr alt, glaube ich — er hat fast weiße Haare und tiefe Falten im Gesicht, aber wenn er erzählt, vergißt man das. Er ist anders als alle, die ich je kennen gelernt habe, das Herz schlägt mir oft, wenn er mit mir spricht, wenn er „carina“, oder „kleine Rose“ zu mir sagt. Glücklich die, der er einst in Liebe solche zärtlichen Namen gab. Ob er damit ganz abgeschlossen hat? Man hat mir gesagt, daß ältere Männer oft von einer gewaltigeren Leidenschaft erfaßt wurden, als je in der Jugend. Von ihm

Digitized by Google

könnte ich fast glauben, daß er fähig wäre ... Doch was kümmert mich das eigentlich?

Martha liebt ihn nicht. Sie ist so prosaisch, meine gute Schwester. Mein Schwager, dieses Muster eines tugendreichen, pedantischen Ehemanns, der nie ein Wort zu viel spricht, wahrscheinlich, weil er niemals etwas erlebt hat, ist ihr Ideal. Nach seinem Maßstab mißt sie alle andern Menschen, und danach ist Major Röda natürlich „zu den übrigen“ gelegt. Dieser geniale herrliche Mann und die Uebrigen! Mein Schwager scheint ihn gern zu haben, aber in seiner kühlen objektiven Weise, und Leo ist der einzige, der mit mir in der enthusiastischen Bewunderung Onkel Rödas sympathisirt. Wir drei verleben köstliche Stunden zusammen, in denen ich übrigens auch von Leo eine sehr gute Meinung gefaßt habe. Wenn er sich auch mit Onkel Röda nicht vergleichen kann, so ist er doch weit liebenswürdiger und bedeutender als die jungen Herren, die ich bisher kennen gelernt habe, und dann hat er auch eine so bestimmte Art, recht wie ich es liebe, die ich imgrunde doch gar nicht viel Energie besitze, wenn ich auch ein wenig trotzig thue.

Ja, ich wollte eigentlich von den wunderschönen Stunden schreiben, die ich mit Major Röda allein verlebe. Gleich nach Tisch, wenn Martha und ihr Mann Mittagsruhe halten und Leo noch in der Stadt ist, dann sitzen Major Röda und ich unter der uralten Linde, und während alles, bis auf das schläfrig summende Insektenvolk, still ist und die Blumen sogar sich müde senken, führt er um Jahrhunderte zurück, in die alten Patrizierstädte, oder in die heiteren Griechenwohnungen, oder an das alte, brausende Meer, und ich, die ich sonst in den Büchern, die ich las, alle Beschreibungen überschlug, weil sie mich langweilten, ich höre träumend zu, wie die junge Römerin auf dem Schumannschen Bilde, das ich so sehr liebe. Sie will ihren Lehrer mit Rosen werfen, und das, glaube ich, würde ich nicht wagen. Denn Major Röda ist alt, und der Pädagog auf dem Bilde jung. Und auf der Ausstellung hörte ich sagen, das Mädchen auf dem Bilde und der Lehrer liebten sich wohl.

Ich kann es mir auch denken, daß man seinen Lehrer liebt — aber er muß so unterrichten wie, nun wie Onkel Röda. Er muß selbst erlebt haben, was er erzählt, er muß die ganze Welt, von der er spricht, selbst kennen. Auf das Alter kommt es dabei wirklich nicht an. Ich glaube ...“

Dann ist kein Federstrich weiter hinzu gekommen. Die kleine Hand, die das Tagebuch führt, ist zu unruhig geworden, die Gedanken kamen und gingen schneller, wie Herzschläge bunt und phantastisch, daß sie sich wohl scheuten, sich schwarz auf weiß kontrollirt zu sehen.

„Nun, wo machen wir heute Station“, fragt Major Röda sein hübsches vis-à-vis, das traumverloren in die Ferne blickt. „Oder bleiben wir hier, der Hitze wegen?“

„Nein, wir reisen“, ruft Rose, aus ihren Gedanken auffahrend. „Sie sind an tropische Hitze gewöhnt, und ich leide auch nie unter der Wärme. Mir ist es gerade behaglich heute.“ Und in der That zeigt ihr etwas südländisches Gesichtchen nicht eine Spur von Ermüdung oder Echauffement.

Digitized by Google

„Sie sind auch gar kein echtes Nordlandskind. Ich habe sogar einmal in Venedig ein kleines Mädchen getroffen, das Ihnen sprechend ähnlich sah. Nur ein gut Theil trauriger blickte sie aus den dunkeln Augen in die Welt. Sehen Sie, ich habe hier gerade das Blatt mit dem Dogenpalast, auf dessen Treppe das Mädchen mit ihren Wassermelonen saß. Hier auf der nämlichen Stelle, wo Marino Falieri sein edles Leben aushauchte. Hier, wo die ersten beiden Säulen stehen, enthauptete man ihn, und zeigte sein Haupt dem Volke, das unten um seine Freiheit tobte. Ich glaube, diese Säulen sollen das Blut andeuten, das zwischen ihnen geflossen, sie sind jüngeren Datums als die andern. Zwischen ihnen wurde seit des Marino Falieri Todestag, das Todesurtheil jedes Verbrechers verlesen, der öffentlich — hier zwischen den Löwen und der Säule des heiligen Theodorus — enthauptet wurde. Hier im großen Saal, wo unter den Dogenbildern das des edeln Marino Falieri mit schwarzer Farbe übertüncht, und darunter sein Geburts- und Todestag vermerkt ist . . .

„Aber", unterbricht er sich, „was haben Sie denn da, Kind?"

„Ein Aquarell", sagt Rose, ein Blatt betrachtend, das einen schönen, blonden Frauenkopf darstellt. „Ein wunderschönes Mädchen, wer war sie?"

Röda fährt leicht zusammen und sieht lange das Bild an. Als er aufblickt, sind seine Augen leicht umflort.

„Also hier hinein hat sich das Bild verirrt", sagt er dann, wie für sich. „Wie schmerzlich habe ich es vermißt . . . Ja, wunderschön war sie und — aber das ist nichts für Sie, liebes Kind. Daran knüpft sich eine lange, traurige Geschichte, von deren Herzweh ein fröhliches, kleines Mädchen, wie Sie, noch keinen Begriff hat — passons là-dessus. Uebrigens werden Sie die Dame in nächster Zeit sehen, Sie erwarten sie ja täglich — es ist ein Jugendbild von Frau Adelheid von Dennow."

Rose unterdrückt mit Mühe einen Schrei und ihre Augen füllen sich mit Thränen. In einer Aufwallung der ihr eigenthümlichen Heftigkeit springt sie auf und läuft die sonnenbeschienenen Kieswege des Gartens hinunter.

„Also das ist die Frau, „die schönste Frau", die Leo je gesehen, die er als Student geliebt. Und wie kommt ihr Bild an Röda und was spricht er von einer Geschichte, die sie nicht einmal verstehen würde. Natürlich sie, das Kind, was ist sie in den Augen dieses Mannes, gegen die herrliche Frau, von der ein gewisser eifersüchtiger Instinkt ihr sagen würde, wenn es nicht schon der sehnsüchtige Blick auf das schöne Bild verrathen hätte, daß sie in dem Leben Major Rodas eine bedeutende Rolle gespielt hat und wohl noch spielt, daß die Geschichte voller Herzweh seine eigene ist.

Und sie selbst . . . „das ist nichts für Sie, mein Kind", damit findet er sie ab, er hält es nicht einmal für würdig ihr davon zu erzählen, daß er jene Frau geliebt habe, in einer fernen Zeit, in der er noch keine weißen Haare und Falten im Gesicht hatte.

Und sie hat in ganz heimlichen Phantasien, und wenn Major Röda besonders lieb zu ihr gewesen war, gar gedacht . . . nein, sie will es nicht noch einmal denken, sie schluchzt laut auf vor Scham

Digitized by Google

und fühlt sich unendlich klein und gedemüthigt . . . Von der Mauer, die den Garten umschließt, führte eine Treppe zu einem Bruch herunter, das sich weithin ausdehnt und am Horizont durch bläulich schimmernde Kiefern abgeschlossen wird. Es sieht schön aus, wenn abends Nebel aufsteigen und der Mond flimmernd sie durch seine Strahlen zu seltsamen Gestalten zerreißt. Jetzt im Nachmittagssonnenschein liegt das Gras, verdorrt von der Hitze der vorigen Tage, gelb und leblos am Boden. Tiefe Stille über dem Moor, nur das hohe Schilf rauscht melancholisch von der Mitte her und seine braunen Blüten schwanken in den heißen Sonnenstrahlen.

Rose schreitet gedankenlos die Treppe hinunter. „Es ist so still da unten und so öde", denkt sie. Das paßt zu ihrer Gemüthsstimmung. Sie ist schon einmal mit Leo unten gewesen, um Schilfblüten zu holen. Es war abends gewesen, beim Sonnenuntergang. Sie sieht noch das rothe Sonnengold auf dem Moor, hört noch, wie die Wasservögel im Schilf sich regen, und ihre klagenden Rufe ausstoßen. Leo kennt sie alle und nennt sie ihr. Leo ist an dem Abend besonders liebenswürdig gegen sie und erzählt, ja richtig, er, Leo hat ihr von seiner ersten Liebe erzählt. Er hat nicht gesagt: das ist nichts für Sie; während sie da den Weg an der Mauer auf und ab gingen und von dem erwarteten Besuch sprachen, da hat er ihr erzählt, wie lieb er einmal seine schöne Großtante gehabt habe, daß er Nächte hindurch vor ihrem Hause auf und nieder gegangen sei, daß er unendlich glücklich über einen Blick ihrer schönen, traurigen Augen und ein freundliches Wort gewesen sei, und das Herz ihm heftig geschlagen habe bei dem bloßen Gedanken an sie.

Dann aber, auf einem in Gesellschaft unternommenen Ausfluge, habe er im Walde sie und einen andern gesehen — er habe gehört, daß sie diesen andern geliebt, noch bevor sie Herrn von Dennow heiratete, habe ihre Erwiderung auf seine leidenschaftlichen Worte gehört . . . mit trostloser, gebrochener Stimme habe sie ihm gesagt, daß sie empfände wie er, aber sich selbst haßte darum und lieber wollte, sie wäre todt . . . Ein grenzenloser Jammer, eine wilde Eifersucht wäre da über ihn, Leo, gekommen und er hätte nicht anders gekonnt, als sich auf den Boden in das weiche Moos zu werfen und laut zu schluchzen in seinem bittern Herzeleid. Wie knabenhaft und unberechtigt es gewesen, sei ihm aber im nächsten Augenblick klar geworden, als er aufschauend, Onkel Dennow an einer alten Buche hinter sich gesehen habe, bleich, schwankend und kaum imstande sich aufrecht zu halten. Er habe ihn nach dem Waldhäuschen, in dem sich die Gesellschaft versammelt, in ein einsames kühles Zimmer geführt, aber nicht gewagt ein tröstendes Wort über das Vorgefallene zu sagen. Es sei überhaupt nie zwischen ihnen erwähnt worden, Onkel Dennow sei nach wie vor liebevoll und gütig gegen seine schöne Frau gewesen — übrigens auch kurze Zeit darauf gestorben.

„Wie traurig", hat Rose darauf theilnahmvoll gesagt, „und Sie erzählen es auch so, als wäre das alles geschehen, und Sie wieder ein zwanzigjähriger Student."

„Ja", hat dann Leo erwidert, „es ist mir alles das auch unvergeßlich und ich bin selbst in der Erinnerung an diese Jugendepisode

Digitized by Google

nicht ganz unempfänglich für meine damaligen Gefühle. Adelheid Dennow war aber auch mein Ideal und meine erste Liebe — und wann empfinde man im Leben je wieder so heftig, so unsinnig und doch so selbstlos."

Was würde Leo wohl sagen, wenn er sie so im heißen Sonnenbrand, in der Hand das Bild der schönen Frau, die auch in die Geschichte ihrer ersten Liebe eingriff — wenn er sie so herumlaufen sähe, denselben Jammer, dieselbe Eifersucht im Herzen, die er einmal empfunden, als er so alt war wie sie.

Aber liebte sie denn auch wirklich Onkel Röda mit seinen grauen Haaren? Sie hat viel von Liebe gelesen und eigentlich hat sie sich alles anders vorgestellt. Sie versucht, sich die Stimme Onkel Rödas vorzustellen, wenn er, „Carina" sagte und sie zärtlich ansähe, wie das schöne Bild seiner Jugendgeliebten.

Und in dem bittern Gefühl, daß das nie geschehen würde, daß sie „ihr ganzes, langes Leben", denkt sie, allein und verlassen sein wird, ja nicht einmal über die Liebe zu ihrem „Ideal" sprechen darf — kommt ihr plötzlich eine große Sehnsucht nach Leo. Hat er nicht gerade so empfunden, hat er nicht auch vor Kummer und Scham geweint! Er würde sie verstehen, wenn sie ihm sagte, sagen könnte, daß auch sie, wie er . . . hatte er sich nicht schluchzend in das weiche Moos geworfen?

Unwillkürlich wirft auch sie sich mit ihrer leichten, kleinen Gestalt auf den Boden, aber sie fühlt ihn unter sich weichen, hört das Schilf dicht bei sich rauschen und sieht, grell aufschreiend, daß sie weit hinaus auf das Moor gelaufen ist. Wie durch einen Nebel glaubt sie noch Leo vor sich zu sehen — dann rauben ihr Schreck, Sonnenhitze und Aufregung für einen Moment das Bewußtsein. Als sie erwacht, sieht sie in ein paar wohlbekannte blaue Augen, die voller ängstlichster Besorgniß auf ihr ruhen.

Leo hat zufällig einen ganz freien Nachmittag und sich schon bei Tisch, trotz der Hitze, entschlossen, sogleich nach Sonnenstein hinauszugehen. Als eifriger Jäger ist er mit Weg und Steg wohlbekannt und wählt auch jetzt einen Jägerpfad, der von der gewöhnlichen Straße abführt.

Er umgeht die Vorstadt des kleinen Orts, und dann den schmalen Weg hinunter, der ihn auf das Bruch führt, das ihm von der Entenjagd her genau bekannt ist. Mit seinen scharfen Augen blickt er darüber hin und sieht in der Ferne eine leichte, helle Gestalt.

„Wer zum Teufel kann das sein", denkt er bei sich. In der Sonnenhitze auf dem Moor herumzulaufen und so ganz ohne Plan, augenscheinlich unbekannt mit der Gefährlichkeit des Terrains."

Er reibt sich die Augen und lächelt über sich selbst. Ist es ihm nicht, als ob es Rose wäre, die da herumliefe?

Er ertappt sich jetzt so häufig über den Gedanken an die kleine „Modepuppe", die ihn Wochen hindurch mit ihrem blasirten Gesicht geärgert hat. Wo aber sind ihre Unliebenswürdigkeit, ihre beständigen Launen, ihre Müdigkeit geblieben? Martha scheint mit ihrer Erziehungstheorie Recht zu behalten. Röda hat sie wenigstens dem jungen Mädchen gegenüber mit Erfolg ausgeübt. Er hat es verstanden ihr

Digitized by Google

Interesse an den Dingen um sie her, ja selbst an abstrakten Gedanken und an Gegenständen zu wecken, die seit der Schulzeit ihr wohl nie wieder in den Sinn gekommen sind.

Leo erinnert sich des Abends, an dem der Major ankam. Er sieht Rose in ihrer beliebten, faulen Stellung in einer Sophaecke lehnen, und halb schläfrig zu dem imponirenden Mann hinüberblicken, der seinerseits mit Interesse das südländische Gesicht seines trägen, kleinen vis-à-vis betrachtet. Dann öffnen sich bei Rödas Erzählungen von seiner Reise des jungen Mädchens Augen immer mehr. Röda verflicht geschichtliche Namen in seine Schilderungen, die Rose, auf deren lebendig gewordenen Zügen man jetzt jeden Gedanken lesen kann, wohl wie dunkle Erinnerungen an die Schulzeit in den Ohren klingen. Kann sie nach kurzem Besinnen einen dieser Namen unterbringen, dann strahlen ihre Augen verständnißvoll auf, sie blicken verstimmt, wenn ihr das nicht gelingt. Es ist wirklich amüsant, dieses Wechselspiel an den nun lebensprühenden Zügen zu beobachten — Röda findet das wohl auch, denn er setzt sich bald zu dem jungen Mädchen und schließt in seiner enthusiastischen Weise Freundschaft mit ihr, auf die Rose ebenso enthusiastisch eingeht. Seit dem Abend ist sie fast unausgesetzt die Gesellschafterin des alten Herrn, eine ebenso liebenswürdige, als gescheite Zuhörerin, die nie müde wird nach seinen Erlebnissen zu fragen und deren strahlende Augen ihn von ihrer unverhohlenen Bewunderung unterrichten. Auch er, Leo, ist viel mit den beiden gewesen und aus diesen Stunden des intimeren Verkehrs mit Rose stammt sein Entschluß nach Rödas Abreise die Vervollkommnung der Erziehung seiner kleinen „Cousine“ wie er, „Tante“ wie sie behauptet, selbst in die Hand nehmen zu wollen.

In den letzten Tagen ist ihm eine gewisse, träumerische Weichheit an dem jungen Mädchen als neu aufgefallen. Doch nun genug von dieser kleinen Rose, denkt er im Weiterschreiten fast ärgerlich und seine Gedanken schweifen zu Herrn von Röda hinüber.

Der Major ist einer von den Männern, denen man in der Gesellschaft zuweilen als sogenannten „interessanten“ begegnet. Als junger Offizier „schneidig“ von den Kameraden, „bezaubernd“ von den Frauen gefunden, hat er von allem gekostet, was das Leben bietet, ohne den Becher bis auf die Neige zu leeren. Er ist liebenswürdig, gewählt in den Formen und unterhaltend, ohne produktiv zu sein.

Leo hat ihn schon einmal in früheren Jahren getroffen und erinnert sich seiner als noch jungen Offiziers. Seit er den Abschied genommen und in der Welt umherstreift, hat er noch bedeutend gewonnen. Sein Gesichtskreis hat sich erweitert, seine Rede an Gewandtheit und Fluß gewonnen und so ist er trotz seiner Jahre, wo er sich sehen läßt, der Vielbewunderte, Interessante.

Leo hat sich ihm mit warmer Freundschaft angeschlossen. Giebt es zwischen ihnen doch noch ein Verbindungsglied, das weit bis in die Jugendzeit hineinreicht.

In träumerischen Gedanken an dieses Verbindungsglied ist der junge Mann den schmalen Fußpfad des Moors immer weiter heraufgekommen. Er hat, auf den Weg achtend und in Gedanken versunken, nicht weiter der Erscheinung gedacht, die vorhin vor ihm aufgetaucht

Digitized by Google

war. Jetzt, in der Nähe der Treppe, die zu seines Onkels Garten führt, erblickt er sie in größerer Nähe noch einmal. Er fährt erschreckt auf und sieht mit maßlosem Erstaunen, daß es in der That Rose Günter ist, die leicht über den unsichern Grund hinlaufend, sich einer der gefährlichsten Stellen des Bruchs nähert. Er will es ihr zurufen, da sieht er, wie sie sich vornüber wirft, und hört ihren hellen Schrei.

Einen Augenblick später hält er sie in den Armen und trägt sie hinauf bis zur Mauerbrüstung.

„Rose, Rose“, murmelt er, mit ängstlich schlagendem Herzen. Hilflos, mit geschlossenen Augen liegt sie in seinen Armen und wie er sie fest und fester an sich preßt, kommt plötzlich ein Gefühl über ihn, als hätte er die Verantwortlichkeit für dies süße, junge Geschöpf übernommen, eine Zärtlichkeit, wie für ein verloren geglaubtes und nun wiedergefundenes Kind — ein Gefühl, so sonderbar, wie er es nie im Leben empfunden, halb scheu, und doch mächtig genug, um seine Nerven in ein entzückendes Vibriren zu versetzen — und in demselben Augenblick kommt ihm der Entschluß — dieses Mädchen nie wieder los zu lassen, sie für sich zu behalten, sie zu schirmen und zu hegen, und durch seine Liebe zu höchster Entfaltung zu bringen.

Einen Augenblick noch liegt sie ruhig da, und schmiegt wie im Traum das dunkelhaarige Köpfchen fester an seine Brust — dann, mit heftigem Rucke richtet sie sich empor und entzieht sich seinen Armen.

Mit zusammengezogenen Brauen sieht sie zu ihm auf.

„Was bedeutet das?“ fragt sie.

„Daß ich mir die Mühe nahm, Sie aus dem Sumpf da zu ziehen, in den Sie gemüthlich hineinspazierten“, sagt er mit einem Versuch, den zwischen ihnen üblichen, neckenden Ton anzuschlagen, aber seine Stimme bebt.

Ihre Augen werden groß und ängstlich.

„Ja, richtig — hätte ich wirklich und wahrhaftig sterben müssen?“

„Das hätte wohl kommen können“, entgegnet er. „Was hatten Sie aber auch unten am Schilf zu thun, wußten Sie nicht, wie gefährlich der Grund hier ist?“

Sie schüttelt den Kopf.

„Wir waren neulich erst zusammen da.“

„Da führte ich Sie einen Weg, dessen Sicherheit ich vorher ausprobirt hatte. Es war ein Glück, daß es Ihnen einfiel, sich der Länge nach hinzuwerfen.“

Rose erröthete heiß.

„Aber kommen Sie schnell“, fährt er fort, „Sie stehen in nassen Kleidern da.“

„Ich habe Ihnen noch nicht gedankt.“

„Das sollen Sie auch noch, aber später“, sagte er schnell, „jetzt müssen Sie vor allen Dingen Ihre Toilette wechseln. Aber was haben Sie denn da“, fragte er, ihr das Bild aus der Hand nehmend, das sie krampfhaft festgehalten hat. Erregt blickt er auf. „Adelheid! — woher haben Sie es?“

„Aus Onkel Rödas Mappe“, sagte sie, und Thränen der Scham

Digitized by Google

steigen ihr brennend in die Augen, als sie sich ihrer thörichten Gedanken erinnert, die so verhängnißvoll für sie hätten werden können.

Der Sonnenschein, die Blumen, alles um sie her scheint ihr so anders, so viel glänzender und farbenprächtiger als sonst. Und nun Leo! Wie ein Held steht er vor ihr; sie fühlt sich so sicher bei ihm und in einem Moment durchzuckt sie die Erkenntniß seiner männlichen Festigkeit, seiner Ueberlegenheit über sie, seiner Liebenswürdigkeit, und wie sie dann denkt, daß um einer Phantasterei willen sie alles hätte verlieren können, Sonnenschein, Luft, das ganze köstliche Leben, daß sie Leo niemals mehr gesehen hätte — ihn und alle andern — fügt sie in Gedanken zu — da bricht sie in ein heftiges Schluchzen aus.

Leo legt erschreckt den Arm um ihre Schultern.

„Da haben wir's", sagt er. „Ich wunderte mich schon im stillen über Ihre Tapferkeit, aber nun guckt der kleine Hasenfuß doch heraus."

„Sie wissen gar nicht", schluchzt sie . . .

„Gewiß", unterbricht er sie. Ich kann mir alles denken. Sie wollten Schilfblüten haben, wie damals und liefen hinunter, wie ein recht leichtsinniges, kleines Mädchen, das jetzt aber vor allem der Ruhe bedarf — und das nachher noch von seinem Vetter, dessen Tante es durchaus sein will, gescholten werden wird."

Sie lächelt, ohne zu widersprechen.

„Und Sie sagen es niemand?"

„Wenn Sie zum Kaffee wieder unten sind — nein, sonst schicke ich Ihnen Ihre Schwester."

Er drückt ihr noch einmal die Hand, und öffnet ihr die Hinterthür durch die sie hineinschlüpft . . . Trotz ihres Versprechens erscheint sie aber nicht unten und als Frau Martha sich nach ihr umsieht, findet sie sie mit heißen Händen und glühenden Wangen, halb schlummernd, in ihrem Schlafzimmer.

Auf die Frage, wie das alles denn eigentlich gekommen wäre, erhält sie keine Antwort.

„Laß mich", murmelte Rose. „Frage Leo, oder Onkel Röda oder die schöne Adelheid."

Kopfschüttelnd verläßt Frau Martha sie, und sie fällt dann in einen unruhigen, fieberhaften Schlaf, in dem Leo und Marino Falieri sich darum streiten sie vom Schafott zu retten. Aber Leo siegt und sie steht dann mit ihm zwischen den beiden alten, rothen Säulen und da sehen sie ein altes Mütterchen, gebeugt und grauhaarig, vorüberschleichen und Leo sagt: „Das ist die schöne Adelheid, mein früheres Ideal."

Unten hat man über Rosens kleinen Unfall wenig gesprochen — es geht da lebhaft her, denn Frau Adelheid Dennow, die lange Erwartete, hat endlich ihre Ankunft telegraphisch gemeldet und Frau Martha hat nun noch mancherlei anzuordnen. Leo versucht sich ein Bild von der einst angebeteten Frau zu machen. Aber seine Gedanken eilen immer zu dem Moment zurück, in dem er Rose in den Armen gehalten, und es ist ihm dann, als ob neues, wonniges Leben ihn durchströme.

Eben hört er, wie Herr von Röda sich erbietet Frau Adelheid

Digitized by Google

von der Station zu holen — und das führt ihn in die Wirklichkeit zurück.

„Wir sind sehr alte Bekannte“, erklärt Röda der verwundert dreinschauenden Frau Martha, und wechselt einen Blick mit Leo, dessen Arm er dann nimmt.

„Lassen Sie uns draußen auf den Wagen warten“, bittet er, und führt seinen jungen Freund nach der Birkenallee, in der sie oft schon manches vertrauliche Gespräch geführt.

Es liegt eine gewisse nervöse Unruhe in seinem Wesen. Er sieht Leo an, dann wieder in die Ferne, geht bald hastig, bald langsam, und bleibt endlich ganz stehen.

„Ich vergehe vor Unruhe, Leo“, sagte er dann, tief athmend. „Und ich muß darüber sprechen. Mit Ihnen kann ich es ja, das Schicksal führt uns merkwürdigerweise ja zum zweiten Mal, in für mich bedeutsamen Lebensabschnitten, zusammen.“

Leo nickt stumm.

„Ein Wiedersehen regt Sie natürlich auf“, meinte er dann.

„Lieber Gott“, ruft Röda heftig, „es soll entscheidend für das Stückchen Leben sein, das mir noch bleibt. Ich will es noch einmal versuchen, sie zu überzeugen, daß eine lebenslange Liebe alle Schuld sühnt.

„Erinnern Sie sich deutlich Ihrer, Leo? Wie werden wir sie wiederfinden? Verwelkt, verblüht und doch schlägt mein Herz ihr entgegen, wie in den fernen Jugendjahren . . . Kennen Sie — doch nein, wie sollten Sie alles wissen, wenn Sie auch damals durch einen Zufall Zeuge eines kleinen Bruchtheils unserer traurigen Geschichte waren, wie mir Ihre Andeutungen neulich verriethen. So hören Sie und sagen Sie mir, ob ich wirklich durch eine Unüberlegtheit mein Glück für alle Zeit verwirkt habe.

„Sie kennen die unglückselige Geschichte meiner Ehe, wissen, daß, nachdem ich kaum ein Jahr verheiratet war, ein Zusammenleben zwischen jener, die ich nicht einmal mehr in Gedanken meine Frau nenne — und mir unerträglich geworden war, und daß wir uns freiwillig trennten, ohne jedoch die äußern Fesseln abzustreifen. Sie fürchtete den Skandal, und ich war meiner positiven Freiheit so froh, daß auch ich keine weitere Schritte that. Sie lebte seitdem auf Reisen und ich wurde an ihre Existenz nur durch meinen Bankier erinnert. So waren einige Jahre vergangen, in denen ich mich gewöhnt hatte, mich als frei zu betrachten, als ich Adelheid Durand im Dennowschen Hause kennen lernte. Ich liebte sie vom ersten Tage an, mit ihrer zauberhaften Schönheit, ihrem vornehm gelassenen Wesen. Und ich warb um sie, als ob ich noch frei gewesen wäre. Ich glaubte sie durch Dennow von meinen Verhältnissen unterrichtet und mochte mit ihr nicht über die ferne, trübe Vergangenheit sprechen. War ich ihrer Liebe sicher, dann konnte ich die nothwendigen Schritte thun, mich auch vor dem Gesetz frei zu machen.

„Sie nahm meine Liebe, meine Werbung, wie sie in ihrem mädchenhaften Sinn es mußte. Sie wußte nicht, daß ich gefesselt war und eine Reihe unseliger Zufälligkeiten hinderten mich an einer Erklärung. Ich wurde ganz plötzlich versetzt, dann starb Tante Dennow,

Digitized by Google

und ich hielt es nun für besser, erst nach einer gerichtlichen Scheidung mich Adelheid wieder zu nähern. Als ich nach unendlich ermüdenden Kämpfen und Opfern meinen Freiheitsbrief in Händen hielt, schrieb mir Onkel Dennow, merkwürdigerweise mit derselben Post, die mir die entscheidende Zuschrift des Gerichts brachte, daß er sich mit Adelheid Durand verheiratet habe.

Ich erzähle Ihnen nur Thatsachen, meine Gefühle aus der Zeit die nun folgten, kann ich nicht mehr schildern, sie sind, bis auf die tiefe Neigung zu der Jugendgeliebten, wohl nun auch verrauscht — aber erinnern Sie sich nur der Zeit, in der Sie und ich uns trafen?

Damals sah ich Adelheid zum ersten Mal als Frau des alten Herrn wieder. Sie war kalt wie Eis gegen mich, zeigte mir, daß sie mich verachte, sie wollte nichts hören und behandelte mich als Fremden, bis zu jener Scene am Waldhäuschen, wo die alte Liebe auch in ihr durchbrach. Der alte Herr hat sie mit erlebt. Er hat mit Adelheid darüber gesprochen und sie glaubt, daß die Alteration darüber das Fieber veranlaßt habe, an dem er nach kurzer Zeit starb. In einer Zuspitzung ihrer krankhaft erregten Gefühle nannte sie sich seine Mörderin, und floh mich trotz ihrer Liebe.

Erst setzte ich Himmel und Hölle in Bewegung, mich ihr zu nähern, als aber alle Versuche scheiterten, wurde ich muthlos, die Energie meiner Leidenschaft schwand, und darüber vergingen Jahre des wechselvollsten Lebens, in denen ich überzeugt war, daß meine schöne Jugendliebe vergessen und den Weg aller Jugendideale gegangen sei. Jetzt aber, wo der Zufall uns in diesem vergessenen Erdenwinkel zusammenführt, jetzt will ich noch einmal versuchen, eine Brücke zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart zu bauen. Mit grauem Haar noch einmal um das Ideal meiner Jugendjahre ringen. Und da ist mein Wagen . . . leben Sie wohl und wünschen Sie mir Glück, Leo."

Leo blickt in angenehmer Erregung dem davonrollenden Wagen nach, und eilt dann zu Frau Martha, um sich nach Rosens Befinden zu erkundigen.

„Sie ist im Nebenzimmer", sagt Frau Martha, „und sehr begierig Adelheid kennen zu lernen."

„Und ich, sie wiederzusehen", meinte Leo, „aber sage, könnte ich Rose nicht sprechen?"

„Laß sie nur", sagte Frau Martha, „ich glaube sie hat moralischen Katzenjammer, was ich nach all' dem überspannten Wesen der letzten Zeit ganz gerechtfertigt finde."

Trotz der abweichenden Antwort kann Leo es sich doch nicht versagen an Rosens Thür zu klopfen.

Ernst und etwas blaß öffnet sie ihm und reicht ihm ihre feine, kleine Hand, die er an seine Lippen zieht.

„Werde ich nun gescholten, weil ich so lange geschlafen habe", fragte sie, mit feuchten Augen zu ihm aufblickend.

Er sieht sie entzückt an.

„Liebes Kind", sagt er — und sie wissen's beide nicht, wie es kommt — da liegt sie in seinen Armen, und er drückt ihr Haupt an

Digitized by Google

seine Brust, an der es heute schon einmal geruht und küßt sie leise auf die überströmenden Augen.

Und dann, nachdem Leo auf eine Rede, die ihm als öffentlichen Redner nicht gerade zum Ruhm gereicht, doch die erwünschte, d. h. bejahende Antwort erhalten hat, beginnt Rose, die sich als Braut dazu verpflichtet glaubt, zu beichten. Erröthend und stotternd fängt sie an von der eingebildeten Liebe zu ihrem Ideal, Onkel Röda zu erzählen, als sie aber sieht, daß Leo die Sache gar nicht so ernsthaft nimmt, wie sie es doch ist, daß sogar ein Anflug seines malitiösen Lächelns in seinem Gesicht erscheint, als sie von ihrem Vergleich Herrn von Rödas mit dem Rattenfänger Hamelns spricht, da gewinnt sie ihre Sicherheit wieder und giebt zuletzt Leo die Versicherung, daß, wenn Onkel Röda sich nur einen Deut um ihre „Liebe" gekümmert hätte, sie niemals die Braut eines so boshaften, mokanten Menschen wie er, geworden wäre, der außerdem noch sämmtliche Tanten anbete, die in sein Bereich kämen; worauf Leo lachend erwiderte, daß er dann ja in seinem Fahrwasser geblieben wäre, da sie ja auch eine Art Tante von ihm zu sein prätendire.

Noch ehe Dennows ihrer Freude über das neue Brautpaar gebührenden Ausdruck gegeben haben, fährt der von der Station zurückkehrende Wagen vor.

Rose wird ein wenig blaß.

„Dein Ideal", flüsterte sie ihrem Verlobten zu, „die schöne Adelheid. Wenn sie Dir nun noch einmal gefährlich wird."

„Und der Major", seufzt Leo in komischer Verzweiflung. „Wie werde ich simpler Staatsanwalt neben dem „Rattenfänger" bestehen? Nun, wir werden hoffentlich beide vor einem Rückfall geschützt durch — nun, qui vivra, vera", schließt er lustig. „Komm Kind und laß uns unsere Ideale begrüßen."

Und da sind sie — Hand in Hand tritt Röda mit der schlanken, hochgewachsenen Frau zu den Anwesenden. Sie ist nicht mehr Frau Milo in der entzückenden Schönheit der Jugendtage; Leid und verfehlte Liebe, haben manch' Fältchen in das schöne, vornehme Frauenantlitz gegraben; aber in den tiefen, junggebliebenen Augen leuchtet all' das lebenslang vergeblich gesuchte und nun endlich gefundene Glück, das auch über des gealterten Mannes Gesicht einen frohen Schimmer der verlorenen Jugend breitet.

Nun ist der erste, laute Jubel verklungen. Die beiden neuen Brautpaare und das glückliche junge Ehepaar sitzen zusammen unter der blühenden Linde, die ihre köstlichsten Düfte ausathmet.

„Wir alle haben das Glück gefunden", bricht Röda das momentane Schweigen, „aber wie verschieden zeigt es sich uns. Ihr", er wendet sich zu Dennow hinüber, „seid in seinem ruhigen Besitz. Für Adelheid und mich hat es einen wehmüthigen Nachklang in Erinnerung alles dessen, was wir verloren haben und einen leidenschaftlichen Anflug in dem Wunsch nach Kräften das zu genießen, was uns so spät noch zutheil wird. Und unser jüngstes Paar, nun, das hat es eben an den Schwingen ergriffen, und noch nicht recht betrachtet. Aber es neigt sich zu ihm, und ich sehe sein Lächeln in ihren beredten Augen wiederstrahlen, carina", Rose erröthet leicht, „ich höre es aus Ihrer

Digitized by Google

bewegten Stimme klingen, lieber Leo, und es da nun einmal unter uns Platz genommen hat, laßt uns darauf trinken, daß es nimmer von uns gehe. Es lebe das Glück."

„Und es leben die Ideale", sagt Leo, nur seiner Braut verständlich, „besonders aber, wenn sie sich verheiraten, wie in unserm speziellen Falle, nicht Schatz?" Er hat leise mit Rose angestoßen und er will noch mehr neckende Worte hinzufügen, aber Rose schmiegt sich so dicht an ihn, daß er verstummt und den Arm heftig um sie legt.

Auch Martha Dennow lehnt sich fest, im Vollgefühl ihres Glücks, an ihren Mann, der sie dicht an sich zieht. Auch Röda und Adelheid stehen schweigend, Arm in Arm dabei, halb verloren in wehmüthige und doch glückselige Erinnerungen. Ein leuchtender Mondstrahl streift dabei Frau Adelheids Gesicht und giebt ihr momentan die alte, siegende Schönheit wieder, als sie sich vorbeugt, um einer verspäteten Nachtigall zu lauschen, die in die menschlichen Glücksträume hinein ihr altes, süßes Liebeslied singt.

Digitized by Google

Madame Veuve Madeleine Brès.

Docteur en Médecine de la Faculté de Paris, Officier d'Académie.

Von Eugen von Jagow.

Eine Dame — diplomirter Doktor der Pariser Fakultät und zum Ueberfluß gar noch Offizier! Das kommt uns Deutschen — und manchem Franzosen gleichermaßen — gar seltsam vor. Und doch hat die Sache ihre Richtigkeit, vielleicht sogar ihre Berechtigung.

Die Frauenfrage, in welcher natürlich auch der weibliche Arzt seine Rolle spielt, ist zu einem Schlagwort der letzten Dezennien und vor allem des letzten geworden, aber freilich wird sie mehr citirt als erörtert. Sie ist auf sozialem Gebiete das, was Afrika auf dem der Geographen und Sozialpolitiker ist, ein mächtiges, wenig gegliedertes Ganzes voller Räthsel und Mysterien. Wie man für den schwarzen Erdtheil noch oft auf klassische, halb legendarische Zeugnisse zurückgreift, so auch in der Frauenfrage. Die Frauen Spartas, die Hetären der pericleischen Republik, die muhammedanische Polygamie, alles das und tausend andere Dinge, werden zu einem feuilletonistischen Ragout verarbeitet, das ja eine große kulturhistorische Nährkraft besitzen mag, uns aber, was die praktische Nutzanwendung für unser Zeitalter des Dampfes, der Post und Telegraphie, der großen Bazare, Bankhäuser und der sonstigen modernen Wirkungskreise für das Weib betrifft, doch nur herzlich mager abspeist.

Es liegt mir fern, die Frauenfrage in ihrer sozialen Tragweite, in ihrer noch undefinirbaren Expansionsfähigkeit behandeln zu wollen; ich greife vielmehr bescheidentlich ein kleines Kapitel derselben heraus, indem ich meinen Lesern die, in der Ueberschrift genannte Dame vorstelle, die erste, beiläufig bemerkt, welche in Frankreich sich das Doktordiplom erarbeitet hat. Mit welchen Schwierigkeiten, mit welchen Vorurtheilen sie zu kämpfen gehabt hat, zeigt die maßlose Opposition, welche man diesem weiblichen Pionier seiner Zeit gemacht hat und zum Theil noch macht. Die staatlichen Behörden, die Examinatoren, die, durch solche unerwartete Konkurrenz verblüfften Kollegen des

Digitized by Google

unschönen, und wie es scheint, auch intoleranten Geschlechts, die Patienten selbst, sahen und sehen in der kühnen Initiative unserer Französin nur Caprice oder gar Frivolität. Ohne Madame Brès je gesehen zu haben, zuckt man über ihre Excentricität die Achsel. Ich habe dieselbe kürzlich kennen gelernt, eine Dame von mehr als vierzig Jahren, beiläufig bemerkt, einfach und bescheiden in ihrem Wesen, in ihrer durchaus weiblichen Tracht, in ihrem Gespräch, in ihren Schriften. Mit dem lebhaftesten Interesse habe ich sie die Kämpfe schildern hören, welche sie durchgemacht hat. Sie hat, ich wiederhole es, nichts, aber auch gar nichts mit jenen nihilistisch angehauchten, emanzipirten Frauenfiguren gemein, welche bisher ausschließlich des Theaterdichters Aufmerksamkeit angelockt haben. Madame Brès aber, die jetzt nach mehr als zehnjähriger Thätigkeit endlich durchzudringen beginnt, möchte ich, um ein den Berlinern geläufiges Beispiel zu wählen, als ein weibliches Pendant zu dem L'Arrongeschen Porträt des schlichten, soliden „Doktor Klaus“ bezeichnen. Sie besitzt nicht, wie manche ihrer unreiferen, überspannten geistigen Epigonen und französischen Kolleginnen die Arroganz, ihre Weiblichkeit gleichsam abstreifen und Generalarzt, ich meine, auch Männerarzt, werden zu wollen. Sie beschränkt sich mit richtigem Takt auf die ärztliche Behandlung der Frauen und Kinder, zu der das Weib naturgemäß prädestinirt erscheint. Stellen wir doch die Frage ganz konkret: wer weiß mit dem Kinde besser umzugehen, das Vertrauen des kindlichen Patienten leichter zu gewinnen, Mutter oder Vater? Wer hat mehr, gleichsam angebornes Verständniß für die Leiden der Frau, als die Frau selbst? Ich bin nicht verheiratet, aber ich habe das Gefühl, daß ich in diesem Falle meine Frau lieber der Pflege eines ihr gleichgearteten Wesens, als der Unzartheit eines männlichen Leib- und Seelsorgers überantworten würde. Ich will natürlich damit nicht sagen, daß alle Aerzte unzart sind, gewiß nicht! Immerhin giebt es deren bekanntlich, — dieser Möglichkeit ist man, zumal auf Reisen, immer ausgesetzt. Aber ganz abgesehen davon ist das Vertrauen, die hingebenden Bekenntnisse, bisweilen die Sündenbekenntnisse der Kranken, dies instinktive Sichverstehen auf ein halbes Wort hin, doch bei einem Arzte niemals in dem Maße möglich, wie bei der — Aerztin, um die Bezeichnung Doktoresse, den Titel einer Pariser theatralischen Novität, nachzubilden.

In unserer Zeit, deren Moral jedem Mitglied der menschlichen Gesellschaft eine praktische Rolle in deren Haushalt zuweist, erscheint die Flucht ins Kloster gar manchem als eine Fahnenflucht vor der Pflicht gegen unseren Nächsten und gegen uns selbst. Ich will indessen keine religiösen Gefühle verletzen. Aber das wird jeder ehrlich Denkende mir zugeben müssen: das Weib, die fleischgeborene Eva, die, ihre natürliche Gefallsucht kasteiend, opfermüthig der Krankenpflege sich weiht und statt des Schleiers die Lanzette nimmt, geht in ein zeitgemäßeres Kloster, in welchem es den aktiven Kampf gegen den Tod, nicht passives Sehnen nach Selbstauflösung gilt.

Unser weiblicher Arzt hat bereits während der Belagerung als Externe eines Pariser Hospitals ihre Tüchtigkeit bewährt. Sie schwärmt — wie kann es anders sein — für die Vertretung ihrer Ideen und lächelt über die, welche ihr eine gefährliche Konkurrenz

Digitized by Google

seitens der, von ihr begünstigten Nachfolgerinnen innerhalb eines, immerhin noch beschränkten Kundenkreises voraussagen. Wie jeder Reformator — und das ist sie wenigstens für Frankreich — träumt sie nur von dem Siege ihres Ideals, für das sie übrigens auch mit der Feder in höchst geschickter Weise kämpft. Ganz abgesehen von ihren, bereits vielcitirten Fachschriften (d'Allaitement artificiel etc.) giebt sie seit Jahren eine vielgekaufte Monatsschrift (L'Hygiène de la femme et de l'enfant) heraus, welche in einem reizenden, durchsichtigen Causeriestil die Vorurtheile bekämpft, welche die Gesundheit des Kindes, der Frau und Mutter, deren Gesundheit und was damit zusammenhängt: deren Schönheit täglich bedrohen. Madame Brès ist — trotz der Energie, welche dieser weibliche Offizier gezeigt hat — auf dem Gebiete der Hygiene so wenig eine fanatische Puritanerin, daß sie nicht einmal .... das Korsett gänzlich verdammt, trotzdem sie selbst keins trägt, was doppelt hoch anzuerkennen ist. Pflegen doch die Herren Aerzte gern das zu verbieten, was sie persönlich nicht lieben.

Einige Beispiele, um die elegante Darstellungsweise unseres weiblichen Aeskulaps zu charakterisiren. Er eifert gegen die Sitte der Hochzeitsreisen, welche der jungen Frau, wie soll ich sagen, auch noch das Opfer ihrer Bequemlichkeit auferlegt. Leider, so führt sie aus, kämen die Frauen den Priestern, Moralisten und Aerzten, welche in diesem Punkte übereinstimmten, absolut nicht zur Hilfe. „Und doch würde ihnen diese Aufgabe leicht werden. Wenn man Hygienist ist, so hört man damit nicht auf, Mensch zu sein. Wir wissen, daß es im Menschenleben Augenblicke giebt, in denen man allein sein muß. Wir haben nicht vergessen, daß nach dem schönen Worte Sainte-Beuve's: „chez les trois quarts des hommes“ ein:

„Poet jung, todt, vom Menschen überlebt“

existirt, und unsere Erfahrung ist lang genug, um uns gelehrt zu haben, daß der Tod dieses „jungen todten Poeten“ gerade mit der Zeit (rc. Ehe) zusammenfällt, von der wir hier sprechen. Wie viel Poeten haben wir dereinst gekannt, vor zwanzig Jahren, welche, jetzt Materialwaarenhändler aller Art, nicht einmal jene letzte Aureole des Coppéeschen „Gewürzkrämers“ besitzen,

„der melancholisch seinen Zucker langsam klopft.“

Unsere Expoeten klopfen ihren Zucker auch, aber ohne Melancholie; im Gegentheil rc. rc.“

Das vorstehende Citat wählte ich nur, um den graziösen Stil der Verfasserin zu veranschaulichen. Aus seinem Zusammenhange herausgegriffen, könnte es indessen leicht die Vorstellung einer mehr geistreichelnden, als praktischen, medizinischen Schriftstellerin erwecken. Meine Leser würden Madame Brès indessen damit großes Unrecht thun. Die Wiedergabe derjenigen Abhandlungen, welche sich mit rein technischen und hygienischen Fragen beschäftigen, verbietet sich leider an diesem Orte ganz von selbst. Lassen Sie mich daher meinen kleinen Dithyrambus, welcher, glaube ich, wie das Wesen derjenigen, der er gilt, maßvoll ist, durch ein kleines ergötzliches, anspruchsloses

Digitized by Google

Geschichtchen abschließen. Madame Brès erzählt: Ich gab einer Bäuerin für deren krankes Kind folgende Vorschrift: „Während einiger Tage geben Sie ihm eine leichte Nahrung; bis sein Mund in besserem Zustande ist, reichen Sie ihm Milch und leichte Suppe („potages“) und zwar dreimal täglich!“ — Im Augenblick, da ich mich zurückzog, rief sie mich zurück und sagte:

„Seien Sie doch so gut, meine Dame, mir das Rezept aufzuschreiben, ... den Rest.“

„Den Rest? was denn, die Milch?“

„Nein. Was Sie gesagt haben . . . . die leichten . . . .

„Potages?“

„Ja.“

„Wie? Sie können nicht behalten, daß Sie ihm ein potage morgens, mittags und abends zu geben haben?“

Die arme Frau blieb wortlos, verlegen. Endlich, mit gewaltsamer Anstrengung brachte sie hervor: „Mein Gott, ich bitte um Entschuldigung, aber . . . . wenn Sie mir sagen möchten, was ein potage ist?“

Ich gestehe, daß ich anfangs nicht den Mund zu öffnen vermochte; ich blieb in dieser Verfassung einige Sekunden lang und dann erklärte ich ihr, wie man potages bereitet und nöthigenfalls variirt.

„Ah, gut!“ antwortete sie, „wenn Sie mir gesagt hätten leichte soupes, soupettes, wie man bei uns sagt, dann hätte ich's gleich verstanden.“

Digitized by Google

Das dänische Nationaltheater.

Die einzige Berechtigung ungewöhnlicher Kulturformen, die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen, liegt nur darin, daß sie ein originelles und individuelles Gepräge tragen. Freilich sind schon zu viele Jahrhunderte vorübergegangen, als daß man sich die Zeit abmüßigen könnte, in jedem Falle zu untersuchen, was nur als Imitation ans Tageslicht tritt; aber auch Reproduktionen alter Perioden der Kunst und Literatur müssen wenigstens vorzüglich gelungen und sozusagen lebenskräftig sein, um allgemeineres Interesse zu erwecken. Die Kunst als solche bekümmert sich aber nicht um Personen, das Verdienst der Nationen und Individuen wird nicht nach Reichthum und Machtfülle abgemessen, und zuweilen kommt es auch in unseren Tagen vor, daß etwas, was der größten Aufmerksamkeit werth ist, gerade unter einem beschränkteren, an sich einflußloseren Kreise von Männern entdeckt wird, da die Fackel des Genies in der atmosphärischen Kompression, aus der sie sich zu ernähren gezwungen ist, nur desto klarer zu leuchten scheint. Von den neueren Ländern hat die Wahrheit dieses Satzes keines so schlagend bewiesen als Dänemark, ein so schwaches und armes, von verschiedenen Seiten wiederholt bedrohtes und geographisch isolirtes Land, daß sein Platz unter den anderen Nationen ihm mehr durch eine Reihe von Zufälligkeiten bewahrt geblieben scheint, und doch ist es infolge der glänzenden Leistungen so zahlreicher hervorragender Geister, die es erzeugt hat, imstande gewesen, seine bestimmte und ehrenvolle Stellung in der wissenschaftlichen und schöngeistigen Welt trotz schwerer Kämpfe um seine Existenz unangefochten zu behaupten. Es giebt kaum ein anderes unter den kleineren Ländern Europas, das auf Namen von in ihren speziellen Fächern so verbreiteter Berühmtheit wie die eines Oersted, Thorwaldsen, Oehlenschläger, Madvig oder H. C. Andersen hinweisen könnte. Die Arbeiten dieser Männer sprechen durch ihre Eigenart zu der ganzen kultivirten Menschheit; Oersteds elektro-magnetische Entdeckungen verliehen dem modernen Leben sein charakteristi-

Digitized by Google

sches Gepräge, und die Märchen Andersens machten ein Zauberland aus jeder besseren Kinderstube. Der tiefreichende Einfluß dieser Männer ist in ihrer engeren Heimat kaum ein größerer gewesen, als im ganzen übrigen Europa. Wir beabsichtigen hier jedoch in gedrängter Form von einem einzelnen Zweige der Kultur zu sprechen, der nicht weniger tief in das geistige Leben Dänemarks eingegriffen hat und der Natur der Sache nach in seinen Wirkungen auf die intellektuelle Empfänglichkeit der Landesangehörigen beschränkt ist.

Von allen kleinen Ländern Europas ist Dänemark das einzige, welches mit Erfolg eine wahrhaft nationale dramatische Kunst zu entwickeln und zu bewahren gewußt hat. Man braucht dasselbe nur mit den stammverwandten Nachbarländern, Schweden, Norwegen und etwa Holland, zu vergleichen, um dessen vollständig individuelle Selbstständigkeit auf den ersten Blick zu erkennen. Gewiß findet man auch in den genannten Ländern ein sogenanntes „Königliches Theater"; eine Prüfung der betreffenden Repertoires zeigt aber sofort, daß die vorwiegende Zahl ihrer Theaterstücke aus Uebersetzungen oder höchstens aus Adaptionen besteht. Neigt sich der öffentliche Geschmack der Romantik zu, so treten Iffland und Kotzebue, höchstens begleitet von Schiller und Shakespeare in gemessener Auswahl, in den Vordergrund; bevorzugt er das Possenhafte, so findet sich vielleicht noch ein einheimisches Talent, das mit Ueberarbeitung und Anpassung Scribescher Stücke hervortritt, während man die Lücken mit aus dem Französischen übersetzten Vaudevilles und Operetten ausfüllt, die zum Theil nur aufgeführt werden, um der einmal engagirten großen Zahl von Hilfskräften, welche erträglich singen, aber meist erbärmlich spielen, Beschäftigung zu geben. Unter einer so deprimirenden Atmosphäre kann man von einer Bühne kaum noch sagen, daß sie existire; was die betreffende Nation an poetischen Talenten etwa noch besitzt, wendet sich anderen Richtungen und Zielen zu, und zuweilen befindet sich dann ein Theater in einem Zustande so hoffnungsloser Schwäche, daß es sogar nach den besseren Erzeugnissen zeitgenössischer englischer Dichter hinübergreift.

Eine so traurige Geschichte hätte das alte, stark abgenutzte Theater an Kongens Nytorv zu Kopenhagen, welches vor circa zehn Jahren einem prächtigen Neubau Platz machte, freilich nicht zu erzählen gehabt. Wenn ihm — wie Scheherazade in Tausend und eine Nacht — bestimmt gewesen wäre, so lange zu leben, als es eine interessante Erzählung zu bieten hätte, so würde es in langen Reihenfolgen über das literarische Leben Dänemarks zu berichten gehabt und sich einen dauernden Bestand gesichert haben, denn innerhalb seiner Wände fand fast alles, was in der poetischen Literatur des Landes wirklich Nationales und Selbstständiges geschaffen wurde, zu einer oder der andern Zeit Aufnahme und Stimme; innerhalb jener Wände mit dem erblichenen Rosen- und verräucherten Guirlandenschmuck, welchen früher die Prosceniumslampen erleuchteten, hat wohl jeder hervorragende dänische Dichter — mit einziger Ausnahme Grundtvigs — den Beifall seiner Landsleute eingeerntet und sich eine wärmere Sympathie des Volkes erworben, als ein gelehrter Schriftsteller je erringen kann. Daher mag es auch kommen, daß die Dänen ihren verstorbenen Poeten eine

Digitized by Google

wirklich erstaunliche persönliche Liebe und Verehrung bewahren. Diejenigen, welche das blasse kränkliche Gesicht Ewalds beim Sturm des Applauses noch weißer werden und dessen lange hagere Finger die schmerzende Stirn in einer gewissen Agonie nervöser Erregung pressen sahen; die von der nächsten Generation, welche Zeugen waren, wie der große breitschulterige Oehlenschläger in seiner Loge gleich einem behaglichen Bürger, der sich kaum von ihnen unterschied, den ihm gespendeten Beifall aufnahm; die jüngeren endlich, welche das stolze, scharfgeschnittene Gesicht Hertz' kannten, jenes Meisters der ästhetischen Kultur, welche seine Lebenszeit kennzeichnete, der gleichzeitig in jedem Zuge den Dänen und den Urtypus romantischer Jugend, wie man diesen sich vorstellte, repräsentirte — alle diese Männer trugen in sich die Empfindung, einen gewissen Antheil an dem nationalen poetischen Leben zu haben, wie das nur bei den Bürgern von Athen, Florenz und Weimar wieder hat der Fall sein können. Ja, der ersteren Sympathie erscheint noch umfassender, weil sie nicht aus der Empfindung eines kleinen, wenn auch glänzenden Kreises, nicht aus der einer einzelnen, wenn auch mächtigen Stadt erwuchs, sondern in einem ganzen, weder mächtigen, noch glänzenden Volke wurzelte, dessen Blut stets mit hinreichender patriotischer Wärme die Herzen durchströmte, um seine Söhne immer und immer wieder mit anerkennungswerther Resignation auch in hoffnungslosen Kampf und einen fast gewissen Tod zu senden. Diese frische Lebenskraft in der dramatischen Kunst Dänemarks ist es auch, welche sie eines eingehenderen Studiums werth macht. Weder die vorzüglichsten Leistungen der einheimischen dramatischen Dichter, noch eine glänzende kostbare Ausstattung hätten dem königlichen Theater zu Kopenhagen den merkwürdigen Einfluß sichern können, den es auf das gesammte öffentliche Leben äußerte, wenn es nicht die Eigenschaft besessen hätte, sich als die Verkörperung des besten nationalen Lebens des Landes darzustellen und dieser Umstand ist es, der ihm einen ganz besondern Platz in der Geschichte des modernen Dramas anweist. In Kopenhagen war die Bühne — was von keiner andern Hauptstadt in gleichem Grade zu behaupten ist — von jeher das Organ, durch welches die erhabenste Dichtkunst unmittelbar zur breiten Volksmasse sprach, und mit Verwunderung sieht man in der dänischen Hauptstadt Abend für Abend eine dichtgedrängte andächtige Menge der Darstellung dramatischer Kunstwerke lauschen, welche sich auch sprachlich als Meisterstücke charakterisiren.

Dieses glückliche Verhältniß des Theaters als eines Mittels weitreichender Popularisation der höhern Kultur ist auch nicht der einzige und nicht der wichtigste Dienst, den es leistet: es ist vorzüglich auch eine Pflanzschule des Patriotismus. Hier hört das Volk seine Muttersprache am reinsten und schönsten gesprochen und der besondere Charakter der besten Bühnenstücke bietet dem Auditorium Gelegenheit, eine sozusagen von der Liebe zum Vaterlande kondensirte Luft zu athmen. Die besten dänischen Lustspiele, die altmodischen, aber immer noch volksthümlichen Stücke Holbergs, betreffen fast ausschließlich das Kopenhagener Leben und nach hundertfünfzig Jahren erscheint die Satyre derselben, welche die Thorheiten seiner Landsleute in liebenswürdiger Weise geißelt, noch immer so willkommen und lebensfrisch, wie

Digitized by Google

je vorher. Die populärsten Tragödien sind die Oehlenschlägers und behandeln ohne Ausnahme das mythische oder heroische Leben des alten Skandinaviens; die späteren Dramen Heibergs verweben die poetische Romanze mit dem Leben in den Wäldern und an den Binnenseen der grünen Gefirnsinsel (Seeland), während die Possen und Schwänke Hostrups nie über die Wälle Kopenhagens hinüberragen, dagegen dem besonders empfänglichen Zuschauerkreise die lächerlichen Seiten an Mann und Weib vorführen, die ihm allstündlich im häuslichen wie im Strandleben begegnen. In einer Gemeinde, wo fast alle einander kennen, kann aber einer Literatur, welche sich mit lokalen Farben schmückt, das Interesse der Bevölkerung ebensowenig fehlen, wie den vers de société eines witzigen Propheten der Beifall seiner Bewunderer und Tamtamschläger; und wenn das in dieser Weise wachgerufene Interesse geschickt so geleitet wird, daß es sich auf Gegenstände von gewichtigster nationaler Bedeutung konzentrirt, so nähert sich die Kunst ihrer Apotheose und der Erfüllung ihrer höchsten Aufgaben. Wenn eine fremde Macht jemals Kopenhagen unter ihre Gewalt brächte und nur einigermaßen den Charakter der Bevölkerung begriffe, so müßte ihre erste Thätigkeit dahin gerichtet sein, die Thüren des königlichen Theaters auf längere Zeit zu schließen.

Der Umstand, daß die Scene, welche so lange Zeit der Schauplatz eines reichen geistigen Lebens gewesen, unlängst niedergerissen worden sind, um einer prächtigen Nachfolgerin Raum zu geben, hat uns eben Veranlassung gegeben, in kurzen Worten hervorzuheben, was die dramatische Kunst Dänemarks eigenartiges und beachtungswerthes bietet. Das alte häßliche Theater war fast ein Schandfleck auf Kongens Nytorv, den hübschen Centralplatz Kopenhagens, und sein Zuschauerraum erwies sich schon seit längerem ungenügend, dem Auditorium ausreichende und bequeme Sitzplätze zu bieten. Es war also gewiß dankbar anzuerkennen, daß es endlich niedergelegt und an seiner Stelle ein mehr zweckentsprechendes und wirklich schönes Gebäude aufgeführt wurde; aber auch das Dankgefühl erwacht am Grabe des Hauses, das so viele Triumphe der Kunst, so viele glänzende dichterische Erfolge gesehen und einen so rühmlichen Antheil an dem Leben aus der Entwickelung des Landes genommen hat. Es war dasselbe übrigens eines der ältesten Theater Europas, welches das für solche Gebäude ungewöhnlich hohe Alter von hundertsechsundzwanzig Jahren erreicht hatte. In Paris, wo die dramatische Kunst von jeher so liebevolle Pflege fand, wo eine gewisse Leidenschaft für scenische Darstellung sich so frühzeitig entwickelte, datiren nur zwei von den dreißig jetzt geöffneten Theatern aus dem letzten Jahrhundert — das Théâtre Porte St. Martin von 1781 und das Théâtre français von 1782. Das erstere litt aber unter dem Kommuneaufstand von 1871 so schwer, daß es jetzt kaum noch in die Kategorie der alten Theaterbauten zu rechnen ist. In London datiren fast alle Theater in ihrem jetzigen Zustande erst von der Zeit nach 1800, obwohl gerade einige der bedeutendsten denselben klassischen Grund und Boden einnehmen, wie die früheren, alle durch Feuer zerstörten Gebäude. Von diesem schlimmsten Feind blieb wunderbarerweise die Kopenhagener Bühne vollständig verschont, wo das im Jahre 1748 erbaute königliche

Digitized by Google

Theater vor wenigen Jahren endlich dem Schicksal verfiel, Stein für Stein abgetragen zu werden.

Als es der Architekt Eigtroed in genanntem Jahre vollendet hatte, verletzte dasselbe das Auge keineswegs in dem Maße, wie in den letzten Jahren und wurde vielmehr als Schmuck desselben Kongens Nytorv betrachtet, dessen Gesammteindruck später durch jenes Gebäude so empfindlich beeinträchtigt wurde. Das zahlreicher werdende Auditorium, wie das Bedürfniß weiterer Maschinerien und Ausstattungsgegenstände und dergleichen zwangen wiederholt zu verschiedenen geschmacklosen An- und Ausbauten, zur Erhöhung des Daches und mancherlei Erweiterungen, welche allmählich seine ursprüngliche Gestalt vollkommen entstellten. Es war das erste Theater, wo das dänische Drama festen Fuß gewann und dürfte nach mehreren zweifelhaften und fast gefährlichen Versuchen in der Grönnegade und an anderen Stellen immerhin als ein großer Schritt nach vorwärts gelten. Freilich faßte es nur achthundert Zuschauer, und obgleich die Maschinerien und Dekorationen so vollendet und günstig waren, daß eine Gratisvorstellung angekündigt wurde, und um Gelegenheit zu bekommen, der Allgemeinheit einen Merkur auf Wolken und eine Göttin der Nacht vorzuführen, die auf luftigem Wagen von zwei gemalten Pferden gezogen wurde, so würde ein Publikum der jetzigen Zeit jedenfalls gemurrt haben, wenn es deßhalb einen Abend, oder vielmehr einen Nachmittag und Abend — denn die Vorstellung begann schon um fünf Uhr — in dem alten Hause hätte zubringen sollen. Die Bühne war dabei mit Talglichten beleuchtet, welche ein besonderer Wärter fleißig putzen mußte. Das Orchester laborirte an einem höchst beschränkten Repertoir und die Garderoberäume waren ebenso unzureichend, wie die Kostüme selbst ärmlich und mangelhaft. Das Herz und die Seele der ganzen Verwaltung war Holberg, der begabteste der dänischen Dichter, der mehr als irgend ein anderer dazu mitgewirkt hatte, seinem Lande einen ehrenvollen Platz unter den anderen Nationen zu erringen. Wenn es wahr ist, wie man im Auslande allgemein sagt, daß Goethe für Deutschland den Rang erobert hat, den es in der Literatur einnimmt, so ist es um so sicherer und wahr, daß Dänemark den ihm jetzt noch zuerkannten Rang Holberg zu verdanken hat. Dieser merkwürdige Mann spielte eine so hervorragende Rolle in jener Zeit, von der wir sprechen, daß hier wenigstens einige Worte über sein Leben und seinen persönlichen Charakter am Platze sein dürften. Er erblickte das Licht der Welt wie so viele Männer, welche in Dänemark zu Ruhm und Ehre gekommen sind, in Norwegen im Jahre 1684. Mit achtzehn Jahren bezog er die Universität Kopenhagen und sah sich hier, da er von Haus aus völlig mittellos war, allein auf die Hilfsquellen angewiesen, die sein Talent ihm eröffneten. Nach einer Wanderung durch den ganzen Norden Europas kam er zuletzt nach Oxford, wo er, mit Universitätsstudien beschäftigt, zwei Jahre zubrachte und sich seinen Unterhalt durch Privatunterricht in Sprachen und Musik erwarb. Nach mehreren Jahren voll merkwürdiger Abenteuer, einer Fußreise von Brüssel bis Marseille, dem knappen Entkommen aus den Klauen der Inquisition in Genua und einer Fußrückreise von Rom über die Alpen nach Amsterdam, ließ er sich endlich gegen 1716 in Kopenhagen

Digitized by Google

nieder. Schon hatte er einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner historischen Werke niedergeschrieben und beschäftigte sich nun als Rechtsanwalt, nebenbei mit Philologie. Schon wurde sein Name in Dänemark allgemein als der eines glänzenden Schriftstellers in den erwähnten Fächern berühmt, niemand ahnte jedoch, daß auch eine Reihe komischer Dichtwerke, die unter dem Pseudonym Hans Mikkelsen erschienen und über die ganz Kopenhagen wiederholt in wahrhaft krampfhaftes Lachen ausbrach von dem so ernsthaften Professor juris utriusque verfaßt waren. Von 1710 bis 1728 bewahrte er vor der Welt mit Erfolg das Geheimniß seiner Autorschaft; als dann aber ein großer Kreis von Freunden, denen sein humoristischer Genius bekannt war, ihn dringend aufforderte, für das dänische Theater Lustspiele zu schreiben, um die Nachahmungen französischer Stücke von der Bühne zu verbannen, ließ er sich bestimmen, sich auch vor dem Publikum als komischen Dichter zu bekennen, der als solcher sein Ansehen in der Wissenschaft und Geschichte eigentlich schon längst überholt hatte. Bis dahin hatte Kopenhagen ein deutsches und ein französisches, aber kein dänisches Theater besessen. Das erste von Holbergs aufgeführten Lustspielen war „Den politiske Kandstöber“ (Der politische Kannegießer), ein Stück, das einigermaßen an den Stil in Ben Johnsons „Alchimist“ erinnert, im übrigen aber so vollständig originell, in seiner Verwickelung so glücklich aufgebaut und in der Lösung so urkomisch ist, daß es zu den besten, jemals in Skandinavien ans Licht gekommenen Arbeiten gehört. Hätte Molière niemals gelebt, so würde der Genius Holbergs vielleicht als ein wirklich übernatürlicher angestaunt worden sein; in der That hat der dänische Prophet jedoch hinreichend Gelegenheit gehabt, den französischen Lustspieldichter vollkommen zu studiren, von demselben die glückliche Art und Weise anzunehmen, mit der er alles Affektirte und Lasterhafte in Kopenhagen geißelte, das heißt nicht auf gleichem, aber doch auf ähnlichem Wege, wie solchen Molière eingeschlagen hatte, um die Pariser Gesellschaft lächerlich zu porträtiren. Die ganze Reihe der Holbergschen Dramen lassen also keineswegs eine Gleichheit, sondern nur eine Aehnlichkeit der Methode erkennen, während die Natur des Witzes darin vollkommen charakteristisch ist.

Diese Lustspiele gehören etwa der Schule an, wie sie in England früher Ben Johnson, später Dickens vertrat; sie unterhalten weniger durch die Intrigue selbst, auch nicht ausschließlich durch die Lösung des Knotens, sondern weit mehr durch die Kunstfertigkeit, mit der gewisse Charaktereigenthümlichkeiten oder Seltsamkeiten, die man in der Shakespeareschen Zeit mit „Humours“ zu bezeichnen pflegte, ans Licht gezogen werden. Holbergs liebevolles Studium des französischen Dramas bewahrte ihn vor der Versuchung, diese Darstellung excentrischer Charaktere bis zur Karrikatur zu übertreiben; die seltsamen Züge derselben erscheinen bei ihm nur ein wenig tiefer, als die Natur sie gab, ausgearbeitet — das ist alles. Noch heute zeigen die Lustspiele keine Spur des Veraltens und sind auf der Bühne noch ebenso populär, wie vor hundertsechzig Jahren. Im Vergleich mit den englischen Arbeiten kurz vor Holberg, also etwa mit den Arbeiten Congreves und Colley Colbies, erscheinen sie wirklich auffallend modern und

Digitized by Google

ebenso überlegen an Witz, wie an Moralität und Decenz; während Holbergs humoristische Epen und seine lyrischen Gedichte längs den Weg aller derartigen Erzeugnisse gegangen sind, d. h. in der Büchersammlung jedes Gebildeten ehrenvoll — ungelesen bleiben. Die dreißig Holbergschen Komödien bilden den Kernpunkt des dänischen Dramas. Im Jahre 1722, als die Schauspieler noch kein Heim auf Kongens Nytorv gefunden hatten, wurde „Den politiske Kandstöber“ aufgeführt und die übrigen Stücke schlossen sich ihm in gedrängter Reihenfolge an. Einige darin vorkommende scharfe Anspielungen auf die Hinneigung zu Deutschland, welche sich an dem damals am Ruder befindlichen Ministerium bemerkbar machten, zogen Holberg das Mißfallen hochgestellter Männer zu, so daß es sogar zu der Absicht kam, das betreffende Stück, zugleich mit einem anderen anstößigen Buche des Dichters, dem komischen Epos „Peder Paars“, öffentlich zu verbrennen und den Verfasser zu bestrafen. Glücklicherweise nahm König Friedrich IV. des Dichters Partei und so diente dieser Zwischenfall nur dazu, das allgemeine Interesse an jenen dramatischen Darstellungen zu erhöhen.

Als das königliche Schauspiel 1748 nach Kongens Nytorv übersiedelte, wurde Holberg das Herz und die Seele des neuen Unternehmens. Das Repertoir bestand damals ausschließlich aus seinen Komödien und aus Uebersetzungen der besten Stücke Molières. Er hatte dabei das Glück, in Clementin und Londemann zwei Interpreten zu finden, deren Geist gewissermaßen noch heute die dortige Bühne umschwebt und welche, wenn man den Berichten zeitgenössischer Schriftsteller trauen darf, im höchsten Grade geeignet waren, die Schöpfungen des großen Humoristen in der faßlichsten und witzigsten Weise vor einem Zuhörerkreise zu verkörpern, der zu einem Urtheil noch wenig erzogen war. Das Andenken an diese beiden Männer hat für uns noch soweit Interesse, als es keinem Zweifel unterliegt, daß ihnen und ihrem großen Meister die verständnißvoll beschränkte Darstellungsweise, welche gerade die dänische Bühne charakterisirt, zu verdanken hat. Ein Fremder von Berlin oder London, von Paris ganz zu schweigen, wird in Kopenhagen stets über die auffallende Reserve und poetische Ruhe erstaunen, welche den allgemeinen Ton der Darstellungsweise kennzeichnet; dort ist niemand gestattet, zu wüthen und in der Luft umherzufechten; weit mehr bevorzugt man eine kleine Abminderung an Sensation, wenn dadurch nur etwas an poetischer Vollkommenheit gewonnen werden kann. Das große Verdienst der heutigen dänischen Schauspielkunst liegt weniger in der unerreichbaren Vollendung der einzelnen Darstellung, sondern vielmehr in der Intelligenz aller Mitwirkenden und in der glücklichen Art und Weise, in welcher die einzelnen wichtigeren Rollen aufgefaßt und durchgeführt werden, um einen allgemeinen harmonischen Effekt zu erzielen. Diese Keuschheit der Kunst hat sich gewissermaßen von Clementin und Londemann fortgeerbt, und wenn um nichts anderen willen, verdienen diese schon deßhalb einen Augenblick besonderer dankbarer Erinnerung.

Im Jahre 1772 trat das königliche Theater wiederum in eine neue, glückliche Epoche, es wurde gleichsam Pensionär der Regierung und es erhielt gleichzeitig seine erste wichtige Erweiterung. Die Krise

Digitized by Google

fiel zusammen mit zwei Ereignissen von hoher literarischer Bedeutung; das eine war das Erscheinen der lyrischen Dramen von Johannes Ewald, dem Dichter der wohlbekannten Nationalhymne,

„König Christian stand am hohen Mast“,

welcher ans Schmerzenslager gefesselt und gleich Heine Zoll für Zoll hinsterbend, einige der Meisterstücke der dänischen dramatischen Literatur schuf; das andere bildete die Produktion eines einfachen Lustspiels, aber von so einzig dastehendem Charakter, daß es werth ist, einige Augenblicke bei demselben zu verweilen! Im Verlaufe von fünfzig Jahren war kein Dichter auferstanden, dessen Begabung ihn irgend wie befähigt hätte, den Krieg gegen Ziererei und Thorheit weiter zu führen, den Holberg so unerschrocken und erfolgreich bekämpft hatte. Die Lustspiele dieses Autors beherrschten noch immer die Bühne, obwohl die besonderen Formen von menschlicher Thorheit, welche sie geißelten, längst abgestorben und verschwunden waren. Die Modethorheiten haben aber tausend Hydra-Köpfe und wenn ein Herkules einen derselben abschlug, so blieben eben immer noch neunhundertneunundneunzig übrig. Das Bestreben, alles deutsche nachzuäffen, war im Jahre 1772 allerdings erlahmt, dagegen ein anderes, eher noch gefährlicheres, an dessen Stelle getreten, ein Jagen nach der auf Stelzen einherschreitende und mit Perrücken geschmückten Sittlichkeit, welche in Frankreich, oder vielmehr auf der französischen Bühne, als feine Manier und guter Geschmack galt. Im wirklichen Leben zu handeln, wie die Helden in den Tragödien Voltaires, war das allgemeine Ideal des Bürgers von Kopenhagen und so viel als möglich in Alexandrinern zu sprechen, der höchste Beweis vortrefflicher Erziehung. Zaïre schwebte jeder dänischen Dame als Muster vor. Dieser Rokokogeschmack hatte in das Theater Eingang gefunden, den die vornehme Welt und der Hof nach Holbergs Ableben eingeführt hatte. Voltaire war mit großem allseitigem Erfolge übersetzt und nachgeahmt worden, und als das königliche Theater nach seiner Erweiterung wieder eröffnet wurde, gab man am ersten Vorstellungsabend eine Tragödie des derzeitigen Hofpoeten Nordahl Brun, und dieses Erzeugniß, welches die gewöhnlichen Algiren noch „überalgirte“ — wie man bald darauf sagte — brachte der exotischen Tollheit unbeabsichtigt den Gnadenstoß bei. Es erhob sich nämlich ein junger Mann, bisher nur in engeren Kreisen bekannt, als Präsident eines humoristischen Klubs und streckte mit einem Schlage jene geschmückte, aufgebauschte Kreatur zu Boden. Sein Name war Wessel und die Waffe, deren er sich bediente, eine kleine Tragödie mit dem Titel „Liebe ohne Strümpfe“? ... Das Volk drängte sich, die Neuigkeit zu sehen und Zaïre wie Zaima nebst allen übrigen phantastischen Absurditäten verschwamm und verschwand in einem wahren Sturm allgemeinen Gelächters. „Liebe ohne Strümpfe“ steht in gewisser Hinsicht einzig in der Literatur da. Das Einzige, was damit einigermaßen in Parallele zu stellen wäre, ist etwa Lord Buckinghams „Rehearsal“ (die Probe); es unterscheidet sich von diesem aber insofern, als „Rehearsal“ nur bestimmte Stücke von Dryden und einigen anderen parodirt, während Wessels Stück die Parodie einer ganzen Klasse von Dramen bildet. „Liebe ohne Strümpfe!“

Digitized by Google

Kann jemand wirklich nicht lieben, ohne gerade im Besitz von Strümpfen zu sein? Gewiß nicht, antwortet Wessel, auf jeden Fall nicht im Zeitalter der Kniehosen. Und von diesem Fall ausgehend bildet er eine Verwickelung in vollkommener Uebereinstimmung mit den hergebrachten Regeln der französischen Tragödie mit ihren drei völlig gesonderten Einheiten, mit dem Helden und seinem Freunde, der Heldin nebst ihrer Vertrauten und mit dem Schicksal, das die Liebenden verfolgt, sowie andererseits mit dem Kampfe gegen dasselbe, ihrem Unterliegen und tragischen Tode. Das ganze ist in höchst pathetischen Alexandrinern und in pomphaftem geziertem Stil geschrieben. Während der Autor sich nun streng nach den Vorschriften der französischen Tragödie bindet, thut er das doch in einer Weise, welche eben diese Regeln höchst lächerlich erscheinen läßt und die Fehler der Schreibweise ins hellste Licht setzt. Der Hochzeitstag der beiden Liebenden ist herangekommen; alles ist bereit, der Geistliche wartet, die Braut steht im vollen Schmuck, aber ach, der Bräutigam hat keine Strümpfe oder wenigstens keine weißen. Was soll er thun? — Ein Paar kaufen? — Ja, er hat aber kein Geld. — Ein Paar von seiner Braut leihen? — Einerseits wäre das nicht besonders zartfühlend, andererseits sind seine Beine auch zu stark. Sein Nebenbuhler dagegen ist reich und besitzt sehr viele Paar weiße Strümpfe; der Liebende kämpft einen harten Kampf zwischen Tugend und Liebe — oder giebt sich wenigstens diesen Anschein — aber die Liebe siegt . . . er stiehlt ein Paar! Geschmückt mit ihnen schreitet er an der Seite der Braut zur Kirche; unterwegs aber wird seine Frevelthat entdeckt und sein Nebenbuhler giebt ihn der öffentlichen Schande preis. Einen Augenblick lang ist er niedergedonnert; schnell erinnert er sich aber seiner heroischen Natur und erhebt sich zur Höhe der Situation, indem er sich mit einem Taschenmesser ersticht. Die Braut folgt seinem Beispiel, nach ihr tödtet sich der Rivale, dann die Vertraute und endlich der Freund, und der Vorhang fällt vor einer Scene, welche ganz dem erprobten tragischen Muster entspricht. Die Reinheit der Sprache, die Genauigkeit, mit der nicht allein das französische Drama, sondern auch die damals besonders beliebten italienischen Arien nachgeahmt waren, sicherten dieser Parodie sofort einen ungeheuren Erfolg und bis zum heutigen Tage einen Platz unter den klassischen Dichtungen des Landes. Die französische Tragödie war damit verurtheilt; ein erneuter Versuch, Nordahl Bruns' „Zaïre“ auf der Bühne zu erhalten, endet mit schmählichen Fiasko und die geschminkte Muse flüchtet nach der gallischen Heimat zurück. Was „Liebe ohne Strümpfe“ zu versprechen schien, ging kaum in Erfüllung. Wessel schrieb fernerhin nichts von irgend hervorragender Bedeutung, und wenige Jahre später wandelten er und Ewald nicht mehr unter den Lebenden. Die tödtliche Wunde aber, welche jener aller aufgebauschten Ziererei beigebracht und die Anregung, welche letzterer zu einer auf höherem Niveau gehaltenen Schreibweise gab, zogen noch mehrere minderwerthige Schriftsteller groß, deren recht beachtenswerthe Schöpfungen ihre Urheber zwar kaum überlebten, die aber die dänische Literatur doch auf breitere und sichere Basis heben halfen. Das Theater an Kongens Nytorv erwachte zu neuer Lebensthätigkeit und begang nach glücklicher Aus-

Digitized by Google

merzung des französischen Schauspiels einen vielleicht noch schlimmeren Kuckuck zu vertreiben, der sich darin ein Nest gebaut hatte — die italienische Oper. Gerade diese, mit ihren widerlichen alten Traditionen, mit ihren Truppen von Kastraten und niedrigem fremden Anhängsel, bedrückte besonders hart das Aufkommen und Gedeihen der einheimischen Kunst und deßhalb beschloß man, ihr ein Ende zu bereiten. Die Italiener wurden plötzlich ihres Engagements enthoben und stoben mit jämmerlichen Klagen über die ihnen widerfahrene Unbill nach Dresden und Köln auseinander. Jetzt fand das königliche Theater zum ersten Male Raum, kräftig aufzuathmen und seitdem ist in seinen Wänden in keiner andern als der Landessprache mehr gespielt worden. Als Schreiber dieses vor Jahren daselbst Glucks „Iphigenie in Tauris“ mit unnachahmlicher Zartheit und Vollendung singen hörte, machte es ihm nicht den Eindruck, als ob dieselbe wegen des Umstandes, daß das Libretto derselben in einer allen verständlichen Sprache gehalten ward, irgendwie an Reiz verloren hätte. Zur Ausfüllung des Platzes der verbannten Oper bemühten sich die Dänen nun, vaterländische Erzeugnisse auf die Bühne zu bringen. In dem alten Hartmann, dem Großvater des noch heute lebenden Komponisten gleichen Namens, fand sich ein Musiker, dessen Kompositionen Ewaldscher lyrischer Stoffe von ausschlaggebender nationaler Bedeutung waren. Die Melodien aus diesen, nun über hundertjährigen Opern leben noch in der Erinnerung jedes Knaben fort, der sie auf der Straße pfeift. Von dieser Zeit an trat das königliche Theater aus dem Stadium der Kindheit in das selbstbewußter Männlichkeit oder wenigstens in ein Stadium von Jünglingsleben über, welches bis zur weiteren Krise im Jahre 1805 andauerte.

In genanntem Jahre fand ein junger, noch unbekannter Dichter, mit Namen Adam Oehlenschläger, der einen Winter unter schmerzlichstem Heimweh in Deutschland zugebracht hatte, in der Universitätsbibliothek zu Halle a. d. Saale eine isländische Kopie von Snorre Sturlesons „Heimskringla“. Dieses Ereigniß sollte für die Literatur Skandinaviens von ebenso weittragenden Folgen werden, wie die Uebersetzung der Bibel für die Befreiung Deutschlands. Nach Oehlenschlägers eigenen Worten vertiefte er sich in den verlorenen Klassiker mit derselben Liebe, wie man etwa ein Packet neu aufgefundener Briefe eines verstorbenen theuren Jugendfreundes durchliest; und als er dabei zu Hakon Jarls „Saga“ gekommen war, legte er den Folianten beiseite und begann in einer Art Ekstase denselben Stoff zu einer Tragödie umzuarbeiten, welche zur Erstlingsfrucht einer neuen Epoche wurde und der poetischen Literatur nicht in Dänemark allein, sondern überhaupt im ganzen Norden ein neues Gewand verleihen sollte. Der Entwickelung des Genius Oehlenschlägers im einzelnen zu folgen, würde uns von dem vorliegenden Thema zu weit abführen und gehört mehr in eine umfassende Geschichte der Dichtkunst überhaupt, als in eine Skizze des dänischen Theaters. Es genüge hier der Hinweis, daß die wirkliche Bereicherung der nationalen dramatischen Kunst durch diese Tragödien darin bestand, daß fürder alle Stoffe für jene der legendenhaften Urgeschichte des Volkes entnommen wurden. Statt Themata von der italienischen Romantik oder der deutschen Tradition zu entlehnen,

Digitized by Google

führte dieser begnadete Dichter seine Zuhörer zurück zu den Quellen ihrer eigensten Erinnerungen und Legenden; in den Sagas Islands quoll ihm ein unerschöpflicher Born für tragische Dichtungen, um durch deren verwandte Töne einen Nachklang in den Herzen des Volkes, in dessen Sprache sie geschrieben waren, wachzurufen und eine Nation, der die Erinnerung an die Ruhmesthaten glanzvollerer Vorzeit gänzlich abhanden gekommen war, mit frischen patriotischen Empfindungen zu erfüllen. An Stelle der früheren Vorkämpfer für einheitliche Handlung schwebte Oehlenschläger als Musterbild Shakespeare vor; seine Verehrung desselben war aber minder blind als die gewisser deutscher Romantiker und verleitete ihn deßhalb nicht zu gleich wilden Extravaganzen wie diese. In späteren Jahren neigte er sich unter dem Einflusse allerdings mehr einem freieren, blühenderen Stile zu; in seinen früheren Dramen aber darf er vielleicht als der kälteste, strengste Bühnenschriftsteller aller Zeiten gelten, dem es gelang, das Ohr und die Gunst der Menge zu fesseln. Er hielt so fest an den ursprünglichen heroischen Formen des Lebens und vernachlässigte, was nur der Empfindsamkeit und äußerem Schmucke diente, so unbekümmert, daß er gerade in seiner berühmtesten Tragödie, „Palnatoke“, das einzig dastehende Beispiel eines langen Dramas bietet, in welchem kein einziger weiblicher Charakter vorkommt. Die Geduld des Publikums belohnte er dann dadurch, daß er sein nächstes Stück, „Axel und Valberg“, ganz der romantischen Liebe widmete. Der Erfolg dieses Bühnenstückes war ein so beispielloser, daß viele, als der Dichter wegen Abwesenheit von Kopenhagen die Verschiebung des Druckes desselben wünschte, große Summen für eine Abschrift opferten und mehrere Schreiber unausgesetzt beschäftigt blieben, diese Verse für enthusiastische Theaterfreunde zu vervielfältigen. So wie es vor achtzig Jahren mit der gebildeten Gesellschaft stand, so verhält es sich heute mit jedem Jüngling und jedem jungen Mädchen. Der Ruhm Oehlenschlägers hat sich im Laufe der Zeit, vielleicht gerade, weil er in den Augen der höher gebildeten Klassen etwas erblich, nur um so mehr verbreitert und vertieft. Heute ist es in sogenannter guter Gesellschaft gebräuchlich, Oehlenschläger für etwas altväterisch zu erklären; für jeden denkenden jungen Mann blieben seine Tragödien dagegen die feste Grundlage, auf welcher seine Vorstellungen von wahrer Kultur erwuchsen; sie sind für ihn die Summe und Krone aller Dichtkunst, während die Verse anderer ihm nur als Auswüchse und Nachahmungen erscheinen; sind ihm dasselbe, was das Brod unter den Lebensbedürfnissen ist. Er mißt die anderen Dichter, die er kennen lernt, an Oehlenschläger; es giebt aber keinen, an dem letzteren zu messen ihm in den Sinn kommen könnte; er blickt auf ihn, wie auf die Sonne eines Planetensystems und von einem andern Sonnensystem weiß er noch nichts. Ganz wie diese Tragödien die Grundlage der dänischen Erziehung darstellen, bildeten sie für die dortige Bühne bisher, und voraussichtlich für alle Zukunft, die grundlegenden Vorbilder dessen, was das Theater an ernsten Dramen zu bieten vermag, den thatsächlichen Eckstein des ganzen Gebäudes, und in richtiger Erkenntniß zielt der Ehrgeiz jedes Schauspielers immer darauf hin, sich zur Darstellung der Heldenrollen in denselben durchzubilden, da Auffassung und Ver-

Digitized by Google



Italienische Spinnerin.

Nach dem Originalgemälde von M. Weber.

Digitized by Google

Digitized by Google

körperung derselben schon traditionell feststehen. Die Saiten, welche Oehlenschläger anschlug, hatte man in Dänemark früher nie erklingen hören. Er führte seinen Zuhörerkreis in eine Welt von Gedanken und Visionen, welche dessen Fuß vorher noch nie betreten, und drückte sich in einer Sprache aus, die man von den Brettern hinter den Prosceniumslampen noch nie gehört hatte. Es erscheint deßhalb auch nicht auffallend, daß einige Jahre vergehen mußten, ehe sich eine Schule von Darstellern ausbildete, deren Kräfte den Ansprüchen dieser neuen Dramen entsprechend waren und welche als würdige Interpreten des Dichters gelten konnten. Ohne solche Interpreten wären auch Oehlenschlägers Arbeiten vielleicht den gewöhnlichen Weg von der Bühne in den Buchladen gewandelt und hätten ihre große öffentliche Mission schwerlich erfüllt. Als aber erst 1813 in der Person Ryges ein Mann gefunden war, ein Schauspieler von höchst hervorragender Begabung, der sich der wuchtigen Bedeutung heroischer Rollen, wie der Hakon Jarles und Palnatokes gewachsen zeigte und wenige Jahre später Nielsen und dessen berühmte Gattin diesen Ruf zu theilen begannen, da brachen die schönsten Tage der dänischen Schauspielkunst in weitleuchtendem Glanze an. Frau Nielsen schwang sich zur Beherrscherin der dänischen Bühne empor; mit ihrem ebenso feinen wie tiefen Empfindungsvermögen, der angebornen Hoheit der Erscheinung und ihrer leidenschaftlichen Grazie war sie wie eigens geschaffen zur Verkörperung von Oehlenschlägers königlichen, aber immer etwas kalten Heroinen.

Das nächstfolgende bedeutsame Ereigniß im königlichen Theater war die Einführung Shakespeares, leider kam dieser aber nicht allein. Die neuerdings erwachte Empfindung für das, was edel und pathetisch sei, suchte Befriedigung in den Kraftdramen der deutschen Sturm- und Drang-Periode und drohte, vollständig in dem Schwulst und Gepränge des Melodramas unterzugehen; aber noch einmal sollte der gesunde Sinn für die Kunst aus der drohenden Gefahr errettet werden. Wir haben gesehen, wie das dänische Drama durch die Komödien Holbergs geschaffen wurde und darauf in die Schlinge der pseudoklassischen Tragödie fiel; wir haben gesehen, wie es durch eine einfache, aber den Nagel auf den Kopf treffende Parodie diesem affektirten Feinde entwunden wurde und darauf allmählich in einen Zustand kraftloser Zahmheit und platter Trivialität versank; dann aber sahen wir es auch durch den Genius Oehlenschlägers urplötzlich auf den Zenith des poetischen Himmels erhoben und jetzt finden wir es haltlos schwankend und nahe daran, sich in einen demüthigenden Abgrund zu verirren. So weit kommt es damit aber nicht, sondern es wird nur auf den Schwingen einer milden, heimatlichen Muse herabgetragen in die Atmosphäre des gewöhnlichen Lebens. Bisher war die Bühne gezwungen gewesen, sich den Launen des Dichters zu fügen; 1825 stand dagegen ein Dichter auf, der sich willig ihren Bedürfnissen und Forderungen unterordnete. Heiberg verstand es, alle Formen scenischer Individualität in seine Dienste zu nehmen; für die Nachfolger Holbergs sorgte er für zwerchfellerschütterndes Lachen; für die Interpreten Oehlenschlägers schuf er Rollen mit dem milden Enthusiasmus der skandinavischen Romantik; vor allem aber war ihm die Kunst eigen, sein Auditorium in guter Stimmung zu erhalten; selbst seine

Digitized by Google

ernstesten Dramen bieten leichter gehaltene Stellen, in welchen die guten ehrsamen Kopenhagener sich nicht verletzend persiflirt und die ihnen zur zweiten Natur gewordenen Fehler und Gewohnheiten mit so prickelndem Humor, daß dieser sympathisch wirken mußte, ans Licht gezogen sahen. Allseitig reicher begabt als mancher jüngere Schriftsteller und Komponist, schmückte er seine Theaterstücke auch noch mit Musik und Tanz in einer Weise, welche dem Auditorium entzückend erschien und die das Haus allabendlich bis zum letzten Platze füllte. Diese Erfolge in Verbindung mit denen seines vertrauten Freundes Hertz, dessen südländische Phantasie und Leidenschaftlichkeit dabei sich zu entfalten Gelegenheit fanden, verliehen der dänischen dramatischen Kunst ein Element des Reichthums und Kolorits, das ihr bisher gemangelt hatte. Heibergs Gattin wurde die erste Schauspielerin ihrer Zeit. Dieses befreundete Dreiblatt verstand es, eine lange Reihe von Jahren die Zügel aller das Theater betreffenden Angelegenheiten in der Hand zu behalten und in gewissem Sinne also den öffentlichen Geschmack bezüglich allgemeiner Fragen der Kunst und Literatur zu regieren. Die beiden Dichter sind jetzt todt; Frau Heiberg lebt noch immer in hochgeehrtem Alter und bildet den Mittelpunkt eines geistvollen kritischen Kreises. Die Einwirkung Heibergs und Hertz' auf die Empfindung des Volks in Dänemark war eine ganz außerordentliche; in einem größern Lande hätte sie bei ihrer Eigenart sich kaum so machtvoll entfalten können. Der heutige Däne von durchschnittlicher Bildung ist zum großen Theil das, wozu Heiberg ihn gemacht hat, d. h. einer der raffinirtesten, eigensinnigsten, äußerlich kultivirtesten Leute seines Schlages in ganz Europa, dagegen völlig unfähig, neue Kunstformen zu schaffen und so vollbefriedigt von deren Vergangenheit, daß er etwaigen Neubildungen der Zukunft kaum ein Interesse entgegenbringt. Die einzige neuere, in Dänemark zu unserer Zeit geschaffene Art von Dramen bilden die Hostrupschen Schwänke, welche eigentlich mehr für beschränktere Verhältnisse passen. Hoffen wir, daß das jetzige neue Haus auch bald neue schriftstellerische Kräfte hervorlockt und die Periode der Lethargie und Reaktion nach der letzten Blütezeit der Poesie rasch vorübergeht.

Ein Bericht über das königliche Theater Dänemarks bliebe sehr lückenhaft, ohne die Berücksichtigung einer Form der Kunst, welche keine direkte Unterstützung von der Poesie entleiht, sich dagegen in Kopenhagen in fast einzig dastehender Weise entwickelt hat. Schon in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts bildete, unter der Direktion Galeottis, das Ballet einen hervorragenden Charakterzug der königlichen Bühne, und aus den Berichten von jener Zeit erfahren wir, daß ihm schon damals eine ernsthaftere Berücksichtigung als irgend wo anders zutheil wurde. Immerhin ist es noch nicht länger als etwa sechzig Jahre her, daß es die besondere Gestalt annahm, die es nun aufweist und ihm eine nationale Bedeutung verleiht. Kann sich jemand einen alten Griechen denken, dessen Gehirn noch die harmonischen Tänze eines Götterfestes durchgaukeln und der urplötzlich in diesem Jahrhundert als Leiter der Tanzkunst am königlichen Theater zu Kopenhagen erwachte, so hat er eine Vorstellung von der Persönlichkeit Bournonvilles. Dieser Dichter, dem nur die Gabe des

Digitized by Google

Wortes versagt zu sein scheint, hat dafür offenbar eine sonst unerreichte Fähigkeit erhalten, die schwierigsten und ausgezeichnetsten Tänze zu komponiren und dramatisch Vorgänge und Ereignisse darzustellen, in denen die Handlung nur als eine Reihe stummer Bilder und angepaßter Tanzformen dem Auge des Zuschauers vorüberzieht. Diese stummen Gedichte, deren verständnißvoller Aufbau und kunstreiche Detailausführung sie von dem, was man sonstwo in Europa Ballet zu nennen pflegt, himmelweit unterscheidet, führen meist Scenen aus der Mythologie und Urgeschichte Skandinaviens vor oder reflektiren den Klassizismus Thorwaldsens, in dessen Geist Bournonville vorzüglich tief eingedrungen ist. Kein Besucher Kopenhagens sollte die Gelegenheit versäumen, eine dieser wundervollen Vorstellungen mit anzusehen, deren hervorragendste vielleicht „Thrymsqviden" (das Lied von Thrym, ein alter Gigantenkönig) sein dürfte, zu der Hartmann eine wilde, magisch wirkende Musik geliefert hat. Gewisse Scenen aus diesem Ballet prägen sich der Erinnerung als Vision von herrlichstem Liebreiz ein. Die Handlung spielt in den letzten Tagen der der Aesir (Asen), gegen welche sich, betrogen von einem derselben, von Loki, dem Gott des Feuers und des Bösen, die Mächte der Finsterniß und des Chaos empören und die inmitten eines Weltbrandes ihren Untergang finden. Hat man einmal das natürliche Unbehagen überwunden, diese der Phantasie als kolossale Erscheinungen vorschwebenden Figuren in der zwerghaften Menschengestalt verkörpert zu sehen, so schwelgt man in staunendem Entzücken über die Vollkraft und Lebhaftigkeit der Einzelscenen, über die wahrhaft poetische Erfindung wie über die Anmuth und Originalität der Tänze, und die lebensvolle Art und Weise, in welcher das stumme Gedicht seine eigene Entwickelung versinnbildlicht, ist schon deßhalb einer besondern Aufmerksamkeit werth, weil die Abgeschmacktheit der landläufigen Ballete einer Darstellung, wie dieser, nur noch mehr Reiz verleiht.

Es kann niemals ohne Nutzen sein, neben der Beachtung der heimischen Bühne ein offenes Auge für das zu haben, was diese in anderen, wenn auch politisch nicht hochwichtigen Ländern leistet und wirkt. Jedenfalls hat das Schauspiel in jeder Form nirgends eine so verbreitete und doch auch in die Tiefe reichende Macht ausgeübt, wie gerade in dem kleinen Dänemark, indem es sich vielfach zur Magd einer nur vergnügungslüsternen Menge erniedrigte. Wir sagen „vielfach", nicht „allgemein", denn in Deutschland wenigstens giebt es ja noch Dichter, welche auf höherer Zinne stehen, obwohl auch bei uns die Produktion an Possen und Schwänken ohne jeden belehrenden und veredelnden Hintergrund und zwar ebensolcher mit ehrlichem Gesicht neben einer Menge anderer, die sich mit dem Titel „Lustspiel" bemänteln, neuerdings stark zu überwiegen beginnt. An dem Bogen über dem Vorhange des Kopenhagener Theaters steht in großen goldenen Lettern die Inschrift „Ei blot for Lyst" — Nicht allein zur Lust — und aus diesen einfachen Worten mag man das Geheimniß seiner eigenartigen Anziehungskraft und der Quelle seiner Macht errathen. Es ist ihm, nicht in prüder, aufdringlich belehrender Weise, aber durch seine Leitung in gemeinfaßlichem gesundem Sinne gelungen, den Gedankengang breiter Volksmengen in höhere, edlere Richtungen

Digitized by Google

zu führen. Es hat sich nicht erniedrigt, danach zu fragen, wie nahe es bis an den Rand des Unpassenden, wie tief in den Schlamm des Vulgären oder wie hoch es in die leichte Luft des Trivialen gehen dürfe; es hat das Lustspiel nicht zur Farce entwürdigt, die Tragödie nicht zum Melodrama umgemodelt, noch seine Hände mit der Burleske beschmutzt, dagegen aber erreicht, über anderthalb Jahrhundert hindurch eine Schule selbstdenkender Schauspieler und eine Reihe nationaler Dramen zu erhalten, ohne Traditionen oder Theaterdichtungen von seinen Nachbarn zu entlehnen. Ja, Dänemark ist im Konzert der Völker nur von verschwindender Bedeutung; das wunderbare Insekt, die Ameise, ist aber auch klein, und doch haben die weisesten Männer sich doch nicht versagt, sie der menschlichen Aufmerksamkeit zu empfehlen.

Digitized by Google

Die Pflege unserer Gärten.

I.

Nächst dem Besitz eines Hauses wird der eines Gartens am ehesten geschätzt. Wie wenig anderes hängt dabei sein Dasein von dem persönlichen Belieben und Geschmack ab, während der Bau des Hauses und seine Einrichtung das Resulat der Mode und geschulten Einsicht ist. Der Garten entsteht als Folge gegebener Bedingungen und Verhältnisse, gleichviel, ob sie sich vortheilhaft erweisen oder nicht.

Nirgend sind wir weniger geneigt, eine fremde Anschauung gelten zu lassen, obwohl unsere Kenntniß in vielen Fällen nicht ausreicht, die Grundregeln zu erkennen, welche der Schaffung des Gartens so gut zugrunde liegen, wie der eines Gebäudes. Die Folgen sind grelle Disharmonien in Form und Farbe, welche das kundige Auge in den Hausgärten vielfach wahrzunehmen gezwungen ist. Oder es herrscht eine unkünstlerische Gestaltung vor, welche die Abstammung von dem Küchengarten nicht verleugnen kann.

Die ungenügende Kenntniß des Begriffes Garten und der daraus sich ergebenden Konsequenzen ist eine hauptsächliche Ursache dieses Mangels.

„Der Garten", sagt J. von Falke, „ist die der Kunst unterworfene Natur." Beide Elemente müssen sich also in ihm vereinen, die Art, in welcher es geschieht, giebt ein sicheres Kriterium für die Beurtheilung und bedingt den Unterschied zwischen dem architektonischen Garten und dem landschaftlichen; das Prinzip des ersteren ist, die Abhängigkeit von den ihn umgebenden Gebäuden, er soll gleichsam eine Erweiterung derselben darstellen, der andere steht in der freien Natur oder strebt ihr entgegen, muß sie also bis zu einem gewissen Grade darstellen. Man nennt ihn daher auch den unregelmäßigen, wie jenen den regelmäßigen Garten. Gegenwärtig ist die Vereinigung der beiden Arten eine immer mehr hervorbrechende Tendenz, deren Produkt der sogenannte gemischte Garten ist. Der Plan eines solches architektonischen Gartens muß schon auf dem Papiere einen günstigen Ein-

Digitized by Google

druck machen. Etwaige Unebenheiten seines Bodens müssen aufgehoben oder durch Terrassen und Treppen ausgeglichen werden. Am Hause angebracht, bilden solche zugleich ein gut wirkendes Uebergangsmittel zum Garten und seinen etwaigen gleichen Anlagen. Giebt man ihnen Balustraden, mit Skulptur geschmückt und mit Schlinggewächs besponnen, so hat man einen reichen und schönen Abschluß gefunden. Aber schon bloßes Schlinggewächs, in geeignete Form gebracht, kann als eine Erweiterung der Architektur in das Freie hinein gelten. Sein gegebener Platz ist darum nahe der Wohnung. Eine Bekleidung der Formen verpönte der strengere Gartenstil der Renaissance. Wie das Wasser gehört auch die Skulptur nicht zu den nothwendigen Bestandtheilen eines architektonischen Gartens. Im landschaftlichen hat sie keinerlei Bedeutung. Hier gelten die natürlichen Elemente, ob auch durch Kunst geläutert, und der formale Ausdruck ist die Hauptsache.

Bei den übrigen, durch die Natur gegebenen Bestandtheilen bedingt die Art der Verwendung einen abermaligen Unterschied zwischen den beiden Gärten. Im architektonischen sind vor allem die Wege zu schaffen und dann das andere. Sie müssen geradlinig verlaufen oder sich kreuzen. Ein schlangenförmig verlaufender Weg hat höchstens in bestimmten Fällen Geltung, denn es ist ein ander Ding, ob der Garten das Centrum monumentaler Gebäude oder ob er an der Peripherie der Stadt gelegen ist mit einem Ausblick in die freie Natur. Wie im landschaftlichen Garten alles freier sich darstellt, so auch die Wege, welche sich nach den Anlagen richten. Ihre Aufgabe ist ein ungezwungenes und unvermerktes Hinüberführen zu den Punkten, deren Anschauen oder Aussicht lohnend ist, die gebogene Linie ruft überdies den Eindruck der Zufälligkeit hervor.

Rasen, Blumen, Bäume, Sträucher sind die übrigen Bestandtheile des Gartens, welche ihm nothwendig sind.

Der Rasen ist kurz und dicht zu halten, er darf an Größe nicht allzu ausgedehnt sein, noch sich zu der gegebenen Form in Widerspruch stellen.

Blumen sind das eigentlich dominirende Element im architektonischen Garten, sei es, daß man sie zur Bildung ganzer Anlagen oder dekorativ verwende, indem sie eine Wasseranlage begrenzen, oder die Rasenfläche durch eine Gruppenbildung unterbrechen.

Aufgabe des Strauches ist Markirung der Gruppen, Hervorheben der Grenzen. Seine Verwendung und noch mehr die des Baumes regelt sich nach dem Geschmack des Gartenbesitzers. Liebt dieser in der Nähe des Hauses ungebrochenes Licht und Freiheit in der Anlage, wird er Laubengängen, Pergolen nach italienischem Muster und Blumenparterres den Vorzug geben, andernfalls aber Strauch und Baum mehr an das Haus hinanführen. Letzterer hat, wenn auch in beschränkterem Maße, die Aufgabe des Strauches. Hauptsächlich soll er die Grenze bezeichnen und den Einblick verwehren, ohne den Ausblick aufzuheben. Das bedingt eine sorgfältig bedachte Einzelstellung, da zwischen ihnen sich eventuell eine geschlossene Perspektive darstellen soll. Daneben hat der Baum aber auch einen dekorativen Zweck, sei es durch die Form, wie bei dem Eichbaum, durch Farbe oder durch beides zugleich, wie bei der Blutbuche. Im ganzen sind die akklima-

Digitized by Google

tisirten Bäume wohl am geeignetsten zu einer architektonischen Darstellung.

Die Belebung eines Gartens durch Wasser hat man zu allen Zeiten zu schätzen gewußt und künstlich geschaffen, wo und wie die Verhältnisse es zuließen. Im architektonischen Garten kann es sich unter den verschiedensten und gebundensten Formen darstellen, als Bassin, als Teich, als Springbrunnenanlage, mit oder ohne Skulptur. Wie weit sich deren Wirkung erstrecken kann, davon geben die Gärten Lenôtres ein Beispiel. Die Verwendung des Wassers in seiner fortlaufenden Steigerung ist, wie sie darthun, zugleich charakteristisch für deren größere oder geringere Ausprägung. Auch an dem antiken Garten der Römer ist es zu erkennen. Im Naturgarten, wie man den landschaftlichen wird nennen dürfen, muß das Wasser sich in einer scheinbar durch die Natur gegebenen Form darstellen, als Kaskade stürzen, als Bach oder Fluß fließen, als Teich sich ruhig ausdehnen. Hierbei kann man auf mannigfache Art helfend eingreifen, dem durch eine zu geringe Breite und Tiefe beeinträchtigten Wasserspiegel sein Recht zurückgeben, oder durch die Art der Anpflanzung den Effekt der Beleuchtung leiten und erhöhen. Wo eine starke anhaltende Strömung den Lauf des Wassers unaufhaltsam macht, ist nach dem Ausspruch der Fachleute die Anlegung eines Wehres oft nicht weniger wichtig, als die Anlage eines Luxusgebäudes und mit wenig Kosten und Mühe verknüpft. Eingemauerte Steine können das Wasser aufwärts sprudeln machen. Felsgestein kann dieselben Dienste verrichten und eingelegte Röhren können den Strahl verstärken. Die Anwendung von Felsgestein erscheint im Flußbett darum am naturgemäßesten, weil Wassergewalt es am ehesten zusammen zu werfen scheint. Man hat zugleich den Vortheil, die einzelnen Schichten und zerrissenen Adern nicht in Zusammenhang bringen zu müssen, die Verbindung beider Arten von Gärten macht einen langsamen Uebergang von einem zum andern nothwendig. Die Blumen müssen zurück und die Bäume hervortreten, die zu Gruppen verdichteten Sträucher gehen in die der Bäume über, deren Stellung je weiter entfernt, je geschlossener wird. Es wird darum empfohlen, im Uebergange ausländische Bäume zu verwenden und einheimische in Gruppen folgen zu lassen. Die Stufen und Terrassen wandeln sich in rasenbedeckte Böschungen um.

Eines der wichtigsten Elemente des Naturgartens ist die Perspektive, welche immer von dem Hauptgebäude, als der Achse des Ganzen, abhängig sein muß. Nur von der Peripherie aus hat sie die Freiheit, sich in zwanglosen Richtungen ergehen zu dürfen. Doch wird der den gemischten Garten umgebende Baumgürtel nicht in jedem Falle umfangreich genug dazu sein.

In enger Verbindung mit ihr steht das malerische landschaftliche Element, das gleichfalls sorgfältig beachtet sein will. Es stellt den Gärtner auf die Stufe des Landschaftsmalers, ohne ihn aber der Vortheile desselben theilhaftig zu machen. Der Maler schafft nur für einen Augenblick und kann in demselben die Beleuchtung sowie die Gegenstände von seinem Belieben abhängig machen. Der Gärtner aber muß sie entgegennehmen und obendrein mit ihrem beständigen Wechsel rechnen. Was sich ihm versagen will, muß er mit den Hilfs-

Digitized by Google

mitteln der Natur hineinkomponiren. Baumgruppen gelten hierbei schattengebend und Rasen lichtgebend. Denn mit Hell und Dunkel Licht und Schatten zu erzielen, ist seine Aufgabe. Dabei ist das Wechseln in den Farbenskalen nicht bedeutungslos. Ein Kriterium des Geschaffenen ist die Darstellung unter dem Einfluß des Sonnen- und Mondlichtes, des aus Wasser emporsteigenden und es einhüllenden Nebels, die Schöpfungen Lenôtres sind gerade um der magischen Art willen, in welcher sie in jeder Beleuchtung erscheinen, noch heute von unerreichter Bedeutung. Von ihnen sagt der oben erwähnte Kunstschriftsteller:

„Wer Sinn für künstlerische Effekte hat, wird sich dem mächtigen Eindruck nicht entziehen können, bei Tage wie bei Nacht, wenn die hohen Wände ihre tiefen Schatten über die Wege werfen, die breiten Flächen im Sonnenlicht erglänzen und die rauschenden Gewässer sprühen und blitzen, und ihre zerstäubenden Tropfen allüberall in den Farben des Regenbogens funkeln; wenn der Mondeszauber mit seinem Dunst und Dämmer den Garten einhüllt, ein ungewisses Zwielicht über die Perspektiven schwankt, die weißen Marmorgestalten geisterhaft schimmern im Dunkel ihrer Nischen, und die Brunnen statt zu rauschen, schlafen und schweigen in der Sommernacht."

Gestattet es die Bodenbeschaffenheit der Gegend des landschaftlichen Gartens, so ist die Anbringung von Felspartien oft sehr lohnend, deren richtige Zusammenstellung aber eine schwierige ist. Am richtigsten ist es auch hier wohl, den Anschein einer revolutionären Zusammenhäufung hervorzurufen. Erleichtert wird es dadurch, daß sich in Gebirgsgegenden Felsblöcke oft schon wenige Fuß unter der Oberfläche finden, darum, so räth Pückler-Muskau an, forsche und trachte man, gefundenes herbeizuschaffen und in allzuschroffe Berghänge eingraben zu lassen und mit Erde zu bedecken; geschieht das in geeigneter Weise, so ruft man den Anschein hervor, als sei der Felsen im Laufe der Zeit durch Regengüsse bloßgelegt worden.

Durchaus nicht gleichgiltig ist die Auswahl der Ruhesitze, Brücken 2c. Im architektonischen Garten derartiges aus Baumwurzeln oder Stämme anzubringen, ist ein Unding. Selbst im landschaftlichen Garten dürfen sie nur als eine veraltete Reminiscenz ohne wahren Werth gelten. Auch hier soll der formale Ausdruck maßgebend sein. Sie entstammen der Periode der Naturnachahmung, in welcher man in derartigen Dingen nicht genug thun konnte.

II.

In dem vorhergehenden Artikel wurden allgemeine Andeutungen gegeben, welche für den Durchschnittsgarten nicht immer passend gewesen sein mögen, und darum sollen jetzt einige Winke folgen, welche die nächste dekorative Umgebung des Hauses betreffen, die nicht immer so viel Beachtung findet, als sie beanspruchen darf, und es schon um der Hausbewohner willen wünschenswerth erscheint. Man übersieht, mit welchem geringen Aufwande von Zeit und Kosten oftmals ein günstiges und wohlthuend wirkendes Resultat geschaffen werden kann, mit welchen unseren erregten Sinnen und Nerven durch eine harmonische Umgebung ein Theil wenigstens ihrer Kraft zurückgegeben wer-

Digitized by Google

den kann, welche sonst das Leben jeden Tag von neuem absorbirt. Ohne eine gewisse Kenntniß der Form und Farbengesetze ist dies aber nicht zu erreichen. Werden sie doch selbst im Hause oftmals verletzt.

Nicht jedes Haus hat als Anschluß einen Garten, ist dagegen oftmals in der Lage, diesem Mangel durch eine Verschönerung seines Hofes abzuhelfen. Wäre es auch nur durch die Errichtung einer Laube aus Heckengezweig oder besser Schlinggewächs, welches, geht es nicht anders, in Kübeln gezogen wird. Selbst ganze Laubgänge können mit diesem Material hergestellt werden, und bieten den Vortheil, die oft wenig erquicklichen Außenmauern dem Blick zu verhüllen, oder ihn wenigstens abzulenken, einen fremden Einblick zu wehren und bei ungünstigem Wetter eine etwas zum wenigsten geschützte Wandelbahn zu bieten. Zu ihrer Herstellung bedarf es nur eines einfachen, selbstständigen oder an eine Mauer sich lehnenden Holzgerüstes; zu welchen Wirkungen derartige Laubgänge erhoben werden können, lehren heute noch manche Gärten des Rokoko. Wilder Wein, Kletterrosen, Gaisblatt, Epheu sind ein geeignetes Material.

Ein zweites, von Jäger empfohlenes Motiv ist das griechisch-römische Perystil, dessen Uebertragung in unsere Verhältnisse nur geringe Modifikationen erfordern, welche zum Theil noch Geschmack und Mittel des Besitzers bedingen. Es ist sich von den Zeiten seines Entstehens an in seiner Form treu geblieben. Die Araber nahmen es an und die Geistlichen sahen darin das Vorbild ihres Klostergartens.

Die von Rasen (oder auch Epheu) umgebene Brunnenlage als Mittelpunkt, die Fortsetzung oder Begrenzung der Arkaden durch Schlinggewächs, ein hinter den Pfeilern oder wo es räthlich erschien, angebrachtes perspektivisches Wandgemälde, das die Aussicht abschloß oder erweiterte, dies waren die Bestandtheile, aus denen das Perystil sich zusammensetzte. Das Gemälde würde in unserem feuchten und rauhen Klima oft einer Erneuerung bedürfen und deshalb eine kostspielige Anlage werden. Auch die antiken Säulengänge werden sich selten finden und müssen also durch eine Holz- oder Steinarchitektur ersetzt werden.

Eine derartige Anlage wird an Reiz gewinnen, wenn sie eine Aussicht in den eigentlichen Garten zuläßt, den alsdann ein Gitter abzuschließen hat. Man kann ihr eine Erweiterung geben durch die Einfügung von Beeten in das Mittelparterre, falls seine Größe es gestattet oder sonst an geeigneten Plätzen innerhalb des farbigen Sandes. In der Form und in den Farben, welche sie vertreten, müssen sie mit dem Hause zusammentreffen. Niemals dürfen sie den breit verlaufenden Weg unterbrechen, daß es störend wirkt. Die innerhalb der grünen Fläche gelegenen Beete haben den Vortheil voraus, nicht so sehr einer Verbindung zu bedürfen; das Grün schafft eine vollständige Unterbrechung und hebt schon in geringer Entfernung die Beziehungen der Beete zueinander weit mehr auf, als es bei in bloßes Erdreich gesetzten der Fall ist. Selbst eine farbige Sandfläche vermag diesen Vorzug nicht gänzlich zu ersetzen.

Die Anlage eines solchen Gartenhofes ist eine vorzugsweise dekorative und deshalb dominiren die Farbenwirkungen. Gerade hier, so weit es den unmittelbaren Anschluß an das Haus betrifft, werden

Digitized by Google

die meisten Sünden begangen, gleichviel ob aus Gleichgiltigkeit oder aus Unkenntniß. Im Zimmer läßt man den Epheu eine Wand bedecken, deren Farbe ihn bei guter Beleuchtung nicht abstechen macht, während eine schlechte ihn gänzlich zu verschlucken scheint; an die Außenseite fügt man zum grauweißen Kalkbewurfe weiße Blüten, setzt also eine negative Färbung gegen die andere, oder verbindet durch blaue Blüten zwei kalte Farbentöne. Eine Zusammenstellung von Roth und Gelb ist ebenfalls nichts seltenes. So werden also entweder grelle Disharmonien geschaffen oder gegen die Perspektive gesündigt. Zur Verminderung solcher Mißgriffe bedarf es, wie gesagt, einiger Farbenkunde, den drei Urfarben, Roth, Blau, Gelb stehen die drei Ergänzungsfarben Grün, Violett, Orange gegenüber und zwar in der Stellung:

	Roth	
Violett		Orange
Blau		Gelb
	Grün.	

Eine jede Mischfarbe ist aus den Urfarben entstanden, zwischen denen sie steht, also Orange aus Gelb und Roth 2c. Verbindet man eine Urfarbe mit seiner komplimentären, Blau mit Orange, Violett mit Gelb, Grün mit Roth, so hat man jedesmal den ganzen Farbenkreis erschöpft und für das Auge eine beruhigende und abgeschlossene Wirkung erreicht. Am höchsten prägt sich dies in den in der Natur beliebten Zusammenstellungen von Grün und Roth aus, denn hier berühren sich zwei Extreme. Beide Farben stehen im Mittelpunkt der Licht- und Wärmedurchmesser. In Violett und Gelb vereinigen sich die beiden Licht-, in Blau und Orange die beiden Wärmepole, es ist nach dieser Seite hin also kein Gegensatz vorhanden. Aus den Eigenschaften, welche den Farben beiwohnen, ergeben sich andere Resultate, Gelb besitzt den höchsten Licht- und Violett den höchsten Schattengrad. Orange besitzt die meiste Wärme und Blau die geringste. Will man also über den einfachen Zweiklang hinweg zu komplizirteren Wirkungen übergehen, so muß man auf eine Abstufung dieser Grade Bedacht nehmen. Dabei ist ein Grundgesetz, daß die quantitativ am meisten verwendete Farbe die qualitativ geringste sein muß.

Damit ist das für den Garten wichtige Gebiet der Grundirung aufgeschlossen, was hier schon durch farbige Wege und Rasen vertreten wird, der Gartenkünstler größeren Stils besitzt außerdem in der Luft ein Ausfüllungsmittel, das den etwaigen Kontrast unterbricht und alles für sich bestehen macht. Dem Maler dienen hierzu Weiß und Grau, mit denen er die Luft darstellt. Grün, Roth, Braun sind die Farben, welche der Kunsttechnik und auch dem Gärtner ein willkommenes Mittel sind. Gehört die Grundirungsfarbe den Schatten an (auch Braun thut es), so sind dunkle, gesättigte Nüancen anzurathen, andernfalls aber, z. B. bei Roth, lichte und leichte. So ist Gelb alles, aber nichts in dunkler oder gar unreiner Wiedergabe. Der Effekt des Roth ist von der ihm nächsten Farbe abhängig. Neben Gelb erscheint es herausfordernd, Blau theilt ihm von seiner Kälte

Digitized by Google

mit, neben Schwarz und Weiß stellt es sich am kräftigsten dar. Letzteres scheint ihm um des beiderseitigen Zusammenhanges mit dem Lichte willen am nächsten zu stehen. Blau erscheint leicht zurückgedrängt und fordert schon um deswillen eine kräftige Nüance. Weiß markirt seine Leblosigkeit. Fügt man sie zusammen, z. B. weiße und blaue Rankenblüten, so sollte eine dunkle Unterlage, eine Säule oder derartiges einen Dreiklang schaffen, der überhaupt den Vorzug verdient.

Die Unkenntniß der Perspektive oder ihre Nichtbeachtung führt ebenfalls zu manchen Unzulänglichkeiten. Was in der Nähe von bester Wirkung sein würde, löst sich in nichts auf, weil es in einer Entfernung von vielleicht zwanzig Schritt wirken soll. Auch der Mangel eines geeigneten Hintergrundes, eine unkräftige Form der Blätter und Stengel, die gegen den Horizont hin verschwimmende Blüte, wie z. B. die der Scabiose im freien Felde, kann hiervon die Ursache sein. Blau und Violett stellen mehr oder weniger die beginnende Trübung dar und müssen also in der Nähe oder in gewisser Masse verwendet werden. Auch die Form fordert, daß man sie beachte. Was in der Nähe flach ist, darf es nicht auch in der Entfernung sein und verlangt einen erhöhten Platz oder Mittelpunkt. Ein Blumengarten, welchem der Rasen mangelt, bedarf eines solchen überhaupt. Die getroffenen Einrichtungen sind auf solchen Wirkungen hin am besten von der Höhe aus zu prüfen, etwa dem Fenster eines Hochparterre. Andere unparteiische Formprüfungen können im Hause durch den Spiegel und im Freien durch einen Wasserspiegel geschehen. Unerbittlich wird dadurch jede Lücke und Unregelmäßigkeit aufgedeckt. Auch der Maler bedient sich mit Erfolg des Spiegels.

Zum Schlusse sei zwei bedeutungsvoller Pflanzen gedacht, der Rose und des Epheus, welcher Jäger in seinen Werken eingehend gedenkt. Erstere braucht einen windgeschützten Platz und feuchten, kräftigen Boden. Sie ist leicht zum Gedeihen gebracht. Eine übermäßige Hitze kann sie zum raschen Verblühen bringen. Hat man nur einen besonders schattigen Platz zur Verfügung, so ziehe man kräftige Sorten vor. Bei wiederholt blühenden Sorten gilt die Herbstblüte als die schönste. Im landschaftlichen Garten läßt sich der Rosenstrauch zu vortheilhaften Gruppen verwenden. So die Rosengruppe, welche von oben herab betrachtet sein will. Besteht sie aus hochstämmigen Pflanzen, so gebe man ihr durch eine Rosenhecke einen wirksamen Abschluß, um die kahlen Stämme dem Anblick zu entziehen. Pflanzt man sie einzeln, auf Plätzen und am Wege, nahe der Betrachtung, so sollten sie nicht über Kopfhöhe hinausragen. Von gerühmtem Effekt ist die Rosenpyramide, welche bisher wenig gekannt scheint. Sie eignet sich am besten für den landschaftlichen Garten. Man kann den Strauch einen alten Baumstamm hinanleiten und von oben auf den Boden fallen lassen oder ihn durch drei aneinander gerückte Pfähle ersetzen, an welche man Zapfen anbringt, oben von 8 bis 12 Zoll und unten von 1 bis $1^1/_2$ Fuß Länge, von denen alsdann die Zweige und Blüten herabhängen und die Pfähle verbergen. Soll diese Pyramide in der Form wirken, muß man die Farbe der Blüte beachten, in der Nähe aber deren Form.

Digitized by Google

Auch der Epheu macht seine Verwendung ohne großen Aufwand von Mühe zu einer dankbaren. Die beabsichtigte Form erhält er stets erst, wenn er nach seiner Anpflanzung junge Triebe angesetzt hat. Die alten lassen eine Umformung nicht mehr zu. Nach einiger Zeit wird er holzig, blättert ab, strebt aufwärts und muß alsdann erneuert werden. Seit Einführung der Teppichbeete gilt er als treffliches Verbindungsmittel, sei es zur Bildung einer ganzen Fläche sei es, um sie zu begrenzen. Auch als schmalstes Einfassungsband ist er noch verwendbar. Natürlich sind dann die kleinblätterigen Arten zu verwenden.

Digitized by Google

Auch ein Sünder.

Von Otto von Leitgeb.

In der Rue Yvêque steht ein kleines Kaffeehaus höchst unscheinbaren Aussehens. Aber der Platz hat vor allen anderen der benachbarten Gassen den großen Reiz voraus, daß da einige Bäume stehen, die freilich, da sie zwischen vielen Gasleitungsröhren in einem trockenen, staubigen Boden wurzeln, alle Mühe haben, sich am Leben zu erhalten, und dem entsprechend, wie alles, daß so mühsam eine karge, schlechte Nahrung erringt, ein kränkliches, daseinsmüdes Aussehen zur Schau tragen. Aber nichtsdesto weniger sind es Bäume, und der Pariser, ob er nun im Quartier Saint Germain oder in der elendesten Gasse von Saint Antoine wohne, schwärmt für Bäume. Für die Bewohner der Rue Yvêque gab der karge grüne Schmuck dem Kaffeehause einen fast so großen Reiz, vielen andern die stolzen Baumreihen des Boulevard des Italiens oder in den Champs Elysées. Das Geschäft hatte so lange den Namen „Café Allemand“ geführt, bis einmal auch durch diese Gasse eine Schaar betrunkener „Patrioten“ kam. Die Aufschrift reizte sie, man soll mit den heiligen Gefühlen der Nation nicht spaßen, sie schlugen dem armen kleinen Laden die Fenster ein und zertrümmerten zum Ueberflusse noch die paar blinden Spiegelscheiben, die dem dürftigen Raume zum Schmucke dienen sollten. Monsieur Berton rang die Hände, mußte aber doch den Schaden wieder gut machen lassen, nur ließ er vor allem das „Café Allemand“ der Tafel schwarz und dick überstreichen und ein paar Tage später stand an jener Stelle mit grell weißen Buchstaben „Café de la Paix“. Den Namen führt es seither ungestört fort, zum Trotze seines großen Kollegen auf dem Boulevard des Italiens. In der Rue Yvêque wohnte eine ganze Anzahl von „Prussiens“. Aber sie waren sämmtlich Arbeiter und zwar von der ärmeren Sorte, und da sie sich um Politik nicht kümmerten, nichts besaßen und gerade so hungerten, wie ihre französischen Brüder, ließ man sie in Ruhe. Beinahe alle hatten schon vor dem Kriege da gewohnt. Als die Ausweisung der Deutschen gekommen,

Digitized by Google

waren sie mit all ihrer werthlosen und für sie doch so unendlich werthvollen Habe fortgezogen, später aber treu wiedergekommen in die alten, gewöhnten Nester mit all ihrem Elende, ihren Entbehrungen und Alltagssorgen. Dem Reichen ist es unfaßbar, wie man ein Heim lieben könne, aus welchem einen nichts anblickt, als ordinärer, hohläugiger Hunger und alle Dürftigkeit niederer Armuth; aber es war das Heim dieser Leute!

Am Feierabend versammelte sich in dem kleinen Kaffeehause stets eine Anzahl von diesen Deutschen.

Die kleine Mignon, welche die Gäste bediente, kannte sie alle schon seit einiger Zeit. Es waren meist verheiratete Leute. Nur von einem wußte sie, daß er keine Frau habe, nur eine Schwester, die mit ihren Stickereien und Näharbeiten fleißig zum Haushalte beitrug. Das war Monsieur Paul Lobracht von der großen artistischen Anstalt drüben, wo die schönen Lithographien, Kupferstiche, Oeldrucke und sonst noch vieles angefertigt wurde.

Mignon hatte eine gewisse Vorliebe für Monsieur Paul, trotzdem sein kränklich blasses Gesicht nicht sehr hübsch war, aber er hatte schönes blondes Haar, ausdrucksvolle blaue Augen und ein Wesen, das sich durch einfachen Anstand von dem der meisten andern Besucher des Café de la Paix vortheilhaft abhob.

Nach und nach war es Paul Lobracht zur Gewohnheit geworden, abends ein Stündchen bei Monsieur Berton zuzubringen. Es geschah nicht unabsichtlich, daß dies meist zu einer Zeit war, wo die andern Stammgäste daheim ihr Abendbrod verzehrten, und da Mignon deshalb am wenigsten zu thun hatte, setzte sie sich öfter an seinen Tisch und plauderte ihm dann in ihrer leichten, lebhaften, sprudelnden Weise hunderterlei bunt durcheinander gewirbelte Dinge vor, bis ihm auch dies zur Gewohnheit geworden war.

Wenn seine Bekannten früher manchmal über sein stilles Wesen gutmüthig gespöttelt hatten, hatte er es immer ruhig aufgenommen und mit ähnlichen Scherzen erwidert. Und wenn die Gäste mit Mignon scherzten, hatte er es früher nie sonderlich beachtet.

Jetzt ärgerte es ihn, wenn man sich die alten, harmlosen Späße mit ihm erlaubte und saß Mignon nicht gerade an seinem Tischchen, dann mußte er sie fortwährend beobachten, wie sie von einem Gaste zum andern ging. Scherzte man dann mit ihr, so stieg es ihm heiß in Stirn und Wangen, und es war ihm eine Qual, ruhig an seinem Tischchen zu sitzen, als sei er wirklich nur wegen des Glases Wein gekommen, das vor ihm stand.

Wie oft ward roh mit Mignon gescherzt, von halb trunkenen, wüsten Leuten! Da war es ihm stets, als müsse er aufspringen und den Beleidiger ins Gesicht schlagen!

Was war über ihn gekommen?

Sein ganzes Wesen war so unruhig, erregt. Liebte er Mignon? Liebte sie ihn?

Wenn er dann heimkam, war ihm manchmal, als müsse er Martha alles sagen, als würde ihm wohler zu Muthe sein, wie wenn alles so verschwiegen und vergraben in ihm läge. Aber immer wieder konnte er den rechten Anfang nicht finden, und die Worte blieben ungesprochen.

Digitized by Google

Er wußte, wie ungern Martha ein öffentliches Lokal betrat, aber er machte ihr doch den Vorschlag. Martha zögerte, doch sie fürchtete, ihm eine Freude zu verderben, und so trat sie mit ihm ein.

Da war Mignon und bald kam sie auch und lernte Pauls Schwester kennen.

Nie noch war ihm Marthas Wesen so schlicht, so einfach erschienen. Ja, fast eckig und unbeholfen kam es ihm vor, gegen Mignon, die sich so ungezwungen, so sicher benahm und ihm in jeder Bewegung wie in jedem ihrer Worte wie eine Dame erschien. Und Martha war hübsch — aber Mignon war schön, engelsschön!

Mehr als sonst schien ihm, alles Feuer, das in seinem Innern, langsam genährt, emporloderte, müsse aus seinen Blicken brechen. Was konnte es anders sein?

Das alte und immer neue Lied: er liebte Mignon! Er liebte sie!

Und wenn er, auf dem Heimwege, immer und immer dies eine Wort in seinem Innern vernahm, fühlte er, wie seine Wangen sich rötheten, wie die eines Knaben. Einsilbig ging er neben Martha her und bemerkte es kaum, wie schweigsam auch sie selbst geworden.

Und als sie langsam die vielen, engen, holprigen Treppen emporstiegen, fragte er sich zum hundertsten Male: sollte er ihr jetzt nicht alles sagen, alles?

Das Wort aber war ungesprochen, als sie ihm gute Nacht wünschte. Sein Blick traf den ihren, und vor diesem Blicke schlug er die Augen nieder.

Sie wußte es ja!

Martha wußte es. War es möglich, daß Paul, ihr Paul, dies Mädchen liebe, das so gar nichts von all' dem hatte, was er sich sonst wünschte?

Alle Gedanken, die ihr darüber im Kopfe kreuz und quer zusammenkamen, ließen sie an jenem Abende lange nicht den Schlaf finden.

Von Politik ward im Kaffeehause selten gesprochen. Monsieur Berton verstand es so gut, dies gefährliche Thema von seinen Gästen fern zu halten, denn die Arbeiter waren Franzosen oder Prussiens, aber sie durften beileibe nicht hier bei ihm aneinandergerathen. Denn das hätte dem Geschäft einen schönen Schaden zufügen können! Und mit Rücksicht darauf kannte Monsieur Berton absolut keinen Unterschied der Nationen. Er war so friedliebend.

Aber es giebt ein anderes Thema, in welchem die Arbeiter aller Nationen vergessen, daß verschiedenes Blut in ihren Adern rollt; es giebt eine große Republik, die jene Unterschiede ganz und gar verschwinden macht, wo jeder sich Bruder fühlt dem gegenüber, an welchen seine Schulter stößt, dem er die schwielige Hand drückt. Und sie zählt so viele, viele Millionen in ihrem Verbande, es ist der größte Staat der Erde: Die Republik der Armuth.

Da kamen manchmal ganz hochverrätherische Themen zur Sprache und wurden laut und leidenschaftlich diskutirt, besonders, wenn der petit vin und der Absinth ein paar Köpfe tüchtig erhitzt hatten. Und bei Monsieur Berton konnte man sich ohne Angst vor Denunciation aussprechen. Das hätte dem Geschäfte einen schönen Schaden machen können! Nein, er war diskret und treu wie Gold.

Digitized by Google

Es ist so berauschend, so verführerisch für die Armen und Elenden, von Reichthum, Ueberfluß, Luxus und Verschwendung zu reden, von dem Blutsauger „Kapital" und dem Lastthiere „Arbeit", von Menschenrecht und Menschenfreiheit. Liberté, Égalité —! Das steigt manchem wie Opiumdünste zum Gehirn, so erregend, so verwirrend.

Paul Lobracht nahm an solchen Disputen am regsten Theil. Er hatte sich aus Büchern und Zeitschriften so manche Kenntnisse gesammelt, so manchen Versammlungen beigewohnt, wo man den Arbeitern ihr ganzes Elend, das sie Tag für Tag durchlebten, zerhackt, analysirt, klassifizirt, wie durch ein Vergrößerungsglas vorgeführt hatte. Bei der Arbeit, am Zeichentische, im Montirsaale, oft, überall trieben und keimten die Ideen in seinem Hirn. „Arm und Reich", „Kapital und Arbeit", Gleichberechtigung, Sozialismus! Manchmal, am meisten wenn er so des Abends mit den Kollegen sprach, da gähnte jener Unterschied, jene Kluft am weitesten vor ihm: „Arm und Reich". Und die Kluft selbst, die abgrundtiefe, war das quälende: Warum? — Warum da, auf der einen Seite Ueberfluß, Luxus, Müssiggang, und dort drüben Mangel, Elend, Helotendienst?! Wenn Mignon sich früher zu ihm gesetzt hatte, dann hatte er sich von dem Tische, wo so lebhaft, so erregt diskutirt ward, gerne ferngehalten. Aber jetzt, jetzt! Es war in den letzten Wochen so vieles in ihm anders geworden. Es genügte ihm nun nicht mehr sie zu sehen, zu sprechen, ihre Hand zu drücken. Er mußte weiter in die Zukunft denken. Wenn er etwas, etwas von all den Schätzen von Paris sein eigen hätte nennen können! Wenn sie sein hätte werden können, sein Weib, ohne daß die Sorge wie ein finsterer Geist über ihnen lagerte! Sein! — Die paar hundert Francs, die er sich langsam zusammengespart, machen so wenig aus, und Mignon hatte so gar nicht das Wesen zu einer Arbeiterfrau, paßte so gar nicht in seinen Kreis hinein. Sie mußte besseres, glänzenderes haben, sie verdiente es.

Unter Pauls Freunden war besonders einer, der Einfluß auf ihn übte, der ihm imponirte. Das war der riesige Chambal, Aufseher in den Kohlendepots des gare du midi, eine Hünengestalt mit einer Stentorstimme. Er kam oft des Abends, die blaue Bluse von Ruß und Kohlenstaub beschmutzt, die Hände ungewaschen, das Gesicht so geschwärzt, daß das Weiße der dunklen, lebhaften Augen fast unheimlich herausleuchtete.

Chambal begleitete Paul oft nach Hause. Er hatte ihm immer noch etwas „ganz Privates" mitzutheilen von Zeitschriften, Vereinen, Versammlungen. Paul müsse sich mehr an solchen betheiligen, er müsse Mitglied dieses oder jenes Vereins werden. Das sei unumgänglich nöthig.

„Es wird die Zeit kommen, mein Freund, wo wir eine andere Rolle spielen werden, als jetzt!"

Aber eines Abends, als sie wieder gemeinsam den Laden Monsieur Bertons verlassen hatten, schlug Chambal nicht den gewöhnlichen Ton an, sondern nachdem sie eine Zeit lang schweigend nebeneinander gegangen, legte der Hüne seine wuchtige Hand auf Pauls Schulter und sagte:

„Höre, mein Freund, wie steht's mit Dir? Mir scheint, Du bist auf dem besten Wege Dich in die Kleine dort zu vernarren, he?"

Paul war sehr betroffen durch diese plötzliche Frage.

„Wie kommst Du darauf?" fragte er zurück.

„Nun, man hat ja Augen im Kopfe; man macht so seine Bemerkungen", entgegnete Chambal.

„Warum sollte ich mich nicht in Mignon „vernarren", wie Du sagst?"

„Ah, mein Freund!" sagte der Hüne. „Wir scherzen alle mit ihr, aber um sich in sie zu vernarren — zum Teufel! Das könnte keiner von uns brauchen! Haha! Du kannst doch nicht gar so grün sein, Paul, wie? Du bist doch ein Pariser Kind. Sapperment, wie solltest Du so schlecht sehen, wie eine Blindschleiche!"

„Was meinst Du?" fragte Paul.

„Was ich meine? Bon Dieu, es ist ja die Möglichkeit, daß der Mensch so wenig sieht, wie eine Blindschleiche! Nun, ich meine, daß Mignon eine ganz nette kleine Cocotte ist, nichts anderes!"

„Chambal!"

„Nun?"

„Du sollst sie nicht beleidigen, diese Mignon."

„Eh, wie Du willst, mein Freund. Aber erlaube mir zu lachen, recht viel zu lachen! Du bist noch jung; nun mach' was Du willst! Was geht's mich an!" Der Riese schüttelte sich vor Lachen und wünschte dann Paul bald eine gute Nacht. Er hatte keine Ahnung, was für eine Unruhe er in die Brust des Kameraden gepflanzt hatte. Mignon, seine Mignon!

Es war lächerlich, es war unmöglich. Und wenn Chambal sonst nicht ein so guter Kamerad wäre, so hätte er geglaubt, er thue es ihm mit Vorbedacht an! Oder hatte der Freund doch eine bessere Welt- und Menschenkenntniß als er?

Unmöglich! Unmöglich!

Er konnte, er wollte, er durfte es nicht glauben. Nie!

Und wenn die ganze Welt es ihm sagte! — — Als er am nächsten Morgen, auf einen Sprung nur, in das Kaffeehaus kam, war Mignon nicht da. Sie kam auch nicht, und Monsieur Berton bediente seine Gäste selbst. Er ersah einen Augenblick, wo er unbeobachtet zu Paul sprechen konnte. Es war gar nicht hübsch, daß er diesem jungen Manne eine Botschaft ausrichtete, aber die „arme Kleine" hatte ihn so gebeten; auch mußte man für vieles, dem Geschäfte zu Liebe, ein Auge zudrücken. Außerdem war Monsieur Berton einer der gefälligsten Menschen, die man in Paris finden konnte. Sicherlich! Er fühlte das.

„Monsieur Paul, denken Sie mein Malheur! Mignon ist erkrankt, nicht ernstlich zwar, aber doch so, daß sie nicht kommen konnte. Wenn Sie die Güte hätten, das arme Kind zu besuchen? Ich glaube sie wünscht Ihnen eine Mittheilung zu machen. Sie hat mich gebeten, dies auszurichten. Noch ein Gläschen gefällig, Monsieur Paul?"

Am Feierabend erst durfte Paul daran denken, Mignon aufzusuchen. Die Dämmerung war noch nicht über die Riesenstadt herab-

Digitized by Google

gesunken. Es war jene poetische Stunde zwischen Sonnenuntergang und Anfang der Nacht, die große Stunde, wo viele Tausend Arbeiter aus den Fabriken, aus den Depots, aus den Magazinen heimkehren, schaarenweise, plaudernd, lachend und in so eiligem Schritte, um keine der kostbaren freien Minuten zu verlieren. Da sind Gruppen von Männern. Die jungen eilen weit voran, dann kommen die älteren nach, zuletzt die Alten, Schwachen, die nicht mehr so rasch gehen können. Dann wieder Weiber, junge und alte, und Kinder, so zarten Alters, daß es eine Barbarei dünkt, sie eine Arbeit verrichten zu lassen in der schweren, mephitischen, ungesunden Dunstluft der Fabriksräume. Und doch sind diese Händchen so fleißig, den ganzen Tag über bei der Arbeit, führen die Fäden, knüpfen Knäule, füllen Zündhölzchen in die kleinen, bemalten Schachteln, drehen Düten, kleistern Etiketten auf Kisten, Körbe, Flaschen. Und bei dem allen muß das Kind aufmerken, sonst thut es einen Fehlgriff und es hat eine entsetzliche Angst vor der harten, schweren Hand des Aufsehers! Es muß fortwährend aufmerken und thut es in einer scheuen, ängstlichen, fast gemarterten Art, die sich bald fest in die kindlichen Züge einprägt und nicht mehr zu verwischen ist. Aber jetzt gehen sie alle heim, Väter, Mütter, Kinder und überall hört man heiteres Geplauder, Scherzen und Singen.

Zwischen diesen Schaaren, aber rascher als alle, eilt auch Paul hin. Er soll zu Mignon, sie sehen, sie sprechen, ihre kleine Hand drücken, küssen — ach, der Gedanke giebt ihm Flügel. Wie sehnt er sich immer nach Mignon!

Endlich hat er das Haus gefunden. Es liegt in einer ruhigeren, distinguirteren Straße, er wundert sich, daß Mignon hier wohnt. Hier können die Wohnungen nicht mehr so billig sein, wie in der bescheidenen Rue Yvêque. Aber er steigt die Treppen hinan. Im dritten Stockwerke soll es sein. Eine grinsende alte Frau öffnet ihm. Wohnt sie hier? Die Alte beantwortet seine Frage mit noch stärkerem Grinsen und einem Nicken des grauen Kopfes, der halb mit einem grell geblümten Tuche umwunden ist. Ja, sie wohnt hier. Sie hat also seine Frage verstanden, trotzdem er — wohl infolge der vielen Treppen — schwer athmete. Sie weist ihm eine Thüre und zieht sich dann, freundlich grinsend, zurück.

Bevor Paul klopfte, öffnete sich die Thür von drinnen und ein großer, elegant gekleideter Herr trat heraus. Er hatte einen langen, dunklen Schnurrbart, ein breites Kinn und ganz helle, scharfblickende Augen. Einen Augenblick sah er Paul erstaunt an, dann machte er einen kräftigen Zug an seiner stark duftenden Cigarrette und ging, ein Liedchen pfeifend, die tönenden Holztreppen hinab.

Paul hatte die Begegnung verwirrt, erstaunt zurückgelassen. Kam der elegante Herr von Mignon? — Was hatte Chambal — o, pfui! — Er entschloß sich kurz und klopfte. Niemand rief herein, auch nicht als er das Klopfen wiederholte. Endlich öffnete er leise die Thüre. An der gegenüberliegenden Wand sah er auf einer Ottomane Mignon ruhen, sie hatte eine leichte, weite Hausrobe an, stützte den Kopf auf einen Arm und lag mit geschlossenen Augen. Jetzt aber blickte sie auf, erkannte Paul und that einen leisen Ausruf.

„Ah, mein Freund, Du bist es?"

Digitized by Google

„Ich, Mignon, ich wollte sehen, wie es Dir geht. Aber sage mir zuerst, wer war der Herr, der eben fortging?"

„Ah, der Große, nicht wahr?" rief Mignon lebhaft. „O, es war der Arzt, ich mußte ihn rufen lassen, ich hatte so entsetzliche Kopfschmerzen."

Im Zimmer war noch eine Wolke von dem duftenden Cigarettenrauche des Doktors zurückgeblieben.

„Wird Dir der starke Geruch nicht schaden, Mignon?"

„O, nein, nein", rief sie, „ich habe ihn so gerne!"

Er sah sich in dem Zimmer um. Es war viel hübscher, als er sich Mignons Wohnung vorgestellt hatte. Da stand ein nettes Bett, mit hübschen Decken, an der Wand neben dem Fenster die Ottomane, dort ein Tischchen mit kleinen Vasen und Fläschchen und einem Glase, in welchem ein frischer Blumenstrauß stak. In den beiden Fenstern standen auch Blumen und ein Kanarienvogel hatte sein Bauer in einem derselben. Und von den Fenstern sah man in einen hübschen, ziemlich großen Garten hinab. Er gehörte zwar nicht zum Hause, aber der Duft von Jasmin und Rosen und Nelken, das Zwitschern der Vögel und die gute Luft des Gartens strömten wohlig hinauf in alle Stockwerke.

Und hier saß er bei Mignon! Ja, er war wirklich bei ihr, so nahe, daß er ihren warmen Athem an seiner Wange spürte, daß er seine Hand nur ein wenig auszustrecken brauchte, um die ihre zu ergreifen.

„Ach, mein Freund, wie habe ich mich auf Deinen Besuch gefreut, mich nach Dir gesehnt", sagte sie, und ihre kleine, warme Hand zitterte ein wenig in der seinen. Er antwortete nichts. Die Abenddämmerung, die wohlige Luft von unten, das Gezwitscher der hundert übermüthigen Vögel, das von draußen heraufklang, alles stieg ihm so warm, so eigen zum Herzen, zum Kopf. Jetzt, jetzt mußte er sich ganz aussprechen, jetzt oder nie.

Ihr Blick, der unter den langen Wimpern, unter den Lidern, die immer, als wären sie zu schwer, die Augen verdeckten, hervorkam, ruhte fragend, bittend auf ihm. Er brauchte seine Arme nur zu öffnen und sie lag an seiner Brust.

Mignon zog ihn sanft zu sich. Er neigte sich über die Ottomane, er sank an ihre Brust und ihre Lippen ruhten in einem langen, heißen Kusse aufeinander . . .

Das Gezwitscher der Vögel war allmählich verstummt. Draußen war es dunkel geworden, wie im Zimmer. Nur der unsichere, bleiche Schein der Gaslaternen von der Straße fiel in die Schatten herein. Paul saß bei Mignon, er hielt ihre Schulter umschlungen.

Sie hatte ihm eine Geschichte erzählt. Sie war kein Mädchen mehr.

Als sie sechzehn Jahre gezählt, hatten ihre Eltern sie gezwungen, einen ungeliebten Mann zu heiraten. Ihre Eltern! Ja, oder mindestens ihre Mutter, denn der Mann ihrer Mutter hatte sie einmal rauh von sich gestoßen und ihr ein Wort gesagt — ein so entsetzliches Wort! So war er nicht ihr Vater? Aber sie grübelte nicht darüber, denn sie fühlte, daß es sonst jeden Lebenskeim ersticken müsse in ihr.

Digitized by Google

Zu Hause war das Leben immer schrecklicher geworden, zuletzt war es ihr wie eine Erlösung erschienen als „er“ um sie anhielt. Die erste Zeit in ihrer Ehe war ihr wie ein Paradies erschienen. Dann aber kam bald seine entsetzliche Rohheit zutage. Er behandelte sie wie eine Magd, nein, noch schlechter, wie ein Thier! Sie konnte es endlich nicht mehr aushalten. Sie floh.

Aber zu den Eltern durfte sie nicht und wollte sie nicht zurück. Sie hatte Lust zum Arbeiten. Sie fand einen Posten und erwarb sich seither selbst ein ehrliches Brod. „Er“ kümmerte sich nicht darum, daß sie ihn verlassen. Sie sah ihn öfter, den entsetzlichen Menschen, aber er hielt sie niemals an, nur einmal, um ihr zu sagen, daß sie sich gerichtlich trennen müßten; und das geschah auch. Und so lebe sie jetzt ganz allein, für sich und durch ihre eigene Arbeit.

„Aber es wird mir schwer, mein Freund! Und doch zähle ich erst zweiundzwanzig Jahre! Wie glücklich sind andere Mädchen in meinem Alter; Deine Schwester zum Beispiel — weil sie so einen Bruder hat. Ach, hätten wir uns früher gekannt!“

„Warum, Mignon?“ fragte Paul. „Es ist früh genug, ich liebe Dich, ich bin an Deiner Seite, ich will Deine Stütze sein, Dein Freund!“

Er war nun abends nie mehr bei Monsieur Berton zu sehen.

Er war stets bei Mignon. Sie hatte so über den Posten geklagt, der sie erniedrigte. Dann war er in sie gedrungen, ihn aufzugeben. Aber sie hatte sich heftig gesträubt, gesträubt bis er immer dringender geworden und sie nachgab.

Zu Martha sprach Paul nie ein Wort von ihr. Er wußte nicht recht weßhalb, aber es war ein Etwas, das ihm stets die Kehle zuschnürte, wenn er ihr von Mignon erzählen wollte. Die Ersparnisse hatte er gewissenhaft in zwei Theile getheilt. Ach, wenn Martha gewußt hätte, wie rasch der seine zusammenschmolz! Aber sie ahnte von nichts. Sie wußte von keiner Ausfahrt, von keinem Besuch in den Theatern, von keinem Konzerte in den Champs Elysées, von keinen theuern Einkäufen, die der Bruder in irgend einem kostbaren Kaufladen unter den Arkaden des Palais Royal gemacht. Es war trotzdem nicht sein Geld allein. Mignon hatte ihm gestanden, daß auch sie in irgend einer Kasse nach und nach kleine Summen zurückgelegt hatte, die jetzt mithalfen, ihre kleinen Liebhabereien, ihre Spaziergänge, hin und wieder einen Theaterbesuch zu ermöglichen. Paul rechnete ihr nicht nach, aber ihre Ersparnisse mußten nicht unbedeutend sein.

Ach, wenn er reich gewesen wäre! Wenn ein bißchen nur von diesem Mammon, in welchem andere wühlen konnten, auch ihm zugefallen wäre! Wenn nicht immer jene entsetzliche Kluft vor ihm stünde mit der quälenden Frage: Warum? Jene Kluft, aus der ihn manchmal eine Schicksalsfratze grinsend und höhnisch zu verlachen schien.

„Wenn Du einmal ein Loos kauftest, mein Freund?“ sagte Mignon eines Tages. „Denke Dir, wenn Du einen Gewinn, einen großen Gewinn machtest! Ach, denke nur all die Seligkeit! Wir machten eine Reise, wir hielten uns einen Ponywagen und rückwärts säße ein kleiner Groom, ein Neger. Ach, es wäre zu herrlich!“

Digitized by Google

Wie sie gut und lockend den Luxus zu malen verstand. Es war echtes Pariser Blut, echte „Rasse“ in ihr.

„Du mußt es versuchen, Paul. Ich bilde mir ein, Du wirst Glück haben!“

Es bedurfte nur eines geringen Anstoßes, dann glaubte er es selbst. Er kaufte seither öfter Loose; nicht billige um einige Sous zu Armenlotterien und Wohlthätigkeitsbazars, sondern theuere zu drei, vier, fünf Francs. Seine kleinen Ersparnisse waren fast zu Ende. Er mußte gewinnen! Aber die Francs gingen verloren, der Treffer kam nicht. Er fragte fast nie mehr um Mignons Arbeit. Er merkte auch nicht, daß sie fast nie mehr eine hatte. Wenn er mit ihr unter den geputzten Leuten am Boulevard Montmartre oder im Bois de Boulogne promenirte, war er so glücklich, oder wenn sie auf zwei gemietheten Stühlen am Carrefour des lacs saßen und die geputzte, lärmende, lachende Menge in Wagen oder zu Fuße an ihnen vorüberzog. Das konnte freilich immer nur am Sonntage sein, und Martha saß dann allein zu Hause. Aber sie wollte ja nie mitkommen, auch wenn er ihr sagte, daß er allein ginge. Nur am Sonntag. Sechs lange Tage konnte er sie sonst immer nur abends flüchtig sehen. Ein wie schweres Joch doch die Arbeit ist!

Hin und wieder begegneten sie jungen, eleganten Herren, die Mignon familiär begrüßten. Hin und wieder winkte ihr ein vorüberfahrender Dandy freundlich mit der Hand zu.

Es verdroß dies Paul, aber Mignon wußte ihn zu beruhigen.

„Siehst Du, wie schrecklich es ist, Paul, daß ich so in öffentlichen Lokalen mein Brod verdienen mußte. Sie erkennen mich alle wieder!“

Es verdroß ihn. Aber dann dachte er an sein Loos, an den Gewinn, den Haupttreffer. Sie werden Mignon anders grüßen müssen, diese Herren! Er mußte ja endlich gewinnen!

Ein, zwei Wochen waren wieder vergangen.

Und er gewann.

Als er Mignon die Botschaft brachte, war er so verstört und entsetzlich erregt, daß er zuerst auf einen Sitz sank und sich erholen mußte. Ja, eine große, plötzliche Freude sieht einem schweren Unglück manchmal täuschend ähnlich! Aber dann erzählte er Mignon, so langsam, so ausführlich, als ob er sich selbst erst davon überzeugen müsse, als ob es etwa ein Traum sein könnte. Plötzlich mit einem Male war er nun auf der andern Seite der entsetzlichen Kluft, plötzlich hatte er den weiten Satz über das entsetzliche, quälende „Warum?“ hinübergemacht; plötzlich war der ganze Traum eingetroffen.

Nicht wahr, sie begreife seine große Erregung? Ja, er habe sich kaum am Tische aufrecht halten können, als ihm der Beamte in der Bank sagte, das Loos habe gewonnen, und vierzigtausend Francs! Der Beamte habe ihm einen Stuhl angeboten, ja, einen Stuhl, und dann habe er zu ihm gesagt: „Vierzigtausend Francs, mein Herr, vierzigtausend Francs! Ich gratulire! — Das heißt Glück haben!“ Paul wiederholte sich diese Worte einmal, zweimal — ja, das hatte der Beamte wirklich gesagt, und dann habe er die ganze Summe bekommen, in lauter Noten zu tausend und zu hundert Francs und auch Gold, schöne neue Napoleons, die er jetzt da in der Tasche hatte.

Digitized by Google

Ach, er könne sich noch gar nicht fassen. Nicht wahr, Mignon begreife seine Erregung? So ein Glück! Wie würde Martha staunen, die stille, gute! Aber es müsse verschwiegen werden, daß er in der Lotterie gewonnen.

„Hörst Du, Mignon? Niemand ein Sterbenswörtchen! Keine Silbe, hörst Du? — Für Martha die Hälfte. Sie wird ihren Lieblingswunsch erfüllen können und ein kleines Geschäft einrichten. Das andere für uns. Und morgen schon reisen wir ab, wohin Du willst, nach Trouville, nach Ostende, nach Dieppe! Nur fort; — ich sehne mich, dies Paris zu verlassen. Ich bin so müde gearbeitet; es liegt mir wie ein Alp auf der Brust. Ich will einmal die Seligkeit des Goldes kosten, genießen; ich will, ich will!"

Gewiß, Paul hatte das Glück fast krank gemacht, so entsetzlich aufgeregt und verstört sah er aus. Mignon hatte mit den Kassenscheinen in den Händen vor Freude einen übermüthigen Tanz rund um das Zimmer aufgeführt. Sie sang, sie jubelte. Jetzt aber hielt sie inne.

Gut, morgen — aber Toiletten, Hüte, Federn, Schleier, es mußte doch erst alles gekauft werden. Vielleicht ginge es bis übermorgen. Nein! Nein! Es machte ihn ganz nervös, daß sie widersprach. Morgen müßten sie abreisen, längstens morgen!

Und dann mußte er das Ganze Martha nochmals erzählen, wie er in die Bank gegangen, was der Beamte mit ihm gesprochen; er wiederholte es fast mechanisch. Wie ihn das wieder erregte! Martha nahm es aber anders als Mignon. Sie tanzte nicht im Zimmer umher, sie verlangte die Scheine und das Gold nicht zu sehen, sie umarmte nur den Bruder, und weinte vor Freude.

Dann erzählte er ihr, daß er für einige Zeit abreisen wolle. Die Luft thue ihm gar nicht gut. Auch sei die Arbeit, das viele Sitzen die ganze Woche hindurch so anstrengend. Doch wolle er seinen Platz nicht aufgeben, nur einen Urlaub nehmen, den ihm die Chefs, die ihn so gerne hatten, gewiß ertheilten.

Die Luft in Paris that ihm so gar nicht gut. Manchmal fühlte er etwas in seiner Brust, wie einen Todeskeim. Freilich, auch er war aus einem Kinde ein Mann geworden, in dessen Züge lange Arbeitstage, dumpfe, geschlossene Luft, ein hartes Einerlei, die Ausdünstung aller möglichen Maschinen, Farben, Säuren trübe Linien hineingegraben hatten. Aber morgen ließ er das alles hinter sich. Er war jetzt auf der andern Seite der schrecklichen Kluft.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die ersten Tage, die ersten Wochen in dem Seebade, wo „Monsieur et Madame Lobracht" sich aufhielten, verflogen so schnell. Nun hatte man wirklich eine reizende kleine Wohnung, mit Aussicht aufs Meer und einem Wäldchen im Rücken, auch einen kleinen, gemietheten Wagen, wenn auch der Neger fehlte. Der Zeichner aus der artistischen Anstalt wußte ganz gut die eleganten Kleider zu tragen und Mignon standen die distinguirten Roben, als wäre sie niemals andere gewohnt gewesen.

Im Anfange hatten sie ganz zurückgezogen gelebt, wie es Paul wünschte, aber sie fing bald an, über die „entsetzliche Langeweile" zu

Digitized by Google

klagen, und so machte man einige, aber nur einige Bekanntschaften. Ihm fiel das anfangs so schwer. Diese Menschen hatten alle so andere Umgangsformen, ein so anderes Benehmen, als er sonst gewohnt gewesen, aber er fand sich hinein.

Es wurden gemeinsame Ausflüge, kleine Bälle, Konzerte arrangirt. Er begleitete Mignon überallhin, aber bald wurde es ihm beschwerlich. Dann ließ er sie allein gehen. Man fand dies begreiflich. Der arme Monsieur Lobracht mußte recht krank sein. Er sah immer so angegriffen, so erregt aus, und ein Beobachter konnte bald finden, daß er sich unter Menschen im höchsten Grade unbehaglich fühle.

O, ja, ja! So entsetzlich unbehaglich! Als ob alle Augen immer auf ihn gerichtet wären, als ob man immer von ihm spräche: Das ist der und der!

Er floh die Gesellschaften. Er suchte einsame Spaziergänge auf am Strand des Meeres, wo er nichts hörte als das Schlagen der Wogen am Sande, das Heranrauschen und Zurückfallen der Wellen, den Wind, der in den Baumkronen rauschte und flüsterte. Sagte nicht auch der Wind: das ist der und der?

Mignon fand ihn sehr verändert, so zerstreut, so wortkarg. Sie drang in ihn, einen Arzt zu konsultiren. Er sträubte sich anfangs, dann mußte er aber doch nachgeben.

Der Badearzt war ein eleganter, weltgewandter Herr, mit einem eigenthümlich verständnißvollen Lächeln auf der rasirten Oberlippe, als wollte er immer mahnen:

„Sie brauchen mir alles nur halb zu sagen, ich sehe doch alles selbst."

Er lächelte, als ihn „Madame" empfing und lächelte noch verständnißvoller, als sie ihm sagte, daß „ihr Gatte" krank sein müsse. Natürlich — „Madame" selbst sehe ja so blühend aus. Er fühlte Paul den Puls und auskultirte und klopfte ihn auf Brust und Rücken ab. Ja, er war entschieden angegriffen. Unter vier Augen sagte er dann Mignon, Monsieurs Brust sei nicht ganz in der Ordnung, die Hauptsache aber die Nerven. Eine entsetzliche Nervosität und Aufgeregtheit. Nun, er wolle Monsieur eine Zeit lang beobachten, es ließe sich vorderhand nichts besonderes thun, nur ruhige Zerstreuung.

„Aber er will keine Menschen sehen", rief Mignon. „Es regt ihn so auf."

„Ah, ganz recht", lächelte der Arzt; er hatte sofort alles verstanden, alles. „So, so, das regt ihn auf? Gut, lassen Sie ihn mehr allein, in der freien Natur, am Strande."

Und dann verabschiedete er sich.

Dies Leben behagte Mignon gar nicht.

Eines Nachmittags, als sie in dem kleinen gemietheten Wagen spazieren fuhren, begegnete ihnen ein anderer, und der Herr, der auf dem Kutschbock saß, grüßte lebhaft zu ihnen herab, zu Mignon.

Paul fuhr es bei seinem Anblick heiß in die Wangen: Das war ja jener große, schwarzbärtige Herr, jener Arzt, der damals, bei seinem ersten Besuche, aus Mignons Zimmer getreten war! Aber als er ihr dies sagte, lachte sie laut über sein schlechtes Physiognomiengedächtniß; es sei urkomisch, daß er den Marquis Saint-Cyr für Doktor Lardie

Digitized by Google

genommen habe, sie sähen sich gar nicht ähnlich. Aber eigentlich doch ein wenig, wegen des schwarzen, langen Schnurrbartes. Und sie erzählte ihm, der Marquis habe oft bei ihrer Mutter, die sich mit Wäschenähen ihr Brod erwarb, Arbeiten machen lassen, und so habe sie ihn zuerst gesehen, später auch in Kaffeehäusern, in welchen sie gewesen.

„Ah, es ist der erste alte Bekannte, den ich hier sehe, wie wird er staunen, mich als Madame Lobracht wiederzufinden!“ und sie schlug eine übermüthige Lache auf.

Paul hatte schweigend zugehört. Nie früher war ihm bei irgend etwas der Gedanke gekommen, Mignon könne ihm die Unwahrheit sagen. Aber der Marquis hatte im Vorüberfahren einen so fragenden, scharfen Blick auf ihn geworfen. Er wußte nun: es waren die gleichen, ganz lichten, großen Augen, die er einmal schon gesehen, an ihrer Schwelle. Ja, und dann: dann hatte sie ihn belogen!

Er widerstand ihren Bitten, sie zum Souper in den Kiosk zu begleiten, bis sie, ziemlich verstimmt, allein ging.

Ihn aber trieb es ins Freie, in die Luft. Die Zimmer kamen ihm so enge, so drückend vor. Er eilte auf den Strand und wandelte am Saume des Meeres hin, das von der untergehenden Sonne wie flüssiges, rothes Gold vom fernen Horizont zum Lande herglänzte. Dann ließ er sich, fern von den Promenaden, welche die anderen Badegäste bevölkerten, auf einen moosbehangenen Stein nieder, der am Waldessaum lag, und zu seinen Füßen plätscherten die ruhelosen Wellen im Sande.

Aber es ließ ihm keine Ruhe. Sie hatte ihn belogen, belogen! Er wußte es nun genau, und hätte es ihr ins Gesicht sagen können.

In den nächsten Tagen forderte ihn Mignon nach dem Frühstück gar nicht mehr auf, mit ihr ins Bad zu kommen, mit ihr einen Spaziergang, einen kleinen Ausflug zu machen. Sie ging jetzt gleich nach dem Frühstück, ohne ihn zu fragen, was er unternehmen werde. Ja, einmal, zweimal war sie auch des Abends spät noch nicht zu Hause. Aber er konnte ihr nichts sagen, er konnte nicht, es fehlte ihm der Muth, obwohl er wußte, wem der schöne, elegante Wagen gehöre, der sie jetzt manchmal nach Hause brachte, wessen der gallonirte Diener war, der hin und wieder ein Billet überbrachte, das er Madame eigenhändig zu übergeben hatte. O, er war so entsetzlich, so schmählich feige! . . .

Nur eines mußte er ihr sagen: Das Geld flog in alle Winde wie Spreu. Das Leben war so theuer und Mignon verstand es so wohl, alles zu genießen, auch das theuerste. Sie tröstete ihn, er möge sich nur keine Sorgen machen, sie würde sich einschränken, und dann stand der elegante Wagen vor der Thüre und sie kam zur Ausfahrt gerüstet, noch einmal in sein Zimmer.

„Paul, theurer Freund, Du hast mir gesagt, daß Du heute nicht ausgehen wolltest. Saint-Cyr war so freundlich, mir seinen Wagen zu schicken. Er will mir die kleinen Wasserfälle bei Aix-Breton eben zeigen. Nicht wahr, Du hast ja nichts dagegen, mein Freund?“ Und sie legte liebkosend den Arm um seinen Nacken.

Nein, nein, er hatte nichts dagegen!

Digitized by Google

Wie schmählich feige war er doch! Konnte er ihr nicht sagen, daß er diesen schönen großen Mann, mit den harten grauen Augen hasse — hasse, wie die Sünde. O, wie haßte er die Sünde!

Zum zweiten Male nahm er einen Brief vor, den er diesen Morgen von Martha erhalten. Wie glücklich und zufrieden schrieb sie doch! Sie erzählte ihm, daß sie ihr kleines Geschäft neu eingerichtet habe. Es war ihr recht schwer gefallen, sich in alles hinein zu finden, alles passend einzurichten, aber sein Freund Etienne Chambal war ihr getreulich an die Hand gegangen, und seit zwei Wochen sei sie nun wirklich eine ganz gut gestellte Handelsfrau. Auch mit der Kundschaft sehe es schon ganz hübsch aus. Ach, wenn Paul sehen könnte, wie sie nun in ihrem kleinen Reiche Wirthschaft führe! Wie freute sie sich, ihn wieder zu sehen!

Und plötzlich überkam ihn eine große Sehnsucht, Martha zu sehen und zu sprechen. Warum sollte er sie nicht einmal von hier aus besuchen? — Der Drang ward so groß, daß er sich endlich entschloß, es gleich zu thun. Es war früh am Nachmittage, er konnte um zehn Uhr in Paris sein, wenn er den Expreß nahm. Da war es schon Nacht . . . Die rechte Zeit zu einer Ueberraschung. Mignon ließ er einige Zeilen zurück; er würde übermorgen früh wieder hier sein . . .

Wie der Zug durch die Landschaft flog, wie man sich eilig der großen Stadt an der Seine näherte! Und wie viele Leute es da gab; freilich, es war Sonntags, und je näher man der Hauptstadt kam, desto mehr füllten sich die Coupés. Zum Ersticken! Die Leute waren ihm so unangenehm, alle diese Ausrufe, diese Blicke. Sahen ihn nicht viele so fragend, so forschend an? Kannten sie ihn denn? Er wollte gar keinen Bekannten sehen, gar keinen; und doch sahen ihn die Leute oft so eigenthümlich an, als ob sie ganz gut wüßten, wer er sei: Der und der!

Endlich! Endlich! Da war man, der Zug hielt, die Leute, und auch er, stiegen aus. Er nahm einen Wagen, fuhr aber nicht bis in die Rue Yvêque, sondern stieg früher aus. Und nun war er in Paris! Gewiß, es war nichts als die Aufregung der Freude, die sein Herz bis in die Kehle hinauf pochen machte. Nichts als die Freude! Hin und wieder blieb er stehen, und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dieser Sommerabend war so schwül!

Er hielt sich, so viel er konnte, im Schatten. Hier in der Rue Yvêque hätte ihm ja ein Bekannter begegnen können, mit dem er hätte sprechen, dem er hätte sagen müssen, wie es ihm denn gehe, was er denn treibe. Aber zum Glück begegnete er keinem. Nur da, ganz unweit seiner Wohnung, kam eine Gestalt auf ihn los, die er nicht verkennen konnte, und es war auch zu spät, um der Begegnung auszuweichen. Diese riesige Gestalt in der blauen Bluse war Chambal. Er erkannte Paul, machte aber ein etwas erstauntes Gesicht ihn hier zu sehen. Hin und wieder, während sie nebeneinander herschritten, denn der Aufseher aus den Kohlendepots wollte den Freund noch bis zu seiner Wohnung zurückbegleiten, streifte sein Blick Pauls Gestalt und Gesicht. Wie, zum Teufel, sah sein Freund aus? War er krank? Oder machte dies das wohlhabende Faulenzerleben all' diese Wochen

Digitized by Google

hindurch? — Ach, wie wird die arme Martha erschrecken, das gute, brave Mädchen! Hatten sie doch immer geglaubt, der Bruder werde sich ganz und rasch erholen in der würzigen Luft am Meere, und nun kam er, sie zu besuchen, hager, entfärbt, mit dem Blick eines Fiebernden.

„Wie geht's Dir also wirklich, Paul?" fragte er zum dritten Male, mehr um irgend etwas zu sagen, als um neuerdings eine Antwort zu erhalten, denn sie waren jetzt eine Zeit lang stumm nebeneinander hergegangen.

„Nun — gut, Chambal, sehr gut, ich danke!"

„Und — Mignon?"

Paul war stehen geblieben.

„Wie weißt Du, daß sie mit mir ist?"

„Ach, man erfährt ja so vieles, mein Freund, auch ohne daß man es wollte, so! Auch Martha weiß es; aber ich denke, sie wird nichts mit Dir hierüber sprechen. So, es geht ihr gut?"

„Ja, ja", sagte Paul.

„Hm", machte der Riese, und schwieg dann eine Weile. Aber dann streifte er Pauls Arm mit der Hand und sagte: „Höre, guter Freund! Ich bin ein ganz armer Teufel — freilich, wenn man Geld hat, wird man über so manches anders denken. Aber diese Mignon — weißt Du, mir thut es recht herzlich leid, daß Du ihr so in die Hände gefallen. Nun, nun, fahre nicht auf. Du wirst mir glauben, ich sage es um unserer Freundschaft willen, sonst — sie ist mir ganz gleichgiltig, diese kleine, schwache, schlechte Hexe! Als ich früher die Geschichte da beim alten Berton, diesem geriebenen Fuchs, mit ansah, da dachte ich mir: ach, er ist jung, es wird eine kurze Weile so fort gehen. Aber nun — ich denke das war zu viel. Sie ist schlecht, schlecht, weißt Du? Und Du kennst die Geschichte von dem faulen Apfel, der auch die gesunden ansteckt?"

Aber Paul war gar nicht so aufgefahren, wie es Chambal erwartet hatte, und jetzt ging er schweigend neben ihm her, wie über das Gehörte nachdenkend. Hatte ihn ihre Schlechtigkeit angesteckt? War sie schlecht? Es schauderte ihm, als ob er, trotz der warmen Sommernacht, fröre. Chambal bemerkte es nicht.

Dann loderte in Paul aber seine Liebe zu Mignon auf. Wie sprach Chambal von ihr? Was konnte er von ihr wissen?

„Ich wollte Dich nur warnen, in aller Freundschaft", hub jetzt Etienne wieder an. „Und da Du morgen Abend wieder fort willst, möchte ich sonst keine Gelegenheit dazu haben. Eh, sie ist ein schönes kleines Ding, diese Mignon, ganz recht. Aber es sitzt etwas von einem Dämon in ihrer Seele, und Herz — bah, sie hat nie eins besessen!" Er rief es wegwerfend, bitter.

„Chambal", sagte Paul, „sage mir — wie kannst Du so bestimmt über sie urtheilen? Kennst Du sie so genau?"

Der Riese war nun stehen geblieben. Sie waren am Thore des Hauses angekommen, in dessen oberstem Stockwerke Martha die alte, kleine Wohnung inne hatte. Er antwortete nicht sogleich, als überlegte er erst. Dann reichte er Paul die große, hartgearbeitete Hand.

„Gute Nacht nun! — Ob ich Mignon kenne? — Nun, ein bißchen: — sie war meine Frau! — Gute Nacht, Paul!"

Digitized by Google

Damit wandte er sich ab, und war um die Ecke verschwunden, ehe Paul weiter fragen konnte. Das war also der rohe, entsetzliche Mensch, von dem sie ihm erzählt hatte? Mignon Chambals Frau! Sie hatte es ihm nie gesagt, er hätte es nie ahnen können. In Gedanken versunken, stieg er die wohlbekannten Treppen hinauf, deren ausgetretene hölzerne Stufen bei jedem Schritte so wehmüthig knarrten, als seien sie es schon überdrüssig, fortwährend getreten zu werden, ohne Rücksicht auf ihr morsches Alter.

Kein Wort von Marthas Lippen verrieth Paul, wie schmerzlich überrascht sein Aussehen sie hatte. War das der Bruder, der ihr geschrieben, wie wohl ihm die Meeresluft thue, wie erfrischend und gekräftigt er sich fühle? Aber mehr noch als sein Aussehen war es sein Wesen, das so peinlich zerstreut war und so erregt, daß Martha jede Erklärung dieses merkwürdigen Zustandes fehlte. Er sträubte sich heftig, mit ihr auszugehen, trotzdem ihm ein Gang in frischer Luft ohne Zweifel so wohl bekommen wäre, aber er wies den Vorschlag Marthas, einen kleinen Spaziergang zu machen, fast mit Rauhheit zurück. Die Stunden, welche er in Paris zubrachte, flogen Martha trotzdem ungemein schnell dahin, aber er ließ sich nicht bewegen, seine Abreise zu verschieben, und nahm dann wirklich abends Abschied von ihr. Auch verbat er sich, daß sie ihn auf den Bahnhof begleite. Martha war über das sonderbare Betragen des Bruders, über sein krankes Aussehen und sein verstörtes Wesen im höchsten Grade betroffen. Sie konnte es sich in keiner Weise erklären, und auch Chambal, der am nächsten Tage bei ihr vorsprach, und der sie um seine Meinung fragte, was denn mit Paul vorgegangen sein könne, wußte ihr keine Aufklärung zu geben. Hatte er selbst doch dieselbe Wahrnehmung an dem Freunde gemacht, ohne sich über Pauls verändertes Wesen klar werden zu können.

Mignon schien durch seinen plötzlichen Besuch in Paris nicht im mindesten überrascht gewesen zu sein; wenigstens fragte sie höchst gleichgiltig, wie es Martha gehe, was sie unternommen habe, und warum Paul nicht länger bei ihr geblieben?

Er hörte ihren Antworten gleichgiltig zu und ließ ihre Fragen unbeantwortet. Es schien ihm etwas, eine Bemerkung, eine Frage, sich auf die Lippen zu drängen.

„Ich habe Deinen Mann gesehen, Mignon“, sagte er endlich.

Sie blickte ihn unbefangen an.

„O, Chambal, diesen Arbeiter? Eh bien, und was dann?“

„Ich halte Chambal für einen gutmüthigen und redlichen Menschen“, fuhr er fort, „Du aber hast mir von Deinem Manne alles mögliche Schlechte und Verächtliche erzählt.“

Eine leichte, unmuthige Röthe stieg in ihr niedliches Gesicht.

„Wohlan — und wenn Du ihn für anders gehalten: deßhalb war er es doch lange noch nicht, und Du wirst mir zugeben müssen, daß ich ihn doch am besten gekannt habe, Paul, mein Freund?“

Er schwieg und wiegte den Kopf.

„Natürlich“, fuhr sie fort, „hat er sich Dir in einem andern Lichte gezeigt, und mich wundert es gar nicht, daß Du ihn für gut und edel halten konntest, ohne daß er es thatsächlich ist.“

Digitized by Google

Sie beobachtete, während sie sprach, Pauls Gesicht angelegentlichst, und mochte zur Ueberzeugung gelangt sein, es bedürfe hier wieder einmal eines außergewöhnlichen Mittels, um die Frage mit einem Male, und ganz ohne Zweifel zu ihren Gunsten, zu erledigen. So stand sie denn auf, trat hinter seinen Stuhl, und legte beide Arme um seinen Hals.

„Paul, mein Freund“, flüsterte sie dabei, „wie konntest Du einen Augenblick an Deiner kleinen Mignon zweifeln? Wie konntest Du auch nur einen Augenblick glauben, sie habe Dir eine Unwahrheit sagen können?“

Dieser Ton drang immer so in ihn, daß er sich seiner Macht nicht entziehen konnte. Auch jetzt wieder klang er ihn so an; seine Mißlaune schmolz dahin.

Er zog sie wild und ungestüm in seine Arme, an seine Brust und bedeckte ihre Augen, ihre Wangen, ihre rothen Lippen mit leidenschaftlichen Küssen. — — —

Aber das waren nur Momente, kurz und flüchtig. Dann kam wieder die entsetzliche Apathie, die Gleichgiltigkeit gegen alles, die selbst dem frivolen Geschöpfe an seiner Seite unheimlich zu werden begann. Doch die Besuche des Marquis de Saint-Cyr waren ein genug schwerwiegender Grund, sich um Paul nicht zu kümmern, wenn er gerade nicht anwesend war. Höchstens daß man sich bemühte, etwas weniger laut zu lachen und zu konversiren, höchstens daß dann manchmal die Hand des schönen, großen Mannes sich auf den übermüthigen Rosenmund der „belle petite“ legte.

„St! Mon ange! Er wird Dich lachen hören!“

„Mag er doch — was kümmert's mich?“ frägt sie übermüthig zurück.

Nachgerade aber wird es „Madame“ geradezu unerträglich, mit diesem Nervenkranken zusammen zu leben. Ueberdies wird er knickerig, und sie fühlt ganz deutlich, wie ihre Liebe zu ihm auch mit der Anzahl der Napoleons, die er ihr jetzt giebt, im Fallen begriffen ist. Nachgerade singt der Marquis das Liedchen, das sie früher schon manchmal von ihm gehört, verständlicher und deutlicher.

„J'ai mon château dans le forêt —“

Und sie nickte mit dem koketten Lockenköpfchen dazu, und klopfte mit dem kleinen Füßchen den Takt auf dem weichen, türkischen Teppiche.

„Madame“, sagte der Arzt eines Tages, nachdem er Paul in seinem Arbeitszimmer eine Visite abgestattet hatte, „Madame, ich mache Sie aufmerksam, es ist ein sehr schwerer Fall, und wenn Sie nicht auch andere Kollegen zu Rathe ziehen, werde ich die Verantwortung von mir abwälzen müssen.“

„Mon Dieu!“ rief Mignon, wirklich etwas erschreckt, obschon der Marquis sie mit seinem Wagen unten am Thore erwartete.

„Ja, es ist nicht nur die Brust“, sagte der Arzt, „sondern —“ und er deutete mit der Hand nach der Stirn. „Ich fürchte sehr —! Monsieur ist in einem ganz unqualifizirbaren Zustande. Erzählen Sie mir, bemerken Sie nichts besonderes an ihm, Madame? Irgend eine Gewohnheit, einen Gefühlsausdruck, oder sonst etwas?“

Digitized by Google

„Er ist über alles erregt“, sagte Mignon. „Selbst wenn ich ihm etwas vorlese, kann er es nicht ganz zu Ende hören. Große Unglücksfälle, Morde und Verbrechen überhaupt —“

„Ja — nun?“ fragte der Arzt und dabei lächelte er gar nicht wie sonst immer, als ob er bereits alles wisse.

„Es regt ihn stets so auf. Auch geht er viel allein spazieren und ist oft stundenlang in seinem Zimmer eingeschlossen.“

„Hm, Hm. Gut: lesen Sie ihm absichtlich derartige Geschichten vor, beobachten Sie den Effekt, und suchen Sie sich vor allem davon zu unterrichten, womit er sich beschäftigt, wenn er sich in sein Zimmer zurückzieht. Es ist ein sehr sonderbarer Fall. Guten Morgen, Madame!“

Zu den Beobachtungen, welche der Arzt anrieth, bot sich schon am nächsten Morgen eine passende Gelegenheit. Sie saßen beim Frühstück, Paul nachdenklich an einer Cigarre rauchend, trotzdem sie der Arzt auf das strengste verboten hatte, Mignon die eben angelangten Pariser Blätter durchfliegend.

„Ach, höre, da ist schon wieder ein Verbrecher der Polizei in die Hände gefallen“, rief sie plötzlich. „Das heißt, man hat ihn selbst noch nicht, aber seine That hat man entdeckt!“

„Wie sagst Du?“ fragte Paul, dessen Aufmerksamkeit sofort rege schien.

„Es ist eine Fälschung entdeckt worden“, fuhr Mignon fort, indem sie ihn scharf ins Auge nahm. „Eine Wechselfälschung, die schon vor Monaten begangen worden ist, die man aber, da das Falsifikat so vortrefflich angefertigt ist, erst jetzt, und auch nur durch einen Zufall entdeckte.“

Und richtig, er erschrak wieder so heftig, ja heftiger als je; so daß Mignon einen Augenblick ganz betroffen ward, und fast bereute, das Experiment versucht zu haben. Denn Paul war womöglich noch bleicher geworden, als er sonst war, lehnte sich wie entsetzt in seinen Stuhl zurück, und hatte die brennende Cigarre seiner Hand entgleiten lassen. Aber er überwand sichtlich mühsam seine Betroffenheit und fragte:

„Wie ist es geschehen, Mignon? Lies mir die Nachricht vor.“

„In dem Escomptebureau von Legrand frères“, las sie, „ist man gestern einer bedeutenden Wechselfälschung auf die Spur gekommen. Die zwei Viso und Accepte sind meisterhaft falsifizirt. Für die Urheberschaft bieten sich zur Stunde noch keine verläßlichen Annahmen. Das genannte Haus erscheint um zweiunddreißigtausend Francs geschädigt.“

Unwillkürlich athmete Paul auf, als wäre ihm eine Last von der Brust genommen worden. Er spielte nervös mit seinen Fingern.

„Diese Art von Verbrechen tritt jetzt immer häufiger auf“, sagte er, nachdem Mignon geendet. Er erhob sich dann bald, sagte ihr, daß er seinen gewöhnlichen Morgenspaziergang machen wolle, und verließ das Haus.

Mignon war mit ihrer Beobachtung zufrieden. Wieder hatte sich bei ihm jenes jähe Erschrecken, jene unerklärliche, fast entsetzte Betroffenheit gezeigt. Sie konnte dem Arzte, wenn er wiederkam, das Resultat ihres Experimentes mittheilen. Noch vermochte sie aber nicht, zu be-

Digitized by Google

obachten, womit er sich in seinem Zimmer beschäftige. Nachdenklich betrat sie es. Es war ein kleiner Raum in einem der beiden Erker, welche die zwei Ecken des Hauses bildeten, die auf das Meer sahen. Die wenigen Möbel, die es enthielt, boten nichts interessantes. Paul konnte hier höchstens an dem großen mit mehreren Schubladen versehenen Schreibtische arbeiten. Sie versuchte dieselben hervorzuziehen, aber alle waren verschlossen, und den Schlüssel schien er mitgenommen zu haben. So öffnete sie wenigstens die Schreibmappe. Aber sie enthielt nichts, als mehrere Bogen weißen Papiers und eine Lage von Löschblättern. Es hatte den Anschein, als seien Mignon derartige Forschungen gar nicht so neu, denn sie fing an, diese weichen, farbigen Blätter aufmerksam zu betrachten. Und da fand sich wirklich ein Anhaltepunkt, zu vermuthen, womit Paul die Stunden in diesem Zimmerchen zubrachte. Denn das Löschpapier war auf allen Seiten dicht bedeckt mit Schriftabdrücken. Er schrieb also! Aber was hatte er so eifrig zu schreiben? Sie hob einzelne Blätter empor, sie stellte sich an das Fenster und drückte das Papier gegen die Scheiben. Aber sie konnte trotzdem kein Wort entziffern. Doch — eines! Es kehrte immer wieder, da und da und dort, und es war ein Name: „Martha“. Schrieb er denn seiner Schwester so viele Briefe? Sie sah fast immer, was zur Post kam, aber Briefe gingen überhaupt so wenige weg, und seit ihrem Aufenthalte hier hatte sie erst drei oder vier bemerkt, die Martha Lobrachts Adresse trugen. Briefe konnten es also nicht gut sein. Sie prüfte die weiteren Abdrücke noch sorgsamer. Endlich traf sie wieder auf ein Wort, und fand es dann öfter, und dies Wort las sie, nachdenklich und ernst und blickte es an, als könnte es ihr gleich alles sagen. Da stand öfter denn einmal „Verbrecher“ und „Verbrechen“. War Paul ein Verbrecher? Stand dies im Zusammenhange mit seinem jähen Erschrecken, wenn er von Missethaten hörte, denen man auf die Spur gekommen, von Verbrechern, deren man habhaft geworden war?

Ah, das konnte nicht gut sein. Er hatte immer einen so makellosen Ruf gehabt, und war gewiß nie in seinem Leben fähig gewesen, etwas wirklich unrechtes zu thun. Trotzdem, trotzdem! Aber sie schüttelte nach all' dem Hin- und Herdenken ärgerlich den Kopf; es ließ sich sogar nichts wahrscheinliches ausfindig machen. Sie beschloß endlich, eine passendere Gelegenheit abzuwarten, und bis dahin ihre Entdeckungen für sich zu behalten. Indeß ordnete sie die Papiere möglichst so wieder in der Mappe, wie sie früher gelegen, und verließ dann das Erkerzimmer.

Paul hatte das Haus verlassen, und seinen gewöhnlichen Spaziergang eingeschlagen, den Pfad am Strande, der weiter draußen am Saume des Wäldchens sich hinzog. Er eilte raschen Schrittes vorwärts. Ah, — wie ihn diese Geschichte wieder erregt hatte! Wie ihm die Pulse flogen und wie es ihm vor den Augen flimmerte. Es war entschieden, er konnte keine solche Nachricht mehr hören, ohne daß sie ihn tief erregte. Heute war ihm auch das Rauschen der See, das Raunen des Windes entsetzlich, heute blickte er sich öfter noch als sonst um. Folgte ihm jemand? Rief ihn jemand beim Namen? Oder war es doch nur das Rauschen der Wellen und der Wind? Aber hörte er

Digitized by Google

heute nicht deutlicher als sonst noch die Worte: Das ist der und der? Schrie es ihn nicht so an, aus dem Walde und aus dem Wasser?

Der Schweiß perlte ihm von der Stirne nieder, aber trotzdem beschleunigte er noch seinen Schritt. Und endlich begann er zu laufen. Es trieb ihn etwas, eine unsichtbare, unnennbare Macht. Er lief am Strande hin, er sprang über die Steine, die hin und wieder im Sande lagen. Der Stock entfiel seiner Hand, den Hut streifte er vom Kopfe. Er achtete nicht darauf, nur fort, fort. Im Wäldchen waren Leute beschäftigt, Streu und dürres Holz zu sammeln. Mehrere Weiber, zwei, drei Männer und Kinder. Einer der Knaben saß am Waldsaume und bewachte ein kleines Schwesterchen, das im Moose lag und unbeholfen hin und herrollte. Der Knabe sah den fremden Herrn, wie er, ohne Hut, mit zerrauftem Haare, in wahnsinnigen Sätzen dahergelaufen kam. Und dabei fuhr er manchmal mit den Armen in der Luft herum, als wollte er etwas abwehren und lachte so grell, so schrecklich. Entsetzt starrte das Kind ihm entgegen, aber plötzlich vergaß es sein Wächteramt, sprang auf und stürzte, wie von einer grausen Ahnung gepackt, ins Dickicht hinein!

„Vater! Vater! Sieh, sieh, was der Herr hat!"

Durch die Rufe aufmerksam gemacht, stürzten die Männer herbei ins Freie.

„He, er ist toll!" schrie der eine.

„Oder will er sich ersäufen!" schrie der andere, „kommt, wir müssen ihn aufhalten." Und im Nu waren sie über die Böschung hinunter und am Strande. Aber Paul hatte sie bemerkt. Er blieb erst entsetzt stehen, als überlege er, was zu thun sei. Die Männer aber kamen immer näher.

„Gebt Acht", rief der eine. „Solche Leute haben eine übermenschliche Kraft."

„Lauft ihm nicht so rasch entgegen" meinte ein anderer. „Er erschrickt zu sehr, und läuft uns am Ende ins Wasser."

Paul aber hatte sich umgekehrt und lief nun denselben Weg zurück. Er sprang nun in weiten Sätzen über die Steine und den Sand, in athemloser Hast. Plötzlich aber stieß sein Fuß an ein Hinderniß, laut schrie er auf und stürzte dann der Länge nach zu Boden.

Als die Männer ihn erreichten, lag er bewußtlos und mit dem Gesichte in einer Blutlache. Sie hoben ihn sorgsam empor, und reinigten Stirn und Wangen vom Blute und Sande.

„Er hat sich an einem Steine die Stirne aufgeschlagen", sagte der älteste. „Schnell, bringt Wasser; das Ding blutet verteufelt."

Die Weiber waren indeß auch herangekommen und rathlos stand nun die kleine Schaar um Paul, den sie, mit dem Rücken gegen die Böschung gelehnt, hingelegt hatten. Eine der Frauen hatte eine Kürbißflasche mit Wasser bei sich, womit sie nun ein Tuch tränkte, welches sie ihm dann um die blutende Stirne legte.

„O, o! Gütiger Himmel! Jean, das ist der Herr aus dem Strandhause! Guter Gott, was wird Madame sagen! O, o! Und er hat auch Blut gespieen, Jean; das ist nicht von der Stirn allein. O, mein Gott, welches Elend!"

„Eh, da hift das Jammern nichts!" sagte der älteste. „Aber es

Digitized by Google

muß nicht richtig sein, mit dem armen Schelm; da oben —" und er deutete auf die Stirne. „Doch wir wollen die Zeit benutzen, so lange er so bewußtlos liegt. Wer weiß, wie er später zu rasen beginnt. He, macht rasch; bringt die Leiter herbei, und dann Streu darauf, wir wollen ihn, so gut es geht, betten und müssen ihn dann nach Hause schaffen. Rasch, rasch!"

In wenigen Minuten war die primitive Bahre zurecht gemacht. Dann hoben sie ihn behutsam auf und legten ihn in das Blätterwerk. Jeans Frau nahm ihre grobe, blaue Schürze ab und legte sie unter Pauls Kopf. Dann faßten die Männer an, und der kleine Zug setzte sich gegen das Strandhaus in Bewegung. Selbst die Kinder kamen, aufgeregt und neugierig, mit, und das kleine Mädchen hatte seine Mutter auf den Arm genommen, damit es nicht unbewacht zurückbleibe. So näherte sich der seltsame Zug dem Hause, das mit den beiden Erkern auf das Meer hinaussah.

Mignon war indeß von einer Spazierfahrt im Wagen des Marquis de Saint-Cyr zurückgekehrt. Sie lehnte in einem Fenster, als die Leute herankamen, sie sah, daß da jemand verunglückt sein müsse, aber sie erkannte in der regungslos auf die Blätter gebetteten Gestalt, mit dem blutbefleckten Tuche am Kopfe, Paul erst, als die Träger schon ganz beim Hause angelangt waren. Nun erschrak sie aber doch, und heftig. War er todt? Sie eilte die Treppen hinab, und befahl, Pauls Bett bereit zu halten. Langsam trugen ihn dann die Männer herauf und legten ihn hin. Mignon lief jammernd bald hierhin bald dorthin. Sie half ihn entkleiden, sie schickte nach dem Arzte. Und dann gab sie den Leuten eine Belohnung und bat sie, fortzugehen.

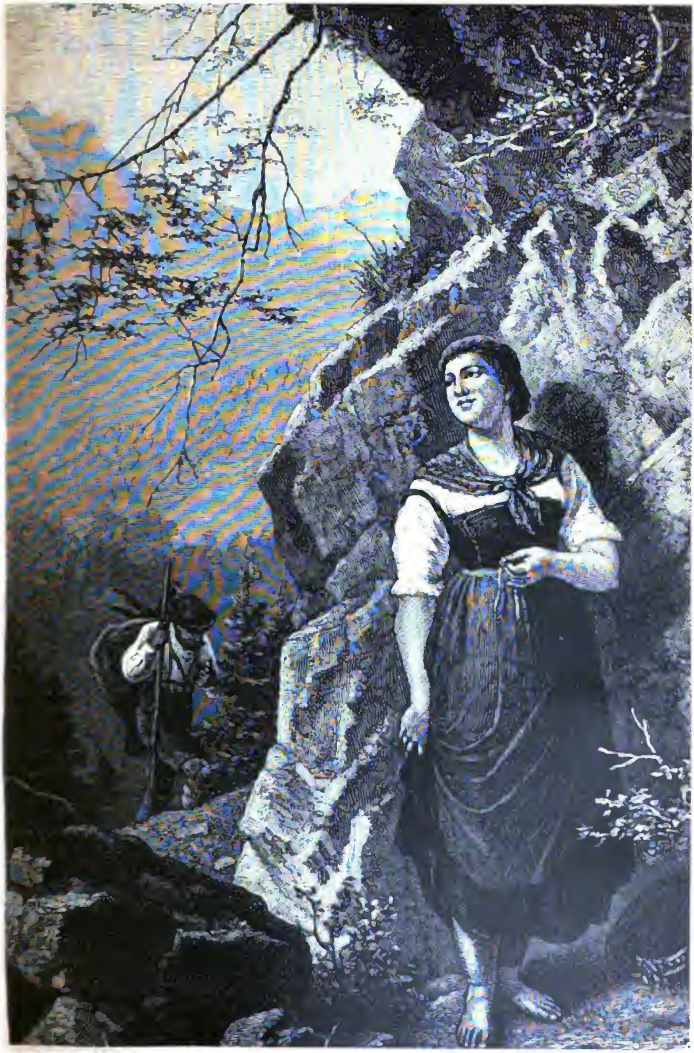
Paul lag noch immer besinnungslos. Das Gesicht trug die Farbe des Todes, die geschlossenen Augen waren tief eingesunken und die Lippen bläulich. War es der Tod? Starb er jetzt — jetzt, so, wo sie allein an seinem Bette saß? Ein scheues Entsetzen faßte sie an. Sie klingelte nach dem Mädchen, und hieß sie gleichfalls im Zimmer bleiben.

Es war so todtenstill in dem Raume. Nur hin und wieder kam ein langgezogener, müder Athemzug, klagend wie ein Seufzer, aus Pauls Brust. Dann kam der Arzt, und war im höchsten Grade betroffen. Er ließ sich erzählen, was die Leute gesagt hatten, dann untersuchte er die Wunde, die nur eine leichte Schramme war, und von einem kantigen Steine herrühren mußte, worauf er gefallen war. Endlich schüttelte er den Kopf.

„Er wird Stunden, vielleicht Tage so hinsiechen, gänzlich ohne Besinnung. Der Sturz hat ihm jedenfalls nur wenig gethan. Aber es ist zum Ausbruche gekommen, was ich eben befürchtete: eine Gehirnentzündung. Ich werde heute noch mehrmals vorsprechen und auch einen Kollegen mit hierher bitten."

Das verständnißvolle Lächeln war von seinem Gesichte gänzlich verschwunden, und als er die Treppen hinabstieg, lag seine Stirne in höchst ernsthaften, nachdenklichen Falten. Uebrigens war für ihn kein Zweifel, daß Monsieur binnen kurzem das Zeitliche segnen werde. Aber der Fall war höchst interessant, ganz ungemein interessant, ein wahres Studium.

Digitized by Google



Auf der Lauer.

Nach dem Originalgemälde von Carl Naumann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Stunden schlichen bleiern hin, besonders da Mignon, um der Leute willen, nicht den Muth fand, den Marquis zu empfangen, der früh am Nachmittage bei ihr vorsprach. Paul lag bewußtlos, wie man ihn am Morgen gebracht hatte. Er gab keinen Laut von sich, höchstens daß er hin und wieder einzelne Sätze sprach, die aber so hastig hervorgestoßen waren, daß sie Mignon nicht verstehen konnte.

Abends kam der Marquis aber doch, ließ sich nicht abweisen und erwartete sie im Salon. Er hatte von dem Vorgefallenen bereits Kenntniß, und kam, um Mignon seinen Rath zu ertheilen.

„Du mußt entschieden an seine Schwester schreiben oder noch besser telegraphiren. Hier ist kein Platz für Dich. Auch fängt es an, herbstlich zu werden und unfreundlich. Die Blätter fallen schon von einigen Bäumen ab, mit dem Baden ist es auch nichts mehr, und die meisten Leute verlassen dieser Tage den Ort. Ich auch. Komm, Mignon, wir wollen ein lustigeres Quartier für Dich suchen!“

Es bedurfte so wenig, um sie zu überzeugen, daß er recht habe. Vielleicht so wenig, weil sie in sich selbst längst zum gleichen Resultate der Ueberlegungen gekommen war. Trotzdem, wohl aus einer gewissen Scheu, über deren Gründe sie sich selbst nicht ganz klar sein mochte, schwieg sie eine ganze Weile, als er seinen Vorschlag beendet hatte, und das hübsche Gesichtchen hatte eine nachdenkliche Miene aufgesetzt.

„Wenn ich heute Abend noch telegraphire“, sagte sie dann, mehr wie zu sich selbst, „hat Martha nachts die Depesche und kann nicht vor vier Uhr morgens abreisen, dann ist sie gegen elf hier. Gut, Gaston, ich will telegraphiren, jetzt gleich. Oder schreib' Du die Depesche und bitte, gieb sie dann auf.“

Der Marquis warf ein paar Zeilen auf das Papier, benachrichtigte Martha darin, daß Paul schwer erkrankt sei, und bat, sie möge womöglich gleich kommen. Dann unterfertigte er mit Mignons Namen, las ihr die Depesche vor und verabschiedete sich mit einem zärtlichen Handkuße. In heiterster Laune verließ er das Haus. Als er unten in seinen Wagen stieg, blickte er noch einmal zu ihren Fenstern empor.

„Sie ist doch so ein niedlicher Sommervogel“, murmelte er, „und eine Zeit lang mag sie wieder mit mir fliegen.“

Seine angenehmen Gedanken fortspinnend, lehnte er sich dann in die Polster zurück, und summte das Liedchen, das Mignon so gerne hörte:

„J'ai mon château dans la forêt — —“

Mignon hatte an diesem Abende viel zu thun. Sie war in den Zimmern eifrigst damit beschäftigt, alles zusammen zu packen, was ihr gefiel. Dem Mädchen, das ihr helfen mußte, sagte sie, sie habe an Monsieurs Schwester telegraphirt, und die junge Dame werde morgen Mittag wahrscheinlich kommen. Sie selbst müsse morgen nothwendig verreisen, jedoch nur auf vierundzwanzig Stunden. Wie sich die Dinge manchmal unglücklich treffen! Eben habe sie Nachricht bekommen, daß ihre Mutter in den letzten Zügen liege, und da der Arzt gesagt habe, Monsieurs Zustand sei nicht gerade gefahrdrohend,

Digitized by Google

so habe sie sich, wenn auch sehr schweren Herzens, entschlossen, ihn, auf ein paar Stunden bloß, zu verlassen. Sie erzählte dies alles, während sie eiligst ein paar knisternde Seidenroben zusammenlegte und das Mädchen eine Menge von Toilettegegenständen in ein Kofferchen packte. Sie antwortete ihrer Herrin nichts. Denn hätte sie es gethan, so hätte sie höchstens sagen müssen, daß sie „Madames“ Abreise für sehr unrecht halte.

Madame! War sie „Madame“?

Ueberdies lag Monsieur entschieden im Sterben. Das Mädchen hatte auch gehört, was der Arzt gesagt. Und der Jagdhund Monsieurs heulte heute fortwährend, daß sie gar nicht wußten, was mit ihm anzufangen. Auch wehte durch das Haus schon die richtige Todtenluft. Niemand von den Leuten getraute sich mehr mit ganzem Fuße aufzutreten, oder laut zu sprechen. Und der Portier erzählte, er habe schon einmal einen solchen Fall gesehen. Da sei ein fremder Herr oben bei Aix-Breton von einem Abhange heruntergestürzt. Man fand ihn starr und unbeweglich liegen. Die Aerzte sagten damals, er habe sich eine Gehirnerschütterung zugezogen. Acht Tage lang war er dann regungslos, mit offenen, verglasten Augen dagelegen, und starb endlich, ohne auch nur einmal wieder die Lippen aufgethan zu haben. Bei Monsieur scheine es ihm, dem Portier, so ziemlich dasselbe zu sein.

Madame aber schien sich um dies alles sehr wenig zu kümmern, nur daß sie Angst hatte, allein in dem todtenstillen Krankenzimmer zu bleiben. Am nächsten Morgen aber kam sie ungewöhnlich früh, um sich bei der Wärterin zu erkundigen, wie die Nacht gewesen. Es war keine besondere Veränderung eingetreten. Nur einmal hatte er sich auf die andere Seite gelegt, und gegen Morgen hatte er, zum grenzenlosen Erstaunen der Wärterin, ganz deutlich ein Glas Wasser verlangt. Auch habe er es zur Hälfte begierig ausgetrunken, und sei dann wieder in jenen Schlummer verfallen.

Mignon sandte die Wärterin fort, sie möge sich jetzt etwas ausruhen und erholen. Indeß, sagte sie ihr, werde sie selbst hier bleiben, und brauche niemanden. Wenn irgend etwas nöthig sei, wolle sie schellen.

Als die Frau das Zimmer verlassen hatte, drehte Mignon den Schlüssel herum, und trat dann an das Bett um zu sehen, ob Paul schlummere. Sein Aussehen erschreckte sie nun aber doch. Sie hatte es sich nicht so schlimm gedacht. Das war ganz das Antlitz eines Todten oder eines Sterbenden, das da, tief in das Kissen gebettet, ruhte. Das Gesicht war fahl und eingefallen, und die häßliche, schwarze Binde, die man der Stirne angelegt hatte, erhöhte noch die Farblosigkeit der Wangen. Kaum merkbar hob und senkte sich die Brust, als könne sie jeden Augenblick ganz stille stehen.

Als sie sich überzeugt hatte, daß er schlief, trat sie an einen Schrank, wo Pauls Kleider hingen, öffnete ihn, und suchte unter den Röcken und Westen, bis sie diejenigen gefunden, in welchen man ihn gestern gebracht hatte. Nun begann sie in den Taschen zu wühlen. Aber es schien sich nicht zu finden, was sie suchte. Endlich entdeckte sie an der Innenseite der Weste ein kleines, mit einem Knopfe ver-

Digitized by Google

schlossenes Seitentäschchen. Sie fühlte, daß es das Gesuchte enthalte. Es war ein Bund kleiner, anscheinend neuer Schlüssel, den sie nun hervorzog. Diese mußten es sein! Sie erhob sich aus der knieenden Stellung, hing die Kleider wieder in den Schrank zurück, warf noch einen Blick auf Pauls Lager und verließ dann geräuschlos das Zimmer. Nur zwei Schritte über den Gang hatte sie zu machen, dann stand sie an der Thüre der Erkerstube. Sie betrat dieselbe und machte sich sofort daran, die Schlüsselchen an den Laden zu versuchen. Und wirklich! Sie paßten, sie schlossen alle die Fächer auf, eines nach dem anderen. Hastig machte sie sich daran, den Inhalt zu untersuchen. Aber all' das konnte ihr den gewünschten Aufschluß nicht geben, denn da lagen nur Reisebücher, Gold, Bankscheine, Schreibutensilien, im ganzen nur wenige Sachen. Viele der Schubfächer waren ganz leer. In einem aber — da lag es! Es war anscheinend ein großer Brief, ein offenes Enveloppe, von einem Gummibande zusammengehalten. Marthas Adresse, die es trug, sagte ihr, daß dies der gesuchte Aufschluß sein werde. Sie nahm das Päckchen, setzte sich damit an das Fenster und streifte das Band ab. Eine Anzahl loser Blätter, deren jedes eine Nummer trug, fiel ihr in die Hände. Sie ordnete sie erst, und machte sich dann daran, sie zu lesen. Erst that sie es eilig und flüchtig, dann, da auch die Handschrift immer krauser und unleserlicher wurde, las sie bedächtig und aufmerksam. Auch begann ihr das Herz so zu pochen, daß sie oft innehalten mußte, und vieles mußte sie zwei, dreimal wiederholen. Was war es, das Paul schrieb?

„Martha, meine Martha! Aus der gräßlichsten Seelenqual rette ich mich zu Deinen Füßen. O, stoß mich nicht von Dir, nimm Deinen Bruder gütig auf, er ist so unsagbar elend!

Und wenn ich Dir erst alles gesagt habe, was ich Dir sagen muß? Wird Dir nicht darüber das Herz brechen, wirst Du nicht fürchten, dem Wahnsinn zu verfallen, wie ich? Denn ich fühle, wie sich meine Gedanken verwirren und verdüstern, und wie mit dem Herzen auch das Gehirn krank wird.

Ich war ein elendes, unglückliches Wesen, mein Leben lang. Früh schon fiel der unseligste Gedankenkeim, die unseligste Grübellust in mich. Als Knabe schon, wo mich alle doch für so sanft, für so bescheiden und gutmüthig hielten, knirschte ich mit den Zähnen, wenn ich reiche Kinder sah, Altersgenossen, die den Fluch der Armuth nicht kannten. O, wie glücklich waren sie!

Ich konnte mich nie versöhnen mit der Weltordnung. Ich konnte nie begreifen, daß es arm und reich geben müsse, sowie es satt und und hungrig giebt. Es war der Fluch meines Lebens.

Kein Wesen ahnte, was verzehrend in mir wühlte, was mir langsam das Lebensmark aussog. Und je älter ich wurde, desto unseliger ward der Kampf in mir, desto unglücklicher ward ich selbst. Wäre ich in den Zeiten einer großen sozialen Revolution geboren, ich wäre der Tollsten, der Rasendsten einer gewesen. Erschien es mir doch, als seien wir, die Armen, die Arbeiter, von Gott verlassen und verflucht, ungerechterweise verflucht. Denn was haben jene anderen voraus, die im Leben, sie wissen ja nicht warum, nur auf Rosen gebettet sind? Die die Mühsale der Arbeit, den Druck der Sorge niemals kennen?

Digitized by Google

Die immer nur sich unterhalten, schlemmen, im Golde wühlen dürfen?

Es war ein Wahnsinn. Und er wuchs, er ward größer, er spann langsam meine ganze Seele ein, wie eine große Spinne erst ihr Opfer mit Fäden fesselt und umschlingt, ehe sie sich daran macht, ihren Rüssel anzusetzen, und das Blut aus dem lebenden Körper zu saugen. Wenn Du einmal Kinder Dein eigen nennst, Martha, hüte sie vor den Gelegenheiten, die Festlichkeiten der Reichen zu sehen, den Luxus, den Ueberfluß, die Schlemmereien, wo das Gold vergeudet wird, um dessen geringsten Theil wir uns die Hände blutig arbeiten müssen! Und endlich war ich ein Mann geworden. O, wäre ich lieber von der Brust der Mutter wieder dorthin zurückgekehrt, woher mich die Schöpfung genommen!

Du hast mich immer geliebt, Martha. Man sagt, die Schwesterliebe könne, wie die Mutterliebe, alles verzeihen. Du wirst vielleicht auch mir vergeben. Aber Dein Lebensglück ist dennoch geknickt, so wie ich das meine mit eigener Hand verscherzte.

Ich hatte ein Mädchen kennen gelernt und lieben. Sie war in niedriger Stellung, arm und hilflos. Ich hielt sie für ehrlich, lange. Ich hätte um ihretwillen gerne mein Herzblut gelassen.

Sie schien die Luft anderer, besserer Sphären zu kennen, als hätte sie einmal in ihr gelebt. In ihrer Freundschaft gestattete sie mir, für sie zu sorgen, soweit meine Kräfte reichten. Doch sie reichten so gar nicht weit, und waren so bald gründlich erschöpft. Und wieder faßte mich die eine Idee an mit ihren Millionen von Polypenarmen, wieder glühte das eine Wort vor meiner Seele: „Gold!“

Eine fieberheiße Phantasie malte mir in den grellsten Farben die Segnungen, die Lust, das Glück des Goldes. Ich mußte, ich mußte es gewinnen. Meine ganze Seele hatte nur mehr den einen Gedanken, die eine Vorstellung. Wo ich ging und stand, wachend und im Traume, erfüllte mich immer nur diese eine Idee, dies eine Wort. Ich glaubte, ich sei krank, wahnsinnig. Aber ich verrichtete trotzdem meine Arbeiten, man war ja trotzdem zufrieden mit mir, die Chefs lobten mich, wie sie es früher gethan.

Ich fing an, zu spielen, und das Geld rann wie Sand aus meinen Händen. Mit fiebernden Augen und glühenden Wangen las ich die Ziehungslisten. Aber immer und immer wieder war es nichts, ich hatte immer verloren. Meine Ersparnisse schmolzen hin, wie Schnee im Frühjahrssonnenschein.

Indeß hatten sich die Liebesbande, die mich mit dem Mädchen verknüpften, immer fester gezogen. Wir hatten Geld nöthig, um zu leben, wie wir leben wollten. Ja, ich beneidete jetzt dies Leben nicht nur, ich wollte es auch genießen, genießen wie jene andern, und sollte es meine Seele kosten! Unablässig sann und dachte ich nach, wie ich Gold gewinnen könnte, aber ich fand kein Mittel, keinen Weg, kein Zauberwort.

Da, auf einmal, blitzte mich wie aus weiter Ferne ein Plan, eine Aussicht an. Es war ein fahles, zitterndes Licht, wie ein Irrlicht, das aus dem Sumpfe aufsteigt.

Und dies gelbe, häßliche Flämmchen beleuchtete mir einen Pfad,

Digitized by Google

den ich gehen mußte, um an das Ziel meiner Wünsche zu gelangen. Der Pfad war schmal und schmutzig, finster und gefährlich. Ueber den Sumpf und durch Moräste führte er. Aber drüben lockten die gleißenden Haufen, drüben zuckte der Wiederschein jener Flamme über das rothe, wirkliche Gold.

Der schmale, widerwärtige Pfad war — das Verbrechen! Ja, das Verbrechen schlich sich an mich heran, und bot mir seine Dienste. Mir graute vor mir selbst, ich stieß es von mir. Aber es kam wieder, immer wieder, und so lange, bis mir sein Grinsen ein freundliches Lächeln, und der schmale, schmutzige Pfad eine ebene, lichte Gasse schien. Und je mehr ich mich damit befreundete, desto erfinderischer machte es mich auch. O, das Verbrechen wollte meine Freundschaft nicht umsonst! Es gab mir Ideen dafür.

Da kam eine Wechselfälschung auf, die vor langer Zeit begangen worden war. Aber sie war so vorzüglich ausgeführt, daß man lange nicht darauf gekommen war. Ich las und hörte, es könne gefälschte Wechsel geben, die überhaupt nicht entdeckt würden, wenn der Zufall dem Verbrecher günstig sei. Und wenn auch, wie wollte man des Thäters habhaft werden? Es erschien mir ganz wunderbar, mit wenigen Federstrichen ein reicher Mann werden zu können. Und der Gedanke wollte nicht mehr von mir weichen; er hielt mich fest, nicht ich ihn.

Ich verstand es nun plötzlich sehr wohl, alle möglichen Erkundigungen einzuziehen, die für mich von Interesse waren. Ich hatte auch auf einmal eine Anzahl von Unterschriften in den Händen, die ich nun studirte. O, es ging alles so leicht! Eine Art rasender Wuth überkam mich. Die andern Menschen, die Verhältnisse waren der Verbrecher, nicht ich! Die Verhältnisse machten mich dazu, ich selbst war unschuldig dabei.

In der Kassenstube des Chefs schliefen Grénoil und ich abwechselnd. Es war seit einigen Jahren schon so. Sie hatten uns kennen gelernt und hätten jedem von uns beiden ruhig Millionen anvertrauen können. Eher wäre ich ins Feuer gesprungen, als eine Veruntreuung an ihnen zu begehen. Aber nun saß ich Nächte lang bei meinem Lämpchen in dem Zimmer, wo die gefüllte Kasse stand, und — versuchte, einen Wechsel zu fälschen.

Es war eine aufreibende Arbeit, aber sie ging mir gut von der Hand. Und endlich däuchte mir, der eine sei vollkommen gelungen.

Nun kam wieder jene Raserei über mich. Die Menschen waren selbst Schuld, wenn sie sich betrügen ließen. Ich wollte sie nicht betrügen. Ich wollte nur eine Arbeit ihrem Urtheile unterwerfen. Wenn sie dieselbe für echt hielten, war es ihre eigene Kurzsichtigkeit, nicht mein Verbrechen.

Neben dem falschen Wechsel stak in einer Brusttasche ein geladener Revolver. Wenn sie mich auch entdeckten, es war kein Verlust; ich würde nicht in den Kerker gewandert sein. Aber sie entdeckten mich nicht.

Ich trug in jener Stunde modische Kleider und einen englischen Bart und sprach in der Bank ein schlechtes Französisch mit fremdländischem Accente. Ich zuckte nicht mit der Wimper, als mich der

Digitized by Google

Beamte ansah, ich war völlig ruhig, als er den Wechsel prüfte; nur ruhte meine Hand in der Brusttasche, und meine Finger hatten den Kolben der tödtlichen Waffe krampfhaft umspannt.

Aber es ward nichts verdächtiges entdeckt, der Wechsel wurde eskomptirt und ich erhielt das Geld. Ich steckte es ruhig zu mir und entfernte mich. Dann aber kam es!

Es kam, als ich erst Mignon, dann Dir, arme Martha, die Lüge von dem Gewinne erzählen mußte, die erste Lüge meines Lebens! Und seit jener Stunde war ein gräßlicher Gegner meiner That in mir erwacht, ein Gegner, der rastlos kämpfte, der seit damals nie geruht, immer und immer mich marternd strafte: das Gewissen!

O, wenn Du wissen könntest, wie ich leide! Wenn Du alle meine Herzensangst und Seelenqual, mein ganzes unaussprechliches Elend fassen könntest! Aber es ist recht und gut, daß Du es nicht theilst, noch nicht theilst. Mich allein soll es zerfleischen und vernichten. Mich allein, dessen frevle Hand das Verbrechen begangen. Und doch: wie bin ich elend feige, daß ich es nicht auch allein weiterzutragen vermag; daß ich nicht vermag, das Geheimniß mit mir sterben zu lassen, damit es seine unselige Saat nicht noch in andere Herzen streuen könne!

Aber die eine Sehnsucht drängt mich unwiderstehlich es Dir zu beichten: Die Sehnsucht nach Sühne. Warum habe ich aber dann nicht den Muth, hinzugehen und zu flehen: Ergreift mich, denn ich bin ein Verbrecher!

Martha! Ein Fälscher, ein Dieb, Dein Bruder! Was habe ich nun von dem Golde, das mir wie Feuer in den Händen brennt, vor dem mich schaudert, das ich von mir schleudern möchte, und doch nicht fortwerfen kann? Was hat mich verblendet, zu vergessen, daß der größte Besitz nur Unglück, nur Elend bringen kann, wenn er nicht rechtlich ist?! Wem soll ich fluchen? Ihr, Martha?

Darf ich irgend jemanden fluchen, für das, was ich selbst gethan?!

An Deiner Seite, durch Deinen Zuspruch würde ich die Kraft finden, mich selbst den Richtern zu übergeben. O, komm, Martha! Komm, eh' mich die Seelenqual vernichtet, eh' die Kenntniß meiner Schuld mit mir stirbt oder ich selbst, ein Wahnsinniger, nur todt bin unter den Lebenden."

Mignon starrte auf die Blätter nieder, scheu und entsetzt. Hätte sie sich jetzt in einem Spiegel sehen können, sie wäre unwillig darüber erstaunt, wie alt und fast unschön die Blässe der Angst ihre Züge machen konnte. Der kecke Uebermuth war daraus verschwunden, nur eine furchtsame Betroffenheit malte sich darin. Mit dem Instinkt für die Sünde, den die Sünde selbst verleiht, begriff sie sofort die Gefahr, der sie ausgesetzt war. Wenn dieser gemeine Verbrecher den Gerichten in die Hände fiel, fiel sie mit. Und sie war unschuldig! Sie hatte ja gar nichts mit all' dem zu thun, als daß sie thöricht genug war, diesen Arbeiter einen Augenblick glauben zu machen, daß sie ihn lieben könne.

Sie hatte nichts anderes mit all' dem zu schaffen, als daß sie ihm erlaubt hatte, sie zu kleiden und zu erhalten, und für sie Geld auszugeben. Sie war anspruchslos genug gewesen gegen ihn. Was aber nun?

Digitized by Google

Wenn Saint-Cyr den ganzen Sachverhalt kennen würde, möchte er sich ihr gewiß nicht anschließen. Dann war sie, für einige Zeit wenigstens, in das niedere Dunkel zurückgestoßen, aus welchem sie gerade wieder einmal emporgetaucht. Er durfte also nichts von allem erfahren.

Vor der Polizei hatte sie einen heillosen Respekt. Sie wußte, daß es ein gewisses Buch gebe, in welches man tausend und tausend interessante Namen eingetragen, und worin man im Bedarfsfalle nachzuschlagen pflegte. Sie hatte eine unbestimmte Vermuthung, ihr Name könne auch in jenen Registern aufbewahrt sein.

Der einzige Ausweg war demnach, die Papiere wieder an ihren früheren Aufbewahrungsort zurückzulegen, von der ganzen Sache nichts zu wissen, und je schneller desto besser diesen unheimlichen Ort zu verlassen. Ohnedies hatte sie ja die Absicht gehabt, zu gehen, womöglich bevor noch Martha komme. Ihre Sachen waren gepackt, die Koffer standen in ihrem Zimmer und Saint-Cyr wollte seinen Wagen schicken, der sie an der Gartenthüre erwarten sollte. So hatte sie ihn in aller Frühe in einem duftenden Billet-Doux gebeten, und sie war vollkommen sicher, daß er ihren Wunsch befolgen würde.

Als sie mit ihrer Ueberlegung ins Reine gekommen war, erhob sie sich, um die Papiere wieder in das Schubfach zurückzulegen und den Schreibschrank abzuschließen. Durch eine ungeschickte Bewegung entfiel ihr aber das Päckchen, und die leichten Blätter flogen verstreut zu Boden. Im Begriff sich danach zu bücken, fuhr sie aber erschreckt empor, denn, ohne daß sie einen nahenden Schritt im Gange gehört hätte, war doch jemand an die Thüre gekommen und trat nun in das Erkerzimmer herein.

Es war Paul.

In fieberndem Schlummer liegend, hatte er doch gesehen, wie sie seine Kleider durchsucht, hatte gehört, wie sie das Zimmer verlassen, und begriffen, daß sein Geheimniß im Begriffe sei, gelüftet zu werden. Aber es lag eine kraftlose Lethargie über seinem Gehirn und seinen Muskeln, die er nicht abschütteln konnte.

Plötzlich aber riß es ihn von seinem Lager empor, er warf einen Mantel um, und eilte, wiewohl wankend und von Frost geschüttelt, hinüber. Sein blutloses Gesicht, mit der entstellenden schwarzen Binde über der Stirne, sah erschreckend aus, und Mignon trat betroffen einen Schritt zurück. War er vom Tode wieder zum Leben erwacht?

Dann aber kam der Entschluß über sie, alles mit einem Male zwischen ihm und ihr ins klare zu bringen, es gehe wie es wolle.

Paul stützte sich auf die Lehne eines Stuhles. Er wollte sprechen, aber sein Athem ging schwer und keuchend, und er konnte die Worte nicht hervorbringen.

„Du hast alles gelesen!“ rief er endlich fast leise aus.

Sie trat noch weiter zurück und raffte dabei ihr Kleid mit einer Geberde zusammen, als wollte sie ihm jedes Nähertreten damit verbieten.

„Alles!“ sagte sie dann. „Du bist ein Verbrecher, ein Dieb!“

„Ein Verbrecher, ein Dieb!“ wiederholte er tonlos. Es regte sich ein Funke von Mitleid in ihrer Brust mit diesem kraftlosen, verlöschen-

Digitized by Google

den Wesen. Aber eben weil es im Verlöschen war, mußte sie sich von ihm trennen.

„Laß mich vorüber und hinaus, Paul!“ rief sie hart. „Ich habe nichts mit Dir zu thun, ich will nichts mit Dir zu thun haben, und mit Deiner Schuld. Du hast nicht verdient, daß ich mit Dir kam, und Dein war. Laß mich fort!“

Auf seinen fahlen Wangen traten langsam zwei brennende Flecken hervor, und durch seine Augen irrte ein leidenschaftlicher Glanz.

„Du willst fort!“ stieß er hervor. „Du willst mich jetzt verlassen! Jetzt, weil ich elend bin, und schwach und krank! Du hast mir einmal geschworen, daß Du mich liebtest, Du hast mich belogen. Du willst fort, mit einem andern; o, ich kenne ihn! Du liebst mich nicht!“

Sie nickte trotzig.

„Ich liebe Dich nicht“, sagte sie.

Aufschreiend stürzte er auf sie zu und ihr zu Füßen. Mit aller Macht umfaßte er ihre Gestalt und preßte sie an sich.

„Du liebst mich nicht!“ rief er schluchzend aus. „O, Mignon, Mignon! So hast Du nichts gethan, als ein Spiel mit mir getrieben, wie Du es mit andern treiben wirst! So hast Du nichts gethan, als mich belogen! belogen, belogen! Betrogen hast Du mich um mein Herz, um meine Ehre, um mein Leben! Ich bin ein Fälscher, ein Dieb.“ Gebrochen sank seine Stimme zu einem wirren Flüstern herab. „Ich hab' meine Hände im Verbrechen besudelt. Um Deinetwillen, nur um Deinetwillen! Ich wollte Dich auf den Händen tragen. Ein wahnsinniger Glücksrausch hat meine Sinne bethört. Ich hätte gemordet, um mit Dir glücklich zu sein! Du hast mich belogen, Du stoßest mich von Dir! Mignon — Du gehst!“

Seine Arme fielen schlaff herab, seine Stimme erstarb und er sank auf den Boden nieder. Schaudernd trat sie von ihm weg. Noch einmal streifte ihr Blick die regungslose Gestalt, dann eilte sie nach der Thüre und verließ das Zimmer.

Zur gleichen Zeit hielt am Thore unten ein Wagen, dem eine dunkel und schlicht gekleidete Frau entstieg, und nach ihr verließ ein hünenhafter Mann seinen Sitz, auf dessen großen ungeschlachten Körper die anständigen Kleider fast nicht zu passen schienen. Sie eilten die Treppe hinauf, ohne eine Wort zu wechseln. Nur als sie oben ankamen, sagte der Riese möglichst leise: „Nur Courage, Fräulein Martha, es wird nicht so arg sein! Nur Courage!“

Aber sie hatte Courage, denn sie hatte ein starkes Herz, und einen energischen Willen. Nur daß die ganze Zeit über, während der endlos scheinenden Fahrt, eine unbestimmte Ahnung sie niederdrückte, wie ein Alp. Und Chambals unbeholfene, karge Trostesworte, die ihm selbst so unsägliche Mühe verursachten, hatten nicht vermocht, sie davon zu befreien.

Oben trat ihnen eine Frau, die Wärterin, mit verstörtem Gesichte entgegen.

„O, Madame, Madame! Ich war eine Weile fortgegangen. Madame sagte, sie wolle bei ihm bleiben. Nun hat er das Bett verlassen. Ich fand ihn soeben in dem andern Zimmer drüben. Er

Digitized by Google

liegt bewußtlos am Boden. Er stirbt vielleicht! O, mein Gott, mein Gott!"

Chambal faßte sie am Arme.

„Wo?" fragte er.

„Hier, hier!" rief die Wärterin und eilte voraus. Sie folgten ihr auf dem Fuße.

„Courage, Fräulein Martha! Courage!" flüsterte Chambal wieder.

Martha knieete bei dem Bruder nieder. Er lebte, er athmete, aber er war besinnungslos. Sie stützte sein Haupt auf ihren Schooß und kühlte sein Gesicht mit der riechenden Essenz, die die Wärterin gebracht. Auf den ersten Blick hatte Chambal die verstreuten Blätter bemerkt. Ein Polizeiagent hätte nicht schneller darauf aufmerksam werden können. Er raffte sie auf, und steckte sie in seine Brusttasche.

„Hier muß irgend etwas nicht richtig sein!" murmelte er dabei.

Sie stützten den Kranken auf, dann hob ihn der Riese, zart, wie man ein krankes Kind ergreift, in seinen Armen empor, und trug ihn in sein Zimmer zurück.

Während all' dem bewahrte Martha vollkommen ihre äußere Ruhe. Wenn es auch in ihrem Innern aufquoll wie Thränen, sie wollte nicht nachgeben, nicht weich werden. Hier half nichts, als „den Kopf oben behalten", wie Chambal gesagt hatte, und sie behielt ihn „oben". Dies zarte, schwache Mädchen hatte einen eisenfesten Willen. Sie schaffte ruhig am Bette des Sterbenden, so ruhig, als wäre sie nicht seine Schwester, als wäre sie eine um Geld gedungene Wärterin gewesen.

Paul war wieder in völlige Bewußtlosigkeit zurückverfallen. Doktor Malon, den man eiligst herbeigerufen, sagte, man könne „vorderhand" nichts thun. Zu Chambal, der ihn dann die Treppen hinabbegleitete sagte der Arzt:

„Lieber Freund! hier ist bereits jede menschliche Kunst machtlos geworden. Er ist absolut nicht mehr zu retten. Uebrigens kommt mir vor, als müsse irgend ein Zwischenfall diese rapide Verschlimmerung gesteigert haben. Nein? Nun, dann wundere ich mich einigermaßen darüber." Dann ging der Arzt. Diese Gelegenheit benutzte Chambal, die aufgelesenen Papiere hervorzuholen und zu lesen.

Sein dunkles Gesicht, das immer so aussah, als könnte er Ruß und Kohlenstaub trotz aller Mühe nie ganz herauswaschen, überzog eine fahle Blässe, je weiter er kam. Die derbknochige Hand, die die Blätter hielt, bebte heftig, aber kein Ausruf unterbrach die Lektion. Er hatte die Lippen fest zusammengepreßt, als dürfe er auch zu sich selbst kein Wort sagen. Aber der Schlag war wuchtig; selbst für seine Kraft. Er lehnte sich mit aller Schwere des riesigen Körpers an den Pfeiler des Fensters, an welchem er stand, und ein dumpfes Aechzen kam aus der breiten Brust hervor:

„Großer Gott!" murmelte er endlich leise. „Großer Gott, wie entsetzlich!"

Dann starrte er eine Weile hinaus über die langsam sich entblätternden Bäume des kleinen Gartens, und hinaus über die weite, dunkle See.

„Und Martha? — Wie wird sie es tragen, wie? — O Du armes, schwergeprüftes, edles Mädchen! — Und doch kann ich es ihr

Digitized by Google

nicht ersparen, doch ist es meine Pflicht, ihr die ganze grausame Wahrheit zu eröffnen. Ach, wenn ich nur die richtige Kraft, und die rechten Worte dazu finde!“

Er wandte sich langsam vom Fenster ab, und ging nach dem Zimmer zurück. Aber an der Thüre hemmte ihn ein plötzlicher Entschluß. Ein Dienstmädchen kam über den Gang. Chambal hielt sie an. Sie sah verwundert in sein bleiches, bewegtes Gesicht, und fragte dann nach seinem Wunsche.

„Ist — „Madame“ noch im Hause?“ fragte Chambal.

„Ja wohl, Monsieur. Ich wollte Madame eben sagen, daß der Wagen unten warte, und ob wir nun die Koffer hinabschaffen sollen.“

„Die Koffer? Welche Koffer?“ fragte Chambal.

„Die Koffer, die Madame gepackt hat“, entgegnete das Mädchen.

„Ah — ich verstehe! Und was für ein Wagen wartet unten?“

„Der Wagen des Marquis de Saint-Cyr, Monsieur.“

„Wessen Wagen?“ fragte Chambal nochmals, als habe er den Namen nicht gut gehört.

„Des Marquis de Saint-Cyr, Monsieur“, sagte das Mädchen möglichst deutlich. Sie war auf „Madame“ nicht sehr gut zu sprechen, und freute sich, offenbar etwas zu verrathen, das „Madame“ selbst nicht ebenso aufrichtig eingestanden hätte.

„Marquis de Saint-Cyr!“ wiederholte Chambal nach einer Weile nachdenklich, und mehr zu sich selbst sprechend. „Es ist gut, ich danke“, sagte er dann. „Ich werde selbst die Nachricht ausrichten. Welche Thür ist es?“

„Die letzte am Gange, zur rechten Hand, Monsieur“, sagte das Mädchen und ging die Treppe hinab. In der Küche erzählte sie, der „Riese“ habe sie am Gange angehalten, er sei zu Madame. Was sie wohl zusammen zu sprechen hätten? Uebrigens sehe er schrecklich aus, wie ein Oger, und habe ein so schwarzes Gesicht, wie ein Halbneger. Indeß hatte Chambal die bezeichnete Thüre gefunden. Sie war doppelt.

Mit einem wehmüthig-ironischen Lächeln, das zu seinem tief-ernst erregten Zügen seltsam paßte, klopfte er sogar, und öffnete die Thür erst, als er das „Herein!“ gehört.

Bei seinem Anblick fuhr Mignon von dem Fauteuil, auf welchem sie gesessen, empor und starrte ihn an, als wäre es eine Vision, die sie entsetzte.

„Etienne!“ schrie sie.

Chambal schloß erst die Thüre und pflanzte sich mit seinem breiten Rücken dagegen.

„Ja wohl“, sagte er dann. „Ich bin es selbst, nicht mein Geist. Du mußt ein sehr schlechtes Gewissen haben, daß Du so erschrecken konntest. Ich pflegte Dich leider freilich nicht oft genug so zu überraschen. Aber vor allem: schrei nicht so laut. Ich werde „Madame“ nicht lange aufhalten; ich habe nur wenige Worte mit Dir zu sprechen.“

Mignon hatte sich wieder einigermaßen gefaßt, und schien den richtigen Ton gefunden zu haben, wie sie mit diesem Eindringling, mit diesem Arbeiter sprechen müsse.

Digitized by Google

Sie stampfte mit dem kleinen Füßchen auf den Boden auf und rief geringschätzig:

„Ich kenne Sie nicht, mein Herr, und ich habe gar nicht den Wunsch, irgend etwas mit Ihnen zu sprechen.“

„Hm“, machte Chambal erst. Aber dann kochte der Zorn in ihm auf und drohend sagte er: „Hüte Dich, Mignon! — Du hast es verstanden, mir oft in Deinem Leben Komödie vorzuspielen; damit ist es aus!“

Sie kannte dieses leidenschaftliche Leuchten seiner großen, schwarzen Augen und der Ton des unterdrückten Zornes sehr wohl, und sie fand es besser, zu schweigen.

„Da unten“, fuhr Chambal fort, und wies mit dem Arme nach dem Fenster, „da unten erwartet Dich ein Wagen. Es hat eine Zeit gegeben, wo er öfter vor dem Hause stand, in welchem Etienne Chambal wohnte, als Du noch — aber der Zeit erinnerst Du Dich selbst gar wohl, gelt? Nur daß der verwünschte Mensch so oft zu unrechter Stunde nach Hause kommen mußte. Bah! Die Zeit ist vorüber, wo ich solche Gefahren lief, und ich bin ganz herzlich froh, daß sie es ist! Aber mich wundert, daß „Madame“ in Reisekleidern hier ist. Aber ich verstehe: Du willst Abwechselung haben, nicht wahr, und die Krankenpflegerrolle hat verzweifelt wenig Anziehung für Dich?“

„Was geht es Dich an, Etienne“, wollte Mignon unterbrechen.

„Schweig!“ rief er und der nicht mehr zurückgehaltene Zorn brach los. „Du willst fort, nachdem Du hier lange genug Dein Parasitenleben geführt. Du willst fort, weil der Mann sterbend ist, dem Du elendes, nichtiges Geschöpf Deine Liebe vorgeheuchelt hast, und den Du selbst elend gemacht hast. So recht nach Deiner Art, Du Verworfene! Und alle die Koffer und Schachteln und Täschchen? — Du hast alles hineingepackt, was Deine habgierigen Finger in der Eile zusammenraffen konnten, den ganzen Tand und Flitter, womit Du gewohnt bist, Dich zu behängen. Aber nicht eine Schleife, nicht ein Stück sollst Du mitnehmen können, bei Gott, nein!“

„Was hast Du für ein Recht, mich zu schelten?“ rief sie unmuthig.

„Was für ein Recht? Wahrlich, ich begreife, daß Du frägst. Denn — Gott sei Dank! — ich selbst habe mich ja früh genug los gemacht, aus den Banden, die mich gesetzlich berechtigten, mich um Dein Thun und Lassen zu kümmern. Hier aber ist es mein Freund, den ich von Deiner Nähe befreien will. Du sollst hinweggehen, spurlos, ungefragt, und hüte Dich, die letzten Stunden, die er noch hier auf Erden lebt, durch Deine Gegenwart zu entehren! — Du sollst wissen, daß Dir in mir ein scharfer Richter lebt, und wo immer Du Deine schmutzigen Netze spinnst, will ich sie zerreißen, wenn ich darauf treffe. Das Glück, das ich Dir bereiten wollte, hast Du mit diesen zarten weißen Händchen von Dir gestoßen; die Liebe, die ich Dir einst entgegenbrachte, hast Du mit diesem hübschen, rothen Munde belogen. Jetzt — hasse ich Dich, wie das Böse! Vielleicht ist es ein Unrecht, daß ich Dich nicht aufhalte, nicht zurückhalte. Aber dies Unrecht will ich auf mich nehmen. Das Haus hier, in dem ich schon den Flügelschlag des Todesengels höre, soll rein sein von Deiner Gegenwart.

Später vielleicht werde ich Dich suchen müssen — und **ich werde Dich finden**, das schwöre ich!"

Seine letzten Worte machten sie betroffen. Wußte er —? Aber es war unmöglich! Und während sie in der Fensternische auf ihrem Stuhle saß, sann sie auf Mittel, ihn abzuschütteln, ihn zu entfernen. Da draußen stand Gastons Wagen, er selbst erwartete sie gewiß, und dieser Mensch hielt sie auf mit seinen strafenden Tiraden. Jetzt sah sie, daß der Wagenschlag sich geöffnet und Gaston selbst war herausgesprungen. Er erwartete sie also selbst! — Das gab ihr Muth. Sie mußte Etienne los werden, diesen unheimlichen Mann, dessen große, dunkle Augen so drohend leuchteten, als werde er sie im nächsten Augenblicke mit einem Aufschrei der Wuth anfallen, wie ein gereizter Löwe.

Es arbeitete wirklich in ihm, und er mußte sich mühsam beherrschen, dies heuchlerische Geschöpf, dem er so viel, so viel schuldig war, nicht in seinen Riesenfäusten zu zermalmen. Einem plötzlichen Entschlusse folgend, sprang sie auf. Sie wollte schellen, einen Skandal provociren, wenn es sein mußte; nur fort von hier! Aber Chambals rasches Auge hatte ihre Absicht sofort bemerkt und er kam ihr zuvor. Ehe sie die Klingelschnur noch erfassen konnte, war er auf sie gestürzt, hatte sie bei beiden Armen erfaßt und zurückgerissen. Eine Todesangst kam über sie. Sie sah seine blitzenden, unheimlichen Augen, sie hörte das Keuchen seines Athems, und seine eisernen Hände hielten sie schmerzend umfaßt, wie Schraubstöcke. Wollte er sie ermorden? — Entsetzt schrie sie auf:

„Etienne! — Du willst mich tödten!"

Er schüttelte den gebrechlichen Körper und stieß sie dann von sich.

„Nein", rief er. „Nicht tödten! Du bist zu elend, zu schlecht, als daß Du werth wärest, daß ich mich mit solcher Schuld belade! Aber wissen sollst Du, daß ich alles weiß, daß Paul ein Verbrecher, ein Dieb geworden, um Deinetwillen! Daß er stirbt um Deinetwillen! Es wird die Stunde kommen, wo ich Dich suche und Dich finde, wenn man nach Dir fahnden wird. Jetzt aber heb' Dich hinweg von hier, Du Dämon, und danke Gott, daß ich es Dir erlaube!"

Er schritt nach der Thüre, öffnete sie und wies hinaus.

„Geh'! — Geh', und tauche wieder in das Zwielicht, wohin Du gehörst!"

Erblaßt und furchtsam schritt sie an ihm vorüber und hinaus. Dann eilte sie über den Gang, die Treppen hinab und mit der Hast des Schuldbewußtseins verließ sie das Haus.

Erstaunt sahen die zwei Mägde sie ohne Gruß und Blick an sich vorübereilen und draußen in den Wagen steigen, der dann eiligst fortrollte.

„Sie sah ja aus, als ob sie mit dem Oger gerauft hätte!" sagte das hübsche Stubenmädchen schnippisch. „Und keinen einzigen Koffer nimmt sie mit! Höre, Jeanneton, ich habe mir immer gedacht, da müsse etwas faules dahinterstecken, und mir scheint „Madame" hat hier ihre Rolle ausgespielt!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Das Licht war im Verlöschen. Es war heruntergebrannt bis auf den letzten Rest, nur die Hülle hielt es noch ein Weilchen aufrecht, die Hülle, die noch nicht kraftlos genug war um auseinanderzufallen.

Die lethargische Ruhe, in welcher Paul morgens gelegen, nachdem Martha und Chambal gekommen waren, hatte wahnsinnigen Ausbrüchen des Fieberparoxismus Platz gemacht. Er phantasirte und tobte, und Chambal hatte oft alle Mühe, ihn im Bette zu erhalten. Es war nöthig geworden, einen männlichen Wärter zu beschaffen, und Doktor Malon hatte einen solchen geschickt. Denn wenn auch Chambal nachts bei dem sterbenden Freunde wachte, so duldete er doch nicht, daß Martha ein gleiches thue, und seinen drängenden Bitten nachgebend, hatte sie sich kurz vor Mitternacht zur Ruhe begeben.

Aber es hatte lange gedauert, bis der mitleidige Schlaf in ihre brennenden, übermüdeten Augen kam und die traurigen Gedanken, die sie bestürmten, zur Ruhe brachte.

Chambal war froh, sie aus Pauls Zimmer gebracht zu haben, denn die Phantasien des Sterbenden hätten ihr leicht mehr verrathen, als er für gut gefunden, ihr schon jetzt mitzutheilen. Was ihn selbst geradezu verblüffte, war, daß Paul für Momente ganz klar zu sein schien. Dann ergriff er die Hand des Freundes, hielt sie mit der seinen fest umklammert und bat flehentlich:

„Geh', geh', Chambal! — Geh' hin und sag', daß ich ein Verbrecher bin, ein Dieb. Geh', sonst vermag ich nicht ruhig zu sterben!"

Was thun? Chambal fühlte eine ungewohnte Last der Verantwortung mit Centnerschwere auf sich ruhen. Wer konnte diesen Sterbenden verhaften wollen, wer mit diesem irreredenden Kranken ein Verhör anstellen?

Er verbrachte eine qualvolle Nacht am Bette des Freundes, während der Wärter alle diese Scenen als Phantasiegebilde mit der ruhigen Gelassenheit hinnahm, die ihm lange Uebung angelernt hatte.

Als das erste Morgenlicht durch die Gardinen schimmerte, kam Martha, um Chambal abzulösen; aber er wollte davon nichts wissen, sagte ihr, daß er ganz frisch sei und blieb. Abermals kamen Pauls Bitten und Ausrufe. Plötzlich aber richtete er sich im Bette halb auf, zog Martha an der Hand zu sich heran, und sagte halb flüsternd:

„Martha! Ich kenne Dich ganz wohl, und sieh Du mich an, ich phantasire nicht, ich bin ganz klar. Martha — drüben im Schreibkasten liegt ein Brief für Dich. — Ich hätte ihn Dir längst schicken sollen, freilich! — Ich bin ein Verbrecher; — es ist wahr, ich phantasire nicht! — Der Brief — wird Dir alles sagen! — Aber ich kann nicht sterben, bevor Ihr es ihnen nicht sagt, — ihnen, ihnen —" Aechzend sank er in die Kissen zurück und schloß die Augen.

Betroffen und erschreckt sah Martha zum Freunde auf. Aber Chambal hatte einen plötzlichen Entschluß gefaßt. Er nahm ihre Hand und zog sie in das nächste Zimmer. Unruhig und gespannt war sie ihm gefolgt.

„Setzen Sie sich erst, Fräulein Martha", sagte er, und seine tiefe Stimme zitterte vernehmlich. „Ich muß Ihnen etwas mittheilen, trotzdem es mir so entsetzlich wehe thut."

Digitized by Google

Aber wie sollte er die Worte finden, mit denen er ihr den fürchterlichen Schlag so viel wie möglich erleichtern könnte?

Martha blickte fragend in sein ernstes, tief betrübtes Gesicht. O ihre Ahnung, ihre dumpfe Ahnung! Jetzt erfüllt sie sich!

„Um Gottes willen, Chambal, was haben Sie? Was ist es?"

Er zögerte noch. Dann aber griff er rasch in die Tasche, und holte die zerknitterten Papiere hervor.

„Dies!" sagte er.

Sie nahm und las mit heißen, flimmernden Augen und leise bebenden Lippen. Sie las zu Ende ohne aufzusehen, ohne sich zu regen. Dann aber sank sie kraftlos zurück.

„Es ist zu viel! Es ist zu viel!" schluchzte sie, und brach in stilles, krampfhaftes Weinen aus. Der Riese stand neben ihr im traurigsten Bewußtsein seiner armen Unbeholfenheit. So war dies liebe, arme Mädchen zerknickt und vernichtet! So hatte er selbst mit rauher Hand den Schlag führen müssen, der sie ins innerste Lebensmark getroffen, er selbst, der sie so gern auf den Händen hinweggetragen hätte über alle Gefahr und Bitterkeit des Lebens. Und was sollte er nun thun sie zu trösten, ihren unsäglichen Jammer zu lindern?

„Fräulein Martha", sagte er ganz leise. „Fassen Sie Muth! Wir müssen ja alles ertragen, in diesem elenden Leben, alles! Wenn ich wüßte, wie ich Sie trösten, wie ich Ihnen helfen könnte! Sehen Sie, Fräulein Martha, ich möchte gern alles thun, was Sie wünschen. Es giebt ja ein Vernarben für jede Wunde, Fräulein Martha. Die Zeit heilt so vieles."

Sie schüttelte den Kopf und schluchzte wie früher. Es schnitt ihm ins Herz, daß sie keine Worte finden konnte, ihr Elend herauszusprechen. O, es war der schwerste Posten, auf dem er je gestanden, weil er sich selbst so unglücklich und elend fühlte und seine schwerfällige Sprache so gar keinen Trost finden konnte. Er trat an sie heran und legte seine große, derbe Hand leise auf ihre Schulter.

„Fassen Sie mehr Muth, Fräulein Martha", bat er wieder. „Wir werden alles gutmachen, es soll niemand zu Schaden kommen. Sie werden mir erlauben, daß ich Ihnen helfend zur Seite stehe. — Er war bethört und verführt, der Unglückliche! Er hat schwer dafür gelitten; — und den Tod — den Tod dürfen wir ihm nur wünschen! — Wir wollen seine Bitte erfüllen, wir wollen die Anzeige machen — dann stirbt er ruhig. — Und ich werde Sie irgend wohin bringen, Fräulein Martha, weit, ganz weit von hier, in ein fremdes, entlegenes Land, wo Sie niemand kennt, wo niemand irgend etwas weiß. Ich werde Sie hinbringen, und wenn Sie mich dann nehmen — dann will ich treu auf Ihrer Seite stehen. O, es wird mir gelingen", fuhr er fort, und seine Stimme zitterte, „dem Leben ein Lächeln für Sie abzuringen, als Ihr Diener, Fräulein Martha, als Ihr Freund, als —"

Er brach ab, denn das Wort versagte ihm.

Martha starrte vor sich hin mit umflorten Augen. Aber plötzlich erhob sie sich und stand vor ihm, plötzlich sah sie ihn an mit einem Blick voll unsäglicher Wehmuth und unnennbaren Vertrauens. Es trieb sie hin in seine starken, treuen Arme, an seine ehrliche Brust.

Digitized by Google

„O, Etienne!“

Der Riese hielt die starken, treuen Arme um sie geschlungen, und schloß sie innig an sich.

„Martha! Arme Martha!“ sagte er endlich, und seine rauhe Stimme klang seltsam weich und bewegt. Es war kein seliger, glückerfüllter Moment, wo die zwei Herzen sich zueinander bekannten. — Schwerer Lebensernst und bittere Kümmerniß hatten sie vereint. Die Thränen, die darüber fielen, waren keine Freudenthränen, denn unsäglicher Jammer hatte sie vergossen. Aber desto treuer fühlten sie sich zueinander bestimmt, desto ehrlicher war der Bund, den sie schlossen. Sanft löste sich Martha dann los.

Sie wischte die Thränen fort, die ihren Blick trübten, und blickte noch einmal tief in seine guten, treuen Augen.

„Und er muß ruhig sterben!“ sagte sie. „Er soll ruhig sterben, Etienne, und im Bewußtsein, daß seine Schuld gesühnt wird. Er wird dann Ruhe finden, und wir zwei, wir zwei?“

Sie brach ab, denn sie fühlte, daß die Thränen ihre Stimme wieder zu ersticken drohten, und sie wollte stark sein.

„Schreiben Sie dem Maire, Etienne; dann wollen wir es ihm sagen und ihn beruhigen, und Gott wird seiner armen, bethörten Seele ein gnädiger Richter sein!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und immer näher kam das Licht dem Verlöschen. Es flackerte noch hin und her, ob es nicht irgendwo an der äußeren Hülle einen letzten Halt finden könnte, aber auch die äußere Hülle war im Begriffe, kraftlos auseinanderzufallen.

Mit einem seligen Lächeln, das wie eine Erlösungshoffnung über sein eingefallenes Gesicht geglitten war, hatte Paul die Erfüllung seines Wunsches gehört. Jetzt lag er still und regungslos, als erwartete er den Richter, der da kommen sollte. Nur hier und da öffnete er noch zu einem kurzen, wandernden Blicke die Augen, aber sogleich schlossen sich wieder die bleischweren Lider.

Und in dem Zimmer mehrten sich die Schatten. Es zog ein stiller, friedlicher Geist lautlos durch die dämmerige Luft. Man hörte nicht seinen Flügelschlag, man merkte nur den sanften Strich seiner Hand, der die schmerzlichen Falten in dem bleichen Gesicht glättete, der die mageren, blutlosen Hände ruhig auf die Decke legte und der Ruhe immer mehr und mehr über sein Gesicht ausgoß.

Doktor Malon war gekommen und gleich wieder gegangen, hier war sein Wirken zu Ende.

Dann blieben nur Chambal und Martha in dem Zimmer zurück. Aber Paul gab keinen Laut mehr von sich; die Brust athmete schwer und langsam, immer langsamer.

Nur einmal noch sprach er ihren Namen.

„Martha!“ sagte er kaum hörbar.

Sie legte ihre Hand auf die seine und neigte sich über ihn. Er öffnete die Augen. Sie waren übernatürlich groß und glanzvoll.

„Martha — vergieb!“ flüsterte er; dann schlossen sich seine Augen, er athmete tief, seufzte noch einmal auf und lag dann regungslos.

Digitized by Google

Weinend umschlang Martha die entseelte Hülle ihres Bruders.

In diesem Augenblicke ertönten schwere Tritte auf der Treppe und näherten sich über den Gang der Zimmerthüre. Der Maire hatte die unglaubliche Nachricht kaum empfangen, so ordnete er einen Polizeibeamten mit zwei Detektives ab, den Fälscher zu verhaften. Sie sollten mit der größten Vorsicht umgehen, damit er ihnen nicht entkomme, denn es werde ein hohes Verdienst sein, daß man gerade hier des raffinirten Verbrechers habhaft werde. Der Beamte trat ein, und die Detektives folgten ihm auf dem Fuße. Aber sie blieben betroffen an der Thüre stehen, und Chambal winkte abwehrend mit der Hand.

Trotz der empfangenen Vorsichtsmahnungen schickte der Beamte seine Leute hinaus, und zog sich auf ein Wort Chambals auch selbst zurück. Sie waren zu spät gekommen, der Fang war ihnen entgangen. Im letzten Momente war dem Verbrecher die Flucht gelungen.

Digitized by Google

Land und Leute im Damara- und Namaquagebiet.

Von Lieutenant Siegmund Israël.

Im Sommer des Jahres 1884 begab sich bekanntlich die deutsche Korvette „Elisabeth" nach Angra Pequena, wo dieselbe am 6. August eintraf und am folgenden Tage fand in Gegenwart der Mannschaften des genannten Schiffes und der Korvette „Leipzig" die Proklamirung des deutschen Protektorates statt. Die Mitglieder der Expedition hatten auf einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Angra Pequena gerechnet, den sie zu einer Untersuchung der Umgegend verwenden wollten, allein schon am 10. August langte das Kanonenboot „Wolf" daselbst an, mit welchem die Herren die Fahrt nach Sandwich Harbour und Walfisch-Bai fortsetzen mußten, weil sich ihnen keine andere Reisegelegenheit bot. Die Abreise erfolgte so schnell, daß die Expeditionsmitglieder nicht einmal ihre sämmtlichen Koffer mitnehmen konnten. Am nächsten Nachmittag traf die Expedition, welche den Chemiker Belck in Angra Pequena zurückgelassen hatte, da derselbe den Weg über Bethanien nach dem Damaralande einschlagen wollte, in Sandwich Harbour ein, wo den dort anwesenden Vertretern zweier Fischereigesellschaften in Kapstadt die Absicht, am folgenden Morgen die deutsche Flagge dort aufhissen zu wollen, mitgetheilt wurde. Nach Beendigung der Ceremonie blieb der „Wolf" noch 24 Stunden im Hafen, um dann mit den Herren Dr. Höpfner und Aug. Lüderitz nach Walfisch-Bai abzudampfen, während Lieutenant Israël den Weg zu Land zurücklegen sollte und Herr Wegener theils im geschäftlichen Interessen der Bremer Firma, theils um etwa in Sandwich Harbour eintreffenden englischen Kriegsschiffen Mittheilung von der Uebernahme des deutschen Protektorates zu machen, dort zurückblieb. Von Walfisch-Bai segelte der „Wolf" dann nach dem Zwakopflusse, um an der Grenze der Bai den deutschen Flaggenmast aufzustellen, was, da dies in der Mitte des Flusses mißlang, am rechten, nördlichen Ufer geschehen mußte, und schließlich nach Kap Frio, um auch am nördlichsten Punkte die deutsche Flagge zu entfalten.

Digitized by Google

Die Expedition traf mittlerweile in Walfisch-Bai ihre Vorbereitungen für den Marsch nach dem Innern; es wurden Wagen, Ochsen und Treiber engagirt, außerdem den Eingeborenen ein praktischer Bergbau-Ingenieur, namens Spengler mitgegeben, und ein früherer bayerischer Unteroffizier, namens Wiesel, der längere Zeit als eine Art Beamter der Kapregierung in Walfisch-Bai fungirt hatte, bewogen, den Zug nach dem Damaralande mitzumachen. Nach einigen Tagen konnte die Reise angetreten werden, zunächst nach Otymbinque, eine Entfernung von etwa 120 englischen Meilen in der Luftlinie, die in zehn Tagen zurückgelegt wurde, und dann nach dem noch 40 Meilen weiter belegenen Otahandhya, dem Wohnsitze des wichtigsten Häuptlings der Damara, Kapitän Kamaherero, wie er gewöhnlich genannt wird. Nach dem üblichen Austausch der Geschenke, die seitens der Expedition aus Tabak, Kaffee, Zucker und einigen Waffen bestanden, wurden alsbald die Verhandlungen angeknüpft, die jedoch resultatlos verliefen, da Kamaherero den Deutschen gegenüber zwar die größte Freundlichkeit und Zuvorkommenheit zeigte, sich zu bindenden Zusagen aber nicht herbeilassen wollte. Auch als bald darauf die Expedition des Herrn Dr. Pechuel-Lösche, von Süden kommend, in Otahandhya anlangte und die Führer beider Gesellschaften den alten schlauen Häuptling zu überreden suchten, ihnen wenigstens die Konzession zur Ausbeutung der Minen zu überlassen, war das Resultat dasselbe, obwohl Kamaherero den Reisenden gegenüber die Liebenswürdigkeit selbst war und Herrn Dr. Pechuel-Lösche sogar einen der königlichen Ochsen, der sich durch seine prachtvollen Hörner auszeichnete und das Wohlgefallen des Gelehrten erweckt hatte, zum Geschenk machte, was früher noch nie vorgekommen sein soll. Allerdings schien der Ochse seinen Herrn auf irgend eine Weise beleidigt zu haben, sonst hätte dieser sich von dem Thiere wohl nicht so leicht getrennt. Die Missionare verhielten sich bei den Verhandlungen vollständig neutral, und so mußten diese schließlich abgebrochen werden, worauf die Expedition nach der Küste zurückkehrte. Wie schon erwähnt, haben die Herren die Zeit ihres Aufenthalts dazu benutzt, Land und Leute kennen zu lernen und sie wissen daher viel Interessantes über sie mitzutheilen.

Die Bevölkerung des Hinterlandes von Sandwich Harbour und Walfisch-Bai zählt etwa 150—160,000 Seelen, von denen 12—18,000 den Stämmen der Namaqua und Bastards angehören, 85—95,000 Herero oder Damara und 45—50,000 Berg-Damara sind. Letztere sind gewissermaßen als die Sklaven der Herero zu betrachten, leben in den Bergen und beschäftigen sich namentlich mit Viehraub. Die Namaqua, Topnaar oder Hottentotten bevölkern einen etwa achtzig englische Meilen breiten Küstenstrich; östlich von diesem leben die Damara und südlich von diesem die Bastards, deren Hauptort Windhoek und Rehoboth sind. Die Topnaar sind ganz außerordentlich träge und schmutzig; sie arbeiten nur, um das Allernothwendigste zu verdienen, damit sie nicht verhungern, insbesondere zur Sommerzeit, der sogenannten Narrowsaison, in welcher die „Narrow“ (gesprochen Narra), eine melonenartige Frucht, reift und ihnen ein billiges, wohlschmeckendes Nahrungsmittel liefert. Die Narrow-Pflanze ist ein am Boden kriechendes Gewächs, welches außer durch seine Früchte noch

Digitized by Google

dadurch von großer Wichtigkeit für das Land ist, daß die Sanddünen und Berge, auf denen die Pflanze wächst, von den Winden nicht verweht werden. Die Frucht reift in der Zeit von Ende Dezember bis Ende Februar und enthält ein saftiges, angenehm säuerlich schmeckendes Fleisch, sowie eine größere Anzahl Kerne, die getrocknet und ebenfalls gegessen werden. Sie führen den Namen „Narrowbits“ und dienen theils den Namaqua zur Nahrung, theils werden sie, soweit diese ihrer nicht für den eigenen Lebensunterhalt bedürfen, in Walfisch-Bai an die Kaufleute, und in Sandwich Harbour an die Fischer verkauft, die sie mit 3—4 Pence per Pfund bezahlen und nach Kapstadt senden, wo sie früher zu 6 Pence wieder verkauft wurden, in den letzten paar Jahren aber nur schwer Abnehmer gefunden haben. Die „Narrowbits“ haben einen der Mandel ähnlichen Geschmack, nur sind sie weniger ölig als diese.

In den Monaten März bis Dezember leben die Topnaar zum größten Theil von Fischen und dem Erlöse der Narrowfrucht. Sie sind, wie sich auch aus den vielen Jagdtrophäen schließen läßt, ganz vorzügliche Jäger, doch haben sie nur sehr selten Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit zu beweisen, da es in dem von ihnen bewohnten Gebiete wenig oder gar kein Wild mehr giebt; nur in vereinzelten Fällen verirrt sich ein Schakal oder eine Hyäne, noch seltener ein Strauß auf die ungeheuren Sandflächen hinter Walfisch-Bai, auf denen vor einigen Jahren sich oft auch Springböcke gezeigt haben sollen. Die Hottentotten sind im allgemeinen arm, ja infolge ihrer Faulheit so arm, daß viele von ihnen während der schlechten Jahreszeit, von März bis Dezember verhungern. Die Zahl dieser Unglücklichen würde übrigens noch erheblich größer sein, wenn die Missionsstationen nicht ihr mögliches thäten, um das Elend zu lindern. Dasselbe ganz zu beseitigen steht leider nicht in ihrer Macht, da ihnen dazu die erforderlichen Mittel fehlen. Insbesondere zeichnet sich der der Rheinischen Missionsgesellschaft angehörende Missionar J. Böhm in Walfisch-Bai durch seine hervorragende Mildthätigkeit aus.

Die Namaqua besitzen so gut wie gar keine Industrie und fertigen sich daher auch ihre Kleidungsstücke nicht selbst an, sondern tragen, soweit sie überhaupt imstande sind, Kleidung zu bezahlen, europäische Kleidungsstücke, Flanellhemden, Beinkleider, Röcke und große Filzhüte. Ihre Wohnungen sind dreierlei Art; die Häuser der reichen Leute sind aus Steinen, welche aus im Flußbett des Kuisig gegrabenem Lehm geformt und in der Sonne getrocknet sind, gebaut, aber weder mit Cement, Kalk, oder einer sonstigen Tünche überzogen, die nicht erforderlich ist, weil es hier nur selten regnet; die Dächer sind aus Rohr und Reisig hergestellt. Die Mittelklasse, oder besser gesagt, die mehr arbeitsamen Leute bauen ihre Hütten, die wie die Steinhäuser rund sind und einen Durchmesser und eine Höhe von je zehn Fuß haben, aus Röhricht, das runde Dach aus Reisig, während die Faulen sich einfach ein Schutzdach oder eine Schutzwand aus den Ranken der Narrowpflanze anfertigen, hinter welcher sie schlafen und sich gegen die Unbilden der Witterung schützen. Das Feuer brennt bei den Namaqua Tag und Nacht, da dieselben sich zum Schlafen gern in der Nähe des Herdes niederlegen, oft in gefährlichster Nähe des Feuers

Digitized by Google

und mit den Füßen fast die Kohlen berührend. Unter diesen Umständen kann es nicht überraschen, daß während der Anwesenheit der Expedition in Sandfontain, drei englische Meilen von Walfisch-Bai, Kinder im Beisein ihrer Eltern nachts in das Feuer gerollt und elendiglich verbrannt sind.

Eine der größten Untugenden der Namaqua ist ihre unbeschreibliche Unreinlichkeit. Die Leute wimmeln geradezu vor Ungeziefer, da sie es höchst selten für nothwendig halten, sich zu waschen und dann infolge ihrer Armuth nicht einmal Seife zu diesem Prozeß gebrauchen. Allerdings geben sich die Missionäre viel Mühe, um diesbezüglich Wandel zu schaffen, ohne aber mit ihren Bemühungen großen Erfolg zu erzielen. Die Namaqua besitzen fast gar kein Vieh, nur in Rooibank und Haykamkop findet man einige Rinder, die jedoch den dort lebenden Bastards oder den Kaufleuten in Walfisch-Bai gehören, sowie ein paar kleine Heerden in Numadas am Zwakop und in Frederiksdam zwischen Sandwich Harbour und Walfisch-Bai. Das an letzterem Ort gehaltene Vieh ist jedoch höchst mager und schwächlich, da dort nur das sogenannte Quickgras wächst, das salzig ist und von den Rindern daher ganz gern gefressen wird, aber wenig Nahrungsstoff enthält.

Eine Industrie besitzen die Topnaar fast gar nicht; in dieser Beziehung ist nur zu erwähnen, daß sie aus Steinen in höchst kunstvoller Weise Pfeifen meißeln oder eigentlich kratzen, sowie, daß sie sehr dauerhafte Lederwaaren, wie Feldschuhe, Stränge 2c. anfertigen. Auch sind sie ziemlich geschickt in der Herstellung einheimischer Waffen, wie Keulen, Speere, Bogen und Pfeile. Ein anderes Handwerk kennen sie nicht. Ihre Hauptkonsumartikel sind Kaffee, Zucker, Thee und Tabak, welche Waaren sie durch Dienstleistungen von den weißen Kaufleuten entnehmen. Wagen hat dieser den Küstenstrich bewohnende Stamm nicht, mit Ausnahme eines einzigen, der sich im Besitz des Häuptlings Piet Haibib befinden soll.

Der bedeutendste Häuptling, der weiter im Innern an der Grenze des Damaralandes lebenden Hottentotten oder Namaquaer ist Jan Jonker Afrikander, ein alter Mann von 60 Jahren, der ein ganz hervorragendes Feldherrntalent besitzt und trotzdem er nur eine Armee von 150—200 allerdings gut bewaffneten Leuten hat, doch die benachbarten Damara oder Herero in Furcht und Schrecken zu halten weiß und beständig im Kriege lebt. Er betrachtet die Damara gewissermaßen als seine Sklaven und rühmt sich bei seinen Streifzügen, daß er nur die Viehposten seiner Knechte besuchen wolle. Uebrigens ist der Mann, der einzige im Lande, der ein beschädigtes Gewehr zu repariren weiß, auch Blecharbeiten anfertigen und einen Wagen bauen kann, jetzt fast vollständig erblindet, so daß anzunehmen ist, daß er schließlich seinen Feinden unterliegen wird. Auf seinen Raubzügen überfällt er unerwartet die Viehposten der Herero und treibt deren Vieh weg, zum größten Theil nach Walfisch-Bai, wo die Europäer gewöhnlich das beste Geschäft mit den Ochsen machen, da Jan Jonker dieselben um jeden Preis verkaufen muß, weil es an der Küste an Futter mangelt. Am liebsten würde er Pulver, Gewehre und Blei für das Vieh von den Europäern eintauschen, allein nach den Gesetzen der Kapkolonie

ist es letzteren nicht gestattet, den Hottentotten Munition und dergleichen zu verkaufen. Wie billig das geraubte Vieh verkauft wird, geht aus der Thatsache hervor, daß Herr Spengler vor einiger Zeit Gelegenheit hatte, für einige wenige Stücke Tabak ein Pferd zu erwerben.

Jan Jonkers Leute sind mit den modernsten Waffen ausgerüstet und besitzen nicht nur Snider- und Martini-Henri-Gewehre, sondern auch Mauser-Büchsen, die Herr Scheidweiler im Auftrage des Herrn Hasenclever in Düsseldorf ihnen für die Konzession zur Ausbeutung einiger Minen bezahlt hat. (Beiläufig erwähnt, erhält auch Piet Haibib aus demselben Grunde jährlich fünf Pfund Sterling von Herrn Hasenclever.) Auch die Firmen Wilmer und Eversen in Kapstadt sind im Besitze von Minenkonzessionen. Von den bis jetzt aufgefundenen Minen sind die Ebonymine am Zwakop und die Hopemine am Kuisip, beide ertragsfähig, allein der Transport nach der Küste stellt sich, wenn nicht eine Eisenbahn angelegt wird — vorausgesetzt, daß der Bau überhaupt möglich ist — so theuer, daß das Kupfer sich nicht verwerthen läßt.

Von der Küste führen überhaupt nur zwei Verkehrsstraßen in das Innere des Landes und zwar gehen beide von Walfisch-Bai aus, die eine dem Strande entlang, die andere über Sandfontain dem Kuisip entlang nach Haykamkop am Zwakop, wo sie in die erstere Straße einbiegt. Beide Wege sind nichts weniger als leicht und die zahlreichen im Sande halb vergrabenen Gerippe der Zugthiere beweisen, daß hier schon manches Gespann zu Grunde gegangen ist. Zu den Fahrten nach dem Innern sind überhaupt nur gut trainirte Ochsen zu gebrauchen, da die Thiere, nachdem sie Sandfontain verlassen haben, fünfzig Stunden lang ohne Wasser und Futter zubringen müssen und nur die an diese Entbehrungen gewöhnten Ochsen daher den Marsch durch den tiefen Sand aushalten können. Das Futter des Viehes ist selbstverständlich schwer zu beschaffen und theuer, da ein Theil desselben von Kapstadt importirt und dieses Heu mit 1 Pfund Sterling per 100 Pfund bezahlt wird. Jedes Gespann besteht aus 16 großen Ochsen, die je einen Werth von durchschnittlich 6 Pfund Sterling haben und zusammen außer dem Wagen ein Gewicht von 4000 Pfund ziehen müssen. Die Wagen sind hochräderig, offen und nur mit einem Zeltdach aus Segeltuch versehen; sie werden größtentheils in Kapstadt gebaut und haben einen Werth von 75 bis 80 Pfund Sterling. In neuerer Zeit hat sich jedoch auch ein in Otymbinque ansässiger Deutscher, ein früherer Missionskolonist Hellbig, mit der Anfertigung von Wagen beschäftigt, die aber theurer, weil besser, sind, da das Holz zu denselben im Lande getrocknet ist, so daß die Radreifen nicht nach einigem Gebrauche der Wagen verengert zu werden brauchen, wie es bei den Fuhrwerken am Kap der Fall ist. Die deutsche Expedition mußte Hellbig für einen solchen Wagen die Summe von 160 Pfund Sterling bezahlen. Zu jedem Wagen gehört ein Treiber, ein Lenker und ein Führer. Der letztere geht dem Gespann vorauf und giebt den vordersten Treckochsen, an deren Hörnern ein Tau befestigt ist, die Richtung an; der Treiber geht zur Seite und ist mit einer achtzehn Fuß langen Peitsche, deren Schnur 30 Fuß lang ist, bewaffnet, die er in geschicktester Weise zu handhaben weiß, und der Lenker sitzt auf

Digitized by Google

dem Bocke und ist gewöhnlich der Eigenthümer des Wagens und Gespanns. Jeder Wagen ist außerdem von einer Anzahl kleinen Schlachtviehes begleitet, und zwar werden für die Fahrt von Walfisch-Bai nach Otymbinque, die 12—16 Tage in Anspruch nimmt, 6—8 fette Schafe außer den üblichen Rationen an Kaffee, Zucker und Tabak mitgenommen. Die Leute würden die Fahrt wohl ohne Kaffee und Zucker, niemals jedoch ohne Tabak antreten. Gewöhnlich fahren die Wagen einzeln, seltener zu zweien, weil es an den Haltestellen an Futter und namentlich Wasser fehlt. Viel Zeit geht auf der Reise damit verloren, daß die Ochsen nach dem Ausspannen noch einen weiten Marsch nach der dürftigen Weide machen und am nächsten Morgen zurückgeholt werden müssen, obwohl die Thiere, deren jedes seinen Namen hat, beim Anspannen selbst ins Joch gehen. Außer den Trek- oder Zugochsen giebt es noch Pack- und Reitochsen, die ebenfalls großen Werth (8—9 Pfund Sterling) haben, namentlich letztere, die fast ebenso schnell wie ein Pferd sind, dabei aber größere Ausdauer besitzen, als dieses. Falls Weiße den Wagen begleiten, schlafen dieselben nachts im Innern des Fuhrwerks auf einer Matratze, die auf einem in Lederriemen hängenden Rahmen über der Ladung ruht; die letztere darf aber nie den ganzen Wagen füllen, weil dieser auf der unebenen Straße sonst leicht das Uebergewicht bekommen und umwerfen würde, was ohnehin oft genug geschieht; die das Gespann begleitenden Leute schlafen auf Schaf- und Ziegenfellen.

Einen ziemlich unappetitlichen Anblick bieten die Leute beim Essen; dieselben verschlingen das in einem Topf gekochte Fleisch in der gierigsten Weise, indem sie es in den Mund schieben und einen möglichst großen Bissen vor dem Munde abschneiden. Im Gegensatz zu den Angehörigen der Congovölker, die verhältnißmäßig reinlich sind, starren sie von Schmutz und Ungeziefer; letzteres besteht hauptsächlich aus einer Art Laus, welche große Aehnlichkeit mit einer Wanze hat, von derselben Größe wie diese ist und sich in die Haut hineinfrißt, um dort ihre Eier zu legen. Selbst in den Missionshäusern ist man vor dieser Plage nicht sicher. Vor allem zeichnen sich die Bewohner von Sandwich Harbour durch ihre Unreinlichkeit aus; sie sind an und für sich durch das Fischräuchern geschwärzt, reiben sich aber außerdem noch mit Thran ein, so daß von ihrer gelblichen Hautfarbe nichts mehr zu sehen ist. Die Mitglieder der Expedition schenkten den Leuten, die so ärmlich wohnen, wie außer den Berg-Damara kein anderer Stamm in Afrika, etwas Seife, damit sie sich einmal gründlich reinigen könnten, allein schon nach wenigen Tagen sahen sie ebenso schmutzig aus wie vorher.

Sandwich Harbour ist ganz außerordentlich reich an Fischen, leider wird aber die Fischerei von zwei Kapstädter Firmen, welche das ganze Jahr beschäftigt sind, in einer Weise betrieben, daß der Fang bald abnehmen wird. Es wird hauptsächlich der Haifisch gefangen, dessen Thran früher in der Kapstadt mit 40, jetzt aber nur mit 20 Pfund Sterling per Ton bezahlt wird. Bei dem Raubsystem der Fischer giebt es keine Schonzeit und dadurch wird besonders zur Zeit des Laichens, in den Monaten August bis Oktober, großer Schaden angerichtet. Da die jungen Haifische bei herannahender Gefahr in

Digitized by Google

den Leib der Mutter schlüpfen, so werden Tausende von Fischen nutzlos getödtet und fortgeworfen. Vom Haifisch ist nur die Leber zu gebrauchen, die in großen Kesseln ausgekocht wird, worauf der Thran in Fässer gefüllt und versandt, die Ueberbleibsel aber ins Meer geworfen werden. Auch der Kabliau wird in großen Mengen gefangen und getrocknet oder gesalzen versandt, zum größten Theil über Kapstadt nach Maritius. Feinere Fische in Sandwich Harbour sind Elf, Harder, Brassen, Zungen und der besonders wohlschmeckende Butterfisch, der diesen Namen erhalten hat, weil er in seinem eigenen Fett gebraten oder gebacken wird. Die sämmtlichen Bewohner von Sandwich Harbour sind in einer oder der anderen Weise mit der Fischerei beschäftigt und leben während der sogenannten schlechten Jahreszeit, d. h. so lange ihnen die Narrow-Frucht keine Nahrung liefert, von Fischen, den eigentlichen Fang betreiben jedoch nur die beiden Kapstädter Fischereigesellschaften, während in der Walfisch-Bai auch die Eingeborenen sich mit demselben beschäftigen. Es ist das Fischen dort eine höchst beschwerliche Arbeit. Sobald die Ebbe eingetreten ist, bilden die Schwarzen vor der Lagune, etwa eine Seemeile von der Rhede entfernt, eine lange Kette, um die Fische vom tiefen Wasser abzuschneiden, und werfen dieselben mit Speeren. Die Eingeborenen sind hierbei so geschickt, daß sie selten ihr Ziel verfehlen. Vier bis fünf Stunden dauert täglich der Fang, bei dem die Leute in drei Fuß tiefem Wasser stehen, das sehr klar und auf dem weißen Sandboden jeden Gegenstand genau erkennen läßt. Es werden dort Brassen bis zu zwanzig und dreißig Pfund schwer gefangen.

Unter den Hottentotten wohnen auch Berg-Damara, die von jenen als Sklaven betrachtet werden und ihre Hütten stets in einiger Entfernung von denen der Namaqua erbaut haben müssen. Die Berg-Damara, welche für letztere allerlei Arbeit verrichten müssen, unterscheiden sich von ihren Herren nur durch ihre Hautfarbe, die schwarz ist, und ihnen das Ansehen von Negern giebt, während die Hottentotten gelb sind. Was Essen und Trinken anbelangt, so hat kein anderer Stamm in Afrika so wenig Bedürfnisse, als gerade die Berg-Damara.

Der Pflanzenreichthum ist im ganzen Küstengebiete ein geringer und der Reisende freut sich daher, wenn er auf dem Wege von Walfisch-Bai nach dem Innern das am Kuisip gelegene Rooibank erreicht, wo er den ersten Baum und das erste Grün erblickt. Es leben dort einige Bastards, welche unter Anleitung des eingeborenen Missionars Kloote am Ufer des Flusses etwas Land urbar gemacht haben und dort Grünwaaren und Gemüse bauen. Leider herrscht hier großer Wassermangel, sonst würde das Erträgniß ein größeres sein; das Flüßchen ist nur acht Zoll breit und einen Zoll tief, so daß es außerordentlich mühevoll ist, das Wasser auszuschöpfen und auf das zu bebauende Land zu bringen. Ist die Ernte fast reif, dann wird sie wohl auch von Vögeln und vierfüßigen Thieren, insbesondere von Schafen, die auf dem Wege zur Weide vorbeigetrieben werden, verwüstet. Rooibank besteht aus einer Anzahl Rohr-Damara und Bastards, ist aber im Besitz einer kleinen Kirche und eines kleinen Wohngebäudes für den Missionar.

Digitized by Google

In Namaqualand und an der Küste ist die Luft größtentheils trocken und der Himmel blau und klar. Die Regenzeit beginnt anfangs Januar und dauert etwa einen Monat, doch regnet es während dieser Zeit nur drei oder vier Mal, dann allerdings so heftig, daß die Flüsse sich auf kurze Zeit mit Wasser anfüllen. In Walfisch-Bai kommen zu dieser Zeit häufig Gewitter vor, selbstverständlich halten dieselben sich aber stets innerhalb der Bai und ziehen nie nach der See hinaus oder über das Land. Die Temperatur ist im großen und ganzen dort nicht so heiß wie am Congo, doch ist der Wechsel bei Tage und bei Nacht ein ganz enormer; beispielsweise zeigte das Thermometer am 26. September jenes Jahres um 7 Uhr morgens 7 Grad, um 2 Uhr nachmittags 22 Grad, um 9 Uhr abends 13 Grad Reaumur. Der vorherrschende Wind ist Südwest, der gewöhnlich sehr stark weht, trotzdem aber manchmal bei vollständig klarer Luft in Zeit von zehn Minuten rund um den Kompaß herumläuft, um dann wieder aus der gewöhnlichen Richtung zu wehen.

Die wichtigste Charaktereigenschaft, welcher der Reisende in diesen Gegenden besitzen muß, ist Geduld, denn die Eingeborenen würden ihn sonst bald zur Verzweiflung bringen, da sie aus der allerunbedeutendsten Sache eine wichtige Staatsaffaire machen, jede Diskussion möglichst in die Länge zu ziehen suchen und über die geringsten Kleinigkeiten tagelang disputiren, immer wieder von vorn anfangend, nie zum Schluß kommend. Alle Streitigkeiten, welche unter den Eingeborenen oder zwischen diesen und Europäern entstehen, werden von einem „Rathe", der aus jenen gebildet wird und daher in den meisten Fällen zu Ungunsten der Weißen entscheidet, geschlichtet, wobei es gewöhnlich sehr laut und erregt hergeht. Spirituosen können die Hottentotten nicht vertragen, die Reisenden sollten daher solche nicht bei sich führen. Die Leute stehen moralisch auf einer sehr niedrigen Stufe, insbesondere ist ihnen, von denjenigen, die in den Missionsstationen leben oder erzogen sind, abgesehen, die Heiligkeit der Ehe vollständig fremd, im übrigen aber sind sie sehr gutmüthig und theilen auch mit dem Europäer das letzte, was sie haben, wie Herr Dr. Höpfner auf seiner ersten Reise wiederholt erfahren hat. Sowohl die Namaqua, als auch die Damara sind große Spitzbuben und Diebe und würden sogar dem Häuptling Kamaherero zwei von den drei Beinkleidern, welche derselbe besitzt, stehlen, wenn er dieselben nicht der Vorsicht halber beständig trüge. Erwischt man einen der Eingeborenen beim Diebstahl, so thut man am besten dem Missethäter sofort eine Tracht Prügel zu verabreichen, da eine andere Strafe wenig oder gar keine Wirkung bei ihm ausübt.

Den Werth ihrer Exportartikel kennen die Hottentotten sehr gut, so daß man dieselben selten billig von ihnen einkaufen kann, auch die dort ansässigen Kaufleute und Trader müssen für die Straußenfeder die geforderten Preise bezahlen, suchen aber dann ihren Schaden in der Weise wieder gut zu machen, daß sie die eigenen Waaren den Eingeborenen wieder so theuer wie möglich verkaufen, so daß sie bei dem Geschäft immer noch einen kleinen Nutzen haben. Das Pfund Kaffee wird in Walfisch-Bai mit 2 Sh. 6 d. bis 3 Sh., das Pfund Büsch-Thee, der in der Nähe von Kapstadt wächst und dort 1½ bis

Digitized by Google

3 d. kostet, mit 1 Sh., das Pfund Mehl mit 1 Sh., die Flasche Genever nach der jüngst vorgenommenen Erhöhung der Steuer auf Spirituosen mit 10 Sh. bezahlt.

Die Vegetation ist, wie schon erwähnt, an der Küste sehr karg, nur in den Flußbetten des Kuisip und Zwakop findet sich etwas Ebenholz, sowie eine Art Tabakstaude, deren Blätter jedoch nur im größten Nothfall von den Eingeborenen geraucht werden, die, wenn sie auch diese nicht haben, sogar Kuhdünger nicht verschmähen. Gewöhnlich wird die Tabaksstaude als Feuerungsmaterial verbraucht. Bei Beerdigungen wird senkrecht ein vier Fuß tiefes Loch gegraben und in diesem seitwärts eine Höhle von zwei Fuß Tiefe hergestellt, in welche der Todte, mit den besten Kleidern angethan, wenn er solche überhaupt besitzt, gelegt wird; alsdann wird die Höhle mit Stäben und Steinen verrammelt und das Loch wieder zugeworfen, so daß die Hyänen und Schakale nicht an die Leiche kommen können. Den Frauen zieht man, wie erzählt wird, einen Filzschuh über den linken Fuß, sobald sie gestorben sind. Die Namaqua eignen sich ganz vorzüglich für den Postdienst, da sie mehrere Tage hungern und dursten können, was in den ausgedehnten Sandwüsten von größter Wichtigkeit ist. Die Postbeförderung, die von den Missionären eingerichtet ist, ist eine sehr regelmäßige und zuverlässige; zu dem Marsche von Walfisch-Bai nach Otymbinque gebrauchen die von jenen besoldeten Boten, die weder von den Damara noch von den Namaqua je angegriffen oder überfallen werden — ein Beweis des Ansehens, welches die Missionare genießen — etwa vier oder fünf Tage.

Die Damara und Owambu haben ziemlich die gleichen Sitten, wie die Namaqua, dagegen wissen sie feinere Arbeiten herzustellen und insbesondere auch vorzüglichere Speere anzufertigen. Ferner werden in Owambu Perlen in Rosettenform geschliffen und andere Schmucksachen aus Eisen hergestellt, an denen selbst europäische Damen ihre Freude haben würden. Außerdem kaufen sie aber auch große Quantitäten bunter europäischer Perlen von bestimmten Mustern. Die Owambu und Damara besitzen auch große Geschicklichkeit in Flechtarbeiten und fertigen insbesondere aus Rohr und Gras Körbe an, welche vollständig wasserdicht sind; ihre Kleidung machen sie zum größten Theil aus Leder.

Je weiter man in das Land hineinkommt, desto unzugänglicher werden die Leute, und es passirt im Innern nicht selten, daß den Tradern die Waaren fortgenommen werden; ein einzelner kann daher dort nur wenig oder gar nichts ausrichten. Früher beabsichtigte die Regierung sogar, eine Licenz für die Händler einzuführen, allein es ist bei einem Versuche geblieben, denn als die Trader für das gezahlte Geld nun auch Schutz verlangten, sah die Regierung sich hierzu nicht imstande und mußte auf erhobene Reklamation das Geld zurückerstatten. Wie an der Küste, so herrscht auch in Damara und Owambu große Trockenheit, mit deren Hilfe das sogenannte Biltong bereitet wird, in Streifen geschnittenes Fleisch, welches gesalzen und leicht an der Luft getrocknet und dadurch so hart wird, daß man es nur mit einem scharfen Messer in Scheiben schneiden kann, die von den Reisenden als Delikatesse betrachtet werden. Die Damara sind be-

Digitized by Google

deutende Viehzüchter und besitzen große Rinderheerden; ihr Häuptling Kamaherero zählt seine Ochsen nach Tausenden. Der Sicherheit wegen hat er für das von Mossamedes und Owambu, wo eine Art Lungenseuche herrscht, kommende Vieh eine Quarantäne eingerichtet, die sehr streng gehandhabt wird und der sich sogar die Eingeborenen unterwerfen müssen, die längere Zeit in einem eingefriedigten Raume zuzubringen haben und deren Kleider, Schüsseln 2c. später verbrannt werden. Die Weißen haben im Damara-Lande viel von einer schmerzhaften Augenkrankheit zu leiden, die als Entzündung der Sehorgane auftritt und gewöhnlich mehrere Tage anhält, während welcher der Erkrankte fast gar nichts sehen kann.

Im Herero-Lande giebt es außerordentlich viel Wild, insbesondere Leoparden, Schakale, Hyänen, Antilopen, Springböcke, Strauße und eine kleine Wolfart; es sollen auch früher Löwen vorgekommen sein, doch sind in den letzten Jahren keine mehr geschossen worden. Die Thiere werden nicht des Fleisches, sondern namentlich der Felle wegen gejagt, die man nach landesüblicher Art gerbt, indem sie eingeweicht, mit Fett eingerieben und durch langes Schlagen und Kneten auf den Knieen fertig gemacht werden. Auch in Eisenarbeiten sind die Owambu sehr geschickt; beim Schmieden benutzen sie einen nach europäischem System hergestellten Blasebalg aus Thierbälgen.

Sie fertigen aus dem Eisen u. a. auch Schmuckgegenstände, insbesondere Ringe von einem Gewicht bis zu 35 Pfund, sowie Perlen von der Größe eines kleinen Hühnereies an. Schmuckgegenstände von Elfenbein sieht man seltener, obgleich der Missionär Büttner aus eigener Erfahrung weiß, daß man dort früher Elephanten, oft 40—50 und selbst 100 an einem Tage gejagt hat, wobei selbstverständlich weder Kuh noch Kalb geschont wurde. An allen größeren Orten befinden sich Missionsstationen der Rheinischen Missionsgesellschaft, die bereits außerordentliche Erfolge aufzuweisen hat. Zu den Stationen gehört gewöhnlich eine Schule, in welcher die Kinder und junge Leute unterrichtet werden und der ein eingeborener Lehrer vorsteht, der auch, sofern der betreffende weiße Missionär der Damara- oder Namaquasprache nicht selbst mächtig ist, in der Kirche die Predigt des letzteren aus dem holländischen in die Sprache der Eingeborenen übersetzt. Das Damaraland ist außerordentlich fruchtbar, doch beschäftigen die Bewohner sich mehr mit Viehzucht, als mit Ackerbau, und selbst die kleineren Leute besitzen mindestens 4 Milchkühe, einige Ochsen und 30—40 Stück Kleinvieh, Schafe und Ziegen, die hier seltsamerweise Melkbolthier genannt werden. Schweine giebt es im Damaraland nicht. Die Herero leben fast nur von Milch und tödten deshalb nur in seltenen Fällen ein Stück Vieh, das ihren ganzen Reichthum bildet; die Milch wird theils frisch genossen, theils durch Schütteln in einer Kalebasse zu einer Art Dickmilch, Omaire genannt, verarbeitet, die einen sehr angenehmen Geschmack besitzt und auch von den Europäern als Delikatesse geschätzt wird. Diese Milchkalebassen werden, obgleich die Damara verhältnißmäßig viel reinlicher sind, als die Hottentotten, niemals gereinigt. Merkwürdigerweise haben die Herero eigentlich gar keinen Begriff von dem verschiedenen Werth der Thiere, vielmehr hat jedes derselben, einerlei wie schwer und fett es ist, für sie denselben

Digitized by Google

Werth. Trekochsen findet man hier nur wenig und nur im Besitz der Häuptlinge, die dieselben niemals verkaufen.

Außer Walfisch-Bai, wo, wie nachträglich noch erwähnt werden muß, eine ständige Wassertemperatur von nur 13 bis 14 Grad Reaumur herrscht, Sandwich Harbour und Angra Pequena giebt es noch ein paar andere Häfen an der Küste, Prinz of Wales und Icheboe Bai, die jedoch nur kleineren Fahrzeugen zugänglich sind; außerdem sind noch Odgens Harbour und Fort Rock Bai zu nennen, doch ist deren Lage nicht genau festgestellt, wenn sie überhaupt existiren. Wenigstens hat eine englische Korvette, welche vor zwei Jahren von Kapstadt ausgeschickt wurde, um den ausgewanderten Trek-Boers Proviant nach Odgens Harbour zu bringen, denselben nicht auffinden können und unverrichteter Sache zurückkehren müssen.

Daß man in Damaraland schon vor Ankunft der Weißen Kupfer gekannt und verarbeitet hat, bestätigt Missionar Dr. Hahn, der verschiedene Minen aufgefunden hat, welche von den Eingeborenen in ihrer primitiven Art bearbeitet, später aber verlassen worden sind. Der englische Kommissar für Südafrika, Mr. Palgrave, will auch Blei gefunden haben, jedoch ist es der Expedition nicht möglich gewesen, an der betreffenden Stelle, auf dem Kakaofeld, das der Gegenstand beständigen Streites zwischen den Damara und Namaqua bildet, Spuren davon zu entdecken. Noch im Jahre 1840 waren die Damara die Sklaven der Hottentotten, doch wird jetzt bald das Umgekehrte der Fall sein, da die Herero mehr und mehr die Oberhand gewinnen.

Der Handel im Damara- und Namaqualand läßt recht viel zu wünschen übrig, da das Geschäft durch das bei den Händlern gebräuchliche Kreditsystem vollständig verdorben ist. Je mehr Kredit den Eingeborenen gewährt wird, desto mehr verlangen sie; alle Händler haben große Forderungen, die voraussichtlich nie eingehen werden, und drängen die Trader einmal auf Bezahlung, dann giebt es gewöhnlich Streit. Die Eingeborenen sind nämlich der Ueberzeugung, daß die Weißen alle Waare umsonst bekommen und nur einen Brief zu schreiben brauchen, um dieselben zu erhalten; es ist daher schon mehrfach vorgekommen, daß die Eingeborenen sich an den Trader mit der naiven Bitte gewendet haben, für sie auch einen solchen Brief zu schreiben, damit sie auch Waaren erhielten.

Die portugiesischen Händler bringen ihre Waaren von Mossamedes und St. Paul de Loanda mit Trägern nach Owambu, während die Deutschen, Holländer und Engländer den Marsch von Walfisch-Bai mittels Ochsenzügen antreten; trotzdem vermögen jene die Artikel billiger zu verkaufen, und zwar weil sie im Inlande für ein billiges an Waaren Sklaven kaufen, welche die Rückfracht, Elfenbein und Kautschuk, nach der Küste bringen müssen, dort freigelassen werden und natürlich gern die Gelegenheit benutzen, auf dem Rückwege in ihre Heimat noch einen geringen Lohn zu verdienen. Dagegen vertheuert sich der Transport von der Walfisch-Bai, weil das Futter für die Trekochsen so schwer zu beschaffen ist. Aus Damaraland kommen hauptsächlich Felle und Straußfedern, von denen mit der letzten Post, mit welcher auch die Expedition Walfisch-Bai verließ, 112 Pfund versandt wurden.

Digitized by Google

Wie schon erwähnt, hat das Küstengebiet nach Ansicht der Expeditionsmitglieder gar keine Zukunft, und auch die Aussichten für den Handel nach dem Innern sind wenig glänzende, da die Trader bei dem Geschäfte sehr häufig zusetzen müssen. Als Beweis, in welcher Weise dasselbe betrieben wird, mag noch erwähnt sein, daß die Hottentotten, bei den Jagdzügen, die von den Händlern nach dem Kakaofelde, nördlich von Walfisch-Bai und Damaraland, arrangirt werden und die gewöhnlich aus 10 bis 12 Eingeborenen unter Führung von einem oder zwei Weißen bestehen, an dem Ergebnisse zur Hälfte partizipiren, so daß für den Unternehmer, der außerdem für alle Theilnehmer Pferde, Wagen, Ochsen, Waffen, Munition, Proviant und Futter zu liefern hat, nicht viel übrig bleibt.

Als die Kapregierung im vorigen Herbste von dem Kommen der deutschen Expedition, deren Zweck ihr nicht unbekannt geblieben sein konnte, Kenntniß erhielt, schickte dieselbe den brittischen Kommissar für die südwest-afrikanische Küste, Mr. Palgrave, nach dem Damaralande ab, um dort womöglich den Deutschen zuvorzukommen oder wenigstens doch ihnen entgegenzuarbeiten, damit dieselben ihr Ziel nicht erreichten. Am 12. November traf Mr. Palgrave, der schon früher längere Zeit in Damaraland zugebracht und dort gejagt hatte, ehe er zum Kommissar für dieses Gebiet ernannt worden war, in Begleitung des Herrn de Smith, Sekretärs im auswärtigen Amte, mit dem Schooner „Louis Alfred“ in Walfisch-Bai ein, begab sich jedoch nicht selbst nach dem Damaralande, weil er erfuhr, daß das deutsche Kanonenboot „Möve“ jeden Tag erwartet werde und er voraussetzen mußte, daß deutscherseits eine offene Aufwiegelung in dem Hinterland von Walfisch-Bai, wo die deutsche Expedition ein etwa 50 englische Meilen breites Terrain zwischen Sandwich Harbour und dem Zwakopflusse für Herrn Lüderitz angekauft hatte, nicht geduldet werden würde. Um sich daher nicht in Ungelegenheiten zu bringen, engagirte Mr. Palgrave den englischen Händler Lewis, einen Mann von großer Erfahrung und außerordentlichem Einfluß, damit derselbe bei Kamaherero den deutschen Bemühungen möglichst entgegenarbeite. Diese Bestrebungen Lewis waren durchaus von Erfolg gekrönt, denn, wie schon früher gemeldet, ist es denselben hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Resultate der deutschen Expedition fast gleich Null gewesen sind; andererseits aber vermochte auch Lewis, obgleich er der Damara- und Namaquasprache vollständig mächtig ist und Kamaherero ihm so leicht nichts abschlagen darf, weil jener sonst dem Häuptling keine Waffen und Munition liefern würde, von Kamaherero keine Zugeständnisse für Mr. Palgrave zu erlangen. Der alte Häuptling war viel zu schlau, um sich nach der einen oder andern Seite hin zu binden, vielmehr wußte er, gerade wie $2^1/_2$ Jahre früher, als Mr. Palgrave aus demselben Anlaß direkt mit ihm verhandelt hatte, stets auszuweichen und sowohl die Engländer, wie die Deutschen hinzuhalten.

Am 22. November traf Dr. Nachtigal mit der „Möve“ in Walfisch-Bai ein, wo er eine längere Konferenz mit dem englischen Kommissar hatte, der sich nur höchst reservirt über den Zweck seiner Anwesenheit äußerte; trotzdem erfuhr Dr. Nachtigal, daß Mr. Palgrave alles vorbereitet hatte, um erforderlichenfalls selbst die Reise zum

Digitized by Google

König Kamaherero in Okahandhya anzutreten. Um nichts zu versäumen, ritt Dr. Nachtigal, in dessen Begleitung sich der deutsche Konsul Vogelsang, der Ingenieur Pröscher, Herr Mertens, ein in Mexiko von deutschen Eltern geborener und in Hamburg erzogener Kaufmann, sowie der Chemiker Belck befanden, an einem Tage zu dem in dem 21 englische Meilen entfernten Rooibank wohnenden Namaqua-Häuptling Piet Haibib, um demselben offiziell die Mittheilung zu machen, daß sein Gebiet unter deutschen Schutz gestellt sei und daß er sich unter keinen Umständen in irgend welche Verhandlungen oder Intriguen mit den Engländern einlassen dürfe. Da die vorstehend genannten Begleiter des deutschen Kommissars nur die holländische Sprache sprachen, so nahm letzterer zur Vorsicht den eingeborenen Missionar Daniel Kloote als Dolmetscher mit, damit Piet Haibib sich später damit nicht entschuldigen könnte, er habe Dr. Nachtigal nicht richtig verstanden. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Grenzen der englischen Bai genau festgestellt; dieselben sind nach offiziellen Angaben: im Süden eine Linie von einem Punkte an der Küste fünfzehn englische Meilen südlich von Pelikan Priet nach Scheppmansdoorp, im Osten eine Linie von Scheppmansdoorp nach Rooibank und von dort nach einem Punkte zehn Meilen von der Mündung des Zwakopflusses, im Norden der zehn Meilen lange untere Lauf des Zwakopflusses und im Westen der atlantische Ozean. Danach würde man auf dem Wege von Sandwich Harbour nach dem Innern kein englisches Gebiet berühren, so lange man sich hinter den Sandhügeln von Rooibank hält.

Ferner sandte Dr. Nachtigal dem Häuptling Moses Swartboy, der, einem Stamm der Namaqua angehörend, im Norden zwischen letzteren und den Damara lebt, die briefliche Mittheilung, daß er sich unter deutschem Protektorat befinde, was von dem Häuptling auch anerkannt wurde. Da nun die im Osten wohnenden Bastards bereits mit Dr. Höpfner Kontrakte abgeschlossen und diesem die Minenkonzessionen übertragen hatten, so war zwischen Walfisch-Bai und dem Damaralande eine Art Mauer um erstere gezogen, so daß die Engländer, wenn sie wirklich Damaraland gewonnen hätten oder noch gewinnen werden, stets deutsches Gebiet passiren müssen, wo ihnen jedenfalls ein hoher Transitzoll auferlegt werden würde. Auf diese Weise ist die Walfisch-Bai für die Engländer nicht unerheblich entwerthet, wenngleich die Deutschen sie eigentlich gar nicht entbehren können.

Bei Sandwich-Harbour und am Zwakopflusse befinden sich ausgedehnte Salzlager, die in Herrn Lüderitz den Gedanken angeregt haben, an dem einen oder anderen Orte eine Schlachterei in großem Maßstabe anzulegen, in welcher das Fleisch entweder gesalzen oder nach australischer und südamerikanischer Methode eingekocht werden soll. Allein, es ist doch mehr als fraglich, ob dieses Projekt sich mit Erfolg realisiren lassen würde, denn im Küstengebiete ist wenig Rindvieh vorhanden und selbst wenn die Damara, deren einziger Reichthum in ihren Viehheerden besteht, veranlaßt werden könnten, ihre Rinder zu verkaufen, würden dieselben nach der Ansicht der das Land und die Verhältnisse kennenden Missionäre doch nicht imstande sein, im ersten Jahre mehr als 5000, später mehr als 3000 bis 4000 Stück Vieh

Digitized by Google

jährlich zu liefern, während die großen Schlachtereien in Südamerika und Australien mindestens das Vierfache schlachten. Ferner ist nicht außer Acht zu lassen, daß es an der Küste gar kein Futter für das Vieh giebt, daß die Ochsen mithin sofort nach der Ankunft aus dem Innern geschlachtet werden müssen, wenn man nicht ein kostspieliges Lager von Heu halten will, das von Kapstadt importirt und mit 1 Pfund Sterling per 100 Pfund bezahlt werden muß. Uebrigens würden sich Salzlager an der ganzen Küste finden, da die Beschaffenheit des Grund und Bodens darauf hinweist, daß dieser Theil des Landes früher unter dem Meeresspiegel gelegen hat. Auch das Reinigen des Salzes würde erhebliche Kosten verursachen, ganz abgesehen von dem Lohne des Personals, das entweder von Europa oder Kapstadt beschafft werden müßte, da die Eingeborenen namentlich ihrer Unreinlichkeit wegen zur Arbeit in der Schlachterei nicht verwendet werden könnten. Die Ochsen selbst sind allerdings verhältnißmäßig billig, indem man für gewöhnliche Thiere nur 3 Pfund Sterling bezahlt, allein dieselben haben höchstens ein Gewicht von 400 Pfund, so daß das Fleisch in anbetracht der hohen Betriebskosten schwerlich mit der australischen Waare, die zu 3½ bis 4 d. per Pfund an den Londoner Markt gebracht wird, würde konkurriren können.

Der Import in Walfisch-Bai ist bislang nur höchst unbedeutend gewesen und bezifferte sich in den letzten Jahren auf wenig mehr als 20,000 Pfund Sterling jährlich, was sehr genau kontrollirt werden kann, da die gesammte Einfuhr über Kapstadt geht. Den größten Theil des Imports bilden Proviantartikel, Kaffee, Mehl, Tabak 2c., von denen die Missionare den größeren, die Eingeborenen den geringeren Prozentsatz erhalten. Andererseits ist der Export, der in Straußfedern, Fellen und etwas Elfenbein besteht, noch geringer, indem derselbe nur die Höhe von 3000 bis 5000 Pfund Sterling erreicht; in dieser Summe ist der Werth des Viehes, das mit dem Schooner „Louis Alfred", der jährlich vier Reisen nach St. Helena zu machen pflegt und jedesmal 15 bis 20 Ochsen mitnimmt, exportirt wird, mit inbegriffen.

Der oben erwähnte Chemiker Belck, der in Damaraland zurückgeblieben und erst vor einigen Monaten nach Europa retournirt ist, hatte den Auftrag, dem Händler Lewis entgegen zu arbeiten. Er ist ein noch junger Mann und erst seit einigen Monaten in Afrika, hat aber schon wiederholt Beweise seiner Thatkraft und Energie gegeben und wird auch auf seiner jetzigen Mission vielleicht Erfolg haben, wenn er mit größeren Kapitalien unterstützt wird. In seiner Begleitung befanden sich die schon früher genannten Herren Spengler und Wiesel, speziell in Rehoboth, wo sich bereits große Minen befinden, deren Tiefe und Ertragsfähigkeit zu prüfen Herr Spengler beauftragt ist. Spengler stand früher im Dienste des Herrn Hasenclever und hat auch die Ebony- und Hope-Minen eröffnet. Die letzteren beiden sind bekanntlich Kupferminen; außerdem finden sich auf einer anderthalb bis drei Meilen breiten Landzunge vor Walfisch-Bai Salz- und besonders Schwefellager, die indessen wenig Werth haben, weil man in 1½ Fuß Tiefe allerdings schon auf den Schwefel, auf drei Fuß Tiefe aber auf das Meerwasser stößt. Dasselbe auszupumpen ist vollständig unmöglich, da der ganze atlantische Ozean nachströmen

Digitized by Google

würde. Indessen werden diese Minen auch nicht in deutschen Besitz übergehen, da die Kapregierung die Konzession bereits an die englische Firma Eversen und Willmer in Kapstadt abgegeben hat.

In Rehoboth soll es auch, wie ein von den weißen Händlern kolportirtes Gerücht meldet, Diamanten geben, doch muß die Zukunft lehren, ob diese Mittheilung wahr ist, oder nicht. Thatsache ist dagegen, daß in der Nähe von Walfisch-Bai Rubinen in großen Quantitäten vorkommen, doch sind die Steine klein und von unerheblichem Werthe, wenngleich anzunehmen ist, daß sich in größerer Tiefe eine bessere Qualität findet. Die Steine, welche die deutsche Expedition nach Anleitung eines Deutschen, Herrn Stamm, der schon seit 1864 in Afrika lebt und kürzlich in den Dienst des Herrn Lüderitz getreten ist, gefunden hat, sind von dem Chemiker Dr. Hahn in Kapstadt geprüft und als Rubine erkannt worden. Im Zwakopflusse findet sich auch Gold, das durch einen Zufall von australischen Goldgräbern entdeckt worden ist. Dieselben waren auf der Rückreise nach England und wurden in der Nähe der Mündung des genannten Flusses mit ihrem Schiffe von Windstille befallen, worauf sie ein Boot aussetzten und an das Land fuhren, wo sie Spuren von Gold entdeckten. Leider fehlt es dort sehr an Proviant, sonst würde das Goldwaschen, wenn das Ergebniß auch kein so reiches ist, sich doch bezahlt machen.

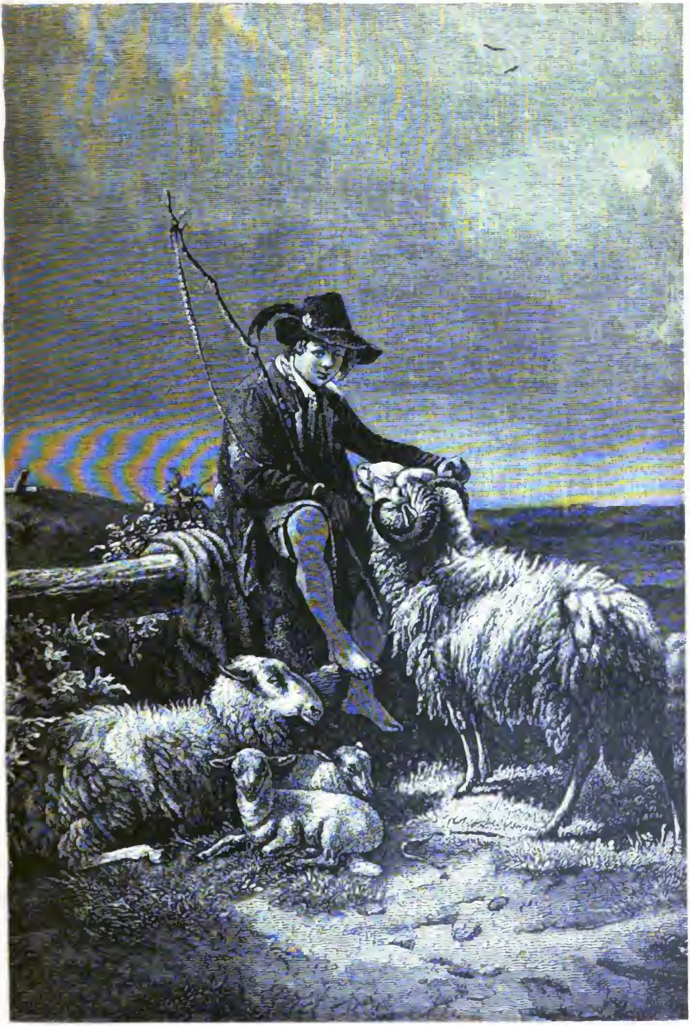
Herr Vogelsang, der zum Konsul für Groß- und Klein-Namaqualand ernannt ist, will nochmals den Versuch machen, den Häuptling der Herero zur Abgabe der Minenkonzessionen zu veranlassen, indessen ist es kaum wahrscheinlich, daß derselbe mehr erreichen wird, als Dr. Höpfner, Dr. Pechuel-Lösche und Herr Kleinschmidt, der im Lande geboren und ein besonderer Liebling der Damara ist. Ein Beweis für die Beliebtheit, deren Dr. Höpfner sich erfreut, ist auch, daß derselbe, als er von den Damara gefangen genommen war, weil er mit den Bastards Verträge abgeschlossen hatte, schon nach neuntägiger Haft freigegeben wurde, ohne daß ihm etwas von seinem Eigenthum abgenommen war; jedem anderen wäre wahrscheinlich alles geraubt worden.

Ein besonders schöner und fruchtbarer Ort in Damaraland ist Otytampie, das fünfzehn Tagesmärsche in nordöstlicher Richtung von Walfisch-Bai entfernt liegt, reichlich Gras und Wasser besitzt und viel gutes Korn hervorbringt, das den Missionaren und Missionskolonisten ein um 25 Prozent billigeres als das von Kapstadt importirte Mehl liefert. Letzteres wird nämlich durch den Transport sehr theuer, da die Fracht von Kapstadt nach Walfisch-Bai 30 Sh. pro Tonne, von dort nach Otytampie 6 Sh. pro Sack von 100 Pfund, Ladungsspesen und Lagermiethe in Walfisch-Bai 1½ Sh. pro Sack beträgt und außerdem stets ein Theil des Mehls, im Durchschnitt 10 bis 15 Prozent, auf dem Wege infolge von Feuchtigkeit hart wird oder auf andere Weise verdirbt. Die Kolonisten hatten bis zum vorigen Jahre mit vielen Hindernissen zu kämpfen, da, wenn die Flut des Zwakop kam, diese oft alles mit sich fortriß. Im letzten Jahre aber haben dieselben zur Ableitung des Wassers Kanäle gegraben, welche nicht nur die Gefahr beseitigen, sondern auch zur ergiebigen Bewässerung des Landes dienen, das jetzt lohnende Erträge giebt.

Digitized by Google

Die Sprache der Hottentotten klingt fast wie die Laute der Affen, wenn dieselben unter sich sind; sie hat drei verschiedene Schnalzlaute und eine ganz bestimmte Grammatik, zu deren Regeln es gehört, daß das Substantivum stets das letzte Worte im Satze ist. Wie schon erwähnt, ist das Gebiet hinter der Walfisch-Bai, das eine Größe von 1800 englischen Quadratmeilen hat, durch Herrn Aug. Lüderitz für 20 Pfund Sterling mittels eines von den Herren Wegener und Koch unterzeichneten Vertrags von Piet Haibib erworben worden. Früher war es streitig, wem das Gebiet gehöre; Dr. Höpfner und die sämmtlichen Missionäre des Damaralandes behaupteten, daß dasselbe nicht Eigenthum der Namaqua wäre, sondern den Damara gehöre. Der Missionär Böhm, der schon seit zwanzig Jahren im Lande der Hottentotten ist und dem man daher ein richtiges Urtheil zutrauen darf, zumal da derselbe im Besitz von Beweisen für seine Behauptungen ist, besteht jedoch darauf, daß die Namaqua das in Rede stehende Gebiet schon seit mehr als hundert Jahren bewohnen, und es ergiebt sich auch aus den englischen Blaubüchern, daß Piet Haibib, dessen Vater und Jan Jonker Afrikander das Land schon seit langer Zeit regiert haben, soweit überhaupt von einer Regierung die Rede sein kann.

Digitized by Google



Die Idylle des Hirtenknaben.

Digitized by Google

Ihr Bild.

Das ist Dein Bild! So lächeltest Du wohl,
Wenn Hand in Hand wir zwei zusammensaßen,
Wenn wir, von unser'm Glück so übervoll,
Die Scholle, d'ran wir klebten, schier vergaßen.

Das ist Dein Bild! Das ist Dein wellig' Haar,
Das ich so oft in trunk'nem Sinn gestreichelt;
Das ist Dein Bild! — Für mich ein Hochaltar,
Wo mich Erinn'rungs-Weihrauchduft umschmeichelt!

Das bist Du selbst! Dein blaues Auge sagt:
„Ich bin Dein eigen, trotze nur den Stunden,
Bis auch für uns ein goldner Morgen tagt,
Da mir ums Haupt wird Myrthenreis gewunden."

Das ist Dein Bild! So nur, und milder, klarer
Umwebst Du mich, wo immer ich auch weile,
Wie Engel schweben um den Meerbefahrer,
Daß ihn auf hoher See kein Leid ereile.

Hermann Birkenfeld.

Digitized by Google

Zur Geschichte der altdeutschen Reimen- oder Spruchsprecher.

Mitgetheilt von Oscar Walther.

Die geschichtlichen Ueberlieferungen über die altdeutschen Reimen- oder Spruchsprecher, welche wir vorläufig, des besseren Verständnisses wegen, im allgemeinen als Männer kennzeichnen wollen, die einst in geselligen Kreisen zur Belebung der Unterhaltung und zur Erhöhung der Fröhlichkeit aus dem Sprechen in selbstgefertigten Reimen ein Gewerbe machten, fließen so karg und in den wenigen darüber vorhandenen, bei ihrer Seltenheit auch nicht allgemein zugänglichen Quellen zugleich so vereinzelt, daß ihre genauere Kenntniß nur bei Gelehrten vom Fache vorauszusetzen, in das weitere Publikum sicherlich aber nur ausnahmsweise und auch dann gewiß nur sehr ungenügend übergegangen ist. Selbst sehr bekannte und weit verbreitete encyklopädische Werke, z. B. die gewöhnlichen Konversationslexica, deren Aufgabe es ohne Zweifel war, bezüglichen Aufschluß zu geben, beobachten über diesen Gegenstand ein mehr als auffälliges Schweigen.

Bei solcher Sachlage dürfen wir uns wohl überzeugt halten, daß die folgenden, quellengemäßen Mittheilungen jedem, der für sitten- und kulturgeschichtliche Zustände der deutschen Vorzeit empfänglich ist, eine ebenso angenehme als nützliche Unterhaltung bieten werde.

Vor allem ist aber hier noch hervorzuheben, daß die Wirksamkeit der altdeutschen Reimen- oder Spruchsprecher ebensowenig mit der ziemlich gleichzeitig ausgeübten „holdseligen Kunst" der deutschen Meistersinger, als mit den Leistungen der altdeutschen Spruchdichter verwechselt werden darf. Die Zeit der hauptsächlichen Wirksamkeit der altdeutschen Reimen- oder Spruchsprecher — wir nennen sie künftig nur Reimensprecher, weil das ihr Name in der Gesetzgebung war — fällt, wie die der Meistersinger, in das deutsche Mittelalter, wie sich namentlich aus drei, später eingehender zu berührenden Reichs-Polizeiordnungen klar ergiebt. Ein zuverlässiger Gewährsmann, Johann Christoph Wagenseil, einst Professor des Staatsrechts wie der orientalischen Sprachen an der früheren Nürnberger Universität Altdorf,

Digitized by Google

geboren zu Nürnberg 1633, bezeugt übrigens in dem seiner Abhandlung über den Nürnberger Staat (Altdorf, 1697. 4) einverleibten „Bericht von der Meister-Singer-Kunst“ — zugleich für unser Thema eine der wichtigsten Quellen — daß das Auftreten von Reimensprechern ein den meisten Völkern gemeinsamer, uralter Gebrauch, namentlich aber in der Stadt Nürnberg heimisch gewesen sei, wo sich sogar noch im Jahre 1697 ein in seinem Amte obrigkeitlich bestätigter Reimensprecher für Hochzeiten befunden habe.

Außerhalb Nürnberg, wo ja bekanntlich auch die Meistersinger-Kunst so reiche Blüten trieb, fanden sich, nach Wagenseils fernerem Zeugnisse, (das indessen aus später zu erwähnenden Gründen zu bezweifeln sein dürfte), im übrigen Deutschland nur noch wenige Reimensprecher, und auch diese so vereinzelt vor, daß, wenn ein solcher gestorben, das Reimensprechen in seinem Wohnorte regelmäßig zu Ende gewesen sei. Vor allem rühmt aber Wagenseil einen zum Reimensprechen hochbefähigten Schneider in Altdorf und einen Bauer in dem benachbarten Dorfe Kirchensittenbach.

Die Rangstellung der Reimensprecher in der bürgerlichen Gesellschaft war übrigens durchaus keine glänzende: denn besonders angesehene Leute gaben sich mit der Reimensprecherei nicht ab. Deßhalb genossen die Reimensprecher bei der vornehmeren Klasse der Bevölkerung auch keine große Werthschätzung und waren somit regelmäßig darauf beschränkt, ihre Kunstfertigkeit meistens in niedrigeren Kreisen zu verwerthen. Bei Hochzeiten „derer, so aus dem fördern (vorderen, ersten) Stand“ durften sie daher, wenigstens in Nürnberg, gar nicht erscheinen. Auf diese Weise erklärt es sich, daß sie späterhin auch von den Meistersingern über die Achsel angesehen wurden.

Der eigentliche Zweck der Reimensprecher war auf Belebung der Unterhaltung und auf Erweckung fröhlicher, gesellschaftlicher Stimmung gerichtet. Sie waren die gesellschaftlichen Spaßmacher, erschienen bestellt oder auch unbestellt besonders bei Hochzeiten, Kindtaufen oder ähnlichen frohen Ereignissen, vorzugsweise in den Kreisen der Handwerker, wo sie dann auf Verlangen und in der Voraussetzung späterer Belohnung meistens über ihnen gegebene Themas in lustigen, neckenden, nicht immer besonders zarten Reimen sich ergingen und dabei auch noch allerlei andere Possen anzubringen suchten. Was sie sprachen war in den meisten Fällen improvisirt (aus dem Stegreif ausgeführt), kam deßhalb auch oft genug sehr gezwungen und läppisch heraus und an besondere Reimregeln, wie sie die Meistersinger zu beobachten hatten, waren sie nicht gebunden und ebensowenig gehalten, der Wahrheit treu zu bleiben. So zwanglose Freiheit mußte selbstverständlich grobe Mißbräuche mit oft wohl verdienten, nachtheiligen Folgen nach sich ziehen.

Gewöhnlich waren die Reimensprecher harmlose, aufgeweckte, derbe und deßhalb auch in niedrigeren Kreisen wohl gelittene Naturen, dabei meistens sog. „nasse Brüder“ (Liebhaber von vielem Trinken), machten die verlangten Sprüche daher oft auch nur um einen „guten Trunk“ und „wenn sie des süßen Weines oder des starken Bieres erst voll waren, dann gingen ihnen die Reime erst recht vom Leder.“

Regelmäßig hielten die Reimensprecher, wie schon in diesem Be-

Digitized by Google

griffe liegt, ihre Vorträge ohne Gesang; „wenn sie aber die Leute ansingen sollten, so bedienten sie sich alle Zeit eines gewissen Tones, so sich auf alles schicken muß."

Bei geringeren Hochzeiten in Nürnberg bestand das uralte Herkommen, daß der erschienene Reimensprecher das Verzehren der zuerst aufgetragenen Speise abwarten mußte. Nun erst erlangte er Eintritt, rüttelte vor allem zur Erregung allgemeiner Aufmerksamkeit seinen klirrenden „Spielstab" (s. darüber unten), begrüßte darauf die festlich Versammelten mit einem passenden Spruche, beglückwünschte dann die Braut und den Bräutigam, lobte ihre Persönlichkeiten, ihre Herkunft, Kunst, Gewerbe und was sich sonst löbliches von ihnen sagen ließ, in einer längeren gereimten Rede und erst mit deren Beendigung trat der Zeitpunkt ein, wo sich die Gäste nun ebenfalls Sprüche machen lassen durften. Hierzu gab man die verschiedenartigsten Stoffe auf, was namentlich so geschah, daß immer „einer den andern anstechen ließ", d. h. man suchte gegenseitig Reime über gewisse, vergangene, oft nur den sich gegenüberstehenden Parteien bekannte Vorfälle zu erlangen, welche den davon Betroffenen ärgerten, lächerlich machten und reizten, was der Reimensprecher, wie wir an einem später aufgeführten Beispiele sehen werden, später manchmal bitter büßen mußte.*)

Hatte nun der Reimensprecher seine Aufgabe in oben gedachter Weise gelöst, so ließ er ein silbernes Tellerchen unter den Anwesenden umgehen, welche dann beliebige Geldbeiträge für ihn einlegten.

Die Tracht der Reimen-Sprecher, welche sie bei besonders festlichen Gelegenheiten anlegten, bestand wenigstens in Nürnberg aus einem kurzen, schwarzen, ziemlich bis an die Kniee reichenden, vorn offenen Mantel mit umgelegtem Kragen, aus kurzen, schwarzen Hosen, mit Bandschleifen an den rechten Knieeseiten, langen Strümpfen, Schuhen, ebenfalls mit Bandschleifen und aus einem über den Mantelkragen gelegten, breiten weißen Halskragen. Auf der ziemlich langen, schwarzen Weste trug der Reimsprecher die ihm von den Zünften verliehenen und mit ihren bezüglichen Emblemen versehenen silbernen Ehrenschilder und in der linken Hand hielt er einen zierlichen, mit beweglichen „Pfennigen" (d. h. nach damaligem Sprachgebrauche, geprägten Münzen) besetzten, schon oben gedachten „Spielstab", den er heftig rüttelte, wenn er die anzuredende Versammlung zum Schweigen und zu erhöhter Aufmerksamkeit ermahnen wollte.

Ob die hier beschriebene festliche Tracht in Deutschland allgemein üblich war, ist eine Frage, die wir beim Schweigen der Quellen über diesen Punkt nicht zu entscheiden vermögen. Indessen wird wohl auch hierin Nürnberg den Ton angegeben haben.

---

*) Anmerkung. Auf ähnliche Weise mögen wohl auch die noch nicht ganz aus deutschem Volksbewußtsein verdrängten zweizeiligen sog. „Leberreime", bei früheren Gastmählern nach Auftragung des Hechts sehr üblich, entstanden sein. Die erste Zeile dieser Scherzgedichte begann stets mit den Worten: „Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem —", worauf dann ein anderes Thier genannt wurde, auf dessen Namen sich die zweite Zeile reimen mußte. Dr. Heinr. Schävius, gestorben als Rektor zu Thorn am 7. November 1661, veranstaltete unter dem erdichteten Namen „Euphrosinus Sittebach" eine Sammlung solcher Reime. Daß er sie alle selbst erfunden, läßt sich sehr bezweifeln.

Digitized by Google

Die Blütezeit der altdeutschen Reimensprecher war übrigens nicht von sehr langer Dauer. Sie verfielen gar bald in zwei häßliche Fehler: einmal dadurch, daß sie ihre Reime mit Unsittlichkeiten würzten, wovon schon die Fastnachtsspiele des 15. Jahrhunderts so widrige Beispiele enthalten; anderentheils dadurch, daß sie namentlich den geistlichen und weltliche Stände — jenen bei diesen und diese bei jenem — schonungslos darin angriffen, auf diese Weise beide gegen einander hetzten und dadurch argen Zwiespalt säeten. Dieser Zustand stieg schon im zweiten Zehntel des 16. Jahrhunderts bis zu einer solchen Unerträglichkeit, daß der Kaiser Karl V. sich genöthigt sah, reichsgesetzlich dagegen einzuschreiten. Zuerst geschah dies in seiner „Reformation guter Polizei zu Augsburg vom Jahre 1530 und zwar im Titel XXXVIII. Von Landfahrern, Sängern und Reymensprechern", wo es heißt:

„Nachdem auch mancherley leichtfertig Volk befunden, die sich auff Singen und Sprüchgeben (legen) und darin den Geistlichen und Weltlichen Stand verächtlich antasten, und zu beiden Seiten gefaßt: sind sie bey den Geistlichen, singen sie von Weltlichen und herwiederum bey den Weltlichen von den Geistlichen, welches zu Zwyspalt und Ungehorsam reicht: Ist Unser ernstlicher Befehle und Meynung, wo sie betretten (werden), daß sie von der Obrigkeit gestrafft, und mit ihnen in allermaassen gehalten werden soll, als von den Schalcksnarren obgemeldt ist."

Die hier gemeinte Bestimmung über die Schalksnarren (im Titel XXXVI. § 2) lautet aber dahin:

„Andern Schalcksnarren, so Churfürsten und Fürsten mit diesen nicht verwandt (nämlich durch die Bande erfolgter Anstellung) und wider obgemeldte Ordnung im Reich erfunden (werden), sollen nicht gelitten, sondern durch eine jede Obrigkeit, wo die betretten, gestrafft werden."

Schon nach 18 Jahren mußte Karl V. von neuem gegen den gedachten Unfug einschreiten, indem er oben erwähnte Vorschriften in seiner „Reformation guter Polizei zu Augsburg vom Jahre 1548" (Titel XXX.) mit dem Zusatze wiederholte:

„Doch wollen Wir diejenigen, so den Meistergesang singen, hiervon ausgeschlossen haben."

Beide Vorschriften finden sich in letzter Fassung nochmals wieder in den Titeln XXI. und bezw. XXIX. § 2. der Polizei-Ordnung zu Frankfurt a. M. vom Jahre 1577 unter Kaiser Rudolf II. Die dreimalige Wiederholung dieser Vorschriften in dem Zeitraume von nur 47 Jahren läßt aber, besonders bei der damaligen Schwerfälligkeit der Reichsgesetzgebung, ganz gewiß die Annahme begründet erscheinen, daß die Zahl der Reimensprecher im deutschen Reiche nicht so gering und vereinzelt gewesen sein mag, als (nach oben) von anderer Seite behauptet worden ist.

Durch jene Reichsgesetze mag den Reimensprechern ihr Gewerbe wohl auf geraumere Zeit verleidet oder gelegt worden sein; ausgerottet wurden sie jedoch dadurch nicht, denn Wagenseil schreibt 1697 in seinem angeführten Berichte, daß nach dem Tode eines damaligen

Digitized by Google

Reimensprechers in Nürnberg sich wieder ein neuer um diese Stelle beworben habe. Jedenfalls liegt aber genügender Grund vor, anzunehmen, daß das Institut der Reimensprecher bald nach jener Zeit sein Dasein beschlossen habe.

Nunmehr wollen wir noch einige hoch interessante nähere Mittheilungen über das Leben und Treiben eines, dem 17. Jahrhundert angehörigen, auch in der Geschichte der vaterländischen Literatur nicht vergessenen Reimensprechers ersten Ranges, folgen lassen, weil dadurch gerade die vollste Klarheit über den behandelten Stoff verbreitet wird. Er war nach seinen eigenen Aufzeichnungen im Jahre 1602 zu Nürnberg geboren und hieß Wilhelm Weber. Mit guten geistigen Anlagen begabt, faßte er früh den Entschluß, seinen Vater, der auch ein Reimensprecher war, in dieser Kunst womöglich zu überflügeln. Er scheint auch eine tüchtige Schulbildung genossen zu haben, denn es wird von ihm gerühmt, daß er die Werke des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus, der römischen Dichter Vergilius und Ovidius, sowie des römischen Naturgeschichtschreibers Plinius gründlich im Kopfe gehabt und in seinen Sprüchen sehr häufig Stellen aus denselben angeführt habe. Von der nassen Brüderschaft konnte sich aber Wilhelm Weber nicht ganz los machen. Am 28. Juni 1636 unternahm er eine ihm aufgedrungene Reise nach der schon genannten Universität Altdorf, welche er in einem uns aufbewahrten, höchst komischen Gedichte besang und die jedenfalls verdient, bei einer anderen Gelegenheit besonders behandelt zu werden.

Elf Jahre später (1647) widerfuhr ihm die hohe Ehre im Nürnberger Schießgraben durch den Doktor und Comes Palatinus Johannes Gabler zum deutschen Poeten gekrönt zu werden.

Wie schlagfertig dieser Wilhelm Weber in seiner Kunst als Reimensprecher war, ergiebt sich aus folgenden zwei Anekdoten: Als er einst zum Reimensprecher an einer Nürnberger Hochzeitstafel erschienen war, und die Gäste anfingen im Uebermuthe die Gläser zu zerbrechen, setzte er sich in Positur, schüttelte seinen Spielstab, und rief zur allgemeinen Ergötzung mit gewaltiger Stimme:

„Paulus schreibt an die Epheser,
Ihr Herren seid lustig, doch brecht keine Gläser."

Ein anderes Mal, als er spät aus einem Wirthshause heimging, fielen ihn drei junge Männer an, die Weber bei einem früheren Gelage durch seine Reimsprüche gegen sich aufgebracht hatte, warfen ihn in den durch einen Theil Nürnbergs fließenden und mit einer Mauer eingefaßten sog. Fischbach und liefen dann davon.

Nur mit Mühe raffte sich Weber wieder empor, schüttelte sich ab wie ein naß gewordener Pudel und rief mit zum Himmel erhobenem Blicke:

„Herr Gott, Du gerechter Richter,
Der Du bei Nacht kennst alle Gesichter,
Thu' mir doch so viel zu lieb,
Sag mir, wer sey'n die drei Dieb,
Die mich hab'n in Fischbach getragen,
Daß ich sie kann bei meiner Obrigkeit verklagen:
So werd' ich wieder fröhlich sein und wacker lachen,
Wenn man sie straft, daß ihnen der Herzpendel thut krachen."

Digitized by Google

Dieser Vorfall beweist zugleich, daß Weber auch in sehr widrigen Lebenslagen seinen glücklichen Humor nicht verlor.

Nach dem Jahre 1647 finden wir ihn als lebend nicht mehr genannt; als er aber starb, was wohl im Anfange der siebziger Jahre des 17. Jahrhunderts geschehen sein mag, wurde er allgemein bedauert als ein Reimensprecher, „der nie seines gleichens gehabt und auch nie wieder bekommen werde.“

Er hinterließ einen Sohn, der zwar kein Reimensprecher war, aber das Verdienst hat, den handschriftlichen Nachlaß seines Vaters zum Zwecke späterer Verwerthung treu bewahrt zu haben. Ihm entstammen alle die Persönlichkeit Wilhelm Webers betreffenden Mittheilungen in diesem Aufsatze.

Zum Schlusse fügen wir noch ein von Wilhelm Weber selbst verfaßtes Gedicht bei, welches seinen Lebenslauf in Kürze vorüberführt:

„Als man schrieb sechzehn hundert Jahr
Und zwei die ganze Jahrzahl war,
Ward ich, Wilhelm Weber gebohr'n
Von meinem Vatter auserkohr'n,
Welcher auch ein Spruchsprecher war,
Wie man solch's weiß, ist offenbar.
Da ich aber in meiner Jugend,
Befleißt der Ehrbarkeit und Tugend
Sobald mir mein Verstand nur kam,
Ich die Bücher für die Hand nahm,
Meinem Vatter noch in dem Leb'n
Viel größern Lob thät ich nachstreb'n.
In meiner Jugend auch überkum
Ein fein und gut Ingenium,
Auf Vers und allerhand Sachen,
That ich manch' schönen Spruch machen.
Bei Gesellschaft, Handwerkern, Hochzeit,
Da machet ich fröhlich viel Leut;
Das zeugten meine Schild zu Ehr'n,
Die mir ein Handwerk thät verehr'n.
Bey Ehrbarn und fürnehme Herr'n,
Thät ich mich auch gar nicht beschwern;
Wo nur war eine Fröhlichkeit,
Ließ ich mich hören allezeit.
Sechzehnhundert sechsunddreißig,
Wurd' ich zu Altdorf gar fleißig,
Deponiret mit großem Ruhm,
Wie bezeugt mein Testimonium.
Sechzehnhundert sieb'n und vierzig Jahr
Zu einem deutschen Poeten gekrönt war,
Von Johannes Gabler ohn' Verdruß,
Doktor und Comes Palatinus.
In ein Hoch Edlen Herrn Schießgrab'n,
Den Lorbeerkranz mir aufgesetzt haben,
Mit ein schön Testimonium
Und Insigel, mit großem Ruhm.
Das kann ich allhier nicht verschweig'n,
Dieweil dabei war'n viel Zeug'n,
Hoch-Edle, Veste, Fürsichtig;
Die haben mir viel Gut's gethan,
Will ich's verschulden wo ich kann.
Geschieht das nit in meinem Leb'n,
So wird's Gott der Allmächtig geb'n,

Digitized by Google

Daß wir seinen Namen loben,
Hier zeitlich und dort ewig oben,
Durch unser'n Herrn JEesium Christ,
Der unser Seligmacher ist:
Denn Gott ist alles Gut's ein Geber,
So hat gesprochen Wilhelm Weber!"

An der Murg.

Lieber Fluß, wie manche Stunde
Sitz' ich hier an Deinem Bord,
Schau hinab in Deine Wellen
Und die Wellen gleiten fort.

Du erzählst mir alte Märchen,
Ich versteh' jedweden Laut
Und ich hab' Dir das Geheimniß
Meiner Seele anvertraut.

Dir nur hab' ich es gestanden,
Was ich sonst verbarg so sehr,
Denn ich weiß, Du bist verschwiegen
Und Du trägst es stumm ins Meer.

D. Saul.

Digitized by Google

Am Kamin.

Aus der hohen Welt.

Wien, im März 1886.

Hätte die griechische Durchlaucht, welche sie in der Familiengruft des Freiherrlich von Sinaschen Schlosses Rappoltskirchen zur ewigen Ruhe gebettet haben, die diplomatische Kunst ebenso wie die des Wechselreitens verstanden, weiß Gott, sie wäre der Bismarck des Ostens geworden. Die Mitwelt hätte den Lorbeer unvergänglichen Ruhmes auf ihren Sarg gelegt, die Geschichte ihr Angedenken mit goldenen Lettern in ihrem Ehrenbuche eingegraben. So aber beklagen nur unbefriedigte Wucherer ihren Tod und ihr Angedenken wird fortleben in den Konkurs-Annalen des Wiener Landesgerichts.

In unserer Zeit mit ihren modernen Begriffen gehört es wahrlich nicht mehr zu den befremdenden Erscheinungen, wenn ein Kavalier aus dem Rahmen seiner für die weiteren Kreise unenträthselbaren Wirksamkeit plötzlich als Millionenschuldner hervortritt; wenn aber ein hoher Kavalier mit reich dotirter Stellung, welchem seine Gemalin die Kleinigkeit von sieben Millionen Gulden in die Ehe brachte, derselben nichts hinterläßt, als das Bewußtsein, sie um alles gebracht zu haben, dann ist das allgemeine Staunen gerechtfertigt, welches eine solche Virtuosität im Schuldenmachen hervorrief, die einzige Bewunderung erklärlich, welche dieser Matador im Wechselreiten, Fürst Gregor Ypsilanti, für sich zu erwecken verstand.

Von dem Schwiegervater des Fürsten, dem vielfachen Millionär Baron Sina, erzählt eine artige Anekdote, daß er, einst von einer Spazierfahrt heimgekehrt, für welche er dem Fiaker 3 Gulden gab, dem Rosselenker auf dessen Bemerkung, das wär denn doch zu wenig, nachdem der junge Herr Baron für eine solche Fahrt immer ein „Fünferl“ gebe, den klassischen Bescheid ertheilte: „Ja, mein Sohn kann's thun, der hat einen reichen Vater.“

Fürst Gregor Ypsilanti erheiratete bedeutende Herrschaften, die einzige ökonomische Eigenschaft aber, die man ihm nachrühmte, war, daß er den unermeßlichen Reichthum seines Schwiegervaters als unerschöpfliche Melkkuh betrachtete.

Es giebt keinen der noch so berüchtigten Namen unserer Heroen des Wuchers, welcher nicht in einem Athemzuge mit dem des Fürsten genannt worden wäre, und Meister in der Kunst, nie zu zahlende Schulden zu kontrahiren, bildeten seine intime Umgebung.

Da steht obenan der vielgenannte Prince de Berghes, ein Roué erster Qualität. Es giebt keinen Sport, bei dem nicht der Prinz in vorderster Reihe geglänzt hätte, kein Boudoir unserer interessanten Damen, von dem der ehemaligen Hofschauspielerin Gräfin Antonie Aro-Valley-Janisch bis hinab zu dem der pikantesten Vorstadt-Ballerinen, in welchem nicht diese Altesse heimisch gewesen wäre, keinen von den finanziellen Verlegenheiten unseres High-life sich mästenden

Digitized by Google

Manichäer, durch dessen Hand nicht die Wechsel des Prinzen gelaufen wären. Mancher junge Offizier mußte seinen Rock, den „Rock des Kaisers“ ausziehen, weil er einen kaum den zehntausendsten Theil von der Schuldensumme des „Prince de Berghes“ repräsentirenden Betrag einem Gläubiger zu zahlen vergaß; obwohl aber der Name des Prinzen durch unsere ganze ehrenwerthe Wucherergilde Spießruthen lief, bildete dies für denselben doch nicht das geringste Hemmniß, in unserer hohen Gesellschaft nach wie vor eine Rolle zu spielen und in seiner Stellung als Militär-Attaché bei der französischen Botschaft zu verbleiben, bis er selbst den Moment für gekommen erachtete, wegen eines, wie es hieß, kaum mehr zu heilenden Wechselfiebers das rauhe Klima Wiens rasch mit einem südlichen zu vertauschen. Fürstin Helene Ypsilanti wird kaum den Namen dieses Favoriten ihres Gatten mit goldenen Lettern in das Buch ihrer Erinnerungen eingetragen haben.

Ein anderer Freund des Fürsten und ihm ebenbürtiger Meister in der Kunst des Wechselreitens war Graf August Bellegarde, der ehemalige General-Adjutant des Kaisers Franz Josef. Mehr als gewagte Börsenspekulationen, die der „große Krach“ furchtbar enttäuschte, zwangen den edlen Grafen, aus den bereits bekannten „Gesundheitsrücksichten“ seine hohe Stellung zurückzulegen und in ein, von den bescheidensten Grenzen vorgezeichnetes Privatleben sich zurückzuziehen. Wie der mittellose Herr das Privatleben eines Kavaliers auffaßte, das dokumentirten seine unbezahlten Wechsel und die Thatsache, daß er keinen Nagel an seinen Stiefeln mehr als sein Eigenthum betrachten konnte. Um „standesgemäß“ weiterleben zu können, ließ er andere für sich sorgen. Zu diesen anderen zählte außer dem in erster Reihe stehenden Fürsten Ypsilanti auch der weiland Bankier und spanische Konsul Baron Viktor Erlanger. Kurz bevor der edle Freiherr „krachen ging“, brauchte er nothwendig 50,000 Fl. Damals hatte aber die geschwätzige alte Frau Fama schon so fatale Geschichtchen über die finanzielle Lage des Barons unter die Leute gebracht, daß nur von dem tollkühn berechnenden Raffinement des Wuchers die Effektuirung eines solchen Geschäftes erwartet werden konnte. Es wurde gemacht — aber wie? Der Baron erhielt die gewünschten 50,000 Fl., jedoch unter der Bedingung, daß er einen gleichfalls auf 50,000 Fl. lautenden Wechsel des edlen Grafen August Bellegarde, dessen Eintreibung zu den Unmöglichkeiten gehörte, mit in den Kauf nehme. Baron Erlanger ging auf den Handel ein, bedang sich jedoch, die nunmehr schuldigen 100,000 Fl. in vier Raten zu je 25,000 Fl. abzuzahlen.

Es wurde jedoch schon der erste auf 25,000 Fl. lautende Wechsel von dem Baron nicht eingelöst, welchen dann die Verhängung der Kuratel seiner blutsaugenden Gläubiger entledigte. Das war ungefähr die Art, wie sich Graf Bellegarde, um „standesgemäß“ leben zu können, Geld beschaffte. Er starb in Kairo und sein Körper darf es dem Wohlwollen von Freunden danken, nicht im Wüstensande, sondern in heimatlicher Erde ruhen zu können.

Auch sein Angedenken wird fortleben in der Erinnerung der Fürstin Ypsilanti an die Entbehrungen, welche ihr das Riesenschuldenvermächtniß ihres Gatten auf Jahre hinaus auferlegte. Die Erbin des Freiherrn von Sina, welcher für seine Töchter nur nach Herzogs-,

Digitized by Google

Fürsten- und Grafenkronen griff, wird allerdings nicht hungern müssen. Die bürgerliche Gesellschaft bringt dem Schicksale der hohen Frau das aufrichtigste Bedauern entgegen, sie erblickt in ihr das Opfer des unbegrenzten Ehrgeizes ihres Vaters, dessen „Mittel es erlaubten", sich auch höchst- und hochgeborene Schwiegersöhne „anzuschaffen" und welche die Konsequenzen dieser Passion vertrugen; sie begreift, warum die Fürstin ihren Namen unter die Wechsel ihres sinnlos verschwendenden Gatten setzte, die Verpflichtungen, welche sie als Frau, als Mutter, als Trägerin des fürstlichen Namens dazu zwangen. Diese bürgerliche Gesellschaft vermag aber nicht zu begreifen, daß ein Mann, wenn auch von fürstlicher Geburt, der diplomatische Vertreter eines Hofes, eines Staates bis an sein trauriges Ende bleiben konnte, der, im Bewußtsein seiner Unklagbarkeit als fremdländischer Gesandter, das Schuldenmachen als Sport betrieb, der im vollen Besitze seiner Verstandesklarheit sich sagen mußte, daß er die Verpflichtungen nie werde erfüllen können, welche er mit seiner Namensunterschrift auf den Wechseln gewissenloser Blutsauger einging.

In der Gesellschaft aber, welche die eigentliche Sphäre der Fürstin bildet, wird das wechselvolle Walten ihres hingeschiedenen durchlauchtigen Gatten ihre fernere Geltung nicht verdunkeln, denn für diese Sonderkaste starb Fürst Ypsilanti, wie er lebte, standesgemäß. Der über seinen Sarg gebreitete Purpur deckt die Schlacken seines Erdenwaltens.

Baron Louis Potzßl.

Nippsachen.

Hanburys Styraxfläschchen. Der im Jahre 1875 verstorbene berühmte Naturforscher Daniel Hanbury beschäftigte sich lange mit gründlichen wissenschaftlichen Untersuchungen über die als Styrax bekannte Substanz, die schon zur Zeit des Dioskorides und Plinius sehr geschätzt war und, wie Professor Krinos in Athen angiebt, noch heute in den Kirchen und Moscheen Klein-Asiens als Weihrauch dient. Jahre hindurch hatte Hanbury vergeblich nach diesem köstlich duftenden Gummiharze, der Ausschwitzung von Styrax officinale, gesucht. Endlich auf einem Spaziergange im Garten seines Bruders Thomas zu la Mortola am 9. Dezember 1874 sah er zu seiner unaussprechlichen Freude an einem jungen Bäumchen einige Thränen dieses balsamischen Harzes und sammelte sie in einem kleinen Fläschchen. Nicht ganz vier Monate später starb er. Das Fläschchen, dessen Inhalt noch nichts von seinem Dufte verloren hat, befindet sich als theures Andenken in Obhut des Bruders, der nie wieder an dem Baume eine Spur von Styrax wahrgenommen hat.

Dieses Ereigniß begeisterte den Geistlichen Hugh Macmillan zu folgenden Versen, die wir, wenn auch etwas gekürzt, doch möglichst treu aus dem Englischen wiedergeben:

In alten Zeiten war es Römerbrauch,
Ein rührend Zeichen tiefster Kümmerniß,
Daß man ein Fläschchen voll von Freudenthränen
Neben der Asche des geliebten Todten
Ins Grabgewölbe schloß.
Doch dieses Fläschchen, in des Bruders Heim
Heilig gehalten, rührt uns tiefer noch:
Denn es umschließt die Thränen der Natur,
Die sie geweinet hat um einen Mann,
Deß' Geist und liebend Herz den Schleier zog
Hinweg von den Mysterien der Schöpfung;
Die Menschen lehrte, welchen Wunderbalsam
In Baum und Blüte die allliebende Natur
Zur Linderung von Menschenleiden schuf.

Digitized by Google

Und dennoch schied er selbst im Blütealter
An Leid, für das es keine Heilung gab.
Schon lange forschte er nach diesen Thränen
An Bäumen, die den Menschen Nahrung
Für seines Herdes Flamme, aber auch den Weihrauch
Zum Opfer am Altar der Gottheit boten.
Wie freudig bebt sein Herz, als eines Tages
Ein einz'ger Baum, gleich einer Niobe,
Aus Stammeswunde still entströmen ließ
Diese balsam'schen Thränen! — Scheint es nicht,
Daß die Natur endlich die Siegel löste,
Kostbaren Balsam nur dazu gespendet
Um sein Abscheiden zu verherrlichen?
Nach wen'gen Monden schied auch aus den Reihen
Der Lebenden der Mann, deß' reiches Wissen
Der Menschheit neue Bahnen wies.
Am rechten Orte
Fand sich die Opfergabe für den Todten:
In seines Bruders Heim la Mortola,
An Reizen übertreffend Dichterträume,
Bestattungsplatz entschwundener Geschlechter,
Aus deren Staub sich Blütenpracht entwickelt;
Wo die Erinnerung an ferne Zeiten
Dem Haine höhere Bedeutung lieh — gleichwie
Auch wir in trauernden Gedanken über
Den Gräbern uns'rer theueren Entschlafenen
Den Himmelsdom sich öffnend wähnen.
Und dieses Fläschchen duftet heute noch
Wie einst vor Jahren, als die Balsamthränen
Entzückt von Forschers Hand gesammelt wurden:
Es ist für treue Herzen ein Symbol
Des unvergänglich bleibenden Gedenkens
An den Entschlaf'nen, in des Herzens Schrein.
Rein wie die prangend schnee'ge Blütenpracht
Des Baumes war sein fleckenloses Leben;
So wie die Myrrhen- und die Weihrauchbäume
Aus ihren Wunden Wohlgeruch entsenden,
So wies das Leiden seiner letzten Tage
Die milde Güte seines eig'nen Herzens.
Jetzt steht er mit der Engel sel'gen Schaaren
Vor Gottes Thron, lobsingend seiner Gnade,
Vor der des ird'schen Lebens edle Führung duftet
Gleichwie dies Balsamfläschchen!

Von der Pariser Belagerung 1871 berichtet O'Shea ein Irländer, unter dem Titel „**An fron-bound city or Five months of peril and privation**" (Eine eisenumgürtete Stadt oder fünf Monate Gefahr und Entbehrung) in einem recht lehrreichen Buch, welches soeben in London erschienen ist. John O'Shea, ein streitbarer Federkämpe aus Irland, befand sich gerade in Paris, als die Deutschen heranzogen und die Stadt einschlossen. Was er während der fünfmonatlichen Belagerung erlebte, hat er jetzt in zwei Bänden veröffentlicht. Das Buch schildert die innere häusliche Geschichte der Stadt und ihrer Regierung auffallend unparteiisch: „Kaum war die Stadt eingeschlossen, so schreibt der Verfasser, als die Spionenriecherei in der widrigsten Form begann. Keine Frau von außergewöhnlicher Größe durfte sich auf die Straße wagen, ohne sofort für einen verkleideten preußischen Offizier angesehen und verfolgt zu werden. O'Shea sah solch' ein armes Weib, wie es, gehetzt von einem tollen Pöbelhaufen, von einem Nationalgardisten nach dem Wachtposten geschleppt wurde. Auf O'Sheas Frage, wen sie abgefaßt hätten, erhielt er die Antwort: „Frau von Bismarck". O'Shea selbst gerieth in große Gefahr, als die „Vérité" auf den „Standard" als ein „Frankreich bekanntlich feindlich gesinntes Blatt" anspielte. Denn in dem Viertel, in welchem er wohnte, gab es Patrioten genug, welche dem Vertreter eines Frankreich feindlichen Blattes gern ein Glied nach dem andern gebrochen hätten. Sagte doch ein Bürger in O'Sheas Gegenwart, er äße lieber ein Stück preußischen

Digitized by Google

Spions als ein von einem cordon bleu zubereitetes und mit einer Flasche Sillery begossenes Roastbeef. Mit großem Humor erzählt O'Shea, wie allmählich das Fleisch ausging; wie sie eines Tages zum Restaurant Brebant kamen und dort auf der Speisekarte als einziges entrée eine Sardine, als hors d'oeuvre eine saure Zwiebel und als pièce de résistance Schweinefleisch lasen. Darauf folgte die Zeit des Pferdefleisches und schließlich die des trocknen Brodes; aber dies, sowie vieles andere war leichter zu ertragen, als der Mangel an Nachrichten von draußen, von der Welt und der Familie. Wochenlang — schreibt er — waren wir betreffs unserer Kenntniß von den Außendingen auf gelegentliche Blätter der „Kölnischen Zeitung“ angewiesen, die wir in den Taschen todter Rheinländer um Würste gewickelt fanden, oder auf einzelne Nummern des französisch-preußischen Blattes von Versailles, das irgend ein unternehmender Streifzügler aufgabelte. Wenn Stellen aus diesen Zufallschroniken von den Pariser Redacteuren veröffentlicht wurden, entstand ein förmlicher Sturm auf die Zeitungskiosks. Bei dem Suchen nach Zeitungen fand man häufig in den Taschen der todten Deutschen rührende Briefe. So schrieb eine Gabriele an ihren Bruder Bernhard Laecke: Spute Dich, bombardire Paris und mach's fertig. Ein anderes Mädchen, Anna, schreibt an den Bayern Joseph Wachinger, der im Hospital zu Paris starb, von Oberdingen aus: Ich hoffe auf Deine glückliche Rückkehr, Joseph, Du mein Verlobter, der Einzige, den ich lieben kann und werde! O'Shea gesteht, beim Lesen dieser Briefe Thränen vergossen zu haben. Als Paris später geöffnet ward, ging er daher mit stark deutschfreundlichen Gesinnungen nach Versailles. Das Buch schließt mit dem Einzug der Deutschen in Paris, welchem O'Shea vom Rond Point aus beiwohnte. Seine Schilderung ist meisterhaft. „Plötzlich — so schreibt er — erhoben sich die Klänge prächtiger Blechmusik. Die Deutschen nahten. Welch' tüchtige und stattliche Reihen mächtiger Legionen, die modernen Hämmer der Erde, die mit tapferer Haltung vorbeidonnerten, ihre Schlachtenflaggen über ihren Häuptern schwenkend. Vorwärts marschirten sie in steten Reihen, stark und gerade wie Speere, strahlend vor Stolz, zum Klange von Pauken und Trompeten; bald auch rasselte eine Batterie Feldartillerie vorbei. Das Schauspiel war das packendste, das ich je gesehen.“

Der Letzte seines Stammes. Am 1. März schied in Petersburg aus diesem Leben Georg, der letzte Fürst von Grusinien. Der Verstorbene lebte in äußerst beschränkten und gedrückten Verhältnissen in einem der entfernteren Stadttheile, in einer bescheidenen Wohnung am Kalaschnikow-Pristan. Im Alter von erst 53 Jahren hat er sein irdisches Dasein unter qualvollen Leiden geendet. Er war einer der letzten Repräsentanten des einst mächtigen Herrscherhauses von Grusinien. Als Jüngling war der Nachkomme eines einst mächtigen Geschlechts nach Moskau gekommen, wo er durch seine Schönheit, Eleganz des Auftretens und die Pracht seiner Diamanten auffiel. Er führte ein glänzendes Haus und gab ein fulminantes Beispiel der gerühmten grusinischen Gastfreundschaft. Ein trauriges Fatum beraubte ihn an einem einzigen Tage aller seiner Reichthümer, die er durch kommerzielle Unternehmungen aufzubessern und zu vermehren gehofft hatte. Schließlich bewohnte er in St. Petersburg mit einer Pension von 100 Rubeln, die ihm Allerhöchsten Orts bewilligt worden war, zwei kleine Zimmer am Kalaschnikow Pristan. Ohne Vorwurf und Klage trug er sein schweres Geschick, unterstützte sogar und theilte seine kleine Pension mit seinen Freunden. Sogar einer einstigen Hofdame seiner Mutter oder Großmutter, welcher er durch einen Zufall begegnet war, hatte er freies Quartier und Lebensunterhalt in seiner kleinen Wohnung gegeben. Dieselbe, jetzt 90 Jahre alt, drückte dem Sprossen des stolzen Fürstengeschlechts die müden Augen zu.

Ueber bemerkenswerthe Wanderungen von Seefischen berichtet ein Aufsatz von Dr. Ernst in Caracas, den der „Naturforscher“ in der Uebersetzung mittheilt. Carupano ist ein blühender Seehafen an der Nordküste von Venezuela, etwa unter 10 Grad nördlicher Breite und 63 Grad westlicher Länge (von Greenwich) und in nächster Nähe des Kanals gelegen, der den Atlantischen Ozean mit dem Antillenmeere verbindet und auf der einen Seite von den Inseln Tobago und Grenada, auf der anderen von Trinidad und dem südamerikanischen Festlande begrenzt wird. Durch diesen Kanal tritt der große westliche Strom in das Antillenmeer ein. Das Meer ist bei Carupano in großer Entfernung vom Lande ziemlich seicht. Dieser Ort ist in der ganzen Gegend durch das häufige Auftreten von ungeheuren Mengen von Seefischen bekannt, die in großen Schaaren, zuweilen lebend, zuweilen todt, ans Land geworfen werden. Die Schwärme lebender Fische, die „ribazones“, erscheinen zu jeder Jahreszeit, am häufigsten während der Regenzeit zwischen Mai und November. Es folgt diesen Schwärmen, die sich aus zahlreichen Arten zusammensetzen, eine groß-

Digitized by Google

Zahl von Raubfischen, unter welchen besonders die Haifische vertreten sind. Zu gleicher Zeit werden sie von Walfischen (lachelot) begleitet und große Flüge von Möven zeigen sich, welche eine Menge von Fischen erbeuten. Infolge dieser mannigfaltigen Verfolgungen drängen sich die Fische mit solchem Ungestüm nach dem seichteren Ufer, daß das Meer meilenweit durch ihre Bewegung gleichsam zu sieden scheint. Sind sie an den Strand gelangt, so werden sie von den Einwohnern in so großer Anzahl gesammelt, daß man nicht imstande ist, sie hinwegzuführen. Der größte Theil stirbt auf dem Strande und bleibt dort in Form eines mehrere Fuß hohen und breiten Walles liegen, durch den die Luft mit Fiebermiasmen geschwängert wird. — Die Ursache dieser Wanderungen dürfte, wie in anderen Fällen, in Nahrungssorgen zu suchen sein. Die Fische wandern nach dem nahrungsreicheren westlichen Theil der Caraibischen See und ziehen dabei eine stetig sich vergrößernde Zahl ihrer Feinde an. An der Küste von Carupano ist die Fischerei leider unbedeutend entwickelt, und der Zug wird daher nicht gestört, bis er den Strand erreicht hat. Weiter westlich auf der Insel Margarita hat man dagegen große Fischereianlagen, und durch Feuer und Rauchsignale wird die Ankunft der Fische schon von weitem gemeldet. Da nicht selten in jenen Gewässern unterseeische Ausbrüche von schädlichen Gasen, besonders Schwefelwasserstoff, stattfinden, so treiben zu solchen Zeiten die Fische todt ans Land („turbios") und verpesten weithin die Luft.

Salon-Büchertisch.

Die Eltern und Geschwister Napoleons I. von Dr. Arthur Kleinschmidt. 2. Auflage. 1. Lieferung. Berlin und Potsdam, Schleiermachers Verlagshandlung. (Vollständig in 10 Lieferungen à 50 Pfennig).

Selbst Frankreich besitzt keine solche Spezialgeschichte der napoleonischen Dynastie, wie sie hier durch deutschen Fleiß uns geboten wird. In konsequenter Wissenschaftlichkeit werden die Data und Fakta mitgetheilt, und einen besonderen Werth erhalten diese biographischen Skizzen durch die umfassende Benutzung des großen Sammelwerks: „Correspondance de Napoléon I." durch Mittheilungen vieler Briefstellen, die uns in das Innere der Familie der Napoleoniden blicken lassen. Nicht nur als flüchtige Lektüre, sondern auch zum ernsten Studium ist dieses elegant ausgestattete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Werk bestens zu empfehlen.

Die vorliegende erste Lieferung schildert Carlo Maria und Maria Lätitia Bonaparte, die Eltern des „großen Corsen". Wo fände sich eine Frau wie Frau Lätitia, die noch als Greisin hart wie Stahl war, nicht vergessen konnte, daß Corsica, das Land der Blutrache, ihre Heimat sei, und stets in Napoleon den Gedanken wach erhielt, er müsse von Elba als Sieger nach Paris zurückkehren. Selbst den bittersten und schwersten Schlag ihres Lebens, den Tod ihres Sohnes Napoleon auf dem Felsen von St. Helena, überwand sie heldenhaft. Sie starb am 2. Februar 1836 zu Rom: an Geschlecht ein Weib; an Geisteskraft ein Mann!

Joseph Bonaparte, der am 7. Januar 1768 in Corte auf Corsica geborene älteste Bruder Napoleons, „dem das Schicksal die Kronen Karls V. und Karls von Anjou zugedacht hatte", besaß nicht die eherne Energie Napoleons. Ihm schrieb dieser am 6. August 1806: „Sie haben ein schönes Königreich; Sie müssen ja nicht auf dem Throne einschlummern, sondern mit Kraft Ihre Finanzen organisiren, um eine gute Marine und ein gutes Heer zu haben. Sie dürfen nicht aus den Augen verlieren, daß Gewalt und strenge Gerechtigkeit die Güte der Könige sind. Sie verwechseln zu sehr die Güte der Könige mit der Güte der Privatleute!"

Damit schließt das erste Heft und wir sehen mit Spannung dem Erscheinen der weiteren entgegen. Man kann dieses Werk als epochemachend bezeichnen. B.-R.

Jugendschriften von Thekla von Gumpert. An alten Freunden soll man festhalten, besonders wenn sie auch im Alter jungen Geistes und Herzens und sich selbst getreu bleiben! So mußte ich denken, als ich die neuesten Publikationen der seit mehr als 40 Jahren in weiten Kreisen hochgeehrten Jugendschriftstellerin, der liebenswürdigen Thekla von Schober, geb. von Gumpert zur Hand nahm und mich sogleich überzeugte, daß diese edle Freundin des zarteren Alters wie besonders der heranreifenden weiblichen Jugend auch ihre diesjährigen Gaben mit der gleichen frischen Mannigfaltigkeit, heiteren Anmuth und gediegenen Bildungskraft wie immer auszurüsten verstanden hat. Ja, obwohl dies viele langjährige Kenner der stattlichen Reihe dieser inhaltreichen Schriften nicht anders erwartet haben, so muß es doch abermals ausdrücklich und laut ausgesprochen werden: auch dieser 31. Band von dem reizenden „Herz-

Digitized by Google

blättchens Zeitvertreib", dieser 32. Band von dem inhaltreichen „Töchteralbum", welche die unermüdliche Verfasserin vor kurzem hat erscheinen lassen, sind prächtige und in ihrer Art ganz unübertreffliche Bücher, welche man jedem guten Kinde oder jeder heranwachsenden Jungfrau auf den Weihnachtstisch wünschen möchte, welche man aber auch im reifsten Lebensalter selbst nur mit innigem Vergnügen und mit wahrer Befriedigung lesen wird. In „Herzblättchens Zeitvertreib" waltet ewig jung und immer neu in bewundernswerther Abwechselung der unerschöpfliche Reichthum lieblich geformter schlichter Erzählungen aus der Kinderwelt, wie sie die jüngeren Knaben und Mädchen in hohem Grade interessiren und spannen müssen, heiter erzählt und ohne alle Aufdringlichkeit mit sittlichem Ernst und frommem Glauben erfüllt, von Henriette Köhler, Pauline Schanz, Minna und Marie Petzel u. a. m., oder aus dem Kindermund selbst fließend in der höchstgelungenen Correspondenz zwischen Ella und Walther, von der Herausgeberin, und dazu kommen die köstlichen Kinderlieder von Pauline Schanz mit ihren launigen Vignetten, die angenehme Unterhaltung mit gründlicher Belehrung geschickt verbindend. Nicht minder aber als der neue Jahrgang von „Herzblättchens Zeitvertreib" den alten Ruhm eines Buches allerersten Ranges für das kindliche Alter glänzend behauptet hat, bleibt auch der 32. Band des „Töchteralbums" seinem bewährten Charakter eines trefflichen Bildungs- und Unterhaltungsmittels für die heranreifende weibliche Jugend in ganz ausgezeichneter Weise getreu: in diesem starken Bande bildet das, was aus der eignen Feder von Thekla von Gumpert geflossen ist, den umfangreichen Kern und Mittelpunkt. Um diesen bedeutendsten Bestandtheil des Bandes gruppiren sich in anmuthiger Reihenfolge kürzere oder längere Stücke verschiedenartigen Inhalts: leichtere oder tiefer angelegte, ergötzliche oder ernster gehaltene, mehr dem harmlosen Spiel der Phantasie oder der Anregung höherer Gedanken und Empfindung dienende, immer aber fesselnde, schöngestaltete und die edelsten Bildungselemente für Geist und Gemüth in sich bergende Erzählungen von Emma Schöne, Pauline Schanz, Luise Koppen, Marie von Lindeman u. a. Zwischen diese reiche bunte Blumenlese kurz skizzirter oder novellettenartig ausgeführter Geschichten, bei denen man sich überall in bester Gesellschaft und reinster Lebensluft bewegt, sind nun als sehr gediegene Gaben kleine lehrhafte Abschnitte naturgeschichtlichen und literarischen Inhalt von August Hummel, Eduard Rüdiger u. a. mit wohlthuendem Wechsel eingestreut.

Sodann müssen wir Thekla von Gumpert auch unsern Dank ausdrücken, daß sie mehrere ihrer früheren vortrefflichsten Leistungen in neuen Auflagen dem Publikum wiedergeschenkt hat: das sinnreich mit innig frommen oder sittlich praktischen Denksprüchen für jeden Tag im Jahre ausgestattete Tagebuch für die reifere weibliche Jugend, „Ein Jahr", welches mit zierlichen Vignetten geschmückt in zweiter Auflage erschienen ist, enthält einen wahren Schatz der tiefsten und vielseitigsten Anregungen für eine junge strebsame Seele zu edlen Gedanken und Entschlüssen; — die köstlichen vier Erzählungen, welche aus früheren Jahrgängen des Töchteralbums unter dem zusammenfassenden launigen Titel „Backfische" wieder abgedruckt sind, führen in dieses wundervolle Lebensalter, des zur wirklichen Jungfrau reifenden, noch halb kindlichen Mädchens mit solchem Kennerblick so lebendig und liebevoll ein, daß jedes Auge auf die erblühenden Knospen mit größter Befriedigung verweilen muß; — und endlich die prächtige Geschichte „Der kleine Vater und das Enkelkind", welche, schon 1843 zuerst erschienen, jetzt in vierter Ausgabe wiederholt ist und, wie schon von vielen anerkannt, alles in sich schließt, was dem jugendlichen Alter Freude, Spannung, Befriedigung und belehrende Erhebung gewähren kann.

Wir wünschen der verehrten Jugendbildnerin, die so unermüdlich in ihren geistvollen Werken fortfährt, sich so geschickt von berufenen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen unterstützen läßt und so anregend für die geschmackvolle Ausschmückung derselben mit schönen Illustrationen besorgt bleibt, lange noch zu ihrer reichen Thätigkeit frische Kraft, jugendlichen Sinn und Gottes vollsten Segen.

Gotha. Dr. Karl Regel.

Unser Bildertisch.

Ein spröder Liebesbote.

(Mit Illustration.)

Ein Narr ist zwar nicht hochgeehrt,
Jedoch gar oft von großem Werth.
Das, holde Jungfrau, seht Ihr jetzt,

Digitized by Google

Da Ihr des Narren Dienste schätzt.
Ein Brieflein an den Liebsten soll
Befördern er geheimnißvoll.
Da kann die Jungfer lieblich schmeicheln,
Und zärtlich mir die Wangen streicheln;
Nun gut! Damit die Jungfer sieht,
Daß auch den Narr'n nicht Mitleid flieht,
Will ich — Belohnung vorbehalten —
Des Liebesbotenamtes walten.
Der Narr Euch nur Gewährung giebt,
Weil Ihr so — närrisch seid verliebt!

Italienische Spinnerin. (Mit Illustration.) Die italienische Spinnerin unseres Bildes ist eigentlich, ohne daß der Künstler es beabsichtigte, eine symbolische Figur. Sie besagt klar und deutlich: Italien ist fleißig. Italien, das als träge und verkommen verschrieene Italien, Italien, das in der Phantasie der Ausländer als sehr romantisches, aber auch wirthschaftlich sehr zerrüttetes Land gilt, Italien ist das alles nicht, was man ihm andichtet. Seitdem die Dynastie Savoyen die Geschicke des schönen Landes lenkt, hat sich in Italien ein wirthschaftlicher und industrieller Umschwung vollzogen, der höchst bedeutsam für die Zukunft des Landes ist. Nicht nur in landwirthschaftlicher Beziehung (Obst, Olivenöl, Wein, Käse, Salami) versorgt Italien Europa mit vielen Erzeugnissen des ländlichen Fleißes, auch die städtische Industrie hat sich zu hoher Blüte entwickelt. In der Bearbeitung von Seide, Stroh, Marmor und allen kunstgewerblichen Feinheiten steht Italien allen anderen Staaten voran. Die Bevölkerung ist nüchtern und arbeitsam. Das beweisen auch die Tausende von italienischen Arbeitern, die in Deutschland bei öffentlichen Bauten Beschäftigung finden. Kurz, das Land ist ein anderes geworden. Unsere Spinnerin kann als Symbol für das Wort gelten: Italien ist fleißig.

Auf der Lauer. (Mit Illustration.) „Durch diese hohle Gasse muß er kommen!" denkt die hübsche Sennerin auf unserem Bilde gleich Wilhelm Tell. „Die Gelegenheit ist günstig! Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm!" Freilich, das „ihm" wird von ihr mit einem ganz andern Ausdrucke gesprochen werden, als jener Schweizerheld es that. Aber einen Pfeil versendet sie auch oder besser er ist schon versandt und er steckt gar tief in dem Herzen des Mannes, der da mit schwerer Last den steilen Gebirgspfad heraufsteigt. In wenigen Minuten giebt's einen hellen Aufschrei der Ueberraschung und Freude, und selbander ziehen sie dann unter stetem Geplauder bergauf.

Die Idylle des Hirtenknaben. (Mit Illustration.) Die kleine Idylle ist ein Stillleben, das von der innigen Wechselbeziehung von Mensch und Thier Kunde giebt. Der schöne Knabe, der mit seinen thierischen Schutzbefohlenen so vertraut ist, inmitten der friedlichen Natur — das ist fürwahr ein stimmungsvoller malerischer Vorwurf.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Runder Strohhut.

Der vorn sehr breite Schirm des Hutes ist im Innern mit Sammet belegt.



Nr. 1. Runder Strohhut.

Um den Kopf desselben schlingt sich weißer Florence von einem farbigen Atlasband gehalten. Auch der Rand ist weiß eingefaßt. Farbige Federn mit weißen Band-

Digitized by Google

schlupfen und Enden untermischt schmücken vorn den Kopf des Hutes. Die Bänder auf der Rückseite werden durch Schnallen gehalten.

Nr. 2. Coiffure.

Zu diesem Arrangement werden die Kopfhaare in der Mitte von einem Ohr zum andern getheilt. Die Vorderhaare zurückgenommen und auf dem Kopfe befestigt. Auf der Mitte des Scheitels bringt man einen kleinen Löckchentuff an, welcher auf die Stirn fällt und dessen Ansatz durch eine nach vorn gelegte Haarrolle der



Nr. 2. Coiffure.

Seitenhaare gedeckt wird. Der in den Nacken herabfallende Haarsträhn ist ebenfalls in der Mitte oben befestigt. Die Puffen werden entweder von einem zweiten Strähn oder von dem eigenen Haar gebildet. Oben sehr hochstehend angebracht befindet sich ein Büschel Bandschleifen, in deren Mitte sich mit Perlen bestickte Blätter von Krepp befinden. Auch am Nackenhaar ist eine ähnliche Verzierung angebracht.

Nr. 3. Theater-Coiffure.

Aus einem weißen spanischen Shawl eingerichtet und mit verschiedenfarbigen Rosen zusammengefaßt wird das eine Ende desselben wieder über das andere gelegt und auf der Schulter durch ein Rosenbüschel festgehalten.

Digitized by Google

Nr. 4. Promenaden-Anzug.

Der erste Rock hat ein Plissé am untern Rande. Der zweite Rock aus mastixgrauem Wollenstoff ist in tiefe Falten gelegt und hat an der linken Seite einen breiten Streifen von dunkelgrauem gepreßtem Sammet. Ein Schärpentheil beginnt an der rechten Hüfte und schlingt sich unterhalb der Taille lose über den Rock, ist in Windungen nach dem Rücken zu hochgenommen und fällt an der Seite herab. Diese Schärpe ist an den Seiten ebenfalls mit dunkelgrauem gepreßtem Sammet besetzt. Im Rücken bildet der Rock dicke Falten, welche nach oben gerafft sind.



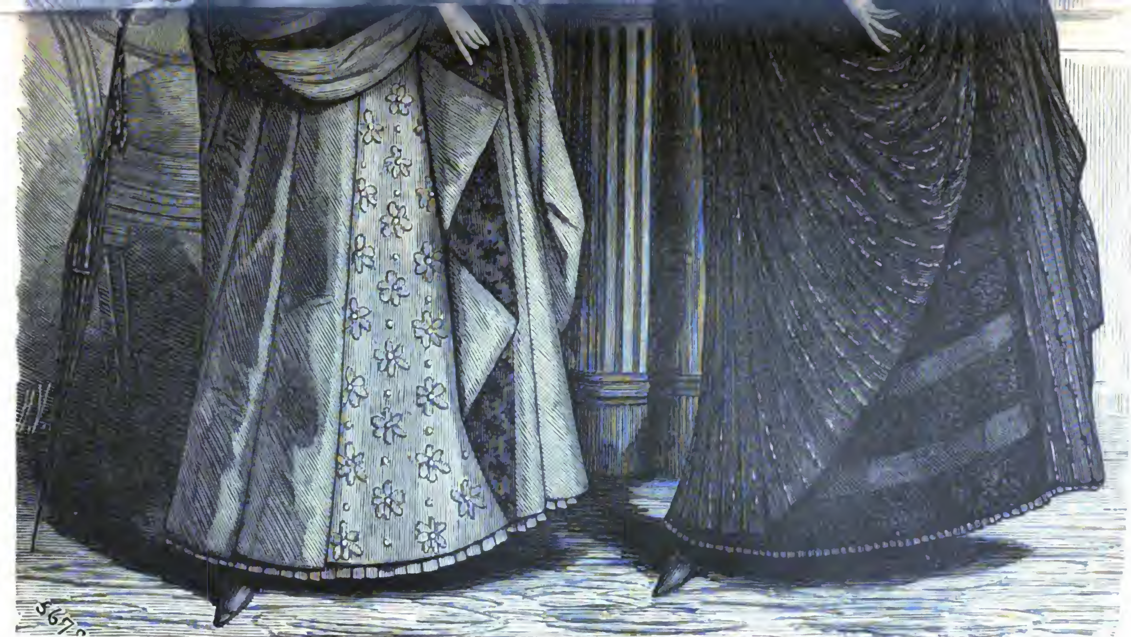
Nr. 3. Theatercoiffure.

Die enganliegende Taille ist vorn offen und zeigt ein Latztheil von gepreßtem Sammet. Der hochstehende, den Ausschnitt umgebende Medicistragen sowohl als auch der kleine Stehkragen und Aermelverzierung sind von dunklerem Sammet. Die lange Schooßtaille hat vorn am Gürtel einen Ausschnitt, welcher eine Sammetzacke hervortreten läßt. Die Capote ist aus mastixfarbener Faille angefertigt und mit Schleifenbüschel von grauem Failleband besetzt. Die Bindebänder sind ebenfalls von grauem Band. Eine rothe Feder mit Silberstaub bestreut ist unter den Schleifen angebracht und schlingt sich nach vorn über den Rand des Hutes.

Nr. 5. Promenaden-Anzug.

Der erste Rock ist am untern Rande mit einem Plissé besetzt. Der glatte

Digitized by Google



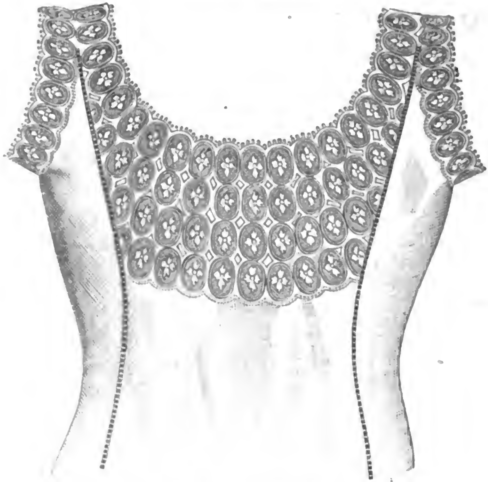
Nr. 4. Promenaden-Anzug.

Nr. 5. Promenaden-Anzug.

Digitized by Google

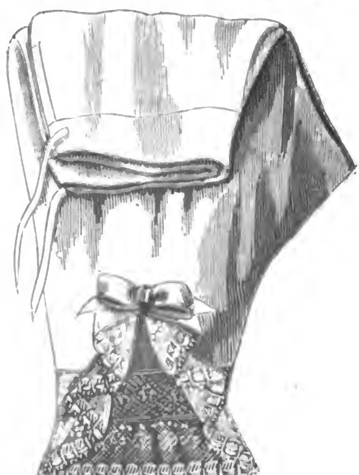


Digitized by Google



Nr. 6. Frauenhemd.

Rock aus dicker bronzegrüner Faille hat breite, lockige Streifen, fällt ringsum ganz glatt herab und nur hinten am Gürtel sind einige Falten angebracht. Ueber diesen Rock fällt ein zweiter Doppelrock „Pervanche". Dieser besteht aus moosgrünem



Nr. 7. Beinkleid für Damen.

Digitized by Google

Wollenstoff mit lockigen Streifen. Vorn ist derselbe in Falten genommen und an den Gürtel gesetzt, geht nach der Hüfte herauf, wo wieder dichte Falten denselben



Nr. 8. Anzug für junge Mädchen.

festhalten. Die Rückentheile fallen glatt herab und werden auf der einen Seite in Zwischenräumen emporgehalten. Die glatte Taille von demselben Stoff ist vorn mit Knöpfen geschlossen. Um die Hüften ist ein Schooßtheil von bronzegrünem

Digitized by Google

Lockenstoff angebracht; von demselben Stoff ist der Stehkragen, sowie die Aermelaufschläge. Die Vordertheile der Taille haben einen Einsatz von glatter, einfarbiger Faille, welcher mit feinem Soutache benäht ist. Der hohe Hut ist von geschorenem bronzefarbenem Plüsch und mit purpurnen Federn besetzt, deren eine sich vorn über den breiten, auf einer Seite emporgeschlagenen Rand des Hutes legt, während ein. andere sich um den Kopf schlingt und im Nacken herabfällt.

Nr. 6. Frauenhemd.

Dieses Taghemd ist aus feinem Percal gefertigt. Es ist ziemlich anliegend und hat an jeder Seite sowohl am Vordertheile als auch im Rücken zwei Seitennähte. Als Aermel dienen gestickte Streifen. Das Vordertheil von einer Naht bis zur andern ist mit einer breiten kragenartigen schönen Stickerei verziert. Dieselbe Stickerei befindet sich auch im Rücken als oberer Rand, gleich den Aermelverzierungen. Am untern Rand ist das Hemd mit einem breiten Hohlsaum versehen.

Nr. 7. Beinkleid für Damen.

Dasselbe ist aus Percal oder auch aus Surah gefertigt. Am untern Rande befindet sich ein breiter Zwischensatz von geklöppelter Spitze. Die äußeren Seiten sind spitz ausgeschnitten und mit geklöppelter Spitze besetzt, welche an dem spitzen Ausschnitt spiralförmig nach oben hin geht, wo sie mit einer farbigen Seidenbandschleife endigt. Der vordere Bund des Beinkleides ist breit, in dem Rückenbund wird ein Band eingenäht und bis zum Ausgang desselben hindurchgeleitet zum Zusammenziehen desselben.

Nr. 8. Anzug für junge Mädchen.

Der erste Rock dieses Anzugs ist von Sammet oder leichtem Tuch in Bronzefarbe angefertigt. Die Tunika, welche an der Taille in Falten genommen ist und fächerartig herabfällt, läßt an der Seite den untern Rock frei. Diese Tunika, sowie auch die glatte runde Taille sind von kleingegittertem taubengrauem Wollenstoff. Die Aufschläge der Vordertheile, sowie die Verzierungen der Aermel und des Kragens sind vom Stoff des ersten Rockes. Den Schluß an der Taille, sowie auch am Hals bewirken Stahlagraffen.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Digitized by Google



Die Knospe im Erblühen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Meta.

Novelle von Georg Berger.

Du hast mich gebeten, lieber Freund, und bereitwillig komme ich Deinem Wunsche nach; ich will Dir die ganze Geschichte erzählen. Nur mußt Du Deine Erwartung nicht zu hoch spannen: es ist eine höchst schlichte und einfache Begebenheit und kann alle Tage wieder passiren. Für mich freilich, der ich sie selbst erlebt, steht sie einzig da — ob sie aber auch für irgend einen andern ein Interesse haben kann, weiß ich nicht zu beurtheilen. Uebrigens habe ich, Dank meinen Tagebuchblättern, die ich aus jener Zeit noch heute sorgfältig aufbewahre, an vielen Stellen Gespräche in Rede und Gegenrede wiedergeben können, ich glaube, nicht zum Nachtheil meiner Aufzeichnungen. Und so nimm denn die folgenden Blätter, die ich mit so ruhigem Herzen habe schreiben können, als wäre nicht ich der betheiligte, sondern als erzähle ich Dir eine erdichtete Geschichte.

Es war in den letzten Tagen des Mai. Von einem weiteren Spaziergange, zu dem ich nach lieber Gewohnheit den Sonntagmorgen benutzt hatte, nach Hause zurückgekehrt, fand ich eine Einladung vor: eine mir bekannte Familie forderte mich auf, sie auf einer Fahrt zu begleiten, welche man am Nachmittage in größerer Gesellschaft zu Wasser nach Wolfsberg zu machen gedachte. Das Oertchen liegt in höchst anmuthiger Lage hart an dem Flusse, der auch unsere Stadt durchschneidet, etwa ein und eine halbe Stunde stromaufwärts, und gehört im Sommer zu den beliebtesten Wallfahrtsorten der Umgegend. Gleich nach dem Mittagessen begab ich mich also an den Ort, der zur Abfahrt bestimmt war. Ein kleiner schmucker Dampfer, extra zu derlei Vergnügungsfahrten erbaut, die „Trude“ hieß er, wenn ich nicht irre — wartete schon und auf dem Deck fand ich bereits eine Anzahl Herren versammelt. Die Damen hatten sich vorläufig in den Kajütenraum zurückgezogen. Einige der ersteren waren mir übrigens schon bekannt, so vor allem ein junger Referendar, von dem ich unter an=

Digitized by Google

derem erfuhr, daß die ganze Reisegesellschaft sich auf dreißig Personen belaufen sollte, und daß nächstens alle beisammen wären.

„Uebrigens", fuhr er im Flüstertone fort, indem er leicht nach der Kajüte hinunterwies, „wissen Sie denn auch, daß die kleine Meta Brunfeld dabei ist?"

Ich verneinte und sagte, daß ich überhaupt nicht das Vergnügen hätte, die Dame zu kennen.

„O", erwiderte er, „so steht Ihnen noch viel bevor: ich sage Ihnen, ein reizendes Mädchen! Schade nur, daß sie schon vergeben ist."

„So ist sicher der Herr Bräutigam auch unter uns", bemerkte ich.

„Nein, und das ist das beste", nahm er wieder das Wort; „weder Vater noch Bräutigam mit! Wir wußten alle nichts davon. Aber Frau Doktor S. hat uns in gewohnter Liebenswürdigkeit diese Ueberraschung bereitet."

Währenddessen hatte sich der Dampfer langsam in Bewegung gesetzt und wir fuhren nun stromaufwärts zwischen den den Fluß in der ganzen Stadt begleitenden Holzgärten dahin. Das Wetter war unverändert schön geblieben: nur hatte sich gegen Mittag ein leichter Wind aufgemacht, der, auf dem Lande nur wenig bemerkbar, hier auf dem Wasser doch mit einiger Heftigkeit wehte. Das hinderte jedoch die Damen nicht, sobald wir erst aus dem Bereiche der Stadt und in ihr Weichbild gekommen waren, auch das frei und hoch gelegene Vorderdeck zu besteigen. Schon unter den ersten, die aus der Kajüte hervortauchten, zeigte sich eine allerliebste Mädchengestalt, in der ich auch ohne die ausdrückliche Bestätigung des Referendars die versprochene Schönheit zu erkennen glaubte. Denn es war in der That ein reizendes Gesichtchen, das da unter dem weißen Hütchen in die Welt hineinguckte. Ich hatte sie aber nicht sobald mit einem flüchtige Blicke gemustert, als ich eifrig in meinem Gedächtniß nachzuspüren begann, wo ich die Gestalt da vor mir doch schon gesehen hätte. Denn gesehen hatte ich sie schon, das war ganz klar; ich kannte fast jeden Zug des feinen Gesichts. Es mußte sogar heute gewesen sein. Aber wo nur? Endlich fiel es mir ein; heute Morgen hatte ich sie ja an der Seite eines jungen Mannes, der also augenscheinlich ihr Verlobter gewesen, in einem der Gärten vor dem Thore getroffen. Zwar waren es nur wenige Blicke gewesen, die ich zu dem Paare hatte hinüberwerfen können, aber doch immer genug, um mich gleich von der ersten Minute in das liebe Gesichtchen ganz vernarrt zu machen. Damals hatte ich mir Gedanken gemacht, wer sie wohl sein könnte; und nun? Ihren Namen wußte ich ja schon, und daß ich sie auch selbst würde kennen lernen, dafür bürgte mir einigermaßen die augenblickliche Situation: ich mußte unwillkürlich meinem Geschicke danken, daß mich auf diesem engen Terrain zwischen Himmel und Wasser auf so unerwartete Art mit dem Gegenstande meiner heimlichen Wünsche hatte zusammenkommen lassen.

„Nicht wahr", raunte mir jetzt mein Freund zu, indem er mich leise am Aermel zupfte; „ich habe nicht zu viel gesagt. Es ist ein reizendes Wesen, und dabei nicht einmal besonders schön oder auffallend."

Digitized by Google

Er hatte allerdings recht; man konnte sie eigentlich gar nicht schön nennen. Das Gesicht war durchaus nicht regelmäßig, die Formen des Kinns und der Wangen, wenn man genauer hinsah, vielleicht nicht weich genug, überhaupt der ganze Schnitt bei aller Feinheit und Zartheit vielleicht ein wenig zu scharf — aber wenn man das reizende, kleine Mündchen mit den rosigen Lippen, dies zierliche Näschen, diese schön geschweiften Brauen und darunter die schwarzen Augen sah, dann wirkte das alles so bestrickend anmuthig zusammen, daß man etwaige Mängel ganz vergaß oder überhaupt nicht bemerkte. Was dem Gesicht aber noch besondere Anziehungskraft verlieh, und jedem sofort auffallen mußte, war die eigenthümliche Blässe, die mir noch als ein Rest, eine letzte Spur glücklich überstandener Krankheit erschien und die ihren Zügen einen gewissen leidenden, fast schwermüthigen Ausdruck gab, welcher mit der im übrigen sie belebenden Munterkeit und dem schalkhaften Muthwillen, der aus ihnen sprach, in einem sonderbaren und befremdlichen Widerspruche stand. Und zu dem allen hättest Du noch die kleinen, schmalen Händchen sehen sollen, und die niedlichen Füßchen, die verrätherisch unter dem Kleide hervorsahen, und, während sie lebhaft mit den andern sprach, mechanisch auf dem Boden des Verdeckes spielten, Du hattest da ein Bild vor Dir, das auch einen erfahreneren Kenner, als ich je einer gewesen bin, zu bezaubern imstande gewesen wäre.

Ich ließ mich ihr, ebenso wie den andern Damen, die ich nicht kannte, natürlich sofort vorstellen, und da auch dies geschehen, wünschte ich nichts sehnlicher, als in ihre Nähe zu kommen und ein Gespräch zu beginnen.

Auch hierin kam mir das Glück zu Hilfe.

Dadurch, daß sich die ganze Gesellschaft auf dem Vorderdeck gesammelt hatte, war eine für den mäßigen Raum doch zu unbequeme Ueberfüllung eingetreten, was dann zur Folge hatte, daß ein Theil der Herrschaften — es waren wesentlich die älteren — wieder in die Kajüte zurückschlüpfte. Auch von den übrigen folgten nach kurzer Zeit noch mehrere ihrem Beispiele, da ihnen der Wind doch zu scharf wehte. So kam es, daß schließlich nur noch acht, darunter der Referendar und meine Schöne sich auf Deck befanden. Wir waren aber noch nicht lange gefahren, als plötzlich bei einer scharfen Wendung des Dampfers der Wind in dicken Wolken den Rauch aus dem Schornstein der Maschine dicht über unsere Köpfe hinwegblies, so daß wir mit einem feinen Regen von Kohlenstaub überschüttet wurden. Damit schien natürlich das Zeichen gegeben, daß wir jetzt ebenfalls den Platz zu räumen hätten, und das geschah dann auch sofort von den andern; nur Meta und eine Freundin, die schon vorher sich stets zu ihr gehalten hatte, erklärten, sie wollten durchaus bleiben. Der Rauch schadet ihnen ja nichts und hier vom Vorderdeck hätte man doch die beste Aussicht. Ich stimmte laut bei, der Referendar desgleichen, und so blieben wir denn standhaft auf unserem Posten. Auch verfiel einer von uns auf den Gedanken, gegen Wind und Rauch Schirme aufzuspannen, in deren Schutz wir vor beiden sicher sein würden. Das thaten wir, und es ging ganz gut. Wir wurden vom Rauch in keiner Weise mehr belästigt, und hatten dabei den Vortheil, dicht beiein-

Digitized by Google

ander sitzen zu können, und so oft wir es wollten einer dem andern recht gründlich in die Augen zu sehen. Es muß übrigens gar lustig ausgesehen haben, und die anderen bestätigten uns das nachher, wie wir zwei Pärchen da allein auf dem windigen Decke saßen, durch die vorgehaltenen Regenschirme den neugierigen Blicken der übrigen vollständig entzogen, und in der Lage zu thun und zu lassen, was wir wollten, ohne auch nur von jemanden bemerkt zu werden. Ich benutzte die gute Gelegenheit ihr Gesicht aus nächster Nähe von Grund aus zu studiren. Wenn sie so zum Beispiel den kleinen Mund aufthat und mit ihrer wohlklingenden Stimme nach etwas fragte, eine Antwort gab, oder wenn ihre schwarzen Augen unter den langen seidenen Wimpern spähend und forschend in die Ferne gerichtet waren, wenn sie die schmale, weiße Stirn, über der sich in buntem Durcheinander die dunkeln Löckchen krausten, in Falten zog, so oft sie etwas genauer erkennen wollte — ich brauche nicht hinzuzufügen, daß mich das alles aufs höchste entzückte, daß sie mir jetzt noch tausendmal lieblicher als morgens erschien.

Wir waren mittlerweile eine recht bedeutende Strecke stromaufwärts gefahren; die Stadt lag schon weit in unserm Rücken und war nur undeutlich noch in der Ferne durch die am Horizonte sich emporhebenden Thürme erkennbar. Die Ufer, bisher flach und eben, meist aus Wiesen bestehend, begannen auf der einen Seite jetzt rasch und bedeutend anzusteigen, während sie auf der anderen sich nur hin und wieder sanft erhebend, nach wie vor einen weiten Ausblick ins Land gestatteten. Das rief eine angenehme Abwechselung hervor; denn während auf der einen Villen, oft nur halb und verstohlen aus dem sie umgebenden Grün hervorlugend, Lusthäuschen mit geschnitzten Wetterfahnen, von üppigen Rankengewächsen umsponnen, und Gärten, in denen Fliederbüsche und gelbe Akazien in herrlichster Blüte standen, in gefälligem Durcheinander abwechselten, erblickte das Auge auf der andern, bald näher, bald ferner ein sauberes Gütchen, ein sonniges Dörflein, aus dem gar stattlich der Kirchthurm hervorragte, ein Stücklein Wald, sprießende Saaten und Wiesen mit weidenden Heerden.

Ich kannte diese Gegend von früh an sehr genau, und war somit für meine Nachbarin der beste Führer, den sie denn auch nicht scheute, recht gründlich zu Rathe zu ziehen. Ueberhaupt benahm sie sich zu mir ganz wie zu einem längst vertrauten und alten Bekannten. Nichts von jenem zimperlichen Zurückhalten, das sonst wohl zwischen jungen Leuten verschiedenen Geschlechts bei einer ersten Begegnung Regel zu sein pflegt. Es passirte ihr zum Beispiel, daß sie im Eifer des Gespräches ihre Hand auf meinen Arm legte, oder daß sie sich, um genauer die Richtung meiner Hand folgen zu können, wenn ich sie auf etwas besonderes aufmerksam machte, an mich zurücklehnte, so dicht, daß die kleinen Löckchen an ihren Schläfen mein Gesicht berührten, und es meinem Mund nicht schwer wurde, einen schnellen Kuß auf das weiche Haar zu drücken. Vor allem aber bemerkte ich mit Entzücken, daß sich mit meiner kleinen Nachbarin plaudern ließ, wie es mir mit Mädchen ihres Alters noch selten geglückt war. So merkten wir denn gar nicht, wie die Zeit verstrich, und daß wir jetzt glücklich an unserem Bestimmungsort angekommen waren, viel zu schnell, wie

Digitized by Google

wir einander versicherten, da es sich gar zu reizend unter dem Schirme schwatzen ließe.

Im Gasthause, wo man auf unsere Ankunft vorbereitet war, fanden wir schon alles trefflichst servirt und mit Blumen in lieblichster Weise ausgeschmückt. Man ließ sich sofort zum Kaffee nieder. Es war nicht möglich, jetzt zusammen zu bleiben; vielleicht wäre es auch zu auffällig gewesen. Indessen kam ich doch schräg gegenüber Meta zu sitzen, so daß mir wenigstens die Möglichkeit geboten war, mich hin und wieder durch einen Blick nach den lieben Augen für die Trennung, die wir uns hatten auferlegen müssen, schadlos zu halten. Zu meiner größten Freude glaubte ich nun zu bemerken, daß dieselben bisweilen auch zu mir hinüberschweiften, wobei dann nicht zu vermeiden war, daß unsere Blicke sich auch einmal begegneten, ein Zufall, der ihrem Munde stets das reizende schalkhafte Lächeln entlockte, das mir schon am Morgen so sehr gefallen hatte.

Nach dem Kaffee begab man sich von der Terrasse, auf der das Gasthaus lag, höher hinauf, um den auf den Uferhöhen gelegenen Park des alten Schlosses von Wolfsberg zu besichtigen. Es machte sich dabei unwillkürlich, daß wir beide eine Weile wieder zusammenkamen, und diese Augenblicke benutzte ich, um sie in bescheidener Weise nach dem jungen Manne zu fragen, in dessen Gesellschaft ich sie heute Morgen gesehen, und nach ihrer Familie. Da erfuhr ich denn, daß ihr Vater ein Beamter bei der Post sei, und daß sie noch zwei Schwestern habe. Die Mutter sei todt, aber an ihre Stelle eine Stiefmutter getreten, der junge Mann allerdings ihr so gut wie verlobt. Sie schien hier noch etwas hinzufügen zu wollen, allein da einige andere aus der Gesellschaft zu uns stießen, wurden wir unterbrochen und fanden auch in den nächsten Stunden keine Gelegenheit das Gespräch wieder aufzunehmen. Dann die Spiele, die jetzt auf einem außerhalb des Parkes gelegenen freien Platze unternommen wurden, brachten uns wohl auf einen Augenblick zusammen, aber ebenso schnell wieder auseinander. Um so bessere Gelegenheit hatte ich jedoch, sie und ihre Figur aus der Ferne zu beobachten. Dieselbe war eher klein als groß zu nennen; wenigstens ragte sie nicht über Mittelmaß empor; dabei besaß sie jedoch jene schlanke Fülle, die jede Figur schön zu machen imstande ist. Sie lief wie ein Reh, und ich konnte mir kein lieblicheres Bild denken, als wenn sie in einem damals sehr beliebten Spiele versuchte, an irgend einer Stelle durch die Kette, die wir im Kreise stehend gebildet hatten, hindurchzuschlüpfen. Noch mehr zeigte sich das alles freilich nachher beim Tanze, mit dem sofort, nachdem wir wieder ins Gasthaus hinabgestiegen waren, begonnen wurde. Und da hättest Du sie sehen sollen; da hättest Du sehen sollen, wie ihre flinken Füßchen im Kreise herumwirbelten. Da erst kam aller Liebreiz ihrer Erscheinung zur vollen Geltung. Ich war schon so vernarrt in sie, daß ich im ganzen Saale fast nur nach dem Lockenkopfe mit dem silbernen Reifen im Haar suchte, den ich jetzt, nachdem sie den Hut abgelegt, zum ersten Male zu sehen bekam. Sie hatte, wie ich später erfuhr, vor einigen Jahren infolge von Krankheit den größten Theil ihres Haarschmuckes eingebüßt — und doch bildete gerade dies kurze schwarze Gelock den lieblichsten Rahmen zu dem bleichen Gesichtchen.

Digitized by Google

Ich tanzte natürlich ziemlich viel mit ihr, und es schien mir fast wie ein Opfer, das ich zu bringen hatte, wenn ich jemand noch außer ihr aufforderte. Auch bildete ich mir ein, daß noch nie zwei Menschen besser getanzt haben könnten, als Meta und ich an jenem Abend.

Auf der Rückfahrt, die wir erst ziemlich spät — es mochte elf geschlagen haben — antraten, versuchten es die älteren Herrschaften gar nicht mehr, draußen zu sitzen. Der Nachtwind war allerdings recht empfindlich geworden. Dennoch beschloß mindestens die Hälfte der Gesellschaft jetzt draußen zu weilen, und zwar auf dem niedriger gelegenen Hinterdecke, das, da wir keine Mondnacht hatten, von Lampions in allen Farben erhellt war. Meta aber und zwei andere Damen wollten davon durchaus nicht wissen und bestanden darauf, auch jetzt auf dem Vorderdecke zu bleiben, und so stiegen wir denn, jetzt drei Damen und drei Herren, wieder hinauf. Der Wind wehte ziemlich scharf über das Wasser uns entgegen: allein man hüllte sich so fest als möglich in die Mäntel, rückte enger zusammen, und trotzte so tapfer der empfindlichen Kälte. Und es war gar reizend, so in die dunkle Nacht hinauszufahren. Vor uns rabenschwarze Finsterniß, so tief, daß man kaum die nächstliegenden Stellen des Ufers zu erkennen vermochte; unter uns die rauschenden Wasser, die der Wind mit lautem Klatschen gegen den Kiel des Dampfers trieb, drüben das Hinterdeck mit den bunten, im Winde hin und her schwankenden Lampions, deren flackernde Lichter über die dort sitzende Gesellschaft eine nur unsichere Beleuchtung warfen, und uns gegenüber die Mädchen, und darunter sie — —! Ich suchte in der Dunkelheit ihre Augen, und bisweilen war mir's, als seien ihre glänzenden Sterne auf mich gerichtet: doch kann es auch nur Täuschung gewesen sein — aber das alles, bester Freund, diese Fahrt, diese Nacht werde ich nie vergessen. In der Stadt angekommen, begleitete ich sie nach Hause und wir verabschiedeten uns mit der Versicherung, daß wir uns heute vortrefflich amüsirt hätten.

An einem der nächsten Tage stattete ich ihren Eltern meine Visite ab, und nachträglich bewundere ich mich noch, daß ich mein Herz, das mich mit aller Macht zu ihr hinzog, so lange habe bemeistern können. Ich traf die ganze Familie beisammen. In dem Vater fand ich einen sehr lebhaften und gesprächigen Herrn, der übrigens die fünfzig noch nicht überschritten haben konnte. Die Mutter, eine von jenen kalten Schönheiten, gefiel mir weniger. Die beiden Töchter, obgleich auch nicht gerade zu kurz gekommen, wurden doch von den Reizen ihrer älteren Schwester in jeglicher Weise überstrahlt. Natürlich gehörte auch der Bräutigam zu den stehenden Gästen im Hause des Postsekretärs und ich lernte in ihm — er hatte die Landwirthschaft erlernt und war auf seines Vaters Gute beschäftigt — einen nicht sehr bedeutenden aber gutherzigen Menschen kennen, der nur neben meiner Geliebten eine ziemlich traurige Figur abgab. So oft ich sie zusammen sah und die völlige Ungleichheit beider von neuem gewahr wurde, konnte ich den Gedanken nicht los werden, es sei ein Gewaltakt, es sei gegen die Natur, wenn man aus diesen beiden Menschen ein Paar machen wollte. Das muntere Mädchen an der Seite dieses, wie es schien, stets gelangweilten, launigen Gesellen — das

Digitized by Google

wollte mir von Anfang an gar nicht in den Sinn, und ich meinte, auch in Metas Augen bisweilen einen ähnlichen Gedanken zu lesen. Möglich freilich, daß mir meine Eigenliebe einen Streich spielte, und mich etwas blicken ließ, was in Wirklichkeit gar nicht existirte. Was mir aber noch besonders auffiel, und ich mit Sicherheit zu bemerken glaubte, war, daß auf dem kleinen Kreise, so munter er auch meistens war, doch in Gegenwart der Eltern immer ein gewisser Druck lastete, der sich sofort hob, wenn sie sich entfernt hatten. Wie gesagt, mir fiel das auf, aber natürlich wagte ich nicht, ein Wort davon zu meiner Geliebten verlauten zu lassen. Ich schob es auf die heftige Natur des Vaters, die sich auch in meiner Gegenwart öfters gezeigt hatte, und obgleich es befremdlich erschien, daß gerade Meta am häufigsten und bei den geringfügigsten Ursachen unter derselben zu leiden hatte, so dachte ich doch zunächst nicht weiter darüber nach. So vergingen Wochen.

Meine Stellung zur Familie war im allgemeinen unverändert dieselbe geblieben: ich wurde sozusagen als Hausfreund behandelt: wöchentlich einmal besuchte ich sie — Meta selbst sah ich natürlich viel öfter, auf Spaziergängen, auf der Straße, im Konzert — denn ich hätte es gar nicht ertragen können, so lange ihren lieben Anblick zu entbehren. Wenn irgend eine Festlichkeit in ihrem Kreise begangen wurde, lud man mich höflichst ein und auch bei hundert anderen Gelegenheiten gab man mir Beweise allseitigen Wohlwollens. Im besonderen gestaltete sich mein Umgang mit Meta vertrauter, und wir standen wie die besten Freunde zueinander. Stets zur Begrüßung wie beim Abschied, durfte ich das kleine, weiche Händchen drücken, ich durfte sie auf dem Klaviere begleiten, wenn sie mit ihrer lieblichen und glockenhellen Stimme Schubertsche Lieder sang, und ließ mich zu allerlei ähnlichen kleinen Diensten gebrauchen, wie sie ein treuer Ritter gern für die Damen seines Herzens leistet. Aber auch mit dem Vater stand ich auf bestem Fuße; denn seine lebhafte Art sagte mir zu, so wenig mir auch seine Heftigkeit gegenüber den Töchtern gefiel. Diesen selbst gab ich natürlich nie Grund mit mir unzufrieden zu sein; gehörte sie doch zu ihnen! Die Mutter war die einzige aus diesem Kreise, die mir nicht gefallen wollte. Denn sogar mit dem Verlobten meiner Geliebten lebte ich im besten Einvernehmen, und wir waren in gewissem Grade ganz gute Freunde geworden. Gestehe ich Dir's nur — ich dankte es ihm im stillen, daß er in meiner Gegenwart nie von seinen Rechten Gebrauch machte, sondern Meta immer mit galanter Aufmerksamkeit, ja, fast möchte ich sagen, mit Respekt behandelte. Aber gerade das gab mir allmählich doch zu denken. Er wurde von allen und auch von Meta so bestimmt als einstiges Glied der Familie angesehen, daß dadurch die Zweifel, die ich bisweilen in den Bestand dieser Verlobung zu setzen wagte, wieder völlig niedergeschlagen wurden. Und diese voraussichtliche Hoffnungslosigkeit meiner Wünsche bewog mich dann schließlich auch endlich einmal über meine Lage nachzudenken. So angenehm dieselbe auch im Augenblick sein mochte — es ließ sich doch nicht übersehen, daß sie für die Dauer völlig unhaltbar war. Darüber nämlich war ich mit mir bald einig — was mich in dieses Haus zog, war nur die eine der Schwestern, und daß mit ihrem Scheiden aus demselben jeder Grund für mich wegfallen würde,

Digitized by Google

diese Beziehungen noch weiter zu unterhalten, dessen war ich mir ebenso deutlich bewußt. Ich hätte nun freilich, so lange es eben ging, die mir einmal vergönnte Freude weiter genießen können. Aber ich sagte mir im voraus, daß ich nicht immer so unbefangen unter diesen Menschen würde weilen können, wie es mir noch jetzt möglich war. Ich fühlte, daß meine Leidenschaft für das liebe Mädchen von Tag zu Tag wuchs und daß sie sich einst, was ich bisher sorgfältig vermieden, in einer auch für die Unbetheiligten bemerkbaren Weise äußern könnte — mußte. Das durfte nicht sein; soweit durfte ich es nimmer kommen lassen. Und wiederum, bloß zu spielen — das wäre mir erstens mit so ernsthaften Neigungen schwerlich geglückt, und dann — dazu war ich auch zu ehrlich, war ich mir selbst, und war vor allem sie mir zu gut. Denn sieh! ich hätte sicher meinem Mädchen nie erlaubt, auf so vertrautem Fuße mit einem andern zu stehen — und nun sollte ich selbst die Veranlassung dazu sein, daß eine andere es that? Denn daß ich ihr nicht gleichgiltig, ja, daß sie mir herzlich zugethan war, das hatte ich schon bei hundert kleinen Gelegenheiten bemerkt. Nein, ich mochte die Sache ansehen, wie ich wollte, wenn ich selbst ehrlich bleiben und andere nicht unehrlich gegen sich selbst machen wollte, so mußte ich mich zurückziehen, mußte ich mit einem energischen Ruck die Bande zerreißen, die mich an sie fesselten. So schwer es mir wurde, diesen Entschluß zu fassen, und so schwer es mir geworden wäre, ihn auszuführen — ich war es ihr und mir schuldig: ich hatte es mir vorgenommen, und Du weißt, ich pflege meinen Grundsätzen treu zu bleiben.

Da aber trat plötzlich eine Wendung der Dinge ein, die meine Lage völlig veränderte.

Es war eine heiße Sommernacht: Bertram und ich hatten in dem kleinen Gärtchen hinter dem Hause bei Brunfelds mehrere Stunden in harmlosem Geplauder hingebracht. Erst gegen Mitternacht waren wir aufgebrochen und schritten nun langsam durch die heißen, staubigen Straßen unsern nahe beieinander gelegenen Wohnungen zu. Aber uns war beiden nicht sehr schläfrig zu Muthe: erwartete uns ja doch nur eine sonnendurchglühte Stube und ein heißes Bett. So beschlossen wir denn bei einem kühlen Trunke die Nacht noch irgendwo um ein Stündchen zu betrügen. Wir traten in einen der Wirthsgärten. Es war bereits ziemlich leer. Nur in einer Ecke saß eine Anzahl Studenten lärmend und johlend beieinander und hier und da entdeckte man im Halbdunkel der Bäume einige vereinzelte Gäste oder ein leise flüsterndes Pärchen. Wir wählten uns einen Platz möglichst fern von den Studenten. In unserer Nähe war nur ein einziger Tisch besetzt; es waren zwei Damen, die an demselben saßen. Ich hatte sie zuerst gar nicht bemerkt; erst das laute und auffällige Lachen der einen von ihnen machte mich auf sie aufmerksam. Allein in der spärlichen Beleuchtung des Gartens — man hatte augenscheinlich schon die Hälfte der Flammen ausgelöscht — konnte man nichts näheres erkennen, und so kümmerten wir uns nicht weiter um sie, sondern sprachen einem ziemlich vortrefflichen Weine, den uns ein verschlafener Kellner brachte, bald recht eifrig zu. Dabei löste sich allmählich die Zunge meines sonst ziemlich schweigsamen Gefährten, und wir plauderten über die verschiedensten Dinge. Mehrere Male noch hörte ich währenddessen

Digitized by Google

dasselbe laute und unfeine Lachen hinter meinem Rücken; ich achtete auch jetzt nicht darauf, aber nur schien es, daß Bertram schließlich darauf aufmerksam wurde. Er stand auch bald auf, und ging, einen Augenblick um Entschuldigung bittend, nach der Tiefe des Gartens. Mein Argwohn bestätigte sich. Denn es dauerte nicht lange, als auch eine der beiden Personen von dem Tische hinter uns aufstand und sich ebenfalls nach der Tiefe des Gartens entfernte. Nach einer Weile kam Bertram wieder zurück, und bald sah ich auch die Fremde zurückkehren. Sie kam jedoch jetzt von der entgegengesetzten Seite, so daß sie, um auf ihren Platz zu gelangen, an unserm Tische vorbei mußte. Zufällig zündete jetzt Bertram sich eine Cigarre an, und bei der plötzlich verbreiteten Helle hatte ich Gelegenheit der Fremden ins Gesicht zu sehen. Ich bemerkte auch, wie sie mich mit ein Paar blitzenden, verführerischen Augen scharf fixirte und wie ein halb spöttisches, halb unverschämtes Lächeln ihren nicht unschönen Mund umzog. Zugleich streifte sie mit ihren Kleidern, aus denen mir eine Wolke von Patcholy entgegendrang, leicht meinen Körper. Gleich darauf standen die beiden hinter uns auf und verließen den Garten. Sie kamen wieder an uns vorbei und ich glaubte zu bemerken, daß Bertram ihnen ein leichtes Kopfnicken schenkte. Nun — ich wußte genug! und mit diesen Wesen konnte Bertram, der eben von seiner Braut kam — der Gedanke wollte mir das Blut empören. Doch bezwang ich mich, und hörte ruhig meinem immer lebhafter werdenden Gegenüber zu, der jetzt von tausend Dingen zu reden anfing. Ich weiß nicht, ob ich es war, oder ob er es veranlaßte, aber wir waren endlich auch auf Meta zu sprechen gekommen. Als ich ihren Namen nannte, seufzte er leise auf und sagte:

„Ach ja, das arme Mädchen!“

Ich fragte, was er damit meine. Er gab mir zuerst ausweichende Antwort. Als ich aber in ihn drang, sagte er mir zuerst etwas, bald mehreres und so bekam ich denn bruchstückweise etwa folgendes zu hören, was mich mit Erstaunen, Freude und Schmerz zugleich erfüllte.

Eine entfernte Verwandte von Brunfelds, eine alte Dame, welche Meta, eben erwachsen, vor einigen Jahren in einer gefährlichen Krankheit gepflegt hatte, war vor nicht langer Zeit gestorben, und hatte in ihrem Testamente festgesetzt, daß ihr gesammtes Vermögen — es war eine für Privatverhältnisse ungewöhnliche Summe — an Meta fallen sollte unter der Bedingung, daß sie den Sohn ihres langjährigen Freundes Bertram, eben den Erzähler, heirate. Sie habe selten, war ausdrücklich hinzugefügt, zwei Menschen gesehen, die so gut zueinander paßten, wie gerade die beiden, welche sie zu ihren Erben bestimmt, und so hoffte sie denn auch durch Vermachung ihres Vermögens den ersten Schritt zur Vereinigung beider gethan zu haben. Würde diese Bedingung nicht erfüllt, so sollte die ganze Summe zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden.

„Mein Vater“, fuhr der Erzähler fort, „der hier in der Nähe ein Gut besitzt, hat nun arg auf diese Heirat spekulirt, und befindet sich infolgedessen augenblicklich in ziemlich zerrütteten Geldverhältnissen, denen schleunigst abgeholfen werden muß. Und das wird denn ja auch wohl bald geschehen“, schloß er, abermals mit einem Seufzer.

Digitized by Google

Ich saß während der ganzen Zeit in äußerster Spannung: also eine Zwangsheirat sollte hier eingegangen werden, eine Heirat die nichts zum Beweggrunde hatte, als die lächerliche Schrulle einer alten Dame. Und dazu gab sich dieser Mensch her, dazu konnte sich Meta — ich konnte nicht daran denken.

„Und Meta?“ fragte ich.

„Ich glaube, der Alte dringt darauf“, warf er gleichgiltig hin, während er hastig seinen Wein hinunterstürzte.

„Aber Sie lieben sie doch?“ fuhr ich fort. Ich brachte die Worte kaum über die Lippen.

Er zuckte die Achseln. „Eigentlich nein!“ gab er mir dann nach einigem Zögern zur Antwort, „oder, wie man es nehmen will, ja! Sie ist ein reizendes Frauenzimmerchen und muß jedem gefallen. Gestehen Sie's nur! Ihnen gefällt sie auch. Mir gefällt nun freilich die kleine Flora viel besser!“ Er lächelte still vor sich hin.

Ich saß sprachlos da! Also so standen die Sachen! Er liebte sie nicht, und sie — das schien mir jetzt zweifellos — sie liebte ihn nicht und doch wollten sie ein Paar werden! O, es wäre zum Lachen gewesen, wenn es nicht so bitterer Ernst gewesen wäre. Ich weiß nicht, wie lange ich so stumm dagesessen haben mag, unverwandt meinen Gefährten anstarrend, der wie gedankenlos sein schwarzes Bärtchen zwischen den Fingern drehte.

„Und Sie gedenken wirklich diese Komödie weiter fortzusetzen?“ fragte ich endlich.

Bertram lachte laut auf, schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß die Gläser klirrten und rief:

„Hoho! Komödie! lieber Freund, was wollen Sie? Es ist mein voller Ernst. Ueber drei Wochen ist Hochzeit. Und nun kommen Sie, stoßen Sie an: Die kleine Flora soll leben!“

Ich that mechanisch Bescheid: aber ein unwillkürlicher Ekel stieg in mir auf, als ich das Glas leerte. Hätte ich nicht zu gut gewußt, daß meinem guten Freunde der Wein schon seit einiger Zeit zu Kopfe gestiegen, ich hätte mit ihm wohl noch ein ernstes Wörtchen gesprochen. So aber schwieg ich und wir trennten uns bald. Den Kopf voll widerstreitendster Gedanken und die verschiedensten Pläne in mir gegeneinander abwägend lief ich wohl noch eine Stunde in der dumpfen Stadt umher und warf mich endlich ermüdet vom Gehen und von Hitze ermattet auf mein Lager, ohne auch hier die erwünschte Ruhe des Körpers und der Seele zu finden. Als ich aber am nächsten Morgen erwachte, war mein Entschluß gefaßt. Dies durfte nicht geschehen, wenigstens nicht, bevor ich wußte, was Meta zu einem ihr ebenso unähnlichen als unwürdigen Schritte bewegen konnte. Ich war bereit, alles daran zu setzen, was in meinen Kräften stand. Und so begab ich mich unter irgend einem Vorwande noch an demselben Tage zu ihr: ich fand sie selbst nicht zu Hause, erfuhr aber, daß sie von einer bekannten Familie aufgefordert worden, mit ihr ein bis zwei Wochen in Althausen, einem hier sehr beliebten Badeorte, zuzubringen, daß sie die Einladung angenommen und daher schon am Nachmittag abfahren würde. Mit schwerem Herzen trug ich die besten Grüße an sie auf und entfernte mich, nachdenkend, was ich jetzt thun

Digitized by Google

sollte. Endlich schien es mir doch das beste, für den Augenblick wenigstens die Dinge ruhen zu lassen. Was hätte ich auch beginnen können? Sie war nicht da: wen sollte ich sonst nach etwas fragen, was sie mit ihrem Herzen ausmachen mußte? Einmal, als ich den Vater traf, hatte ich die Frage schon auf der Zunge: aber ich verschluckte sie wieder und ließ mit keiner Silbe jemanden merken, was mich quälte.

So vergingen die nächsten Tage. Und wirklich, jetzt erst, da sie mir fern war, da sie mir vielleicht auf immer verloren war, jetzt erst empfand ich, wie unendlich lieb ich sie hatte. Ich sehnte mich danach, sie nur wieder zu sehen, mit ihr zu sprechen, zu sprechen vor allem über das, was mir schon tagelang so auf dem Herzen brannte.

Und endlich ertrug ich's nicht mehr. Ich vermochte meine Sehnsucht nicht länger zu bemeistern. So setzte ich mich auf die Bahn und fuhr nach Althausen. Es war Nachmittag, als ich dort ankam. Ich hatte mir vorgenommen, ja nicht auffällig zu erscheinen und begab mich daher zuerst in das abseits vom Orte selbst gelegene Fichtenwäldchen, das ich ein paar Stunden lang nach allen Richtungen durchstrich. Dann besah ich mir das alte wohlbekannte Nest, neugierig, ob ich vielleicht an einem Fenster oder in irgend einem der Gärten sie erblicken möchte, die ich allein hier suchte. Allein der dunkle Lockenkopf ließ sich nirgends sehen, und so stieg ich denn, verstimmt und fast schon die Hoffnung aufgebend, sie zu treffen, nachdem ich ein frugales Abendessen eingenommen, an den Strand hinunter.

Der wolkenlose Himmel versprach einen schönen Sonnenuntergang; dazu war die Luft mild und weich und nur seewärts wehte ein kühler Abendwind.

Ich warf mich in den Sand, hart an der Brandung, und schaute träumerisch dem Spiele der kleinen weißen Wellen zu, die lustig auf der grünen Fläche tanzten. Lange Zeit lag ich allein.

Erst als die Sonne Miene machte, in ihr kühles Flutengrab hinabzutauchen, begannen allmählich die Badegäste auch hinunterzusteigen. Einer nach dem andern, allein oder in kleineren Gesellschaften kamen sie die kleine Treppe hinab, lagerten sich dann in Gruppen am Strande, oder promenirten den Weg längs der Strandufer verfolgend.

Ich hatte meine Stellung so gewählt, daß ich die Treppe stets im Auge behielt. So mußte ich sie ja gleich sehen, wenn sie kam. Lange Zeit war alles Spähen vergeblich. Endlich sah ich mitten in einer Gesellschaft von Herren und Damen eine zierliche, graziöse Gestalt, Kopf und Hals in ein blaues Tüchelchen gehüllt, leicht die Stufen hinabsteigen. So konnte nur eine gehen und sofort glaubte ich sie in jener Gestalt vermuthen zu dürfen. Allerdings war die Entfernung doch zu groß, um es mit Gewißheit zu behaupten. Daher erhob ich mich und schlenderte wie gedankenlos an der Brandung dahin. So kam ich allmählich ganz in die Nähe der Gesellschaft, in der ich sie glaubte. Sie mußte mich auch wohl schon von Ferne bemerkt und erkannt haben, denn sie hatte sich von den übrigen getrennt und stand etwas abseits von ihnen, dicht an der Spülung, so daß die Wellen mit ihren leckenden Zungen die kleinen Füße benetzten. Als ich nur noch wenige Schritte entfernt war, wandte sie sich

Digitized by Google

wie zufällig um, und wie sie mich erblickte, trat sie schnell auf mich zu, reichte mir in unbefangenster Weise die Hand und sagte:

„Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie mich auch hier einmal besuchen. Wissen Sie, daß ich immer hoffte, Sie würden kommen?"

Frage mich nicht, was ich darauf antwortete: ich wüßte es Dir nicht zu sagen. Dieser Empfang, diese Worte, diese Stimme, und dazu die lieben schwarzen Augen, die eben in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne leuchteten — ich schwebte in allen Himmeln. Als ich wieder, sozusagen, zur Besinnung kam, saßen wir beide, in traulichem Gespräche begriffen, nebeneinander im Sande. Ich äußerte meine Freude darüber, daß ihr dieser Aufenthalt vergönnt sei, und meinte, die frische Seeluft werde sicher auch die letzten Spuren des Leidens vertreiben.

„Das wird nicht besser werden", erwiderte sie darauf mit leichtem Kopfschütteln, „das stammt nicht von Krankheit, und dagegen giebt es nur ein Mittel. Aber still, wozu jetzt daran denken?" Sie schwieg einen Augenblick; dann aber plötzlich ihr Gesicht mir voll zukehrend, fuhr sie fort: „Wissen Sie auch, lieber Freund, daß ich Ihretwegen habe leiden müssen?"

Es war schon ziemlich dunkel um uns her, und ich konnte ihre Züge nicht mehr deutlich erkennen. Dennoch aber war es mir, als zuckte es bei diesen Worten, so leicht sie hingeworfen wurden, wehmüthig um den kleinen Mund. War es, daß ich in diesem wehmüthigen Blick eine Bestätigung meiner Befürchtungen zu sehen glaubte, oder war es der wieder erwachende Schmerz, ich könnte dieses liebenswürdigste aller Wesen jemals verlieren, ich weiß es nicht zu sagen; aber jetzt wurden mit einem Male wieder alle jene Gedanken wach, die mich in den letzten Tagen gequält, und sie überfielen mich nun mit ihrer ganzen Schwere, daß ich fürchtete, ihnen erliegen zu müssen, wenn ich nicht gleich mein Herz dem Mädchen da vor mir ausschüttete und ihr alles eröffnete, was ich wichtiges zu sagen hatte.

„Fräulein Meta", begann ich und meine Hand suchte dabei die ihre, die sie mir nicht entzog, „Sie nannten mich eben Freund, ich glaube, daß das in ihrem Munde nicht nur ein leeres Wort war; aber nun beweisen Sie mir auch Ihre Freundschaft; geben Sie mir, dem Freunde, auch ein Theil des Leidens zu tragen, das Sie quält. Denn ich weiß es, Fräulein Meta, ich weiß, es liegt etwas auf Ihrem Herzen, das Sie nicht los werden können. Eröffnen Sie es mir und lassen Sie es mich tragen helfen; Ihr Vater, Ihr Verlobter —"

„O, warum erinnern Sie mich an das alles", unterbrach sie mich jetzt, während ihre Augen weit auf die dunkelnde See hinaus gerichtet waren, „jetzt, wo ich so frei davon bin, zum ersten Male in meinem Leben ganz frei!"

Sie schwieg nachdenklich ein paar Sekunden: Dann fuhr sie, wie zu einem Entschlusse gekommen, fort:

„Aber, Sie haben recht; ich muß es Ihnen doch einmal sagen; Sie hätten's ja auch ohne das über kurz oder lang erfahren. Aber nicht heute. Sie bleiben doch noch hier, nicht wahr? Nun gut, so kommen Sie morgen um dieselbe Zeit an den Strand hinunter. Dann will ich Ihnen beichten, alles, soviel Sie begehren. Aber heute, heut er-

Digitized by Google

lassen Sie mir's, nicht? Und nun wollen wir noch etwas zu den andern gehen. Kommen Sie nur, ich will Sie vorstellen. Einige von den Herren kennen Sie außerdem schon."

Damit war sie aufgestanden, und wir traten zu den übrigen, mit denen wir wohl noch eine Stunde am Strande zubrachten. Als wir dann zum Abschiede einander die Hände reichten, flüsterte sie mir noch leise zu: „morgen also!" Und mich auf dieses „Morgen" vertröstend legte ich mich froh und betrübt zugleich zur Ruhe.

Sie hielt Wort: am nächsten Tage zur festgesetzten Zeit traf ich sie unten an der See. Wir gingen zuerst eine Strecke den Strand hinab, um nicht zu sehr von den andern beobachtet zu werden. Endlich, als wir an eine Stelle gekommen waren, wo ein mächtiger und wohl zwei Fuß hoher Steinblock lag, blieben wir stehen, und während sie auf dem Steine Platz nahm, warf ich mich zu ihren Füßen in den Sand und schaute erwartungsvoll zu ihr hinauf.

„Sie wollen also wissen", begann sie jetzt, „warum ich über vierzehn Tage heiraten werde? Das ist eigentlich sehr neugierig gefragt. Aber ich merke, Bertram hat geplaudert, und Sie wissen schon die ganze Geschichte. Ist's nicht so?"

„Allerdings", entgegnete ich, „ich weiß alles und weiß doch nichts. Denn sehen Sie — ich spreche frei und offen — daß es geschehen soll, hat er mir gesagt, aber warum es geschehen soll, darauf weiß ich mir keine Antwort zu geben. Warum werden Sie heiraten? Lieben Sie Bertram? Verzeihen Sie mir die Frage: aber ohne Grund würde ich sie nicht gethan haben. Lieben Sie Bertram?"

Sie schwieg und sah zerstreut auf die Spitze ihres kleinen Fußes hernieder.

„Sie schweigen", fuhr ich fort. „Sie lieben ihn nicht; aber was ist, was kann sonst der Grund sein, der Sie zu diesem Schritte treibt? Was es auch sei — ich verschließe mein Ohr keinem vernünftigen Grund."

„Ich will es Ihnen sagen", entgegnete sie darauf nach einigem Bedenken, „aber Sie müssen nicht überall Vernunft in der Welt fordern; es geht wirklich manchmal recht unvernünftig darin her; ich weiß davon zu erzählen." Und dann nach einer Weile: „Sie wissen, daß mein guter Vater bisweilen etwas heftig ist. Er fährt dann jäh auf und weiß oft selbst nicht, was er thut. Auch kann es Ihnen nicht entgangen sein, daß er es gegen mich am meisten und öftesten ist, nicht? Es würde zu weit führen, wenn ich Ihnen die Gründe dafür auseinandersetzen wollte, denn ich könnte —" Wieder unterbrach sie sich ein paar Augenblicke, dann fuhr sie fort: „Und doch, es muß einmal sein. Auch kann ich es Ihnen heute ganz ruhig und ohne jede Bewegung erzählen; ich bin heut in der Stimmung, aber ich muß dazu etwas weiter ausholen. Unsere gute Mutter war kaum ein halbes Jahr unter der Erde, als der Vater ein Verhältniß mit einer ehemaligen Bekannten wieder anknüpfte, die, nachdem sie lange Zeit fort gewesen, jetzt zurückgekehrt war. Dasselbe nahm mit der Zeit eine so vertraute Form an, daß auch wir Kinder bald wußten, wo es hinaus wollte. Ich, die ich damals gerade in dem Alter stand, wo ich anfing Romane zu lesen, ich glaubte, in diesem Familienstück auch

eine Rolle spielen zu müssen: Die Liebe zu meiner verstorbenen Mutter, meinte ich, würde mit Füßen getreten werden, wenn wir eine neue Mutter erhielten. Auch daß es sobald nach ihrem Tode geschehen sollte, war mir natürlich nicht recht, und ein vorwitziges Ding wie ich war, behielt ich bald meine Gedanken nicht mehr für mich, sondern äußerte sie laut und auch dem Vater gegenüber. Der sah mich natürlich wunderbar an und ertheilte mir einen starken Verweis. Das aber reizte mich nur noch mehr, ich erlaubte mir sogar, ihm eindringliche Vorstellungen über die Unwürdigkeit seines Schrittes zu machen, und das nicht einmal, sondern oft. Ja, allmählich erschien es mir geradezu als ein Tribut, den ich der Verstorbenen zu zollen hatte, und je mehr ich selbst darunter litt, desto mehr schien ich mir meine Aufgabe zu erfüllen. Es mag auch wohl schon etwas krankhaftes dabei im Spiele gewesen sein, denn meine bereits durch die letzten Krankheitsjahre der Mutter sehr angegriffene Gesundheit wurde durch diese Behandlung, die ich mir durch Eigensinn und nervöse Reizbarkeit ja selbst zuzog, natürlich nicht gebessert. Durch manche Zwischenfälle, und vor allem durch die Hochzeit meines Vaters mit jener Dame — meiner jetzigen Stiefmutter — verschlimmerte sich mein Zustand vielmehr so, daß ich in ein hitziges Fieber verfiel, welches bald so gefährlich wurde, daß ich tagelang zwischen Tod und Leben geschwebt haben soll. Nein — endlich siegte doch meine imgrunde gute Natur: ich kehrte wieder zu den lebendigen zurück, genas sichtlich, wenn auch langsam. Denn es gehörte ein ganzes Jahr dazu, mich wieder vollständig herzustellen. Da plötzlich starb das neugeborene Kind meiner Eltern; wie der Arzt unvorsichtig genug war, zu bemerken, wahrscheinlich infolge von Ansteckung eines bösen Hustens, der bei mir noch zurückgeblieben war. Damit waren für mich natürlich die schlimmsten Zeiten herangebrochen. Die Mutter war mir nie sehr gütig gewesen, ich hatte mich ja auch nie bemüht, ihre Liebe zu erwerben oder zu verdienen, und der Vater — ich mag nicht sagen, wie er mich damals behandelte, nicht wiederholen, mit welchen Worten er mich verfolgte; aber ich weiß noch gar gut, daß er mich einstmals sogar Mörderin nannte. Und hatte er nicht recht? War ich nicht die Mörderin seines Kindes geworden? hatte ich nicht sein Kind, das Kind, an dem ihm mehr liegen mußte, als an uns allen drei, ihm genommen, mit meinem Athem getödtet?“

Sie schwieg und sah mit auf die Brust gesenktem Kopfe starr vor sich nieder, als hänge sie den trüben Erinnerungen nach. Dann fuhr sie nach längerer Pause fort:

„Aber lassen Sie mich kurz sein: Sie wissen es vielleicht nicht — denn Fremden gegenüber weiß sich der Vater doch noch etwas zu beherrschen — aber seine Heftigkeit hat sich von Jahr zu Jahr nur gesteigert, und es ist allmählich so arg geworden, daß wir zu Hause nicht einen Augenblick vor einem neuen Ausbruch sicher sind. Da, hier oben an der Stirne habe ich auch ein Zeichen eines solchen bekommen, das ich wohl zeitlebens behalten werde. Die anderen, die Schwestern — sie können's ertragen; sie sind vielleicht kräftiger gebaut, mich aber reibt es auf; ich fühle, wie es mein innerstes Herz angreift, und dazu noch der Zwang, den ich mir anthun muß, um den Men-

Digitized by Google

schen ein fröhliches Gesicht zu zeigen, während ich innerlich heiße Thränen weine — sehen Sie, das ertrage ich nicht länger. Ich muß aus diesen Verhältnissen heraus, muß das Vaterhaus verlassen, um jeden Preis —"

Sie stockte; ich wagte nicht das Schweigen zu unterbrechen, und so saßen wir eine Weile ganz still nebeneinander; endlich begann sie wieder und ihre Stimme klang müde und matt, als sie das sagte:

„Da bietet sich mir nun eine so günstige Gelegenheit, wie selten; wenn ich noch jemals meines Lebens froh werden will, habe ich nicht lange mehr zu warten. Soll ich sie nun von der Hand weisen, weil mir nicht alles dabei paßt? Soll ich lieber unter das alte, kaum ertragbare Joch mich beugen? Ja, ein noch schwereres? Denn das steht mir bevor. Der Vater wünscht diese Verbindung, und würde außer sich sein, wenn er erführe, daß ich sie verschmähte, und aus schlimmen Tagen, die ich bisher gehabt, würden nur noch schlimmere werden. Außerdem — Bertram liebt mich, wie er mir selbst betheuert, vielleicht lerne ich mit der Zeit auch ihn lieben. Jedenfalls kann ich schon Gott danken, wenn ich aus meiner traurigen Lage herauskomme. Sie werden mich vielleicht noch immer nicht ganz verstehen. Aber wenn Sie nur zwei Tage zusehen könnten, wie es bei uns hergeht, glauben Sie mir, Sie würden nicht anders handeln. Und nun haben wir genug, denke ich, von den traurigen Dingen gesprochen; jetzt wollen wir noch von etwas anderem reden, so hübsch plaudern, wie damals, wissen Sie noch, auf unserer Dampfschiffahrt. Sie wollen mir antworten. Nein, ich bitte Sie, heute nicht, nicht jetzt. Sie bleiben doch noch einige Tage hier? Gut! Am Abend bevor Sie abfahren, wenn Sie sich alles recht hübsch überlegt haben, und nachgedacht, ob irgend ein anderer Ausweg zu finden ist — dann kommen Sie zu mir, dann sprechen wir noch einmal miteinander davon. Bis dahin versprechen Sie mir, nicht daran zu erinnern, hören Sie, mit keinem Worte! Und lassen Sie sich's auch nicht merken, was ich Ihnen eben vertraut habe. Mir sieht's ja niemand an, was mich quält, da darf man es auch meinem tapferen Freunde nicht anmerken."

Während sie so sprach, hatte sie leise ihren Arm in den meinen gelegt, und ging mit leichten Schritten neben mir her.

Ich versprach ihr alles, was sie von mir verlangt hatte und dankte ihr zugleich, daß sie mir so viel Vertrauen geschenkt hätte. Aber Du kannst Dir denken, daß ich heute mit noch schwererem Herzen als jemals früher von ihr schied.

Und nun der nächste Tag, die nächsten Tage! O, es waren die glücklichsten meines Lebens, die schönsten, die mir je das Schicksal gegönnt hat. Morgens stand ich auf mit der Hoffnung sie zu sehen, zu sprechen, Tag über trug ich mich umher mit diesem Wunsche, froh, wenn sie mir irgendwo begegnete, und mit kindischer Freude ersehnte ich mir dann die Stunde, da die liebe Sonne untergehen mußte, und ich das süße Mädchen am Strande sprechen durfte. Und wenn ich dann oft spät in der Nacht meine ermüdeten Glieder in der monddurchhellten Kammer bettete, dann mischte sich in mir das unaussprechlich selige Gefühl, ihr wieder einmal nahe gewesen zu sein mit dem Wunsche, der Morgen möchte nahen, und mir das liebe Gesicht-

Digitized by Google

chen bringen — dann hätte ich auf die Kniee stürzen mögen und meinem Schöpfer danken, daß er mich geschaffen und sie, und daß er mir diese Tage, diese Stunden vergönnte. Halte mich nicht für sentimental: ich bin es nie gewesen; bin es auch jetzt nicht; sonst würde ich Dir nicht so ruhig, so, gleich als stünde ich als unbetheiligter weit außerhalb der Begebenheiten, die ganze Geschichte erzählen können. Aber Du hättest sie kennen sollen, das liebe Geschöpf, wie ich sie kannte! Ich begegnete ihr täglich, wenn ich vom Baden kam: schon von ferne erkannte ich sie an dem leichten Gange. Und wenn sie dann näher kam, wie lieblich sah sie aus, wenn der zudringliche Seewind mit den dunkeln Löckchen auf der weißen Stirne spielte, die keck unter dem Häubchen hervorsahen, wie reizend machte sich das ganze Figürchen in dem flatternden grauen Morgenröckchen und den kleinen nackten Füßen. Denn Du mußt wissen, es herrschte damals in Althausen noch von alters her die allerliebste Sitte, daß alt und jung mit bloßen Füßen zum Baden gingen, was bei dem sandigen Wege, der direkt aus dem Dörfchen über die großen Dünen zur See führte, daß allerpraktischste war, und daher sich wohl auch so eingebürgert hatte. Und dann wieder abends nach Sonnenuntergang an der See, wenn wir mitten in dem munteren Kreise, der sich um sie gebildet hatte — denn wirklich, sie war die Seele desselben — im Sande saßen, und ich, so oft ich wollte — die Dunkelheit beschützte mich — in das liebe, bleiche Gesichtchen blicken durfte, das so zierlich aus dem blauen Tüchlein hervorsah — dann hätte man mir eine Krone anbieten können, ich hätte sie nicht genommen. Aber auch diese Tage gingen vorüber, ach nur zu bald!

Es war am Abend vor meiner Abreise: ein eiliges Geschäft, das sich nicht aufschieben ließ, trieb mich zurück. Sonst wäre ich sicher geblieben, so lange sie blieb. Das bisher fast beständig schöne Wetter hatte sich heute plötzlich geändert. Schon morgens war es trübe, regnerisch und kalt gewesen; jetzt hatte der Regen zwar aufgehört, aber von Norden her wehte ein kalter Wind, und zerriß das Gewölk am Himmel in riesige Fetzen, die gespenstisch, gewaltigen Ungeheuern gleich, auf dem falben Hintergrunde dahinjagten. Die Sonne ging hinter Wolken unter; aber ein blutrother Streifen im Nordwesten bezeichnete deutlich die Stelle, wo sie ihr Grab gefunden hatte.

Es waren wegen des bösen Wetters nur sehr wenige an den Strand gekommen; von unserem Kreise erblickte ich keinen. Länger als sonst mußte ich auch auf sie warten. Endlich kam sie. Ich bot ihr den Arm und wir gingen wieder wie damals den Strand hinunter. Als wir zu dem großen Steine gekommen waren, schien sie Miene machen zu wollen, auch heute hier zu weilen. Plötzlich aber umkehrend sagte sie:

„Nein, lieber nicht; es ist heute zu kalt zum sitzen, wir wollen so weiter gehen; es ist Ihnen doch recht?“

Ich nickte stumm und wir schritten langsam weiter.

Hundertmal hatte ich in den letzten Tagen überlegt, wie ich es anzufangen hatte: ich wußte genau, was ich ihr sagen wollte, und jetzt konnte ich nicht beginnen, wußte ich kein armes Wort hervorzubringen. Sie schien es zu bemerken, und kam mir auf halbem Wege entgegen.

Digitized by Google

„Nun, lieber Freund", begann sie, mich traurig anblickend, „Sie wollen mir sagen, daß auch Sie kein Mittel gefunden haben, das mir zu helfen vermag. Thun Sie's nur immer frei heraus. Ich habe mich schon ganz vertraut gemacht mit dem Gedanken in zehn Tagen Frau Bertram zu sein, ja, ich freue mich schon darauf. Das viele Geld! wir werden uns ein schönes Gut kaufen, prächtig leben, und nicht wahr, Sie besuchen uns dann auch einmal? Sie sollen es schon gut haben."

Mir schnitt es ins Herz, sie so sprechen zu hören.

„Und wenn ich doch anderer Meinung wäre?" entgegnete ich endlich; „Fräulein Meta, beantworten Sie mir eine Frage. Sie glauben, daß Bertram Sie liebt?"

Sie nickte.

„Woraus schließen Sie das?" fuhr ich fort; „er hat es Ihnen gesagt, pah, was kann man nicht alles sagen! Aber muß man es auch glauben? Ich könnte Ihnen zum Beispiel sagen, daß —"

Doch meine Begleiterin unterbrach mich jetzt und indem sie sich leise an mich schmiegte, flüsterte sie mir zu: „Nicht so, liebster Freund, nicht so!"

„Ja, Sie haben recht", begann ich wieder, „ich muß es Ihnen vernünftig sagen: nein, Fräulein Meta, ich weiß es, daß Bertram Sie nicht liebt, ich weiß es genau. Sie gefallen ihm, wie Sie jedem gefallen müssen. Aber daraufhin könnte jeder Narr herkommen und Ihnen seine Hand anbieten. Von einer Liebe, wie Sie sie verdienen, wie sie überhaupt erste, ja alleinige Bedingung, meine ich, für ein künftiges Glück ist, ja, lassen Sie auch das mich gestehen, von einer Liebe, wie ich sie für Sie empfinde — davon ist bei ihm keine Rede. Er hat es mir selbst mit dürren Worten gesagt. Und wenn er es Ihnen anders versichert hat, haben Sie es ihm glauben können? haben Sie je einen Beweis, ein Zeichen davon erhalten, das sich über das Niveau des Herkömmlichen erhoben, auch nur das leiseste? Ja, trauen Sie ihm überhaupt ein Herz zu, ein Herz, das wie unseres empfindet, das bewegt wird von dem seligen Gefühl, das wir Menschen Liebe nennen. Nein, Meta, glauben Sie mir, er besitzt keins, sonst müßte es sich Ihnen erschlossen haben, wenn je einem Menschen."

„Ich habe es immer gefürchtet", entgegnete sie darauf nach einigem Stillschweigen; „aber ich glaubte, es läge nur an mir: wenn ich nur freundlicher, zuvorkommender gegen ihn wäre, er würde es dann sicher auch sein, dachte ich. Aber — —"

Sie stockte, und ich fühlte deutlich, wie ein Zittern den ganzen Körper durchlief.

„Es ist so kalt", fuhr sie dann fort, sich fester in ihren Mantel hüllend, „wir wollen etwas schneller gehen."

Von dem, was nunmehr folgte, was ich alles in der nächsten halben Stunde ihr, die immer traurig vor sich hinstarrte, sagte, weiß ich Dir nicht mehr genau zu berichten. Dunkel im Bewußtsein ist mir nur noch, daß ich in der ganzen Unterredung kein Wort mehr von meiner Liebe zu ihr vorbrachte. Denn was hätte ich auch sagen können? Hätte ich nicht gleich immer hinzufügen müssen, daß ich arm sei, daß ich noch auf Jahre nicht die Aussicht hätte, sie jemals

Digitized by Google

die Meine zu nennen, wenn es darauf ankam, sie aus ihrer Stellung im Vaterhause zu erlösen? Es hat mir sicher Mühe gekostet, diese meine innigsten Gefühle zu unterdrücken. Aber ich that's, ich that's zu ihrem besten; denn ich hätte ja sonst den Knoten, den ich zu lösen unternommen, nur noch fester geschürzt. Daher schwieg ich lieber davon, so gern ich auch gesprochen hätte. Aber sonst müssen meine Worte wenigstens eindringlich gewesen sein; denn als wir uns endlich trennten, versprach sie mir, sie wolle sich's noch einmal gründlich überlegen, und vor allem, wenn sie in die Stadt zurückgekehrt, sofort ernsthaft und ins Gewissen mit Bertram reden. Wenn sie es dann fände, wie ich gesagt und wie auch ihr immer mehr zur Gewißheit wurde — dann sei sie entschlossen, mochte auch kommen, was da wollte — jenen Schritt lieber doch nicht zu thun. Mit solcher Hoffnung fuhr ich am nächsten Morgen nach der Stadt zurück.

Die beiden folgenden Tage verliefen für mich recht trübe. Das Wetter war schlecht; es wehte ein kalter Nordwind und dabei regnete es fast unaufhörlich; schon das versetzte mich in die übelste Stimmung. Und dazu nun die Ungewißheit, wann ich sie wieder würde sehen können, die bange Erwartung, was sie für einen Entschluß würde gefaßt haben, wie das Gespräch mit Bertram ablaufen möchte, von dem ja das ganze Schicksal des lieben Mädchens und damit gewissermaßen auch mein Wohl und Wehe abhing — das alles war natürlich nicht geeignet, mich heiterer zu machen. Meine stille Studentenstube erschien mir nie so einsam, todt und verödet, wie in jenen Tagen. So wurde es mir eines Abends — es war drei Tage nach meiner Rückkehr — gar zu ungemüthlich und kalt in meiner Bude. Ich ließ, obgleich wir im Juli waren, heizen, zog den Mantel über und, trotzdem es regnete und schon stark zu dunkeln anfing, beschloß ich einmal einen tüchtigen Spaziergang zu machen. Vielleicht würde das meine üble Laune vertreiben. Ich ging zum Thore hinaus, auf die sonst ziemlich belebte, aber heute bei dem schlechten Wetter und der späten Stunde völlig verlassene Chaussee. Und es war mir recht wohl, so einsam auf einsamem Wege dahinzugehen, mit mir und meinen Gedanken allein. Keine Seele störte mich. Nur der Wind pfiff über die Felder und der Regen peitschte das Gesicht. Es mochte zehn Uhr sein, als ich die Stadt wieder betrat. Die Straßen waren ganz leer; ich begegnete kaum einem Menschen. Plötzlich aber huscht, dicht an die Häusermauer gedrückt, eine Gestalt an mir vorüber. Die Figur kommt mir bekannt vor: eine ungewisse Ahnung ergreift mich. Ich bleibe stehen. Mit einem Satz bin ich der Flüchtigen zur Seite und ergreife ihren Arm. Sie wendet sich um. Der Schein einer Laterne fällt voll in das thränenüberströmte Antlitz. Ich kannte es nur zu gut. Sie war es.

„Meta", rief ich, „um Gottes willen, wie kommen Sie hierher? Was ist geschehen?"

Auf den ersten Blick schien sie mich gar nicht zu erkennen. Plötzlich aber, als sie meine Stimme hörte, schrak sie zusammen und suchte mit einem raschen Ruck mir ihren Arm zu entziehen. Ich aber ergriff nun ihre beiden Hände — sie waren eiskalt und starr vor Frost — und hielt sie nur desto fester. Sie versuchte vergeblich sich los zu machen.

Digitized by Google

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich los!" preßte sie endlich, ohne mich anzusehen, mit thränenerstickter Stimme hervor.

„Nicht eher", begann ich wieder, „als bis Sie mir gesagt haben, was Sie thun wollen."

Jetzt wandte sie mir das von Schmerz und Zorn verzerrte Gesicht zu, aus dem unheimlich die dunkeln Augen funkelten.

„Der Fluß ist nicht weit, und tief genug, meinem Leiden ein Ende zu machen", sagte sie tonlos, indem sie wie entkräftet sich an die Mauer hinter ihr lehnte.

Es war ein trauriges Bild! In dunkler Nacht, bei strömendem Regen sie so vor mir, ohne Mantel, ohne Hut, mit feuchten Haaren — sie mußte schon lange umhergeirrt sein; auch befanden wir uns über zwanzig Minuten von ihrer Wohnung. Es war ein trauriges Bild.

Eindringlich redete ich auf sie ein, die regungslos, die Blicke zu Boden gesenkt, vor mir stand. Lange glaubte ich, sie hörte mich gar nicht. Endlich erfaßte ich leise ihren Arm und zog sie mit sanfter Gewalt fort, sie ließ es geschehen und folgte mir wie ein willenloses Kind. Dann, als wir weiter gingen, hängte sie sich fest an meinen Arm und preßte sich dicht an mich, und, war es vor Kälte oder Aufregung oder vor Leiden; ich fühlte, wie der ganze Körper zitterte. So schritten wir dahin, schweigend: keines wagte ein Wort zu sprechen. Endlich waren wir zu meiner Wohnung gelangt. Ich öffnete und bat sie hineinzutreten. Es war der erste Laut, der seit einer Viertelstunde zwischen uns gewechselt wurde. Aber gleichsam erwachend und wie plötzlich wieder zur Besinnung kommend, streckte sie abwehrend die Hand aus und flüsterte halblaut:

„Nein, nein! Nicht zu Dir, Gerhard, nicht zu Dir!"

„Aber Meta", entgegnete ich, sie sanft vorwärts drängend, „Sie werden doch nicht im Regen und bei der Kälte auf der Straße bleiben wollen, wo Sie jedem Trunkenbold ausgesetzt sind!"

Das wirkte, sie trat ins Haus und ich folgte. Mein Taschenfeuerzeug erhellte uns die beiden nicht gerade sehr bequemen Treppen, die wir zu ersteigen hatten.

Oben angekommen machte ich zunächst Licht, und geblendet von dem hellen Scheine blieb sie in der Thür stehen, die Augen mit der Hand bedeckend. Dann trat sie allmählich mehr vor und mitten im Zimmer haltend sah sie sich nun rings im Kreise um.

„Es ist ganz hübsch hier", sagte sie dann, mit einem gezwungenen Lächeln, „viel hübscher, als ich mir ein Studentenstübchen gedacht hatte. Aber ich bin müde — und Sie erlauben mir wohl, daß ich mich setze." Und nach einer Weile leicht zusammenschauernd begann sie wieder. „Aber auch hier ist es kalt; finden Sie nicht auch?"

Ich hatte mich derweil damit beschäftigt, Wasser heiß zu machen, hatte auch einen vortrefflichen Rothwein, der mir neulich zu einer besonderen Gelegenheit geschickt war, hervorgeholt, und schüttete jetzt noch einige Kohlen in den Ofen, die das schon erloschene Feuer zu neuer Flamme anfachten. Dabei gab ich genau auf jede ihrer Bewegungen, jedes ihrer Worte acht, während ich selbst nur mit ein paar gleichgiltigen Bemerkungen entgegnete. Ich mußte vor allem erst der trüben Stimmung Meister werden, welche die Unglückliche beherrschte. Das

Digitized by Google

gelang mir dann auch allmählich, besonders durch den rasch bereiteten Glühwein, der die kalten und halberstarrten Glieder mit neuem Leben erfüllte. Als ich denselben ihr vorsetzte, dankte sie mir mit einem leichten Händedruck. Da ich geflissentlich jedes Wort vermied, das sie an ihre augenblickliche Lage erinnern konnte, mich vielmehr so heiter und vor allem so ruhig wie möglich zeigte, auch der Wein seine Wirkung nicht verfehlte, hatte ich sie dann so weit gebracht, wie ich wünschte. Sie schien völlig beruhigt; die Aufregung war aus ihrem Körper gewichen, und auch ihr Blick erhellte sich zusehends. Sie war aufgestanden und ging jetzt langsam im Zimmer auf und ab, während sie harmlos mit mir plauderte. Endlich setzte sie sich auf einen Stuhl in der Nähe des Ofens, gerade so, daß der helle Lichtschein aus der kleinen geöffneten Thüre ihr Gesicht traf und die bleichen Züge mit einem zarten Roth überhauchte. Jetzt stand auch ich auf und trat neben sie. Es mußte ja gesprochen werden: dem armen Mädchen war es sicher eben so sehr Bedürfniß, mir eine Erklärung über das Geschehene zu geben, als ich mich danach sehnte, zu erfahren, wie alles so gekommen. Und jetzt, wo sie sich augenscheinlich beruhigt hatte, war die beste Zeit dazu. Ich ergriff daher ihre schlaff herabhängende Rechte und sagte, mich zu ihr hinunterbeugend, leise:

„Liebe Meta, nun mußt Du mir aber auch erklären, wie ich dies alles zu verstehen habe. Willst Du?“

Ich redete sie zum ersten Male in so vertrauter Weise an, sie schien es gar nicht zu bemerken, oder, wenn sie es bemerkte, so hielt sie es doch für so selbstverständlich, als ob es nicht anders sein könnte. Denn ohne den Blick, der starr auf die glühenden Kohlen im Ofen gerichtet war, zu erheben, entgegnete sie, traurig mit dem Kopf nickend:

„Du hast recht; ich muß es nun sagen. Sonst denkst Du auch gar so schlecht von mir. Und bist doch imgrunde selbst die Schuld an allem!“ setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu.

„Meta!“ wagte ich halblaut aber mit vorwurfsvollem Tone zu bemerken. Sie saß noch einen Augenblick regungslos da; dann sprang sie plötzlich auf, und sich mit Ungestüm an meine Brust werfend, und die Arme fest um meinen Hals schlingend, preßte sie mich heftig an sich, und bedeckte meinen Mund mit heißen Küssen. Endlich machte ich mich sanft aus ihrer Umarmung los, und stumm gingen wir eine Zeit lang im Zimmer nebeneinander auf und ab. Es schien, als brauchten wir beide Zeit, unsere stürmischen Herzen wieder zur Ruhe zu bringen. Endlich begann ich von neuem: „Meta, liebes Mädchen, aber nun sage mir auch, was hat es gegeben, was ist's gewesen —“

„Was wird's gewesen sein?“ unterbrach sie mich. „Die alte Geschichte. Beim Abendessen befiel den Vater wieder einmal seine alte Heftigkeit, und es folgte eine jener Scenen, von denen ich Dir erzählte. Er hatte sich augenscheinlich vorher über etwas geärgert; vielleicht darüber, daß er Dich nicht zu Hause getroffen; denn er wollte Dich dringend sprechen und war schon einmal vergeblich bei Dir gewesen. Ich ließ seine Worte ruhig über mich ergehen; aber, als er mir drohte, er werde auch Bertram erzählen, was für eine Person er sich in mir ins Haus nähme, da entgegnete ich ganz still; er solle es nur thun, zwischen uns beiden sei es überhaupt zu Ende. Gestern

Digitized by Google

Abend nämlich hatte es sich so entschieden. Bertram hatte den ganzen gestrigen Tag über sich nicht bei uns sehen lassen, obgleich er wußte, daß ich zurück war. Ich war abends zu Besuch bei Bekannten: erst gegen zehn Uhr ließ ich mich von dem Mädchen abholen. Da — ich bin noch nicht lange gegangen, sehe ich plötzlich vor mir ein Paar gehen, das meine Aufmerksamkeit erregt. Die Gestalt des Herrn kommt mir bekannt vor; ich glaube fast und will doch zweifeln — da bleiben die vor uns auf einmal stehen, so daß wir an ihnen vorbei müssen. Es war ziemlich dunkel — aber ich erkannte ihn doch — und ich sah auch, an seinem Arme war ein Mädchen, dem ich nicht viel gutes zutraute; wenigstens ihr Lachen — aber pfui! Wozu davon reden? Du kannst denken: damit war es zwischen uns entschieden. Ich nahm ihn nicht an, als er heute kam."

„Und der Vater?" nahm ich nach einer Pause das Wort, da sie schwieg und keine Miene machte, fortzufahren.

„Der Vater", sagte sie schließlich wie zerstreut und als müßte sie ihre Gedanken, die in weiter Ferne geschweift hatten, wieder zurückrufen, „der Vater? Er sah mich zuerst erstaunt an, dann aber, als ich ihm alles gesagt hatte, fuhr er — doch kurz — er stieß mich, wie ich war und stand, aus dem Hause hinaus auf die Straße."

Sie hatte das am Fenster stehend, den Rücken mir zugewandt, anscheinend völlig ruhig gesagt. Ich stand stumm in meiner Ecke, und betrachtete mitleidsvoll das arme Mädchen, das der eigene Vater verstoßen. Es war ein paar Augenblicke ganz still im Zimmer: man hörte nur das leise Prasseln der Flammen im Ofen und draußen den Regen, der klatschend an die Fensterscheiben schlug. Plötzlich aber wandte sie sich um, und den Finger an die Lippen legend, flüsterte sie:

„Still! Wer kommt da? Hörst Du nicht?"

Es kam allerdings jemand mit schweren Schritten die Treppe hinauf. Jetzt die zweite! Galt mir dieser späte Besuch? Ehe ich mich noch besinnen konnte, pochte es an meiner Thür, und ohne mein „Herein" abzuwarten, trat der späte Gast ins Zimmer.

Fasse mein Erstaunen, als ich Herrn Brunfeld vor mir stehen sah.

„Verzeihen Sie, mein werthester Herr", begann er, „daß ich Sie so spät noch heimsuche; ich war schon einmal bei Ihnen, um über etwas mit Ihnen zu sprechen, und jetzt ist die Sache noch dringender geworden. Daher muß ich schon — aber Pardon, ich störe, wie ich sehe, Sie empfangen Damenbesuche", unterbrach er sich plötzlich, als er Meta, die er zuerst gar nicht bemerkt, jetzt drüben in der finsteren Ecke am Fenster stehen sah. Dann aber im nächsten Augenblick, da er in dem hellen Schein der Lampe, der jetzt, wie sie sich ihm voll zuwandte, auf sie fiel, seine Tochter erkannte, stand er zuerst betroffen ein paar Sekunden da; dann fuhr er hastig mit der Hand nach der Stirne, als wollte er sich vergewissern, daß es kein Trugbild sei, das sich seinen Augen da zeigte. „Ah! stehen die Sachen so!" lachte er dann plötzlich höhnisch auf; „also so weit! also bis zur Dirne! Vortrefflich! Nun, da kann ich ja wohl nach Hause gehen."

Ich vernahm nur noch einen gellenden Aufschrei; dann sah und hörte ich nichts mehr: es sauste mir vor den Ohren, ich mußte mich an dem Tische halten, um nicht das Bewußtsein zu verlieren. Als

Digitized by Google

ich mich nach einigen Augenblicken aufraffte, sah ich Meta, die bei jenem entsetzlichen Worte laut aufschreiend zu Boden gestürzt war, vor dem Fenster an der Erde liegen, der Vater hatte das Zimmer verlassen.

Ich trat nun eilig hinzu, richtete die Zusammengesunkene auf und trug sie zum Sopha. Ihre Lippen waren blaß, die Farbe des Gesichtes noch bleicher als vorher, die Augen starrten glanzlos vor sich hin. „Meta", rief ich, „Meta, komm zu Dir!" Sie schien kein Wort zu hören: wie todt lag sie in meinen Armen, kaum daß das langsame Heben und Senken ihres Busens verrieth, daß noch Leben in ihr sei.

O, warum mußte er ihr das sagen, dieses Wort! Ein Vater seinem Kinde! Es kehrt mir noch jetzt das Herz um, wenn ich daran denke; ich könnte Thränen weinen, blutige Thränen, wenn mich die Erinnerung an jene schreckliche Stunde überfällt. Doch wozu klagen? Es nützt jetzt so wenig, wie in jener bösen Nacht. Höre weiter. Sobald ich merkte, daß eine Art von Halbschlaf die ermüdete überfallen hatte, setzte ich mich nieder und schrieb ein paar Zeilen an Bertram. Sie enthielten meine Forderung und eine kurze Begründung meines Handelns. Aber kaum hatte ich sie geschrieben als ich wieder aufsprang und unruhig im Zimmer auf und ab ging, überlegend, ob es wirklich das richtige sei, was ich da thun wollte. Konnte das dem armen Wesen wirklich helfen, wenn ich Bertram eine Kugel in die Brust jagte? Außerdem konnte ich nicht selbst? — —

Ich wandte mich zu der Unglücklichen: sie lag noch in derselben Stellung wie vorher, und schien zu schlafen; aber sie athmete schwer und unruhig.

War es nicht am Ende gerathener, zunächst einen Arzt zu holen? Ich besann mich auf einen alten mir wohlbekannten Mediziner in der Nähe; zu dem wollte ich gehen. Und nachdem ich sie leise mit meinem Plaid zugedeckt, entfernte ich mich. Schon war ich an der Thür. Als ich aber zurückschaute und das holde Geschöpf so todtenbleich daliegen sah, warf ich mich neben ihrem Lager nieder, und weinte mich still erst aus. Dann berührte ich mit einem leisen Kuß ihre weiße Stirne, erhob mich und verließ das Zimmer.

Als ich nach etwa fünfzehn Minuten wieder zurückkehrte, ohne den Arzt, den ich nicht zu Hause getroffen, fand ich das Zimmer zu meinem Entsetzen leer. Auf dem Tische lag ein Briefchen flüchtig mit Bleistift geschrieben, an mich gerichtet. Hastig öffnete ich und da las ich denn folgende Zeilen, die ich Dir wörtlich mittheilen kann, da ich noch bis auf den heutigen Tag dies vergilbte Stückchen Papier als theures Angedenken stets auf meinem Herzen trage.

Liebster Gerhard!

Habe Dank für alles, was Du für mich gethan hast, habe Dank, daß Du mich vor einer Erniedrigung bewahrt hast, habe Dank für Deine Liebe! Wenn Du diese Zeilen liest, bin ich hoffentlich schon weit von hier. Versuche nicht mir nachzuforschen. Hörst Du, wenn Du mich lieb hast, thu's nicht. Sei glücklich und lebe. Um einer verschollenen Dirne wegen braucht sich niemand zu duelliren. Und, nicht wahr? Du verzeihst mir, daß ich so ohne Abschied von Dir gegangen bin? Es ist so spät und Schlafenszeit. Gute Nacht.

Deine Meta.

Digitized by Google

Ich Unseliger hatte, als ich ging, den Brief an Bertram liegen lassen, die Aermste hatte ihn gefunden, gelesen, und um mich vor einer möglicherweise lebensgefährlichen Kugel zu retten, hatte sie irgend einen furchtbaren Entschluß gefaßt. Aber welchen? Ich raffte mich auf und stürzte auf die Straße. Eine bange Ahnung trieb mich den Fluß entlang. Immer wieder sagte ich mir die Worte des Briefes her.

Da stand ja nichts davon, daß sie sich das Leben nehmen wollte. Und doch, doch!

Ueber zwei Stunden mochte ich wohl so dahingeirrt sein, am Fluß, am Kanal — umsonst! Endlich — im Osten graute schon der falbe Morgen — gewahrte ich da, wo der Strom sich aus der Stadt wendet auf einem der hier liegenden Kähne trotz der Frühe einen kleinen Auflauf von Menschen, die im Kreise einen Gegenstand umgaben und eifrig zu besprechen schienen, was nun anzufangen sei.

Mit Windeseile war ich zur Stelle und mitten im Kreise. Ich wußte, was ich finden würde. Ich sank neben ihr nieder, riß die Kleider auf und horchte: das Herz stand still. Ein Arzt war bald herbeigeholt, aber auch seine Kunst vermochte hier nicht mehr zu helfen — dies arme Leben hatte ausgelitten: sie war todt.

Digitized by Google

Ludwig Börne.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage.

Ueber das Feiern von Jubiläen ist neuerdings vielfach gespöttelt worden, und es mag dies hier und da auch seine Berechtigung haben, aber doch nicht immer. Jubiläen bilden gleichsam Gedenksteine in der Geschichte und solche Denksteine sind — das hat die Erfahrung gelehrt! — häufiger von nöthen, als man glaubt. Nicht nur Sterne zweiten Ranges, die eines liebevollen Gedankens vollauf werth erscheinen, werden vergessen, sondern selbst hinsichtlich der Großen und Größesten im Reiche des Geistes ist oft ein Auffrischen der Erinnerung an sie nothwendig und angebracht und das wohl auch bei **Ludwig Börne**, dessen hundertster Geburtstag in den Mai dieses Jahres fällt.

Sein Name wird zwar stets unvergessen bleiben, so lange die Menschheit ihrer besten und edelsten sich erinnert, allein Börne verdiente wohl, weit mehr gekannt zu sein, als dies gegenwärtig der Fall. Auch auf ihn paßt freilich das Dichterwort: „Von der Parteien Gunst und Haß verzerrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte" — wer jedoch unbefangen und verständnißvoll sein Streben beurtheilt, wer sich in seine Schriften vertieft, die Ursache seiner leidenschaftlichen und zuweilen ungerechten Heftigkeit in seinem glühenden Eifer für alles Hohe, Schöne und Edle erkannt hat, der wird nicht leugnen, daß dieser Mann ein liebevolles Andenken im höchsten Grade verdient. Wie in Lessing, sagt Johannes Scherr von ihm, das ästhetische Bewußtsein einer neuen Zeit lebte und thätig war, so in Börne das politische. Er war der erste Apostel der politischen Religion der Zukunft, der Vorläufer einer Epoche der Demokratie und Republik; er hat den Samen einer demokratischen Literatur ausgestreut und genährt und kein Schriftsteller der Periode von 1830 bis 1850 wird in Abrede stellen können, daß Börne auf ihn gewirkt habe. Er starb im Exil, weil er für Freiheit und Gerechtigkeit, für die Armen und Unterdrückten gekämpft und den Despotismus und die Lüge gehaßt; er hat sein Vaterland geliebt mit einer zornigen Liebe, deren Sonnenstrahl

Digitized by Google

hinter den düsteren Hagelwolken seiner Satire immer vorleuchtete, zuletzt noch rührend waren in seinem „Menzel, der Franzosenfresser". Sein Humor brach nicht hervor wie die lächelnde Thräne aus Jean Pauls Auge, sondern wie ein rother Blutstrom aus einem Herzen, das an Deutschland verblutete.

Als Sohn jüdischer Eltern wurde Löb Baruch — so lautete Börnes ursprünglicher Name — am 22. Mai 1786 in der Judengasse zu Frankfurt am Main geboren und erhielt im väterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung. Sein Vater sowohl wie auch sein als Finanzagent am ehemaligen Hofe des Kurfürsten von Köln in Bonn lebender Großvater, der sich der besonderen Gunst der Kaiserin Maria Theresia erfreut hatte, werden als gebildete und feine Männer geschildert, beide so aufgeklärt wie es nur ein Jude damals sein konnte. Was ein solcher zu jener Zeit bedeutete, ist bekannt; in Frankfurt war es noch Gesetz für die Juden, in der Judengasse zu wohnen, welche für die Nacht geschlossen ward; ein Jude durfte damals den Fußweg der städtischen Spaziergänger nicht betreten, sondern mußte im Fahrwege gehen rc. Diese Zustände mögen in des jungen Löbs Brust manchen Keim zu der Bitterkeit gelegt haben, den wir bei dem gereiften Manne begegnen. Der Großvater sagte zwar einmal: „Laßt mir den Jungen gehen — das giebt noch einmal einen großen Mann!", allein der Vater verstand das Wesen des mittleren seiner drei Söhne zu wenig, als daß es nicht zu mancher Differenz gekommen wäre. Dennoch ließ er sich's angelegen sein, die offenbaren Talente des lern- und lesebegierigen, in seinem Wesen oft verschlossenen Löbs nach Kräften auszubilden und schickte ihn in seinem 14. Lebensjahre 1800 in die Erziehungsanstalt des Professors Hetzel zu Gießen, zu dem Börne wie zu dessen Nachfolger, dem Statistiker Crome, in ein angenehmes und freundschaftliches Verhältniß trat. Nach einiger Zeit siedelte der junge Mann hierauf nach Berlin zu dem berühmten Arzte Markus Herz über, da auch er den medizinischen Studien sich zuwenden sollte, und bewegte sich hier in den Bahnen der vielgefeierten Gattin seines Gönners, der geistvollen Henriette Herz, der vertrauten Freundin Schleiermachers, Alexander v. Humboldts, Fichtes, Schlegels. Bei seiner Leidenschaftlichkeit erst rasend in die schöne Frau verliebt, ging der feurige Jüngling nach dem Tode des Gatten seiner „theuersten Mutter", wie er sie später nannte, nach Halle und widmete sich danach in Heidelberg und Gießen dem Studium der Staatswissenschaften mit ebensoviel Eifer als Erfolg. An letzterer Universität wurde ihm am 8. August 1808 das Diplom als Doktor der Philosophie ertheilt, die Disputation erlassen, eine seiner vorgelegten Probeschriften, „Ueber die geometrische Vertheilung des Staatsgebiets" im dritten Bande von Cromes „Germanien" später abgedruckt. Drei Jahre hernach erhielt Börne auch eine Anstellung als — Polizei-Aktuar in seiner, damals unter dem Fürst-Primas von Dalberg stehenden Vaterstadt. So wenig dieses Amt auch seinen inneren Neigungen entsprochen haben kann, wurde er doch ein ebenso gewissenhafter wie geschickter Beamter, der noch Muße genug fand, um mit kleinen verwegenen Artikeln im „Frankfurter Journal" in die publizistische Thätigkeit einzutreten. Seine Aufsätze bekundeten eine starke Vaterlandsliebe und einen lebendigen

Digitized by Google

Haß gegen Napoleon, nach dessen Sturz man es jedoch in Frankfurt nicht für angemessen erachtete, daß ein Jude ein öffentliches Amt bekleide: der Polizei-Aktuar Börne wurde mit Pension entlassen. Jetzt wandte er sich ganz der Schriftstellerei zu. Im Auftrage der Gemeinde arbeitete er 1816 eine „Aktenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten in Frankfurt a. M." aus, schrieb die Broschüren „Für die Juden" und „Die Juden und ihre Gegner", beschäftigte sich viel mit Jean Paul und knüpfte, allerdings resultatlose, Verhandlungen mit Cotta an. Lange Zeit unbekannt blieb es, daß Börne um diese Zeit, nämlich am 5. Juni 1818, in Rödelheim zur lutherischen Konfession übertrat, wonach er sich nun eben „Karl Ludwig Börne" nannte. Dem jüdischen Formenwesen längst fremd geworden, glaubte er in der lutherischen Religionsgenossenschaft, der damals freiesten von allen, am ehesten Befriedigung für Geist und Gemüth zu finden; daß er den Schritt nicht um äußerer Vortheile willen that, beweist dessen Geheimhalten und folgendes kleine Vorkommniß. Börne ersuchte schriftlich um Aufnahme in die Frankfurter Lesegesellschaft, doch wurde ihm dieselbe auf Grund der Statuten, welche die Zulassung von Juden nicht gestatteten, abgeschlagen; natürlich fühlte sich Börne nicht veranlaßt, zu solchem Zwecke sein Christenthum zu offenbaren. Wie er über Religion und Kirchenwesen dachte, zeigen folgende Stellen aus seinen Schriften: „Religion ist Liebe und Versöhnung. Schon im Worte liegt es: sie verbindet wieder, was getrennt war. Wären alle Menschen gleich weise, gleich begabt, mit gleichen Neigungen erfüllt, dann bedürfte es keiner Religion. Sie ist die Einheit des Mannigfaltigen, die Ewigkeit des Vergänglichen, die Schwerkraft des Unstäten; sie verzeiht die Schuld und löst die Sünde auf in das allgemeine Licht. Aber was haben die Menschen aus der Religion gemacht? Ein Blutstrom fließt durch achtzehn Jahrhunderte und an seinen Ufern wohnt das Christenthum. Wie haben sie das Heiligste geschändet! Religion war eine Waffe in räuberischer und meuchelmörderischer Hand. Wie haben sie den Gott der Liebe herabgewürdigt und seine Lehre zum Gesetze ihrer Herrschaft, zum Regulative ihres habgierigen Krämerrechtes mißbraucht! Hat das Christenthum je zu etwas anderem gedient, als zum Werkzeuge der Verfolgung, wenn nicht zum letzten Troste wehrloser Schlachtopfer? Versöhnt seine Sekten und es wird ohnmächtig, vertilgt das Judenthum und es stirbt. Vernichtet die Religionen und ihr habt die Religionen zerstört. Oder ist die Christuslehre nur die zerreißende Pflugschaar der Menschheit? Wie mühsam und schmerzlich war dann der Bau des Landes und bis der frohe Tag der Garben erscheint, rufe ich leise und mit erstickter Stimme: o närrischen Leute, o komische Welt!" — „Die Bibel ist die Konstitution des christlichen Staates; daher der Widerwille der geistlichen Oligarchie, sie dem Volke in die Hände zu geben". — „Ja, Luther hat es verstanden, als er dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf geworfen! Nur vor Tinte fürchtet sich der Teufel, damit allein verjagt man ihn."

Der trostlose Zustand der damaligen Journalistik veranlaßte Börne zur Herausgabe einer eigenen Zeitschrift mit dem Titel „Die Wage", über welche Rahel Varnhagen schrieb: „Mir empfahl Gentz das Jour-

Digitized by Google

nal als das Geistreichste, Witzigste, was jetzt geschrieben würde, er empfahl es mir mit enthusiastischem Lobe; seit Lessing, sagte er mir, seien solche Theaterkritiken nicht erschienen. Ich glaubte natürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk sein Lob an Witz, schöner Schreibart. Es ist scharf, tief, gründlich, wahr, muthvoll, nicht neumodisch, ganz neu, gelassen wie einer der guten Alten, empört, wie man soll, über schlechtes in der Kunst. Und so gewiß ich lebe, ein sehr rechtschaffener Mensch! Wenn Sie seine Theaterkritiken lesen und nie die Stücke gesehen haben, so kennen Sie diese, als hätten Sie sie vor sich. Den Stücken zeigt er ihren Platz an. Machen Sie ja, daß Sie seine Kritiken lesen. Sie lachen sich gesund! Anderes von ihm kenne ich nicht. Gentz tadelte stark seine politischen Meinungen, fand aber begreiflich, daß er sie hätte." Der „Wage" ließ Börne, nachdem er einige Monate die „Zeitung der freien Stadt Frankfurt", redigirt hatte, die „Zeitschwingen" folgen, aber sie wurden verboten, ihr Herausgeber hielt es für gut, auf einige Zeit die Aufmerksamkeit von sich abzulenken und reiste nach Paris, ward jedoch nach seiner Rückkehr im März 1820 in eine Untersuchungshaft von vierzehn Tagen verwickelt, nach welcher Zeit man ihn als „unschuldig" wieder entließ. Dieser Vorfall, Mißhelligkeiten mit seiner Familie, keine besondere Neigung für Frankfurt, veranlaßte Börne, seiner Vaterstadt den Rücken zu wenden: er ging nach Paris und schrieb von hier gegen ein jährliches Honorar von 6000 Francs Briefe für Cottas Journale, die für Börnes beste Leistungen gelten. Dann hielt er sich wieder einige Zeit in Heidelberg auf, wo ein heftiger Blutsturz Besorgnisse um seine Gesundheit in ihm erweckte, kehrte nach Frankfurt zurück, arbeitete fleißig an Menzels Literaturblatt und Berlys „Iris" mit, ließ 1826 seine herrliche „Denkrede auf Jean Paul" erscheinen und unternahm in den folgenden Jahren Reisen nach Berlin und Hamburg. Schon 1816 war Börne in ein eigenthümliches Verhältniß zu einer ehegeschiedenen Frau Wohl getreten, welche er im Hause der Schwiegereltern seines Freundes Dr. Stiebel kennen gelernt hatte. „Das Interesse", so schreibt Gutzkow, „das sie aneinander nahmen, war nicht die Folge einer plötzlichen Ueberraschung und Eingebung, sondern einer längeren gemüthlichen Gewöhnung, einer sittlich reinen Freundschaft. Börne verkehrte in der Familie, wo sie wohnte, als täglicher Gast. Seine Pläne und Aussichten fanden bei den jungen weiblichen Mitgliedern derselben freundlich rathenden Vorschub, man ermunterte ihn, man genoß seinen geistreich anregenden Umgang. Madame Wohl und Börne rückten zum Einverständniß über viele eigene Leiden und Begegnisse zusammen, die man sich nicht gestehen kann, ohne mit dem Bewußtsein, ein Geheimniß zu haben, auch den Anschein einer innigeren Vertraulichkeit vor der Welt zu gewinnen. So fesselten sich beide immer mehr zu einer Freundschaft, die, von jedem geschlechtlichen Bewußtsein entfernt, ein seltenes Beispiel, bis über das Grab hinausdauerte. Dies wunderbare Verhältniß erprobte sich aber nicht bloß bei persönlichen Begegnissen und im Briefwechsel, sondern die Beziehung war gesellig fast so eng wie die Ehe. Börne traf mit seiner Freundin auf Reisen zusammen, wohnte in ihrer Nähe, mischte nicht selten die beiderseitigen Existenzmittel zu einer gemeinschaftlichen Kasse, und ent-

Digitized by Google

lehrte, wenn ihn ein kranker Körper an das Zimmer oder Bett fesselte, keinerlei liebevolle Handreichungen, gerade so, wie sich nur die Ehe in solchen äußersten Lagen als eine milde Wärterin und Trösterin zu bewähren pflegt ... Dies war der Reiz, der Börne an seine Freundin fesselte. Sie wußte um ihn die trauliche Atmosphäre einer Familie, die stärkende Luft einer Freistatt, den Trost einer Heimat zu verbreiten. Daß es an vielen klugen Beurtheilungen dieses Verhältnisses nicht fehlte, versteht sich bei einer von dem Gewöhnlichen abweichenden Thatsache von selbst. Die Redlichsten waren noch die, welche aus Rücksicht auf die Unredlichen einen legitimen Abschluß dieses Verhältnisses mit der Ehe wünschten. Indessen waren Börne und seine Freundin gerade hiervon am allerentferntesten. Weibliche Unentschlossenheit, Börnes zunehmende, oft höchst bedenkliche Kränklichkeit kamen hinzu und den Ausschlag gab vorläufig, daß Madame Wohl durch Rücksicht auf eine streng altgläubige Mutter verhindert wurde, sich taufen zu lassen, was zur Verbindung mit dem Christen Börne unerläßlich gewesen wäre ..."

In Hamburg schloß Börne mit Campe einen Vertrag dahin ab, daß letzterer acht Bände „Gesammelter Schriften von Ludwig Börne" mit Verlagsrecht auf zehn Jahre gegen ein Honorar von viertausend Thalern übernahm; in Hannover arbeitete der Verfasser an der Redaction derselben fünf Monate lang mit angestrengtestem Fleiß. „Der Erfolg dieser Gesammtausgabe war ein bedeutender, obschon nach zwei Richtungen hin getheilt. Die Kritiker par excellence, ferner die gewiegteren behäbigen Literaturfreunde schätzten sie hauptsächlich ihrer formellen Reize wegen, die Jugend dagegen wurde von den darin verborgen liegenden politischen Ideen mit stärkender Ahnung erfüllt, daß es eben noch etwas anderes als die weichliche Aesthetik der damaligen Periode in der deutschen Literatur gebe. Ueber die Frische, den edlen und treffenden Witz, womit Börnes Schriften erfüllt waren, einigte man sich allgemein. Sein Ansehen selbst in seiner Vaterstadt stieg von Tag zu Tag. Körperliche Leiden trübten ihm jedoch diese Freude; er mußte wiederholt sein liebes Ems, Wiesbaden und Soden aufsuchen, wo es ihn aber nicht mehr ruhig ließ, als die Juli-Revolution ausbrach. „Der ruhige, ernste, leidende Börne, der sonst mit ziemlich seltenen Ausnahmen nur dann sprach, wenn eine angenehme Gesellschaft und eine bestimmte geistige Höhe der Unterhaltung ihn zu erwärmen begann, dieser Börne vor der Juli-Revolution war ein anderer nach derselben geworden: an Stelle des Ernstes war aus den Augen blitzende Freude, an Stelle des ruhigen Wortes war eine entschiedene strömende Unterhaltung getreten, Börne schien neu geboren, stärkende Hoffnung auf eine vernünftigere politische Gestaltung der Dinge trat ihm helfend zur Seite." Er ging nach Paris und unter dem Eindruck der Juli-Revolution und der darauf folgenden Ereignisse in Deutschland, die jeden Vaterlandsfreund zuerst mit den schönsten Hoffnungen, dann mit Trostlosigkeit erfüllten, schrieb er die „Briefe aus Paris" (3 Bde. Hamburg, 1832) und die „Neuen Briefe aus Paris" (3 Bde. Paris, 1833—34). Manche schwache und eitle Seele wurde durch sie allerdings tief verwundet, aber „welchen moralischen Eindruck meine Pariser Briefe in Deutschland hervorgebracht, glauben sie kaum", schreibt

Digitized by Google

Börne selbst an seinen Verleger Campe. „Ich habe es selbst nicht erwartet. Meyer, Wurm und ähnliche haben drucken lassen: ich dürfte mich in Deutschland nicht mehr sehen lassen, ich würde aus jeder honetten Gesellschaft geworfen werden. Das sind Propheten! Seit ich in Deutschland bin, erfahre ich eine ununterbrochene Huldigung, nicht bloß von Einzelnen, sondern von ganzen Massen, so daß ich, der immer Stille und Zurückgezogenheit geliebt hat, mir oft vor Angst nicht zu helfen weiß. Mein Zimmer wird nicht leer, ich habe oft nicht Stühle genug für all' die Menschen, die mich besuchen. Ich war auf dem Hambacher Fest. Das ganze Land fast hat mich besucht, so daß ich krank von der Last geworden bin. Wenn ich in Neustadt über die Straße ging, erschallte es aus den Wirthshäusern, aus den vorüberfahrenden Kutschen: Es lebe Börne, der Verfasser der Briefe aus Paris! Die Heidelberger Studenten brachten mir dort ein Ständchen; hier in Freiburg war es ebenso. Die Studenten sind abends, als ich schon im Bette lag, vor mein Haus gezogen, haben mir ein Ständchen gebracht und gerufen: Es lebe der Vertheidiger der deutschen Freiheit! Selbst die hiesigen Bürger, die einige Tage später einem liberalen badischen Deputirten, der in meinem Wirthshause wohnt, ein Ständchen gebracht, haben mich auch hineingemischt und gerufen: Es lebe der deutsche Patriot Börne! . . ." Und der so gefeierte treffliche Mann, der stets eine glühende Vaterlandsliebe bekundete, wie hat man ihn später verleumdet, der Lieblosigkeit, des Hasses, der Feindschaft und des Verraths gegen sein Volk beschuldigt! Wohl hat er manches bittere Wort gesprochen, wohl manches einseitige, harte Urtheil gefällt, aber er war ein Charakter im schönsten Sinne des Wortes, aufrichtig und treu, Wahrheit der Grundzug seines Wesens. Mit gebrochenem Herzen über die traurigen Verhältnisse, welche alle Hoffnungen auf eine bessere Zukunft zu vernichten schienen, starb Börne am 13. Februar 1837 in Paris, wo er sich dauernd niedergelassen hatte.

Dem eingangs dieses angeführten Urtheil Scherrs über unseren Jubilar möge hier das von Heinrich Kurz folgen. Der mächtige Eindruck, äußert er sich, den Börne auf seine Zeitgenossen hervorbrachte, lag nicht bloß in dem, was er sagte, sondern ganz vorzüglich auch in der Art und Weise, wie er es sagte, denn er besaß ein bedeutendes und originelles Talent. In ihm verband sich das orientalische Element mit dem deutschen zur schönsten Harmonie; er besaß die glühende Phantasie des Morgenlandes und die Klarheit der modernen Bildung; er war reich an Ideen, tief und scharfsinnig, voll des lebendigsten, stets bereiten Witzes und des liebenswürdigsten Humors. Diese Seiten, die ursprünglich in ihm lagen, hatte er vorzüglich durch das Studium seines Lieblingsdichters Jean Paul zu großem Reichthum entwickelt, diesen aber so ganz in sich aufgenommen, daß einzelne Aufsätze selbst schon in ihren Titeln von diesem eingegeben zu sein scheinen, wie z. B. Die „Fastenpredigt über die Eifersucht", „Ueber das Schmollen der Weiber", „Die Kunst, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden" u. a. m. So unverkennbar aber dieser Einfluß Jean Pauls auf Börne ist, so war er doch im ganzen vollkommen selbstständig, was er namentlich seinem praktischen Sinn und klarer Auf-

Digitized by Google

fassung der Wirklichkeit zu verdanken hatte. Allenthalben in seinen Schriften, so urtheilt ein anderer Kritiker, giebt sich der Menschenfreund kund, der die Welt aufklären und glücklich machen will. Nur das augenblickliche Bedürfniß drängte ihm die Feder in die Hand, er wollte nicht Werke für die Ewigkeit schreiben, und doch trug jede Zeile den Stempel künstlerischer Formvollendung, aber auch innerster Ueberzeugung; seine unerbittliche, gegen die Personen und sogenannte Autoritäten keine Rücksicht kennende Wahrheitsliebe blieb stets jungfräulich unberührt vom Schein. Der Verein dieser Eigenschaften erhebt Börne zu dem Rang des ersten Journalisten; durch ihn erst ist Journalistik eine Macht geworden, mit welcher die Großen der Erde zu rechnen haben. Börnes Leben war, mit den Worten gesprochen, die Friedrich von Sallet ihm nachrief:

Ein wilder Riesenkampf,
Ein glühend Freiheitsstreben,
Von Lieb' und Haß ein Krampf.

Ein Rittersmann, ein ganzer,
Flohst Du des Lebens Scherz,
Zwar ohne Eisenpanzer,
Doch eisern war Dein Herz.

Dein Roß war nur von Leder,
Doch bügelfest Dein Sitz,
Dein Schwert nur eine Feder,
Doch traf sie, wie der Blitz! —

—n—

Digitized by Google

Ein Orden der Aufklärung im vorigen Jahrhundert.

Am 16. August 1885 waren hundert Jahre verflossen, seitdem der Orden der Illuminaten durch eine Kabinettsordre des Kurfürsten Karl Theodor von Bayern aufgelöst wurde. Der Orden war von Adam Weißhaupt am 1. Mai 1776 gegründet und zählte die bedeutendsten und hervorragendsten Männer der damaligen Zeit zu seinen Mitgliedern.

Weißhaupt, geboren den 6. Februar 1748 zu Ingolstadt, studirte in seiner Vaterstadt Jura, erwarb im Jahre 1768 den Doktortitel, erhielt 1772 die Stelle eines juristischen Repetenten und im Jahre 1775 endlich die Professur des Natur- und kanonischen Rechtes, welche bis dahin von Ordensgeistlichen, namentlich aus dem Jesuitenorden, besetzt war.

Weißhaupt war Zögling des Jesuitenordens gewesen, und als diese Gesellschaft im Jahre 1773 durch die Bulle „Dominus ac redemptor“ aufgelöst wurde, kam er auf den Gedanken, mit gleichen Waffen, wie diese für Finsterniß und Aberglauben gekämpft hatte, für die Freiheit und das Edle zu fechten. Drei Jahre war er nun eifrig beschäftigt, den Plan für seinen Orden, den er anfänglich „Bund der Perfektibilisten“ nannte, auszuarbeiten. Zweck des Vereins sollte „Förderung der Freiheit und Aufklärung, der Sittlichkeit und damit der menschlichen Wohlfahrt“ sein. In seinem Werke „Das verbesserte System der Illuminaten mit seinen Einrichtungen und Graden“ äußert er sich über diejenigen, welche er als Mitglieder werben will, folgendermaßen: „Wer sein Ohr dem Wehklagen des Elends, sein Herz dem sanften Mitleide öffnet, wer Freund der Unglücklichen, wer mit Vorsatz auch nicht den Wurm zertritt, der sich unter seinen Füßen krümmt, und ein Herz für Liebe und Freundschaft hat, standhaft in Widerwärtigkeiten, unermüdet ein angefangenes Werk durchzusetzen und unerschrocken in Ueberwindung der Gefahr und Schwierigkeit ist, dieser ganz allein ist der Mann für uns, den wir suchen.“ Er gründete den Orden vollständig nach jesuitischem Vorbilde und verlangte daher un-

Digitized by Google

verbrüchliche Verschwiegenheit und unbedingten Gehorsam den Oberen gegenüber, von welchen allein jede Beförderung abhing. Dagegen versprach er wissenschaftliche Aufklärung und Sittlichkeit und dadurch allgemeine menschliche Glückseligkeit.

Er gliederte den Orden folgendermaßen: Einzelne Mitglieder, Vorsteher von mehreren Mitgliedern (Manuduktoren), Vorsteher einzelner Distrikte (Präfekten), Aufseher über eine Anzahl von Distrikten (Provinzialen), der Vertreter mehrerer Provinzen (National) und über allen als erster Vorsteher der General. Den Präfekten und Provinzialen standen Präfekturen- und Provinzialkapitel zur Seite, welche in gewissen Zwischenräumen zusammenkamen. Alle Oberen insgesammt bildeten den Areopag, welcher von den Unteren unbedingten Gehorsam verlangte, da nach Weißhaupts Ansicht „ein Orden eine aufsteigende Leiter von Subordination sein muß, so daß derjenige, der höher steht, eine simplifizirte Uebersicht des Ganzen unter sich hat, und jede Stufe der Hierarchie wieder muß zur Verhütung der Nachlässigkeit und der Gewalt eine besondere Kontrolle haben.

Aufgenommen in den Orden wurden nur solche Personen, welche sowohl von den Präfektur- als von den Provinzialkapiteln nach Prüfung ihrer persönlichen Verhältnisse einstimmig für würdig erachtet wurden. Die Mitgliedschaft zerfiel in mehrere Grade, deren unterste die Minervalklasse war. Sobald jemand vom Kapitel genehmigt war, mußte er einen Revers unterschreiben, durch welchen er sich verpflichtete, „von den ihm anvertrauten Sachen gegen niemanden das Geringste zu offenbaren, ob er nun aufgenommen wird oder nicht.“ Nach Unterschreibung dieses Scheines begann die Ueberwachung des Novizen; er mußte bestimmte Tabellen ausfüllen, welche Fragen enthielten nicht nur über seine Lieblingsstudien, seine Korrespondenz, seinen Charakter, seine Neigungen, sondern auch solche über die Charaktereigenschaften seiner Eltern und Geschwister, seiner Freunde und Feinde, über deren Briefwechsel u. s. w. Diese Berichte waren in bestimmten Zwischenräumen zu wiederholen und außerdem hatte der Minervale jeden Monat einen versiegelten Bericht mit der Aufschrift „Quibus licet“ einzureichen, in welchem er etwaige Beschwerden gegen den Orden anzugeben hatte und mittheilen mußte, wie sein Manuduktor mit ihm verfuhr. Hatte ein Novize eine besondere Mittheilung zu machen, so schloß er in den „Quibus licet“ Zettel, einen solchen mit der Aufschrift „Soli“, ein, und wollte er, daß nur der erste Vorsteher seinen Zettel lesen sollte, so adressirte er ihn „Primo“, worauf dann die mythische Person „Basilius“ antwortete.

Weißhaupt war außerordentlich für die geistige Ausbildung seiner Ordensmitglieder besorgt und empfahl den Novizen das Studium von Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, Senecas Briefen, ferner von den Werken des Plutarch, Montaigne, Pope, Basedow, von Thomas Abbts Schrift „Vom Verdienste“ u. s. w. Um seine Empfehlung wirksamer zu machen, setzte er fest, daß nur derjenige in einen höhern Grad befördert wurde, der allmonatlich einen moralischen Aufsatz, der mindestens einen halben Bogen lang sein mußte, zur Zufriedenheit seiner Oberen geliefert hatte.

Das Noviziat, welches meistens zwei bis drei Jahre dauerte,

Digitized by Google



Ein Besuch bei der kranken Schulfreundin.
Nach dem Original-Gemälde von Hugo Oehmichen.

Digitized by Google

Digitized by Google

hatten gewöhnlich nur junge Leute zu bestehen, während ältere Männer von hervorragender Lebensstellung sofort in einen höhern Grad aufgenommen wurden. Selbstverständlich war die Aufnahme neuer Mitglieder stets mit mystischen Ceremonien verbunden, und finstere Zimmer, Pyramiden, bunte Lampen, die verworrensten Fragen u. dgl. mehr spielten bei derselben eine große Rolle. Jeder Minervale trug bei den Zusammenkünften ein vergoldetes Medaillon an einem grasgrünen Bande um den Hals. Auf demselben befand sich in einem Lorbeerkranze eine über Wolken schwebende Eule, welche in ihren Krallen ein aufgeschlagenes Buch hielt mit den Anfangsbuchstaben P. M. C. V. (per me caeci vident; d. h. durch mich sehen selbst die Blinden).

Der zweite Grad der Mitglieder bestand aus den kleinen Illuminaten, welchen vornehmlich die Ausbildung der ihnen von den Oberen zuertheilten Novizen oblag. Dieselben hatten die Beobachtungen über ihre Zöglinge an die Oberen weiterzugeben, welche sie in die Hände des Generals gelangen ließen, so daß dieser genaue Personalakten von sämmtlichen Mitgliedern besaß.

Weißhaupt warb in erster Linie Studenten aus Ingolstadt für seinen neuen Verein, dann legte er sogenannte „Pflanzschulen“ in Eichstädt und München an. Im Jahre 1780 sandte er darauf den Marquis von Constanza (im Verein Diomedes genannt) nach Norddeutschland, um dort Anhänger zu gewinnen. Constanza warb in Frankfurt a/M. den Freiherrn Adolf von Knigge für den Verein. Knigge, bekannt durch sein Werk „Der Umgang mit den Menschen“ machte die Idee Weißhaupts zu der seinigen und war mit dem größten Eifer bestrebt, für den Orden Propaganda zu machen. Er war überzeugt, daß durch die Studentenklubs, welche Weißhaupt gegründet hatte, der Orden nicht weit genug verbreitet und sein Einfluß sich nicht auf die höheren Stände erstrecken würde. Infolge dessen war er bemüht, dem Bunde möglichst einflußreiche Männer zuzuführen, und er arbeitete mit dem hessen-darmstädtischen Geheimrathe Joh. Joach. Christ. Bode einen neuen Vereinsplan aus. Dann reiste er im Jahre 1781 nach Bayern, wo er lebhaft für den Verein agitirte.

Knigge zergliederte die Mitgliedschaft folgendermaßen:

A. Pflanzschule
  1) aus der Vorbereitung,
  2) dem Noviziate,
  3) dem Minervate,
  4) dem illuminatus minor.

B. 1) Symbolische;
    a. Lehrlinge,
    b. Gesellen,
    c. Meister.
  2) Schottische;
    a. illuminatus major (schottische Novize),
    b. illuminatus dirigens (schottische Ritter).

C. Mysterien;
  1) kleine,
    a. Presbyter oder Priestergrad,

Digitized by Google

b. Princeps oder Regengrad;
2) große,
a. Magus,
b. Rex.

Der Areopag bestand nur aus den oberen Stufen, hatte aber dem Generale unbedingt zu gehorchen. Die Mitglieder der ersten Abtheilung erhielten nur die theoretische Ausbildung und die praktischen Endziele des Vereines blieben ihnen verborgen.

Nach Knigges Umwandlung stand der Bund in seiner höchsten Blüte. Zu seinen Mitgliedern, die sich über ganz Deutschland verbreiteten und deren Zahl wohl 2000 erreichte, gehörten die hervorragendsten Männer und selbst regierende Fürsten.

Je mehr das Ansehen des Vereins stieg, um so mehr wuchsen auch die mysteriösen Ceremonien, und Weißhaupt ging sogar damit um, den Feuerkultus der Parsen einzuführen und einen Feuertempel in München zu bauen. Er hoffte, damit einen besonderen Effekt zu machen und ließ „das gesammte Gebiet der Experimentalphysik zur Herstellung von Lichteffekten durchforschen.“ Den altparsischen Kalender hatte er schon eingeführt. Das Jahr begann mit dem 21. März und bestand aus 12 Monaten, von denen der erste 41, die 10 folgenden je 30, der letzte 20 Tage hatte. Die Monate selbst hießen: Farawardi, Adarpahascht, Chardad, Trimeh, Alerdethmeh, Schaharimeh, Meharmeh, Abenmeh, Addarmeh, Dimeh, Benmeh und Asfaudar.

Auch sonst war man bestrebt, möglichst viel fremde Namen zu verwenden und bezeichnete z. B. die verschiedenen Provinzen des Ordens mit folgenden Namen. Bayern hieß Achaja, Schwaben Pannonien, Oesterreich Aegypten, Tyrol Peloponnes, Franken Illyricum; von den Städten wurde bezeichnet München durch Athen, Rabensburg durch Sparta, Eichstätt durch Erzerum, Ingolstadt durch Eleusis oder Ephesus, Bamberg durch Antiochia, Konstanz durch Abydos u. s. w. In gleicher Weise hatte der Orden eine eigene Chiffreschrift und zwar bedeutete M = 1, L = 2 u. s. f. bis A = 12, N = 13 u. s. f. bis X = 24, Z = 22, Y = 23. Die Mitglieder selbst legten sich gleichfalls andere Namen bei, so hießen Knigge Philo, Bode zuerst equesa lilio convalium dann Amelius, Baron Freysing Alcibiades, Graf Collowrath in Wien Numenius, Baron Schröckenstein Mohamed, Schmerbes in Frankfurt Agathokles u. s. w.

Bald entstanden aber Zwistigkeiten zwischen Weißhaupt und Knigge, welche den letzteren zum Austritt veranlaßten. Das war das Signal aller Gegner des Ordens, über denselben herzufallen. Professor Westewieder, Strobel und Kanonikus Danzer erließen heftige Schriften gegen ihn und beschuldigten ihn von der Kanzel herab „der Geldschneiderei und des Meuchelmordes“. Die Jesuiten ließen einige ihrer Mitglieder in den Orden treten, um die Pläne desselben auszuspioniren und erhoben dann leidenschaftliche Anklagen vor dem Herzoge Karl Theodor von Bayern. Mit ihnen verbanden sich Hofkameral Utzschneider, der Kabinettssekretär der Herzogin Anna, die Professoren Grünberger und Cosandey und Abt Renner. Ihren gemeinschaftlichen Verleumdungen gelang es dann schließlich, den Herzog

Digitized by Google

zu einem Verbot zu bewegen (27. Juni 1784) „gegen alle ohne öffentliche Autorität und landesherrliche Bestätigung errichteten Kommunitäten, Gesellschaften und Fraternitäten.“ Die Folge davon war, daß sowohl die Illuminaten als die Freimaurer ihre Zusammenkünfte schlossen.

Weißhaupt blieb in seiner Stellung und hoffte, daß der Herzog sein Edikt zurücknehmen werde. Als er aber im Jahre 1785 einige freisinnige Werke für die Ingolstadter Bibliothek anzuschaffen beantragte, wurde er, auf eine Anzeige der Professoren Frank und Kreitmaier hin, seines Amtes entsetzt und aus Bayern verbannt. Er flüchtete nun zum Herzog Ernst von Gotha, welcher Ordensmitglied war. Dieser ernannte ihn zum Hofrath und gewährte ihm eine Pension.

Nach Weißhaupts Entfernung aus Bayern begannen dort die Verfolgungen der Illuminaten. Die Papiere des geheimen Regierungsrathes von Zwackle in Landshut, eines eifrigen Ordensbruders, wurden während seiner Abwesenheit mit Beschlag belegt. In denselben wurden verschiedene Mitgliederlisten gefunden, aus welchen die Namen von Männern in hervorragender Stellung, wie Kanzler von Löwenthal, Graf Pappenheim, Generallieutenant Graf Lerchenfeld, Graf Höllenstein u. a. m., einfach gestrichen wurden, während man gegen die anderen ganz energisch vorging. Am 16. August 1785 erließ darauf der Kurfürst, weil bei weitem noch nicht alle Mitglieder bekannt waren, eine Kabinettsordre, „daß alle und jede dieser Sekte anhängenden Vorstände und Mitglieder der Kollegien binnen acht Tagen nach der geschlossenen Publikation, und zwar die Vorstände unmittelbar bei der höchsten Stelle, die anderen Mitglieder aber dort oder bei ihrem Vorstande sich selbst angeben und mit der Erklärung manifestiren sollen, daß sie von dieser Sekte abstehen! Jetzt wurde nun ein Theil der ehemaligen Mitglieder eingekerkert, ein anderer verbannt und man versagte ihnen sogar jedes gerichtliche Verhör.

Der Stifter des Ordens, Weißhaupt, lebte bis zu seinem Tode (18. November 1830) in Gotha und verfaßte noch verschiedene Schriften zur Vertheidigung des von ihm gegründeten Bundes. Wir besitzen von ihm folgende Werke: 1) Apologie der Illuminaten, 2) Das verbesserte System der Illuminaten, 3) Pythagoras über die geheime Welt- und Regierungskunst, 4) Materialien zur Beförderung der Welt- und Menschenkunde, 5) Ueber Staatsausgaben, 6) Ueber Steuerwesen. Aus allen diesen Werken geht hervor, daß Weißhaupt entschieden sehr begabt war und daß er großes hätte leisten können, wenn er nicht von Natur zu phantastisch angelegt gewesen wäre.

Fragen wir uns nun schließlich nach den Gründen, welche die Auflösung einer so wohlorganisirten Verbindung herbeiführten, so haben wir dieselben darin zu suchen, daß Weißhaupt sich bei der Einrichtung des Bundes zu sehr an jesuitische Institutionen hielt und daß durch die geheime Art, in welcher er für die Aufklärung kämpfte, viele abgestoßen wurden, welche entschiedene Anhänger seiner Ideen gewesen wären, wenn er offen gefochten hätte. Endlich hat der heftige Haß der Jesuiten, begünstigt durch die damaligen despotischen Zustände, viel zum Untergange des Bundes beigetragen.

Digitized by Google

Wir, Kinder der Neuzeit, lächeln vielleicht über die Geheimnißkrämerei unserer Vorfahren und vergessen über deren lächerlichen Ceremonien ganz den guten Zweck, der ihnen zugrunde lag. Die Bestrebungen jener Männer verdienen aber um so mehr unsere Anerkennung, als dieselben ohne Rücksicht auf ihre persönliche Sicherheit mit feurigem Enthusiasmus für ihre gute Sache eintraten!

R. Strauß.

Digitized by Google

Formosa.

Formosa ist für die Schiffahrer auf dem chinesischen Meer von jeher ein ebenso großer Gegenstand des Schreckens gewesen, wie die Scylla für die alten Römer. In der direkten Linie zwischen den südlichen und nördlichen Hafenplätzen Chinas gelegen und dazu im stürmischsten Theile des von Typhoons gepeitschten Ozeans, müßte es unter allen Umständen gewöhnlichen Schiffern gewisse Gefahren bieten. Fügt man aber noch hinzu, daß die Entfernung zwischen der Insel und dem Festlande im Fall eines Sturmes nur wenig oder gar keine Seeräumte übrig läßt, sondern mehr dazu dient, gleichsam als auffangender Trichter die Kraft des Windes zu sammeln, und zu verstärken, während die Ostküste — längs derer wenigstens Segelschiffe sich halten müssen — in einer Reihe steiler Höhen, ohne jeden Zufluchtshafen, aufstrebt und von wilden, höchst ungastlichen Eingeborenen bewohnt wird, so hat man damit ein Bild der Gefahren, welches dieselben kaum übertrieben darstellt. Während gewisser Zeiten erheben sich hier Stürme mit solcher Schnelligkeit und Heftigkeit, daß die Ostküste oft mit den Wrackstücken verunglückter Dschunken und Schiffe bedeckt wird, deren Besatzung dann nicht allein mit der Wuth der Wogen, sondern auch mit den feindseligen Eingeborenen zu kämpfen hat. Sicherlich darf man fürchten, daß die Mannschaft so manchen englischen Schiffes — ebenso wie die aus anderen seefahrenden Nationen — als Opfer der Mordlust jener Eingeborenen gefallen sind, welche den Ueberlebenden so vieler chinesischen und japanesischen Dschunken schon dasselbe Loos bereiteten. Vonseiten der Regierung des Mikado wurden dagegen am Hofe von Peking öfter Vorstellungen wegen solcher Vorkommnisse gemacht und die Niedermetzlung fünfzig japanesischer Schiffer im Jahre 1873 bildete die Hauptveranlassung zur Absendung einer Gesandtschaft nach der chinesischen Hauptstadt. Wie gewöhnlich, wenn in Peking Klagen über das Auftreten von Eingeborenen in entfernten Distrikten angebracht wurden, verschanzten sich die Tsmyli-Yamum (etwa die

Digitized by Google

Mitglieder des Auswärtigen Ministeriums) durch die Entschuldigung, die eingeborenen Stämme auf Formosa entzögen sich völlig ihrer Jurisdiktion und sie wären, trotz ihres Abscheus gegen solche Gewaltthaten, doch ganz außerstande, eine Bestrafung derselben eintreten zu lassen. Zu ihrer nicht geringen Verwunderung antwortete die Regierung des Mikado darauf, daß sie sich, wenn die Verhältnisse so lägen, verpflichtet fühlte, für die Erfüllung der Gesetze mit eigener Kraft einzutreten, und mit der Energie, welche überhaupt alle Unternehmungen der Japanesen in den letzten Jahrzehnten ausgezeichnet hat, wurde sofort eine Expedition ausgerüstet, welche auf Formosa landete und die noch zu ermittelnden Uebelthäter gehörig abstrafte. Allem Anscheine nach wurde das Erscheinen der Landesfeinde selbst von vielen, auf der Insel ansässigen Unterthanen des chinesischen Reiches nicht ungern gesehen, und der endliche Ausgang dieser Unternehmung wäre gewiß ein ganz anderer gewesen, wenn es der europäischen Diplomatie nicht gelang, zwischen den beiden asiatischen Ostmächten im Oktober 1874 einen Frieden unter der Bedingung zu ermitteln, daß Japan zwar das von ihm besetzte Formosa räumte, von China aber eine Kriegsentschädigung von 500,000 Taëls (= 3,200,000 Mark) erhielt. Jene Expedition bildete übrigens die erste praktische Erprobung des von Japan angenommenen Militärsystems und der neuen Waffen seines Heeres, wurde also auch in Europa mit leicht erklärlichem Interesse verfolgt. Unsere Aufgabe ist es jedoch nicht, die Einzelheiten jenes Kriegszugs zu rekapituliren; wir beschränken uns hier vielmehr auf die verläßliche Schilderung der Lage der Insel, ihrer Einwohner und Naturerzeugnisse.

Bei ihrer Entfernung von nur hundertdreißig bis hundertfünfzig Kilometer vom Festlande, sind ihre höchsten Berggipfel von der Küste der benachbarten Provinz Fuh-keen oft genug zu erkennen. Die Entdeckung Formosas muß nothwendig mit dem ersten klaren Tage zusammenfallen, indem frühere Ansiedler in der Nachbarschaft des heutigen Amoy oder Foochow nur einmal seewärts hinausblickten; und wenn chinesische Geschichtschreiber versichern, das Vorhandensein der Insel sei ihren Vorfahren erst im Jahre 1430 bekannt geworden, so meinen sie damit nur den Zeitpunkt, von dem Auswanderer vom Festlande auf derselben Fuß faßten, um sie niemals wieder zu verlassen; ja es entwickelte sich aus dieser Einwanderung allmählich ein System gewaltsamer Eingriffe, durch welche der ertragreichere ebene Boden Zoll für Zoll aus den Händen der früheren Eigenthümer in die der Eindringlinge überging. Jedenfalls fanden die Japaner, als sie zweihundert Jahre später auf der Insel eine Kolonie gründen wollten, daselbst eine chinesische von so beträchtlicher Menge vor, daß es den Eingeborenen, mit der Unterstützung, die jene denselben gewährte, unschwer gelang, die neuen Liebhaber der Kupferminen und Kampherbäume Formosas wieder aus dem Lande zu treiben.

Gegen die Holländer, welche 1634 an der Küste erschienen, waren die Einwohner nicht so erfolgreich, und eine Zeit lang konnten die europäischen Eindringlinge wirklich mit einer Kolonie prahlen, welche den Gesammthandel zwischen China und dem Westen auf sich zu lenken drohte. Holländische Priester bekehrten die Eingeborenen; hollän-

Digitized by Google

dische Ingenieure bauten Forts und Verschanzungen, und holländische Kaufleute tauschten die Erzeugnisse der Insel gegen die Waaren Europas und Chinas aus. Dann folgte eine Reihe Ereignisse, wie solche nur im fernen Osten möglich sind. In der Nähe von Amoy lebte ein chinesischer Schneider, namens Tquordrer, von Natur abenteuerlustigen Geistes, der sich in Macao in Handelsspekulationen versuchte, da ihm der auswärtige Handel einen schönen Profit abwarf, auch die Holländer auf Formosa aufsuchte und hier nur noch fettere Ernten einheimste. Nachdem er sich so ein sehr beträchtliches Vermögen angesammelt, siedelte er eine Zeit lang nach Japan über und hier vermehrte sich sein Reichthum in dem Maße, daß man behauptet, seine Flotte habe dreitausend Segel gezählt. Mit dieser Macht in der Hand wurde der ehemalige Schneider jetzt von Herrschergelüsten befallen. Er schmiedete seine Pflugschaare in Schwerter um und verwandelte seine Handelsflotte in eine Piratenflottille. Eine Zeit lang legte er den Handel des südlichen China vollständig lahm und setzte sich — zum Theil durch diplomatische Intriguen, zum Theil durch Entwickelung einer nicht zu verachtenden Macht — in Besitz der Provinz Fuh-keen. Da war es ihm aber beschieden in die Grube zu fallen, die er anderen hatte graben wollen. In seiner Verblendung entschloß er sich nämlich nach Peking zu gehen, in der Hoffnung von der neuen Tatarendynastie die Anerkennung seines unabhängigen Königreichs zu erlangen; kaum in der Hauptstadt angelangt, wurde er jedoch verhaftet und als Rebell ins Gefängniß geworfen.

Sein Sohn Koksinga, der bei dem unfreiwilligen Fernbleiben seines Vaters den Besitz der Güter desselben antrat, hatte von diesem einen reichlichen Theil der Neigung zu räuberischen Abenteuern geerbt, und da ihm die Schwierigkeiten, auf dem Kontinente festen Fuß zu fassen, aus Erfahrung bekannt waren, segelte er nach Formosa und verkündigte hier seine Absicht, die Insel in ein unter seiner Botmäßigkeit stehendes Königreich umzuwandeln. Die Holländer widersetzten sich zwar seiner Landung, aber ohne durchschlagenden Erfolg, und im Jahre 1661 wurden sie von dem neuen Eindringling vertrieben. Im Laufe des folgenden Jahres sandte Holland noch eine Expedition aus zur Wiedereroberung der verlorenen Kolonie, die „schwimmenden Festungen“ wurden aber schimpflich besiegt von den Dschunken des Piraten, der noch als König von Formosa starb. Seinem Sohn und Nachfolger gelang es jedoch nicht zu erhalten, was der Vater gewonnen, und im Jahre 1683 fiel die Insel wieder endgiltig an die chinesische Oberherrschaft zurück. Formosa wird, obgleich es ein Areal von gleicher Größe wie das Dänemarks einnimmt, eigentlich nur als eine Art Anhängsel betrachtet und steht unter der Jurisdiktion des Vicekönigs von Fuh-keen. Der „Große Wall“, was der Name Taivan — den die Chinesen der Insel nach ihrer Gestalt gegeben haben — bedeutet, ist ihm ein Dorn im Fleische der viceköniglichen Regierung gewesen. Obwohl nominell unter chinesischer Oberhoheit von Nord bis Süd und von Ost bis West, befinden sich die Bergdistrikte doch noch heutzutage in der Gewalt eingeborener Stämme, welche eigne Gesetze aufrecht erhalten und der tatarischen Rasse Treue und Gehorsam weigern. Auf dem ebenen Lande haben sich chinesische Auswanderer angesiedelt

Digitized by Google

und die Beamten des Vicekönigs üben daselbst unangefochten ihre Macht aus; die Grenzen ihrer Jurisdiktion sind aber allgemein bekannt und meist durch natürliche Schranken, wie ein Strom oder eine Hügelkette, deutlich genug bezeichnet. Ueber diese hinaus darf sich kein Chinese wagen, wenn er nicht mit Geleitschein von dem benachbarten Stammeshäuptling versehen ist; und die Eingeborenen, welche eine heilsame Furcht vor dem schleichenden Eindringen der Chinesen nähren, ermuthigen diese nur selten, ihre Grenzen zu überschreiten. Im großen und ganzen kann man sagen, daß die Bergkette, welche von Norden nach Süden verläuft und die Insel in zwei Hälften theilt, die Grenze zwischen den Besitzungen der eingeborenen Stämme und der chinesischen Regierung bildet, wobei die letztere ihre Souveränität über die, von den Bergen aus westwärts bis zur See sich erstreckende Ebene behauptet und die ersteren ihre Besitzungen in den wilden Berglandschaften festhalten, welches das Rückgrat der Insel von dem felsgeklüfteten Ufer der östlichen Küste trennen.

Von den Tagen des Candidius und David Wright, im 17. Jahrhundert, bis herab zur gegenwärtigen Zeit, haben nur wenige Fremdlinge freiwillig die Bergvesten der formosanischen Urbewohner besucht. Gründe dafür liegen nur selten vor, während es mit nicht geringer Gefahr verbunden ist, sich unter dieselben zu wagen. Von Handel findet sich kaum eine Spur, und die Eifersucht, mit welcher sie die Anwesenheit eines jeden Fremden überwachen, macht es, daß ein Aufenthalt unter ihnen stets mit großem Risiko verbunden bleibt. Wer die Leute eigentlich sind und woher sie kamen, ist eine noch heute ungelöste Frage; mit Bestimmtheit weiß man nur, daß eine Rassenverwandtschaft zwischen ihnen und den Chinesen nicht vorhanden ist. Sie haben ein weitvorspringendes Gesicht und ähneln weit mehr den Malayen als ihren tatarischen Nachbarn. Ueberdies hat man auch eine gewisse Uebereinstimmung ihres Dialektes mit dem, der auf der malayischen Halbinsel gesprochen wird, herauszufinden geglaubt. Wahrscheinlich also bilden sie, gleich den Lolas von Burmah und den Miau-tse von China, einen Ausläufer des malayischen Stammes. Gegenwärtig zerfallen sie wieder in verschiedene Einzelstämme, von denen jeder einen eigenen Dialekt spricht und ein besonderes politisches System bewahrt. Lesen und schreiben ist ihnen vollständig unbekannt, und die einzigen Schriftwerke, welche sie, so weit man das weiß, besitzen, bestehen in wenigen schlecht gekritzelten europäischen Briefen, welche von einem Stamme aufbewahrt werden als Beweis, daß derselbe von den früheren holländischen Insassen des Landes abstamme und welche von den anderen als unbestreitbarer Beleg für diese Behauptung betrachtet werden. Die Religion, welche sie bekennen, zeigt die Form des gröbsten Materialismus. Sie glauben, die Welt werde von einem guten und einem bösen Geiste beherrscht, welche beide stets um die Oberherrschaft streiten und die man sich nur durch die Darbringung von Geschenken und Opfern geneigt erhalten könne. Die geistlichen Würden sind nur Frauen anvertraut, welche das Geschäft als Weissagerinnen mit ihren priesterlichen Pflichten vereinigen und die unumschränkteste Gewalt über die Gläubigen ausüben, indem sie eines Theils deren abergläubische Neigungen zu benutzen wissen und

Digitized by Google

sie andererseits im Namen ihrer Gottheiten ermuthigen, ihren Leidenschaften völlig freien Raum zu lassen. Diese Priesterinnen oder Taibs, wie man sie nennt, werden als Orakel befragt, wenn es sich um einen Kriegszug oder sonst um eine bedeutungsvollere Unternehmung handelt, und als weiteres, von der Gottheit erwartetes Zeichen werden außerdem noch die Bewegungen des Vogels Aïdak beobachtet. Wenn die Krieger einen Aïdak mit einem Wurm im Schnabel antreffen, ziehen sie siegesgewiß vorwärts; sollte er aber ihren Weg kreuzen oder vor ihnen entfliehen, so betrachten sie das als eine nicht mißzubeachtende Warnung, und Mann für Mann ziehen sie sich nach ihren Wohnstätten zurück.

Gleich den Miau-tse lieben auch die Formosaner Belustigungen und Spiele im Freien, und zur Zeit der neun großen jährlichen Feste wird jede Arbeit eingestellt, während alt und jung sich nur dem Spiel und Tanz und, nicht zu vergessen, dem Trinken hingiebt. Bei solchen festlichen Vereinigungen, besonders bei dem sogenannten Venusfeste, arten ihre Vergnügungen oft in die niedrigsten Ausschweifungen aus; alle Decenz wird dabei vernachlässigt, und die durch ihre Priesterinnen angeführte Menge überläßt sich der Lust in jeder Weise. Das Band der Ehe wird bei ihnen ebenso geknüpft, wie ohne Umstände wieder gelöst. Hat ein junger Bursch, der nach einem ungeschriebenen Gesetz mindestens zwanzig Jahre alt sein muß, eine Wahl getroffen, so bringt er der Geliebten ein Ständchen, und sie fällt, wenn ihr seine Bewerbung genehm ist, um ihre Zustimmung auszudrücken, in seine Musik ein. Er sendet hierauf gewisse Geschenke, deren Werth sich nach seinem Vermögensverhältnissen bemißt, an die Eltern des jungen Mädchens, der Hochzeitstag wird festgesetzt und ohne weitere Umstände, nur unter der Bedingung von Trankopfern für den Himmel und die Erde, ist das glückliche Paar Mann und Frau. Unter merkwürdiger Verachtung natürlicher Gesetze, darf der Ehemann sich nicht vor Erreichung des vierzigsten Lebensjahres öffentlich in Gesellschaft seiner Gattin sehen lassen und selbst auch nicht mit ihr am Tage verkehren. Nur heimlich und in der Nacht ist es ihm gestattet, sie im Hause ihres Vaters zu besuchen; der einbrechende Morgen ist für ihn aber das Zeichen zum Wiederaufbruch. Schon während dieser, wie auch in späterer Zeit, wird oft der geringste Streit als Grund für eine Ehescheidung herangezogen, und wenn bewiesen werden kann, daß die Frau die Ursache zur Veruneinigung gewesen ist, so ist der Mann noch berechtigt, die Geschenke zurückzufordern, welche er zur Zeit der Verlobung — in unserm Sinne — den Eltern derselben gemacht hatte. Diese Leichtigkeit der Ehescheidung wird sehr ausgiebig benutzt, und es kommt deßhalb nicht selten vor, daß ein Mann im Laufe eines Jahres mehrere Frauen heiratet und sich auch wieder von denselben scheiden läßt. Die traurigen Folgen solcher Zustände werden einigermaßen abgeschwächt durch ein Gesetz, welches vorschreibt, daß kein Kind, welches vor dem siebenunddreißigsten Lebensjahre der Mutter geboren wird, am Leben bleiben darf.

In ihrer Kleidung gleichen die Formosaner vollständig den Malayen. Außer bei ganz kalter Witterung tragen die Männer nur einen Schurz um die Lenden, und die Frauen begnügen sich mit einem kur-

Digitized by Google

zen Rocke. Die letzteren lieben es, das Haar mit Blumen zu schmücken und Ringe in den Ohren zu tragen. Beide Geschlechter scheinen auch gegen Temperaturunterschiede der gröbsten Art vollkommen abgehärtet, und ihre Gewohnheit, das ganze Jahr über, selbst bei recht kalter Witterung zu baden, wird bei chinesischen Schriftstellern oft hervorgehoben und lächerlich gemacht. Dagegen steht es fest, daß sie ein auffallend gesundes Volk sind, und vielleicht ist daran nicht zum wenigsten der vollständige Mangel an Arzneien und die landläufige Art und Weise schuld, wie man dort schwächliche Personen, wenn sie erkranken, zu behandeln pflegt. Wenn ein Mann krank wird, so greifen seine nächsten Freunde, statt jedes Hilfsmittel zu seiner Rettung zu versuchen, zu der an Kopf und Kragen gehenden Methode, ihn am Halse an einen Balken aufzuhängen, welches Verfahren, im Verein mit dem plötzlichen Herabfallenlassen, als besonders wirksam bei allen betrachtet wird, welche die Prozedur überhaupt überleben. Stirbt der Patient daran, was natürlich meistens der Fall ist, so legt man seinen Leichnam in freier Luft auf ein erhöhtes Gerüst, und auf diesem bleibt er liegen, bis die Sonne ihn ausgetrocknet und völlig mumifizirt hat, worauf er in seinem eigenen Hause beerdigt wird. Von der Zeit des Ablebens bis zu der des Begräbnisses halten bei dem todten Körper seine nächsten Freunde im Verein mit gemietheten Klageweibern und einigen Taibs Wache. Tanz, Gesang, Essen, Trinken und Heulen bilden das Programm der unheimlichen Feierlichkeit, und wenn die Berichte die Wahrheit melden, geht es bei diesen Saturnalien eher noch wüster her als bei den ausgelassensten Venusfesten.

Da die Urbewohner von der Hand in den Mund zu leben pflegen, ist es gewiß nicht ihrem Fleiße zuzuschreiben, daß Formosa den Ruf der Kornkammer Chinas genießt; vielmehr dankt es denselben der nie rastenden Betriebsamkeit, welche die chinesischen Kolonisten hier wie überall entwickeln. Aus jedem nur irgend verwerthbaren Stück Land innerhalb ihrer Grenze haben jene Reis- oder Zuckerfelder geschaffen, welche die Mühe der Ansiedler mit gleichmäßig reichen Ernten lohnen. Schon diese Erträge, im Verein mit den Erzeugnissen von Jute, Leinwand, anderen Faserstoffen, Reispapier und Palmenried, würden die Insel zu einem begehrenswerthen Besitzthum machen; noch werthvoller mögen dem Kanzler der Schatzkammer freilich der Schwefel und der Kampher erscheinen, die aus den Minen und von den Bergen der Insel geliefert und von der Regierung als Regalen beansprucht werden. Im nordwestlichen Theile des Landes trifft man sehr häufig auf Schwefelgruben, welche äußerlich freilich eine häßliche Unterbrechung der sonst wirklich schönen Landschaft bilden. Swinchoe schildert in seinen „Notes of Formosa“ den Anblick einer solchen von ihm besuchten Grube in folgender Weise: „Die Schwefelmine“, sagt er, „erschien aus einiger Entfernung wie ein Krebsgeschwür an der Seite eines rasenbedeckten Hügels, der überall, mit Ausnahme der nächsten Nachbarschaft jenes Werkes, frisch und grün aussah. Die breite schwefelführende Thalschlucht hob sich deutlich durch ihre blasse, krankhaft gelbe oder röthliche Färbung ab, und aus zahlreichen Spalten und Sprüngen des Erdbodens brodelten stoßweise gelbliche Dämpfe mit einer Gewalt und einem Geräusch hervor, als drängen sie aus

Digitized by Google

dem Sicherheitsventil eines hochgespannten Kessels; an anderen Stellen wirbelten und kochten kleinere Ansammlungen reinen Schwefels. Am tiefsten Punkte des Einschnittes schlich träge ein kleiner Bach hin, der schweflige Ausdünstungen noch weit nach der Ebene mit sich fortführte. In größerer Entfernung, rund um die eigentliche Grube, hörte man die Erde unter dem Fuße dröhnen und die Luft war so erfüllt mit Schwefeldunst, daß Insekten, welche sich dahin verirrten, plötzlich starben, wovon die todten Körper von Käfern und Schmetterlingen genügend Zeugniß ablegten." Von der Grube aus gelangt der Schwefel in große eiserne Kessel, in denen er gekocht wird, bis das erst schieferartige Metall sich in eine Art Syrup verwandelt. Hiermit fährt man übrigens fort, bis sich jede Verunreinigung von dem Schwefel abgeschieden hat, worauf letzterer in hölzerne Behälter — etwa gleich Zuckerhutformen — ausgegossen wird. In diesen läßt man ihn auskühlen, und hierauf wird endlich der hügelförmige Kuchen einfach durch Ausschlagen des Bodens der Form freigelegt.

Da die gigantischen Laurus, von denen der Kampher gewonnen wird, sich nur auf den, im Besitze der Eingeborenen befindlichen Bergen vorfindet, so ist die Beschaffung der erwünschten Mengen desselben oft mit einigen Schwierigkeiten verknüpft. Nur von den Stämmen, welche mit den Chinesen auf freundschaftlichem Fuße stehen, ist die Erlaubniß, die betreffenden Bäume niederzulegen, zu erhalten. Ein dem Häuptling überreichtes Geschenk vermittelt dann in der Regel die Ausstellung eines Erlaubnißscheins. Die Chinesen treffen dann eine Auswahl unter den Bäumen, welche ihnen am saftreichsten erscheinen, und wenn sie diese gefällt, wählen sie die geeignetsten Theile zu Zimmerholz aus und sammeln das übrige für die eisernen Kochgefäße, aus denen der sublimirte, den Kampher enthaltende Dampf aufgefangen wird. Allein in der Umgebung von Tamsug werden von dieser schätzbaren Drogue jährlich nicht weniger als dreihundertfünfzigtausend Kilo gewonnen. Außerdem kommt noch Petroleum vor unter den Schätzen dieser Insel, welche sowohl wegen ihrer Natur- wie ihrer Kunstprodukte gewiß dazu angethan scheint, die Begehrlichkeit der Japanesen, wie vor ungefähr zehn Jahren, zu reizen, und die Chinesen auf anderer Seite zur Vertheidigung ihres Besitzthums anzuspornen.

Digitized by Google

Stilproben.

Ein literarischer Scherz von B. v. Suttner.

Toilettengeheimnisse.

Zugestanden — das wäre eine abscheuliche Indiskretion. Geheimnisse soll man nicht drucken lassen, am allerwenigsten so zarte, duftige Geheimnisse wie die der Toilette. Der Enthüller so verborgener Dinge verdiente wohl, daß man ihm die kristallene Puderbüchse an dem Kopf zerschelle oder ihn mit dem seidenen Strumpfband erwürge!

Aber wozu sich so ereifern, elegante Leserin? Es ist ja noch gar nicht erwiesen, daß ich von Damentoilette sprechen will. Heute Morgen, nach dem Frühstück habe ich meine „Muffi" — ein schöneres, weißeres, affektirteres Angorageschöpf giebt es nicht — beobachtet, wie sie ihre schneeige Pfote mit der schmalen, einem Rosenblatt gleichenden Zunge benetzte, sich die großen grünen Augen auswischte und ihre Ohren frisirte: es könnte ja auch diese Toilette sein, der diese Zeilen gelten. Aber nein — Muffi ist es nicht, die ich im Auge habe. Mir schwebt etwas ganz anderes Schwarzes vor, als eine weiße Katze ... „Vielleicht ein schwarzer Domino?" Diesmal hat Sie Ihr gewohnter Scharfsinn verlassen — es handelt sich um keinen Domino. „Etwa gar der Teufel?" Geben Sie das Rathen lieber auf! Uebrigens wäre letzteres keine üble Idee. Es ließe sich gar manches sagen über die Toilette des Satans, der sich in so reiche Lügengewebe hüllt, der sich mit Tugendheuchelfarben schminkt und dessen Geschmeide von Lust und Laster so verlockend funkelt. Da ist die Toilette der Engel viel bescheidener: das Gewand der Unschuld, ein schlichtes Flügelpaar — und das ist alles. Aber es sind weder Höllen- noch Himmelsgeheimnisse, die ich da ausplaudern will; das mir vorschwebende Schwarze ist — das Tintenfaß.

Das Wort „Toilette" bezeichnet gewöhnlich die künstliche Verhüllung und Verzierung des menschlichen Leibes. Nun giebt es auch einen vielfältigen Aufputz des menschlichen Gedankens, und das Kabinett, in welchem dieser seine Toilette macht, in welchem er sich badet und parfümirt und putzt und schminkt, woraus er in frischem Glanz

Digitized by Google

hervortritt, um sich der Welt zu zeigen — dieses Ankleidekabinett ist das Tintenfaß. Daß die Toilette des Gedankens gleichfalls von der Mode beherrscht wird, das brauche ich gar nicht erst zu bemerken; ebensowenig bedarf es der Bestätigung, daß es für den Gedanken Salon-, Reise-, Schul- und unzählige andere Kostüme giebt; es bleibt also nur noch die vielleicht anzügliche Reflexion übrig, daß die Gedanken mancher Autoren recht geschmacklos angekleidet sind. Es giebt mitunter ganz wackere, rechtschaffene Gedanken, die dabei so zerlumpt einhergehen, daß ihnen in kein anständiges Schrifthaus Eingang gewährt wird; und, umgekehrt, ganz unbedeutende, gehaltlose, gar nicht mehr junge Gedanken, die sich aber so herauszuputzen verstehen, daß sie prächtigen Effekt machen und in die vornehmsten Geisteszirkel Einlaß erhalten. Im modernen französischen Roman erscheint der Gedanke manchmal so entsetzlich dekolletirt, daß der erröthende Beschauer sich abwenden würde, wenn er nicht fände, daß die dekolletirte Mode imgrunde doch reizend ist; in manchen Erbauungschriften und gelehrten Abhandlungen hüllt sich ein magerer, unscheinbarer Gedanke in so majestätisch schweren Faltenwurf, daß er ganz wunderbar imponirt; wenn er aber gar in einem Dichtertintenfasse Toilette gemacht hat, so kommt er so duftend und strahlend hervor, daß seine Erscheinung blendet: er trägt eine Krone von Sternen, seine Gewänder flattern als rosige Wolkengewebe, er fächelt uns Veilchendüfte zu — wie sollen wir da noch seine innere Bedeutungslosigkeit herausfühlen? Hingegen wird ein schmuckloses, einfach edles Gewand genügen, solche Gedanken zu kleiden, die an sich wirklich neu und licht sind — gerade so wie, aller Toilettenkünste bar, eine schöne, jugendfrische Maid auch im schlichtesten Kleidchen lieblich erscheint.

In diese und ähnliche Betrachtungen war ich vertieft, als ich eines Tages meinem Tintenfaß gegenübersaß, seit einer halben Stunde vergeblich nach einem Gedanken haschend. Es giebt solche Momente im Leben der Tintenritter. Da liegt der weiße Bogen, bereit die herrlichsten Geistesblüten sowie das langweiligste Blödsinnsunkraut auf seiner Oberfläche sprießen zu lassen; da gähnt das Tintenfaß mit seinen unermeßlichen Tiefen uns an, da ist die Feder gehoben, um eine Idee im Fluge zu spießen — aber es kommt nichts zum Vorschein.

In solchen Stunden soll man ein Wörterbuch — oder gar nichts — verfassen. Letzteres ist doch nicht übertrieben schwer, und ich begreife nicht, daß es so viele Leute giebt, die das einfache Kunststückchen, nichts zu schreiben, nicht fertig bringen.

Ich war also eines Tages in der beschriebenen Verfassung, die hochgehobene Feder in der Rechten, das Tintenfaß mit obigen Reflexionen beehrend, als mir ein Einfall kam. Das kann jedem passiren — vor einem Einfall ist niemand sicher. Und ist dieser zufällig gut, so macht man ihm gewöhnlich den undankbaren Vorwurf, „warum er einem nicht früher eingefallen?“

Mein Einfall war dieser: Es wäre doch amüsant, ein und denselben Gedanken in verschiedene Toiletten zu kleiden und dann Vergleiche anzustellen. Ich kenne ein Kinderspielzeug, bestehend aus einer papiernen Puppe und einer Auswahl papierner Anzüge, in welch-

Digitized by Google

letztere man die erstere beliebig einschiebt. Diesen selben Spaß kann man sich leicht bereiten, wenn man irgend einen Gedanken als papierne Figur behandelt und ihn nacheinander in die verschiedensten — gleichfalls papiernen — Stiltoiletten schiebt. Das kleine Spiel will ich mir gleich vergönnen, sagte ich mir mit raschem Entschluß — also schnell einen Gedanken her!

Nun war ich aber wieder mit dem Kopfe an eine Mauer angerannt: rechts und links kein Gedanke! Das giebt es nicht, daß man nach einem Gedanken nur so gebieterisch zu klingeln braucht, damit er gleich dienstbereit erscheine. Er beherrscht uns vielmehr, als er uns bedient; er kommt wann er will, läßt sich weder festhalten, noch verjagen und ist wegen des fatalen Ideenassociationsgesetzes niemals unter vier Augen zu sprechen, denn kaum will man ihn ein wenig ergründen, so ruft er ein Dutzend Associés herbei und beginnt mit ihnen in unserm hilflosen Hirn den gewohnten Rundtanz aufzuführen.

Wo sollte ich also meine Puppe hernehmen? „Das einfachste wird sein", sagte ich mir wieder, „ich schlage ein Buch auf und nehme den ersten besten Gedanken her, der mir darin begegnet. Wäre ich ein boshafter Mensch, so könnte ich jetzt irgend welche Bücher nennen, gegen deren Autoren ich einen stillen Groll hege und den matten Witz machen, daß in dem ganzen Werke kein Gedanke aufzufinden war. Aber so etwas liegt mir fern — es war auch nur eine unberufene Ideenassociation.

Meinem neuen Einfall Folge leistend, trat ich an den Bücherschrank, griff nach dem Klassikerfach, und nachdem ich zufällig einen Band von Schillers Werken aufgeschlagen, fiel mein Blick auf folgende Zeilen:

„Seid umschlungen, Millionen — diesen Kuß der ganzen Welt."

Was wollte ich noch mehr? Ein freundlicherer, lieblicherer Gedanke ist gewiß in meiner ganzen Bibliothek nicht mehr zu finden. Also rasch an unsere Unterhaltung: die Puppe hatte ich, es handelte sich nur mehr um die verschiedenen Anzüge.

So setzte ich mich denn zu meinem weißen Bogen, tauchte die Feder ein und begann von neuem das Tintenfaß zu fixiren. Da bemerkte ich, daß ich abermals mit dem Kopfe an die Mauer angerannt war. (Ein wahres Glück, daß die Mauern meines Hauses solid sind.) Wie sollte ich allein verschiedene Schreibarten zustande bringen? Eines jeden Menschen Stil ist dieser Mensch selber — hat Buffon behauptet —; wenn ich also auch die heterogensten Schreibarten versuchte, so entstünde daraus doch keine echte, innerliche Mannigfaltigkeit . . .

In schwierigen Lagen immer schnell einen Ausweg findend — wie der anerkennende Leser schon bemerkt haben muß — beschloß ich, die Aufgabe unter mehrere Personen zu vertheilen, bei welchen die Verschiedenheit des Alters, Standes rc. auch für völlig verschiedene Schreibweise bürgt.

Der brachliegende Bogen ward gegen schön monogrammirtes Briefpapier umgetauscht und ich schrieb zwölf Einladungen folgenden Wortlauts nieder:

Digitized by Google

„P. T. Erweisen Sie mir die Ehre, am nächsten Sonntag in kleinem Freundeskreise bei mir zu soupiren. Ich bereite für den bezeichneten Abend eine Preisvertheilung vor. Aufgabe der Konkurrenz ist eine schriftliche Abhandlung über den bekannten Satz aus Schillers Lied an die Freude „Diesen Kuß der ganzen Welt". Ich ersuche Sie, sich mit Ihrer glänzenden Feder an dem Wettkampf zu betheiligen (was die Gewinnchancen meiner übrigen Gäste freilich sehr vermindern wird). Nach dem Souper sollen sämmtliche Manuskripte verlesen werden, und der Preis — ein silberner Tafelaufsatz — wird dem durch Abstimmung zu bezeichnenden Sieger mit gebührender Feierlichkeit überreicht. Ihr hochachtungsvoll ergebener N. N."

Nun wurden die Epistel adressirt:

An drei Schriftsteller: Romancier, Journalist und Bühnenautor. Dann an zwei Professoren, wovon der eine Literatur, der andere Philosophie docirt; an zwei Mitglieder der Aristokratie: ein junger Rittmeister und ein ältlicher Reichsrath, beide Reichsgrafen und Kämmerer; ferner an einen geistlichen Herrn, Zierde des Severinusvereins, und an einen reichen Kaufmann, bekannten Firmachef am hiesigen Platze; schließlich auch noch an drei Damen — eine Institutsvorsteherin, eine lyrische Dichterin und eine Schauspielerin.

Nachdem die Briefe eiligst expedirt worden, stieg mir erst ein Skrupel auf: „Wenn alle Zwölf meiner Einladung Folge leisten", dachte ich sorgenvoll, „so sind wir dreizehn bei Tische. Und dann überlegte ich noch schaudernd, daß ich — in meiner Sucht nach Grundverschiedenheit — so inkongruente, miteinander disharmonirende Elemente zusammenberufen hatte, daß daraus vielleicht der allerungemüthlichste Abend entstehen würde, den man sich denken kann.

Eine verfehlte Soirée.

Ich hatte im stillen auf einige ablehnende Antworten gehofft, erhielt aber am folgenden Tage zwölf freundlich zusagende Billets. Sollte ich so ein liebenswürdiger Hausherr sein, daß niemand meinem Winke zu widerstehen vermag, oder wäre es mein hübsch eingerichtetes kleines Haus, mein vortrefflicher Koch und ähnliche Eigenschaften, die so anziehend wirken? Genug — ich konnte nicht mehr zurücktreten und traf die nöthigen Anstalten zu meinem Feste: Oleander für das Stiegenhaus, Champagnerflaschen in Eiskübeln, Straßburger Pasteten — und ein rothes Halsband für Muffi, welche bei Tisch die Vierzehnte sein sollte.

Der große Abend war herangebrochen. Ich befand mich in meinem hell erleuchteten Salon, eine Kamelienknospe im Knopfloch des schwarzen Fracks und harrte, am Kaminsims lehnend, der Ankunft meiner Gäste. Die Uhr zeigt fünf Minuten vor acht. „Vielleicht läßt sich der geistliche Würdenträger noch in letzter Stunde entschuldigen", war der mich hoffnungsvoll belebende Gedanke — denn vor jenem bangte mir am meisten.

Im selben Augenblick ward der Gefürchtete gemeldet.

Das gewisse entzückte Gesicht annehmend, mit welchem ein höflicher Hausherr seinen Gästen entgegenzueilen pflegt, und mit dem

Digitized by Google

gleichfalls hergebrachten ununterdrückbaren kleinen Freudenschrei begrüßte ich den Gekommenen:

„Ach hochwürdiger Herr, so pünktlich — das ist schön . . .“

„Aufrichtig gesagt, mein Lieber, Ihre Einladung hat mich einigermaßen überrascht. Da ich aber das Vergnügen hatte, Sie bei Gelegenheit meines letzten Vortrages im Severinusverein kennen zu lernen . . . Sind Sie Mitglied?“

„Bis jetzt nicht — ich war von einem Bekannten hingeführt worden.“

„Nun, Sie können ja leicht beitreten. Da Sie also — was ich vorhin sagen wollte — meinem Vortrag mit Aufmerksamkeit zu folgen schienen, so schloß ich daraus, daß Sie eine ähnliche Versammlung — wenn auch in etwas heiterer Form, zusammenberufen haben, und ich lasse keine Gelegenheit unbenutzt durch Wort und Schrift für unsere Sache zu wirken; die Pflicht erheischt . . .“

„Gewiß, Hochwürden“, unterbrach ich verlegen den imposanten, alten Herrn, „ich fühle mich sehr geehrt . . . Dieses Manuskript ist vermuthlich die bewußte Scherzaufgabe?“

„Es ist nicht meine Gepflogenheit zu scherzen, wenn ich die Feder zur Hand nehme, mein junger Freund! Ich habe das gegebene Thema vom Standpunkt der göttlichen Liebe aufgefaßt, welche durch die Offenbarung „einen Kuß der ganzen Welt“ ertheilte.“

„Allerdings eine erhabene Idee, Hochwürden.“

„Die patres ecclesia Clemens Alexandrinus, Irenäus und Gregor von — von — wie heißt er doch — der Name ist mir entfallen. Gregor —“

„Samarow?“ soufflirte ich schüchtern.

Ein vernichtender Blick. „Gregor von Nyssa.“

„Ja, ja, richtig — es lag mir auf der Zunge: von Nizza.“

„Nissssa“ wurde ich zurechtgezischt. „Also diese drei patres sowie die Bücher der Makabäer haben mir zu meiner Arbeit die Belege geliefert. Uebrigens habe ich außer dem verlangten Aufsatz einen andern, etwas längern Vortrag in Bereitschaft, durch welchen ich darzuthun und klar zu legen gedenke — vorausgesetzt, daß meine Hörer ernsthafte und tugendhafte Männer sind —“

Die Thüre öffnete sich und hereinschwebte eine blendende Erscheinung, ganz Spitzen, Seide, Duft und Schimmer. Am liebsten hätte ich mich in den Kamin verkrochen. Was mußte der Weihevolle für ein Gesicht machen, da er mitten in seiner Rede von den „tugendhaften und ernsthaften Männern“ so stecken geblieben war. Ich wagte gar nicht zu ihm aufzuschauen. Daß Fräulein Lilla ein reizendes Geschöpf ist, wissen alle Theaterfreunde. Die schlangenhaften Bewegungen ihrer Sylphengestalt, die blitzenden Augen, das flockige Haar, das metallene Lachen, welcher Kunstliebhaber hätte sich dessen nicht gefreut, wenn die beliebte „Naive“ im Pensionärenkleidchen auf die Bühne gehüpft kam? Aber mein erbaulicher Freund hatte gewiß keinen Sinn für derlei Reize, denn ich hörte ihn — während mir Lilla mit einem fröhlichen „Bon soir, Lieber“ die Hand schüttelte — sich genau so räuspern, wie er sich zu räuspern pflegt, wenn in seinen Severinusvorträgen vom Satan die Rede ist.

Digitized by Google

Ich fühlte die Nothwendigkeit ein Gespräch in Gang zu bringen und fragte so unbefangen als möglich:

„Die Frau Mama befindet sich wohl?"

„Sie wissen doch, daß ich eine Waise bin — auch außerhalb von Lowood — Ihre Frage ist daher gar nicht weise und ich antworte auf meine Weise —"

Mir wurde immer heißer.

„Erlauben Sie, liebe Cousine", (mit dieser improvisirten Verwandtschaft wollte ich die Situation gemüthlicher machen) „erlauben Sie, daß ich Sie bekannt mache mit unserem hochschätzbarsten Herrn Pius . . ."

„Freut mich unendlich", und die kleine weißbehandschuhte Hand streckte sich freundlich ins Leere, denn der alte Herr verneigte sich steif und hielt die Hände hinter dem Rücken.

„Mitglied des Severinusvereins", ergänzte ich meine Vorstellung, hoffend dadurch dem Fräulein Lilla einen nützlichen Wink zu geben.

„Ist das so ein Verein wie die Concordia? Dann hoffe ich auf eine Einladung zum nächsten Severinusball . . ."

Jetzt räusperte sich der Imposante auf das Satanischeste, murmelte etwas über „plötzlichen Kopfschmerz", legte sein Pergament auf den Kaminsims, indem er sprach: „Dies lasse ich hier — man soll auch auf Felsenboden guten Samen streuen —", grüßte gravitätisch und ging.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Nun würden wir auch ohne Muffi nicht mehr dreizehn bei Tische sein und der angedrohte Vortrag aus den Büchern der Makabäer würde uns nicht ereilen.

Fräulein Lilla machte ihre Augen groß auf:

„Ist der plötzlich verrückt geworden?" fragte sie.

Wieder betrat jemand das Zimmer. Es war aber kein Gast, sondern mein Diener, der mir zwei Manuskripte nebst beigelegten absagenden Billets einhändigte. Und zwar von Fräulein Theodolinde, der Dichterin, deren zum Himmel aufgeschlagene Blicke und pathetische Deklamationen ich ungern vermissen würde, und von meinem Freund, dem Journalisten, dem liebenswürdigsten Gesellschafter der Welt, auf dessen Unterhaltungsgabe ich zur Erheiterung meines Festes am meisten gerechnet hatte.

„Das ist recht fatal", wandte ich mich an das Fräulein, welches vor dem Trumeau stand und ihre Stirnlocken ordnete; „wirklich ärgerlich: da schicken mir ein paar meiner erwarteten Gäste ihre Konkurrenzarbeiten statt selber zu kommen. Unser Kreis wird immer kleiner.

„Nun den Abgang des Severineurs bedaure ich nicht allzu lebhaft", lachte das Fräulein.

„Da haben Sie wohl recht! Ich erwarte den Lustspieldichter X. der jedenfalls amüsanter ist — auch hoffe ich, daß der Ihnen zugedachte Kavalier vollkommen Ersatz bieten wird."

„Sind Sie das selber, mein liebenswürdiger Hausherr?"

„Ich habe nicht so viel Anmaßung. Der Rittmeister Rudolf Graf R—"

Digitized by Google

„Was?!" rief Lilla erschreckt, „Sie erwarten den Grafen Rudi? Da muß ich fort — augenblicklich fort!" Und sie stürzte zur Thüre.

Ich eilte ihr nach, aber schon war sie im Vorzimmer ihren Mantel umhängend und gab dem Diener Befehl einen Wagen zu holen.

„Aber so erklären Sie doch . . ."

„Ich will den Grafen nicht sehen — wir sind zu Tode brouillirt . . . Und wenn er mit unserm Bühnenautor zusammentrifft, so giebt das eine Tragödie."

Ich eilte der Flüchtigen auch noch über die Treppe nach, aber sie ließ sich nicht aufhalten und ich konnte sie nur noch in den Wagen heben.

So — da war ich nun in einer schönen Hausherrnlage: die interessantesten Gäste von der Liste gestrichen und das trauerspielbergende Zusammentreffen des Lustspieldichters mit dem Rittmeister immanent! Angenehme Unterhaltung!

Mit diesen Gedanken schaute ich Lillas davon rollendem Wagen nach und befand mich nun meinem Portier gegenüber, der so vergnüglich festlich dreinsah, daß ich ihm hätte eine Ohrfeige geben mögen. Doch begnügte ich mich damit ihm den Befehl zuzudonnern, alle noch kommenden Gäste fortzuschicken . . . „Sagen Sie, ich sei plötzlich erkrankt — beschreiben Sie einen Anfall: Krämpfe, Zuckungen, was immer. Aber vergessen Sie nicht jedem ein mitgebrachtes Manuskript abzufordern."

Damit schritt ich zwischen blühenden Oleanderbäumen die Treppe wieder hinan und kam in meine hellerleuchteten Festhallen ganz allein zurück. Ich ließ die Kerzen der Kronleuchter auslöschen, die Tafel abdecken und retirirte in mein Arbeitskabinett. Hier saß Muffi — schon lange nicht mehr die XIV. — und blickte ironisch aus ihrem rothen Prachtkollier hervor. „Dummes Vieh!" apostrophirte ich sie und nahm ihr den Halsschmuck weg.

Ich stellte mich ans Fenster und lauschte dem Lärm ab- und zurollender Wagen. „Gute Nacht", „Ergebenster Diener", „Mein Kompliment" murmelte ich, so oft ein vor dem Hause stehen gebliebener Wagen nach einer Weile wieder davonrollte. Dabei warf ich vernichtende Blicke auf Muffi.

Nach einer Viertelstunde wurden mir die hinterlassenen Handschriften überbracht: sie waren vollzählig.

Ich betrachtete die Hefte und mein Groll fing langsam an zu schwinden. Ich überlegte, daß der ursprüngliche Plan, die Gedankenpuppe in verschiedenen Stiltoiletten zu beschauen, hier im stillen Arbeitskabinett viel besser von statten gehen würde als bei lärmender Tafelrunde, wo in der Luft eine Makabäerpredigt und explosible Trauerspielstoffe schweben . . . So fühlte ich mich ganz besänftigt und sprach versöhnend zu Muffi:

„Weißt Du was, mein herziges Kätzchen? Wir wollen uns jetzt — für mich eine Fasanenbrust und Rheinwein, für Dich die schön geschlagene Sahne — kommen lassen und ganz gemüthlich miteinander soupiren und diese Manuskripte lesen."

Digitized by Google

Was die Dichterharfe säuselt.

Ich begann zufällig mit der Arbeit Fräulein Theodolindens, Verfasserin der beiden Gedichtsammlungen „Liebeslichter" und „Tollkirschen und Bambusstauden".

„Diesen Kuß der ganzen Welt."
Der Abend graut in stillem Dunkel
Es schlummert rings die weite Ferne,
Die Sterne sprechen mit Gefunkel
Dein süßes Wort: „Ich hab' Dich gerne."

Es webet Frieden durch die Fluren
Und Düfte athmen in dem Haine,
Am Himmel schwebt wie Engelsspuren
Mein froher Eid: „Ich bin die Deine."

Es löscht der Thau der Rose Gluten
Und um das Leben zu versüßen
Erfüllt mein Herz ein Liebesfluten,
Ich wehr's nicht mehr: „Du darfst mich küssen."

Hier unterbrach ich meine Lektüre, um mir ein Zuckerwasser zu bereiten. Während des Weiterlesens half ich mit dem Löffelchen dem Zergehen des Zuckers nach: in meinem Mund hatte ich wenigstens sieben Stück genommen.

In Silberkreisen ziehen die Schwäne
Schweigend den umschilften Teich entlang

„Warum schweigend?" Schade, daß schweigend — wenn Gänse schnattern, warum schweigen Schwäne?" dachte ich, ein widerspenstiges Stück Zucker zermalmend.

So feiernd still ist's und ich wähne
„Du bleibst mir treu Dein Lebelang."

Es scheint das All mir wie versunken
In ein Glück wie Du und ich,
Als unser Ohr es eingetrunken
Das sel'ge Wort: „Ich liebe Dich."

Es ertönet rings der Liebe Ruf,
Und alles sich umschlungen hält;
Gott sprach, als er seine Arbeit schuf,
„Diesen Kuß der ganzen Welt!"

Damit war das Gedicht zu Ende. Ich wollte mich mit meinem Zuckerwasser laben, konnte es aber nicht hinunterbringen: es war zu süß. Ich glaube, das Gedicht hat denselben Fehler. Auch ist es nicht korrekt. Zwar gehören zum Schwung vor allem Flügel, aber Verse müssen auch die Füße in gutem Stand haben, wenn sie sich in die Welt hinauswagen wollen. Hätte übrigens Fräulein Theodolinde auch ihre Dichtung auf gleichmäßige Silbenzahl zurechtgefeilt, ich kann es überhaupt nicht vertragen, wenn so viele Fluren, Rosen, Haine, Schwäne und Sterne auf so engem Papierraum zusammengepfercht sind.

Digitized by Google

Blaublütig.

Die zweite Papierrolle war folgenden Inhalts:

Nein — auf Kavaliersehre — die Idee ist zu toll! Von mir einen Konkurrenzaufsatz zu begehren — glaubt man denn, ich hätte das Schreibehandwerk je geübt? Freilich, in unserer sogenannten „nivellirenden“ Zeit kommt alles vor. Es giebt industrielle Fürsten und Grafen — Bankpräsidirende, Eisenbahnverwaltungsräthliche, Glaswaarenfabriksausbeutende; es giebt deren auch artistische — Pinsel- Klavier- und Meißelhandhabende — und Gott verzeih es den Manen Auerspergs und den lebenden Schacks, Carolaths ꝛc. — auch Sichdruckenlassende giebt es. Sogar eine Königin ist neuerdings, und noch dazu mit Erfolg, unter die Blaustrümpfe gegangen. Ich brauche mich über die Zumuthung nicht beleidigt zu fühlen, aber verwahren muß ich mich höflichst dagegen: ich bin noch einer von den Echten — ich kann nicht schreiben. Das heißt, Aufsätze oder dergleichen — zu Liebesbriefen, Jagdeinladungen (und leider mitunter auch Wechselzeichnungen) reicht meine Feder schon aus. Erst gestern habe ich ein berichtigendes Schreiben nach Gotha expedirt. Im Almanach hieß es ganz falsch neben meinen übrigen Titeln: „Erblandpanierträger“ statt „Oberst-Erblandvorschneider im Erzherzogthum Oesterreich ob und unter der Enns“. Auch werde ich nächstens an dieselbe Adresse schreiben müssen und zwar um folgende Notiz einzusenden: . . . vermält am so und so vielten mit Adelheid Gräfin *** geb. 7. Juni 1868.

Und das ist so gekommen:

(Nicht, daß ich mit nachstehender Erzählung mich um den Tafelaufsatz bewerben wollte — dagegen verwahre ich mich feierlich — ich möchte nur, da ich der freundlichen Einladung zum Konkurrenzsouper nicht Folge leisten kann, die Gründe meiner Ablehnung ausführlich darlegen.)

Es war im vorigen Mai. Ich mußte Wien verlassen, mitten in seiner höchsten Praterpracht. Das war mir nicht lieb. Ich mußte ein Rennen versäumen, bei dem mein Favorit eingeschrieben war, ich konnte der Première nicht beiwohnen, in welcher eine mir nicht unbekannte Schauspielgröße in einer entzückenden Rolle auftreten sollte — aber was half's: ich mußte fort. Nicht etwa nach Bosnien oder nach der Herzegowina oder einem unheimlichen Türkenwinkel unseres gesegneten Vaterlandes — das hätte mich mit froher Kriegslust erfüllt, denn ich wollte für mein Leben gern eine Campagne mitmachen — oder lieber noch mitgemacht haben. Aber nein, nicht ruhmeshalber sollte ich Wien verlassen — nicht in bataillirende Gebirgsfernen sollte ich ziehen, sondern ein paar Stationen weit auf der Südbahn fahren, um einer im siebenten Grade entrückten Cousine als Brautführer zu dienen.

Das war mir stets eine verhaßte Funktion — das Brautführen. Da bin ich noch zehnmal lieber Taufpathe. Es ist zwar auch — für einen Rittmeister in Uniform — unaussprechlich genant, so einen spitzenumwickelten Schreiwurm im Arm zu halten, immer fürchtend, daß das ungewohnte Packet heruntergleite und dabei schwören zu müssen, dem Satan zu entsagen; aber viel kläglicher erscheint mir noch

Digitized by Google

das Amt, welches das unbedeutende Recht verleiht, eine erregungsbleiche, weiße atlaskilometernachschleppende Schöne zum Altar zu führen, damit ein anderer — mit ganz anderen Rechten ausgestatteter — sie kurz darauf wieder davonführe.

Es war übrigens eine brillante Gesellschaft, die da zur Hochzeitsfeier meiner Cousine im Schlosse versammelt war. Zwei Erzherzöge, mehrere Prinzen und Prinzessinnen aus deutschen regierenden Häusern, dann die Mitglieder unserer heimischen ersten Familien: Lichtenstein, Schwarzenberg, Schonborn, Erdödy, Huberstein 2c. Auch ausländische Namen von gutem Klang waren da. Ich bin zwar als echter Oesterreicher etwas geringschätzig gestimmt gegen exotischen Adel (ein italienischer conte darf niemals hoffen, von mir „Graf“ titulirt zu werden), aber wenn man, wie die erwähnten Hochzeitsgäste Montmorency, Ossuna, Doria, Ligue, oder dergleichen heißt, so hat man ein Recht im goldenen Buch der ganzen Welt zu stehen.

Viele der Gäste, darunter auch ich, hatten sich schon eine Woche vor dem angesagten Trauungstage im Schlosse versammelt. Eine Reihe von Festen und Vergnügungen sollte diese Woche füllen. Aber der Jahreszeit halber fiel das — in meinen Augen — schönste, vielmehr einzigste aller Landvergnügungen aus: die Jagd. Nur im Herbst soll unsereiner auf seine Güter gehen; nur der rothvergoldete Oktoberwald oder die nebelfeuchte und schneeflimmernde Novemberwiese haben ländlichen Reiz — das Fliederduftathmen und Erdbeerpflücken überlasse ich anderen. Im Mai gehört ein anständiger Mensch nach Wien, aber da waren wir mitten drin in der nachtigalldurchtrillerten Blütensteppe und in Ermangelung eines richtigen out-of-door-Sport mußten wir auf allerlei indoor-Belustigungen sinnen. So waren wir unter anderem auf lebende Bilder verfallen.

Für die anwesenden Komtessen war freilich keine Langeweile zu befürchten: diesen bot sich die entzückende Beschäftigung, den im Ahnensaal ausgestellten Trousseau zu betrachten. Ich habe mich auch einmal dahin verirrt, erwies mich aber im Heiligthum der Göttin Toilette als ein so profaner Wilder (ich hatte meine beiden Arme in rosaseidene Zwickelstrümpfe gesteckt und ließ mir ein Goldpantöffelchen auf der Nasenspitze balanciren), daß ich von den Andächtigen einstimmig hinausgeworfen wurde. Doch, um auf die lebenden Bilder zurückzukommen, wir sollten Scenen aus Schillers „Glocke“ aufführen. Mir fiel die Rolle des Jünglings zu, welcher der frischaufgeblühten Jungfrau einen Blumenstrauß reicht:

„Ach, daß sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe!“

Mich vom Gefühle dieses Verses zu durchdringen, ward mir zur Aufgabe gestellt. Der Arrangeur des Festspiels — ein den Damen des Hauses Aesthetik vortragender Professor — hatte mich sehr angelegentlich um diese Durchdringung gebeten, damit mein Gesichtsausdruck den Zauber spiegele, „der mit zartem Hauche und keuscher Innigkeit jene Strophe durchweht.“ Durchdrungen war ich — das ist gewiß — aber nicht von dem „zarten Hauche“ 2c., sondern ganz allein vom Zauber der holden Mädchenerscheinung, die mir gegenüberstand.

Digitized by Google

Die jüngste Schwester der Braut, die erst in einigen Wochen sechzehn Jahre alt werden sollte, die noch im Gouvernantenzimmer speiste — und mir daher noch gar nicht zu Gesicht gekommen — war mit der Rolle der straußempfangenden, sanfterröthenden Jungfrau betraut worden. Und wahrlich — sanfter und lieblicher kann man nicht erröthen, als es die kleine Adi gethan, während sie — so lang das Tableau dauerte — ihren Blick auf den meinen geheftet hielt. Das war ein Fest für sie, dieses erste Zugezogenwerden zu den Großen; dennoch fühlte sie — wie sie mir seither gestanden — viel Angst dabei; besonders der schwarzschnurrbärtige Offizier, mit dem sie aufzutreten hatte, flößte ihr eine eigene Furcht ein — keine unangenehme Furcht — im Gegentheil.

Das Brautführen, meine Freunde, ist nicht nur, wie ich weiter oben bemerkte, eine blödsinnig aussehende, sondern auch eine gefährliche Sache. Es steigen einem allerhand Gedanken dabei auf. Besonders im Mai. Ich habe zwar auch weiter oben bemerkt, daß Fliederduftathmen nicht in mein Ressort gehört, aber es liegt doch etwas eigenes, zu Kopfe steigendes in diesen Mailüften, so etwas nach neuem Leben sehnendes, nach regerem Glücke strebendes, herzschwellendes ... Nun, es fehlt nicht viel, so breche ich selber in eine Ode auf den Wonnemond aus. Es sei hiermit nur nochmals ausdrücklich vor dem Brautführen im Mai gewarnt. Es hätte ja auch geschehen können, daß mich ein ebenso sanfterröthendes Gesichtchen angeleuchtet hätte — wie Komtesse Adis — und daß dieses Gesichtchen nicht im Besitz von sechzehn Ahnen väterlicher- und ebensoviel mütterlicherseits gewesen wäre, wie dies bei Adi glücklicherweise zutrifft. Und ich hätte mich gewiß ebenso sterblich verliebt und würde mir ebenso — mit einem neidischen Blick auf den brautdavonführenden Helden des Tages — gesagt haben: „das kann ich auch." Und da hätte mir das Unglück passiren können, eine Frau heimzuführen, die nicht Sternkreuzordensdame werden könnte, oder gar zu Hause bleiben müßte, wenn ich auf den Hofball gehe ...

Nur einen Fehler hatte Adi: sie war zu jung. Die Gräfin Mutter lachte laut auf, als ich am Tage nach der Hochzeit bei ihr um die Hand der jüngsten Tochter anhielt.

„Aber wo denken Sie hin, Rudi? Die Kleine ist ja noch nicht einmal der Kaiserin vorgestellt worden! Erst in zwei Jahren sollte sie in die Welt geführt werden und Sie wollen sie schon heiraten. Freilich", fügte die Gräfin, nachdenklicher werdend, hinzu, „einen Epouseur wie Sie, Rudi, Erben eines so großen Majorats und Namens, findet man nicht so leicht wieder — ich spreche als aufrichtige Mutter ... So will ich denn in Gottes Namen die Sache mit meinem Mann berathen."

„Da giebt es nichts mehr zu berathen, liebste Schwiegermama — wir sind einig, Adi und ich."

Es gab auch weiter keine Schwierigkeiten mehr. Nur die Bedingung ward mir auferlegt noch ein halbes Jahr bis zur Verkündigung der Verlobung zu warten. Diese Zeit sollte Adi bei den Salesianerinnen zubringen, um ihre Erziehung zu vollenden. Ich protestirte ein wenig, indem ich betheuerte, daß meine Erwählte genug „erzogen

Digitized by Google

und in jeder Beziehung vollendet sei — aber die Eltern wollten's nicht anders. „Viel zu jung", behauptete noch immer kopfschüttelnd die Mama; „das arme Kind wird nicht einmal einen Fasching als Mädchen getanzt haben."

Aber das war mir eben lieb. Wenigstens würde die Vergangenheit meiner Braut rein geblieben sein, von allen Picknick- und Kammerballkotillonsünden. Ich weiß etwas zu erzählen von jenen Faschingsmanövres — halb Liebesspiel — halb Waidwerk — hatte ich doch selbst mehrere Saisons hindurch auf den kühnen Majoratsherrnparforcejagden ein vielverfolgtes Stück Wild abgegeben, von den Koketteriespeeren der schönen Jägerinnen mitunter arg getroffen, von der Muttermeute nah umringt, aber dem Halali stets glücklich entronnen . . .

Das halbe Jahr ist um; ich brauche von meinem Glück nicht länger zu schweigen. Morgen weiß es ganz Wien; der erwähnten Theatergröße wird die Nachricht — trotz ihrer Untreue mit dem Komödienskribler, die mir als Entzweiungsvorwand gerade recht kam — vielleicht eine unangenehme Viertelstunde bereiten, und das „Salonblatt" wird sich beeilen, auf der Stirnseite seiner nächsten Nummer guirlandenumschlungene Medaillonporträts von Adi und mir zu bringen. Heute Abend findet im Palais meines künftigen Schwiegervaters die Verlobungsfeier statt. Das ist auch der Grund, warum ich dem Preisvertheilungssouper nicht beiwohnen kann, wofür ich hiermit meine höflichste Entschuldigung darbiete. Freilich hätte ich mich kürzer fassen können, aber es war mir auch darum zu thun, den Beweis zu liefern, daß ich wirklich nicht die Geschicklichkeit besitze ein gegebenes Thema durchzuführen und daß — wenn man mir das „Lied an die Freude" zu bearbeiten giebt — ich höchstens etwas vom „Liede an die Glocke" zu erzählen weiß.

* * *

„Nun, Muffi, wie gefällt Dir die Geschichte?" wandte ich mich an meine Genossin. Dieselbe war jedoch eingeschlafen. Das hätte ich nicht erwartet, denn Muffi ist ein sehr aristokratisches Geschöpf (sie wurde im Hause einer Markgräfin geboren) und sollte doch als ständige Reichskatze füglich an allen Geschichten Gefallen finden, in denen es von Kammerherrenschlüsseln und Sternkreuzorden funkelt. Unter den Katzen ist ja eine weiße Angora genau dasselbe, was eine unserer Komtessen unter den Mädchen ist. Auch spricht Muffi kein Wort mit dem ordinären gelbgestreiften Hauskater. Zwar erzählen sich die Mäuse von einem Rendezvous, das Komteß Muffi dem gelbgestreiften auf der Dachrinne gewährt haben soll — aber wer wird den Mäusen alles glauben?

Theologie und Philosophie.

Zunächst holte ich mir die zurückgelassene Homilie meines Severinusfreundes herbei: vom Adel zum Klerus, vom Hofballsaal zum Beichtstuhl ist ja nur ein Schritt; neben der hermelinverbrämten Schleppe des manteau de cour nimmt sich der violette Kardinalstrumpf am vortheilhaftesten aus.

Digitized by Google

Ich entfaltete das Pergament, dem ein gemischter Duft von Weihrauch und Schnupftabak entstieg und begann folgende Lektüre:

Basium mundo.

So wahr die Excelsität der heiligen Schrift von der Exegetik einzelner Theologen unabhängig ist, so wichtig ist doch andererseits die Anerkennung der kanonischen Autorität der uns ex cathedro Petri geoffenbarten Dogmen. Die vierte Session des Konzils zu Trient hat auch endgiltig für die Gleichstellung der in der Vulgata enthaltenen von Hieronymus (385—405) bearbeiteten Apokalypse mit den übrigen Schriften des alten Testaments entschieden, wodurch der Ausspruch der Synode zu Hippo (393) bestätigt, und die Bücher der Judith und des Tobias von jeder fernern Exauguration bewahrt worden sind.

Bekanntlich wurde im Jahre 755 n. Ch. G. das Patriziat über das byzantinische Exarchat (welches der Longobardenkönig Astulf Pipin dem Kleinen abgetreten hatte) dem römischen Bischof Stephan verliehen, und auf diese Art der Felsen Petri im Osten befestigt — wie dies in den acta apostolorum bereits geweissaget worden; demnach hört auch das älteste der drei ökumenischen Gesetze auf, aporematisch zu sein.

Die Hegiographen, so wie die Bücher Esra und Nehemia sind dem Nicht-Theologen schwer zugänglich; aber nach einer — wenn auch oberflächlichen — Kenntnißnahme der Schriften von Barnabas, Clemens Romanus, Ignatius von Antiocha und Polykarpus von Smyrna wird jedem, der Gnade nicht ganz verschlossenen Laien, die Apostasie zur Unmöglichkeit und es bedarf keiner weiteren apologetischen Konfutation."

Hier war ich an das Ende der ersten Seite angelangt (das gottesgelahrte Manuskript umfaßte deren 64) und verzichtete auf das Weiterlesen. Sollte aber einer meiner Leser im Advent das Bedürfniß fühlen, die erbauliche Schrift vollständig durchzustudiren, so erkläre ich gern, daß dieselbe zu frommer Einsichtnahme bei mir aufliegt.

Da in Bücherkatalogen Theologie und Philosophie meist in einer Rubrik stehen — obwohl diese beiden außerhalb der Kataloge und der Schulprogramme die schlimmsten Feindinnen sind — so führte mich eine natürliche Ideenassociation darauf, nach obiger Arbeit diejenige des Philosophieprofessors hervorzusuchen.

Ich versetzte mich in gehörig spekulative Stimmung, d. h. ich ließ mein denkendes Ich — einem sprungbereiten Tiger gleich — sich zusammenkauernd, um metaphysische Schwungkraft zu sammeln und begann folgendes zu lesen:

Didaktische Perceptivitätskritik.

Motto: Diesen Kuß der ganzen Welt.

Jedes Dichterwort ist eine Modifikation der denkenden Substanz und zugleich ein an sich, schlechterdings für sich immanentes Prinzip einer lediglich reflektiven Ideenemanation. Um diesen einfachen Satz völlig klar zu legen, wollen wir nun die Postulate unseres philosophischen Anschauungssystems in gedrängter Uebersicht zu allgemeinem Verständniß bringen.

Digitized by Google

Wenn wir im Gegensatz zu Lockes Empirismus, die Monadologie als die Lehre von den letzten, unauflöslichen Bestandtheilen des wahrhaft Seienden annehmen, so betrachten wir jede Monade als Spiegel des Universums und erkennen, daß alle in die äußere Erscheinung tretende Veränderung, durch prästabilirte Harmonie geregelt wird, was ohnehin aus dem Satze des Widerspruchs und des zureichenden Grundes erhellt und zur transscendentalen Erkenntniß erhoben wird, welche die Dinge nicht an sich, sondern ihrer Erscheinung nach und in ihrer eigenen Thätigkeit als Objekte der kritischen Rezeptivität auffaßt.

Hat man obigen Gedankengang einmal als Prämisse seiner Spekulation festgestellt, so folgt beinahe von selbst, daß die Phänomenologie des Geistes einfach durch die dialektische Methode geleitet wird, welche auf einem mit dem Prozessus der Sache selbst identischen Prozessus des Denkens beruht, der sich durch Auflösung jedes Begriffes in sein eigenes Gegentheil zu absolutem Wissen fortarbeitet. (Mein Denk-Ich kauert sich immer runder, kann es aber nicht zum Aufschwung bringen . . . Lesen wir weiter:)

Doch giebt es Begriffe, welche schlechterdings nicht als konstitutives, sondern lediglich als relatives und zwar negatives Prinzip des subjektiven Ichbewußtseins gelten können. Es ergiebt sich hieraus folgerichtig, daß eine Casualität der reinen Subjektivität besteht, unabhängig von allen empirischen Bedingungen (dem Sinnlichen überhaupt), durch welche eine Unterscheidung der Dinge als Gegenstände der Erfahrung von ebendenselben als Dinge an sich selbst bedingt wird, und welche in der intelligibeln Welt von keinem Realgrunde aus a priori negirt werden kann, was übrigens aus Kants Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik (Band III. S. 268—270) sattsam bekannt ist. Die kritische Vernunft, welche ein Objekt in zweierlei Wesenheit betrachtet, nämlich entweder als Erscheinung oder als Ding an sich, kann die Reihe der Bedingungen in der Erscheinung durch das sinnlich Unbedingte schlechthin feststellen wollen, wird aber dadurch in eine Antinomie ihrer eigenen, dem empirischen Gebrauch der Dialektik vorgeschriebenen Gesetze verwickelt.*)

Zur Erläuterung des oben Gesagten wollen wir eine übersichtliche Kritik des auf metaphysischem Felde bereits Geleisteten vornehmen, und beginnen vorläufig mit der analytischen Zergliederung folgender Thesen und Synthesen:

Die aristotelische Grundlehre; der kategorische Imperativ des Sittengesetzes. Die Subjektivität ethischer Moralformenlogik, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht; ferner Theismus, Idealismus, Skeptizismus, Pantheismus, Sensualismus, Rationalismus . . .

„Malefizismus und hol' Dich der Kuckuckismus!!" rief ich hier wild, indem ich das Manuskript fortschleuderte.

Aber ich wollte durchaus nicht in den Verdacht kommen — als ob ich die tiefsinnige Schrift etwa nicht verstanden hätte! Das fließt ja alles so kristallhell aus dem frischen Born des Denkens — das ist ja alles so einfach und selbstredend — solche Dinge sagt sich doch jeder vernünftige Mensch täglich, wenn er nach dem Frühstück seine

*) Selbst! „verwickelt". Anmerk. des Tigers.

Digitized by Google

Cigarrette raucht. Glaubt der Herr Professor mir zu imponiren, so irrt er. „Kategorischer Imperativ“? Wer hätte nicht schon in einem solchen zu einem jungen Hausknecht gesprochen? „Prolegomena“? Warum nicht? Ich begreife ganz gut, daß ein Mensch seine Tochter lieber so, als z. B. „Papagena“ taufen läßt. Es ist wirklich schade, daß nicht alle Bücherschreibende eine so klare, leicht faßliche Sprache gebrauchen, wie die Herren Philosophen. In diesem Falle würde das Lesen schlechterdings und als bedingtes Objekt schon a priori außerhalb der Empirik der meisten Leute bleiben. Einstweilen lasse ich obige Dissertation in ihrer doppelten Eigenschaft als Ding an sich selbst und als Erscheinung der positivsten Unverdaulichkeit schlechthin ungelesen und wünsche pragmatisch, daß sich der Verfasser mit absoluter Unbedingtheit in sein eigenes Gegentheil auflöse.

Die realistische Schule.

Sehen wir nun dieses ziemlich voluminöse Packet an: es ist eine vollständige Novellette, von einem mir bekannten Autor gezeichnet, der dem Realismus huldigt. Seine Beschreibungen pflegen so tief ins Detail zu gehen, daß jedes Staubkörnchen, das auf jedem Fache jedes Regals liegt, eine besondere Schilderung erhält. Mitunter wird der Totaleindruck, den der Leser von dem vorgeführten Bilde erhalten soll, durch dieses Verfahren mehr gestört als gefördert. Auch die seelischen Zustände der handelnden Personen werden zerlegt, unter ein moralisches Mikroskop gethan; photographirt und dem verblüfften Leser präsentirt, der sich dunkel erinnert einmal etwas ähnliches empfunden zu haben . . . ob er aber dabei einen Gesammteindruck des dargestellten Charakters empfängt, ist eine Frage. Charaktere, die nicht mit großen und prägnanten Zügen gezeichnet sind, laufen Gefahr in dem psychischen Miniaturgeschnörkel spurlos unterzugehen.

Der Titel der mir vorliegenden Erzählung lautet:

Küsse, Welten und Mückenflügel.

(Warum nicht „Reblausborsten“? rief ich ärgerlich.)

Es war Wasch- und Plättag im Pfarrhofe. In der Waschküche ging es lebhaft her. Dem Kessel entquoll ein heißer Dampf, der den Raum mit seinem feuchten Duft erfüllte.

Um das Becken standen die Mägde und plätscherten mit den rothen Händen im Seifenwasser. Die eine hielt das Linnen an den Rand des Beckens und rieb, mit einem Stück schwarzgeäderter, grünlicher Seife darüber, was, so oft die Seife über die vorstehende Kante des Beckens glitt, einen lauten hölzernen Ton gab. Die Seife schäumte in kleinen regenbogenfarbigen Bläschen bis zu den entblößten Ellenbogen der Wäscherinnen hinan und bildete auf der Oberfläche des Wassers eine blendendweiße, flaumige Schicht. Manchmal unterbrachen die Mädchen auf ein paar Sekunden ihre Arbeit, um diese appetitliche, geschlagener Sahne gleichende Masse durch ihre Finger gleiten zu lassen. Von einer Wand zur andern waren Stricke angebracht, an welchen eine vierte Magd beschäftigt war, die eben mit kräftiger Hand ausgewundenen Linnen, nachdem sie sie zuerst in der Luft geschüttelt, daß es erscholl wie ein Peitschenknall, mit hölzernen Haken festzumachen. Die Wäsche hing stellenweise so tief herab, daß das Mädchen sich

Digitized by Google

bücken und die nassen Hindernisse beiseite schieben mußte, um von einem Strick zum andern zu gelangen.

Von der Waschküche führte eine offene Thür ins Plättzimmer. Hier stand vor einem tücherumwundenen Brette ein junges Mädchen und bügelte. Wenn das Eisen, dessen Hitze die Büglerin zuerst mit dem benetzten Finger prüfte, so rasch und lärmend als wär's ein zischender S-Punkt, wenn das Eisen über die frisch eingespritzte Wäsche dahinfuhr, so stieg davon eine kleine Rauchwolke auf, die das Gemach mit einem eigenthümlichen Geruch verbrannten Linnenzeuges füllte. So oft die Spitze des Eisens auf die Erhöhung stieß, welche das gestickte Merkzeichen bildet, wurde das Wäschestück umgedreht, damit die Stickerei nicht niedergebügelt werde und nachdem die betreffende Ecke fertig gemacht, hob sie die Büglerin in die Höhe und betrachtete unwillkürlich den auf den Brettlacken sichtbar gewordenen Spiegelschriftabdruck der Buchstaben.

(Der Mensch hat offenbar mit seiner Waschfrau ein Verhältniß gehabt, bemerkte ich ungeduldig bei dieser Stelle. Wie hätte er sonst solche Erfahrungen gesammelt? Da saß er wahrscheinlich auf dem Stuhl, dessen Lehne das Bügelbrett stützt und sah seiner Schönen zu, indem er ihr erzählte, daß er eben einen, dem Leben abgelauschten Roman schreibe, von dessen Honorar er gewiß den längst rückständigen Wäschzettel begleichen werde . . .)

Das so beschäftigte Mädchen war Käthe, des Pfarrers zwanzigjährige Nichte. Ihre schwarzen Flechten waren nachlässig in ein Netz geschlossen und drängten sich an mehreren Stellen, wo die feinfadigen Maschen zerrissen waren, hervor. Die grünlich braunen Augen waren von dichten Wimpern beschattet. Unter diesen krümmte sich am rechten Augenlid ein etwas höher als die anderen gepflanztes, steifes Härchen nach oben. Man verspürte ordentlich Lust, wenn man dem Mädchen ins hübsche Gesicht sah, diese Wimper auszureißen — vielleicht hatte die Besitzerin selber dies schon öfter zu thun versucht, aber das störrige Härchen wird immer wieder nachgewachsen sein. Die kleinen, rosa angelaufenen, wohlgesäumten Ohren waren am Läppchen durch die langen Einschnitte zu schwer wiegender Ohrringe entstellt. Um den sonngebräunten Hals schlang sich ein schwarzes Sammetband, dessen Enden, hohlhippenförmig zusammengerollt, in ungleicher Länge auf den Rücken herabfielen. Ein glattes Kleid von rosa und weiß gestreiftem Percail umschloß die Gestalt und zeigte an manchen Stellen, wo sich die rosa Farbe in die angrenzenden weißen Streifen mit gelblichem Anstrich verwischte, daß es schon sehr oft gewaschen worden, auch sah man, daß das zu enggewordene Kleid nicht weiter gemacht worden, weil neben den Nähten an der Taille jene punktfeine Löcherreihe sichtbar war, welche aufgelassene Nähmaschinenarbeit zurückzulassen pflegt. Die Hände waren klein und zeigten niedliche Grübchen; doch erschienen die sich kreuzenden Hautlinien zu sehr ausgeprägt und die Adern — vielleicht durch die Anstrengung des Plättens — stark angeschwollen. Die Nägel lagen zu tief unter dem vorstehenden, rothglänzenden Hautsaum und waren ungleich geschnitten. Am vierten Finger der linken Hand prangte ein Ring mit einem grünen Stein. Letzterer war in goldene Klauen gefaßt, zwischen welchen sich eine

Digitized by Google

dünne Staubkruste gebildet, die vermuthlich nächstens mittels einer Stecknadel entfernt werden würde.

Käthe war ganz bürgerlich erzogen und sehr wirthschaftlich dabei. Bücher hatte sie weiter keine gelesen, als verschiedene Kalender, die Heiligenlegenden und mehrere Ritterromane. Bei alledem hatte sie romantischen Sinn und die Ahnung eines unbekannten Glückes, das ihr so „aufgehupft voll“ zutheil werden sollte, wie die kleinen Maßgefäße, die sie an Kuchenbacktagen aus der Mehltruhe hervorholte. Auch war sie von heißem Blute. Wenn sie auf dem „Bürgerkränzchen“ ein schöner Bursch im Tanze drehte (und Veit, des Schloßgärtners Sohn war weitaus der schönste), da schloß sie die Augen, ließ sich fest an ihres Tänzers Brust drücken und athmete mit Lust den cigarrenduftenden Weinhauch, der ihr heiß die Stirn umwehte.

Eine Magd erschien an der Thüre:

„Fräulein Käthe, wir sind fertig. Sollen wir bügeln helfen?“

„Nein, es ist schon gut, Ihr könnt gehen. Ich habe auch nur mehr dieses Tischtuch — und dann ist's genug für heute.“

Käthe blieb allein. Sie plättete noch eine Weile an dem Tischtuch, welches nicht sehr glatt werden wollte, denn das Eisen war schon abgekühlt, aber es schien ihr nicht der Mühe werth, noch eines in den Ofen zu legen.

Nachdem sie ihre Arbeit beendet, ging sie an das Fenster und öffnete es, um ein wenig Luft zu schöpfen, denn in der Stube war es drückend schwül. Es war gegen Ende Oktober, zur Sonnenuntergangsstunde. Draußen rieselte feiner Regen und ein scharfer Nordwind wirbelte die gefallenen Blätter umher. Das Fenster, an welchem das junge Mädchen lehnte, war im Erdgeschosse und blickte nach dem Hofe. Gegenüber lagen die halbgeöffneten Wagenschuppen, mit allerlei Karren und Geräthen gefüllt. Vom geschlossenen Stallthor tönte leises Kuhgebrülle herüber; aus den kleinen Teichen und Bächen, die der Regen in den Bodenfurchen gebildet hatte, stiegen fünf oder sechs Enten heraus, um sich — eine hinter der andern schnatternd herwackelnd — zur Nachtruhe zu begeben.

Käthe athmete die erfrischende Luft ein, die ihr allerlei Winterbilder vor die Seele brachte, denn dies war in diesem Jahre der erste Herbsttag mit so eisigem Wehen.

Jetzt trat aus dem Wagenschuppen ein junger Mann hervor und schritt quer über den Hof; er trug verschiedene Werkzeuge am Arm. Es war Veit — des Schloßgärtners Sohn — der beim Pfarrer die Gartenarbeit versehen half.

„Guten Abend, Fräulein Käthe.“

Das junge Mädchen, statt diesen Gruß zu erwidern, stieß einen Schrei aus, und streckte die Arme zum Fenster hinaus, wie hilfesuchend. Es war ihr einfach eine Mücke ins Auge geflogen, was ihr einen unerträglichen Schmerz bereitete. Veit sprang herbei, ließ Rechen und Schaufeln fallen und ergriff die Hände des Mädchens:

„Um Gottes willen, was ist Ihnen?“ rief er erschrocken.

„Nichts, nichts — nur eine Fliege — es ist schon wieder gut.“

Sie wollte sich losmachen. Aber er hielt sie nur noch fester und plötzlich — mit einem halberstickten Schrei wilder Liebe — drückt er

Digitized by Google

seinen Mund auf die kirschrothen Lippen des Mädchens, hält dasselbe in einem minutenlangen Kuß gefangen und — entflieht.

Käthe war wie betäubt. Böse war sie nicht. Was sie empfand, war zwar Angst, aber eine wunderbare, angenehme Angst, die sie nicht gern gegen ihre frühere Sicherheit vertauscht hätte. Sie wiegte leise den Kopf, indem sie murmelte: „Was war denn das — was war denn das?“ und sie versetzte sich in die vergangene Minute zurück. „Also — der Veit ist verliebt in mich — und wie keck er ist . . . So respektvoll hat er „guten Abend, Fräulein Käthe“ gesagt“ — der Ton seiner Stimme klang ihr genau im Ohre nach — „und dann die Mücke — wie das weh gethan hat — und dann . . . wie war das dann?“ Wieder schloß sie die Augen und öffnete in ihrem Gedächtnißapparat die Klappe, unter welcher das Vorgefallene aufbewahrt war. So blieb sie — unbewußt wie lange — bis es finster ward; der kalte Regen fiel auf ihr erhitztes Gesicht und sie fühlte einen Schauer. Da schloß sie das Fenster und verließ die Stube.

Langsam schritt sie über die Treppe zum Wohnzimmer hinauf. Sie fühlte, daß ihr kalt war und daß ihr Puls heftig schlug. Daneben trug sie das Bewußtsein, wie vom Besitze eines geheimen Schatzes. Doch verjagte sie dieses Bewußtsein — jetzt, wo sie mit ihrem Onkel sein sollte — absichtlich von ihren Gedanken, sich reservirend, dasselbe beim Schlafengehen wieder herbeizurufen.

Das Zimmer, das sie nun betrat, bot einen gar freundlichen Anblick. Ein Feuer — das erste in diesem Herbst — knisterte im großen Kachelofen und warf auf den Fußboden einen tanzenden Schein.

Auf einem in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch brannte eine Lampe. Der Schirm darauf war von Käthe selber aus farbigem Papier in ausgeschnittenen Blumenmustern verfertigt. Unter dem Schein des gedämpften Lichtes sah man die Kaffeeschalen blitzen, die auf dem rothen wolldamastenen Tischtuch standen — ein mit frischem bräunlich-glänzenden Gebäck gefüllter Brodkorb aus geflochtenem Silberdraht daneben. Eine lange Wanduhr schwang ihren Pendel mit lautem Ticktack hin und her. Auf dem Roßhaarsopha ein gesticktes Kissen — auch eine Arbeit Käthens — eine Schäferin mit viereckigen Augen darstellend; zwei Kommoden mit allerlei Ziersachen bedeckt: Schachteln aus Muscheln, Vasen mit Papierblumen unter Glasstürzen, verblaßte Photographien in Rahmen, eine Porzellanmadonna und dergleichen mehr. In einer Fensternische Käthes Nähtisch, dessen halboffene Schublade einen Vorrath Arbeitsrequisiten zeigt: Zwirnspulen, elfenbeinerne Bohrer, Sterne aus Pappe zum Aufwickeln, Stahlfingerhüte, ein rothsammtenes Nähpolsterchen, von welchem ein Bändchen herabhängt, an dessen Ende eine gekrümmte Stecknadel als Haken dient. In der zweiten Fensternische ein großer Vogelbauer, in welchem ein Dutzend Kanarienvögel unter dem als Nachtdecke über ihr Dach geworfenen Shawl, friedlich und kugelförmig schlafen. Ein Bücherschrank mit verschiedenen Erbauungsschriften, das Leben der Heiligen, daneben ein paar Ritterromane und das Brockhaussche Lexikon, dreißig Jahre zurückdatirt. An den Wänden ein Christuskopf in Kupferstich; dann das Porträt des Landesfürsten in himmelblau illuminirter, vom

Digitized by Google

rothen Ordensband durchquerter Uniform und als Pendant das Bildniß seiner Gemalin, in dreiviertel Profil, dekolletirt und lächelnd, eine Krone auf dem Kopfe und den Hermelinmantel hinter der wespendünnen Taille. Ferner eine Landkarte (Europa, einen Theil Asiens und die Nordküste Afrikas vorzeigend) eine Kalendertabelle und ein aus länglichen, bunten Schmelzperlen angefertigter Glockenzug.

Der Pfarrer, ein ungefähr sechzigjähriger, würdevoll aussehender alter Herr, sitzt in einem bequemen Lehnstuhl neben dem Tische.

(„Nun, Gott sei Dank!“ rufe ich hier, „der Pfarrer wird nicht beschrieben und es werden die Härchen nicht gezählt, die allenfalls auf seinen Fingergelenken wachsen!“ Solche Inkonsequenz kann man in den Arbeiten der Realisten oft begegnen: es ist ganz natürlich, daß dem Verfasser manchmal die Geduld ausgeht und er es versäumt alle seine vorkommenden Personen, Orte und Empfindungen unter sein Mikroskop zu thun. Aber für den Leser ist diese Schwäche nicht immer ein Verlust. Bei vorstehender, einfacher Vorführung eines „etwa sechzigjährigen, würdevoll aussehenden“ Geistlichen, schafft sich gewiß jeder mit einiger Phantasie begabte Leser ein ganzes Bild, ohne in den selbstgedachten Umrissen durch allzukleinliche Details gestört zu werden. Letztere drängen sich oft auf eine hemmende Weise der sonst harmonischen Vorstellung in den Weg; nachdem man z. B. die Beschreibung Käthens gelesen, sieht man im Geiste nur mehr das steif gekrümmte Wimperhaar und die unangenehmen, tiefliegenden Fingernägel. Während man solche Einzelheiten bei der Erscheinung eines hübschen zwanzigjährigen Mädchens wohl gar nicht bemerken würde, werden sie hier auf eine lästige Art in den Vordergrund der Einbildung gerückt. Wie der Theaterdekorationsmaler seine Effekte nach der Entfernung berechnen, und sich jeder Miniaturarbeit enthalten muß, so sollte der Novellist wohl erwägen, daß es, wie auf der Bühne, auch im Buche eine Perspektive giebt.)

„Aber Käthe, wo bleibst Du so lang? Es ist schon finster, man kann ja nichts mehr sehen zum Bügeln — und es wäre auch Zeit den Kaffee zu kochen.“

„Ach, Onkel, ich bitte schön — lasse heute die Lisi den Kaffee machen — ich möchte lieber nicht in die kalte Küche gehen — mir ist nicht ganz wohl.“

„Was fehlt Dir, liebes Kind? . . . Meinetwegen rufe die Lisi und sage ihr, sie solle schnell den Kaffee kochen — er wird Dir gut thun.“

Käthe ging den Befehl zu ertheilen. Dann kam sie zurück, nahm einen Stuhl, stellte denselben dicht an den Ofen und setzte sich, den Kopf an einen noch nicht zu stark erhitzten Kachel legend.

„Was ist Dir, Käthe?“

„Kalt . . .“

„Bei dem heutigen Wetter ist das kein Wunder. Du bist aber auch zu leicht angekleidet. Warum ziehst Du nicht Dein graues Wollkleid an?“

„Das habe ich ja zum Färber geschickt.“

„Ja, richtig. Hör mich an, Käthe, ich habe Dir eine große Neuig-

Digitized by Google

keit mitzutheilen. Da heißt es dann nicht mehr an das graue Wollkleid, sondern an ein weißes — Brautkleid denken."

„Wa—as — Onkel?"

„Ja, ja. Ich weiß nicht recht, ob ich mich darüber freuen soll oder nicht. Für Dich freilich eine gute Versorgung — aber andererseits: Dich ziehen lassen... Da wird mir's einsam sein im Pfarrhaus."

Käthe erschrak freudig. Sollte vielleicht Veit eine Erbschaft gemacht haben?

„Wovon und von wem sprichst Du, Onkel?"

„Nun, denke Dir: der Doktor kam heute Nachmittag zu mir ... Vor einer halben Stunde ist er fortgefahren — Du mußt ihn von der Waschküche aus gesehen haben. Er wollte nicht, daß Du geholt werdest, er will Deine Antwort erst morgen."

„Wie, Onkel? Der Doktor hat einen Heiratsantrag gemacht?"

„Ja, Kind. Und ich habe nichts dagegen — seine Praxis trägt ihm hübsch viel ein."

„Aber, Onkel, Du hast öfters bemerkt, daß der Doktor ein schlechter Christ sein müsse, da er so selten in die Kirche kommt."

„Nun, Du müßtest ihn bekehren. Also, Käthe, was sagst Du zu der ganzen Geschichte? Ich denke in einem fort darüber nach. Ich glaube, er ist ein guter Mensch ... Wie stolz Du sein wirst als „Frau Doktorin" — nur mußt Du mir versprechen, alle Wochen wenigstens zweimal in den Pfarrhof zu kommen — und ich wäre auch ein fleißiger Gast im Doktorhause. Mit dem Geld, das Du von Deiner seligen Mutter hast, würdest Du Dir die Ausstattung und die Hauseinrichtung anschaffen. Das Doktorhaus ist zwar ganz nett eingerichtet, es giebt aber doch noch vieles nöthige: Küchengeräthe, Betten, Tischzeug, für zwölf Personen Chinasilber ... wir haben das alles schon mit dem Doktor besprochen; — daß Du mich beerben wirst, habe ich ihm auch gesagt. Er besitzt auch ein kleines Kapital; damit will er den Grund kaufen, der hinter seinem Garten liegt und eine kleine Wirthschaft mit Kühen ꝛc. anlegen. Als Hochzeitsgeschenk gebe ich Dir meine schöne silberne Zuckerdose und kaufe silberne Kaffee- und Milchkanne dazu. So kannst Du einmal die Komtessen vom Schloß zu einem Imbiß einladen ... Da ziehst Du Dein taubengraues Seidenkleid an — ein solches mußt Du Dir zu Deiner Ausstattung kaufen — und Dein Mann wird Dir einen goldenen Schmuck geben, den er von seiner Mutter hat, und eine goldene Uhr sammt Kette. Die Lisi kannst Du zu Dir in Dienst nehmen und —"

Der Pfarrer sprach noch lange so fort. Käthe, deren Kopf wieder an dem Kachel lehnte, schwieg und lauschte. Es machte ihr unsägliches Vergnügen, alle diese Dinge herzählen zu hören, die sie besitzen könnte. Dabei dachte sie fortwährend, daß sie noch einen Reichthum habe von dem niemand etwas wußte, den sie sich selbst nicht recht eingestehen durfte — nämlich Veits Kuß. So oft ihr Gedanke an die verflossene Scene anpochte, um die Erinnerung wach zu rufen, verjagte sie denselben — mit dem Vorbehalte jedoch, diese Erinnerung später, wenn sie allein sein würde, recht auszugenießen. Diese elektrischen Mahnungen wiederholten sich oft, mitten in die Ideenreihe hinein, welche die vom Onkel entrollten Häuslichkeitsbilder

Digitized by Google

in ihr wachriefen. Sie knüpfte auch noch Bilder eigener Vorstellung daran: sie sah schon im Geiste die Leinwandstöße, aus welchem die Ausstattungswäsche geschnitten würde — eine Nähmaschine müßte auch angeschafft werden. An den Fenstern weiße Spitzengardinen . . . in den Schränken die verschiedenen Stöße von blauen Bändern umbunden und Lavendel dazwischen, auch getrocknete Rosenblätter . . . Lisi müßte „gnädige Frau" zu ihr sagen und die Komtessen kämen ganz gewiß auf Besuch — aber neben dem taubengrauen Kleid müßte sie noch ein schwarzseidenes haben, das sieht immer „geputzt" aus und bleibt jahrelang neu. Die goldene Uhr — die man allabendlich aufzieht — steht am Nachttisch in einem mit rothem Sammt ausgefütterten Futteral . . . am Fenster Blumentöpfe, darunter Reseda; im Garten allerlei Blumen zwischen duftenden Küchenkräutern . . . Der Lieblingskanarienvogel mit dem schwarzen Schopfe, der ihr immer mit gespreizten Flügeln den Zucker aus dem Munde pickt, den würden sie mitnehmen. Ins Pfarrhaus käme sie im eigenen Wägelchen gefahren und beim bekannten Schellengeklingel des Doktorpferdes würden die Mägde rufen: „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, die Frau Doktorin kommt!"

Dieses Potpourri von Gedanken flatterte durch Käthes Sinn und dabei sagte sie sich: „Das alles könnte ich haben — wie angenehm, daß ich's könnte — aber ich werde wahrscheinlich nicht wollen, denn Veit . . ." Wieder wird die pochende Mahnung zurückgedrängt: „später, später". Zugleich empfand sie ein physisches, eigentlich nicht unbehagliches Krankheitsgefühl, eine gewisse Fiebermattigkeit, abwechselnd Frostschütteln und aufsteigende Glut.

„Käthe, warum antwortest Du nicht. Mißfällt Dir vielleicht der Doktor?"

An den hatte sie gar noch nicht gedacht.

„Der Doktor? O nein, er mißfällt mir nicht — er ist ja sehr angenehm —"

„Und ein hübscher, ordentlicher Mensch . . . Du wirst also „Ja" sagen?"

„Ich muß erst darüber nachdenken . . . Aber mir ist recht übel, Onkel, ich möchte mich niederlegen."

„Zeige mir Deine Hand her . . . wie sie brennt! Du hast ja Fieber, liebes Kind — geh' schnell ins Bett. Du brauchst jetzt Kraft und Gesundheit. Oder wenn Dir morgen nicht ganz wohl ist, so müssen wir den Doktor kommen lassen — he, Kleine?"

Käthe stand lächelnd auf. „Gute Nacht, Onkel", sagte sie, „morgen werde ich schon gesund sein."

„Gute Nacht, mein Schatz. Gehe mit Gott und mit Dir selbst zu Rathe und dann werden wir über die Sache weiter reden."

Käthe küßte dem alten Herrn die Hand und ging auf ihr Zimmer. Bald folgte ihr die alte Lisi:

„Was fehlt Ihnen denn, Fräul'n — der Herr Pfarrer hat einen Lindenthee für Sie angeschafft?"

Käthes Zähne klapperten so, daß sie nicht antworten konnte. Die alte Dienerin half ihr, sich auskleiden, brachte sie ins Bett und deckte sie warm zu. Dann brachte sie den Thee.

Digitized by Google



Erste Pflicht.

Nach dem Original-Gemälde von Silvio Giulio Rotta.

Digitized by Google

Digitized by Google

Käthe schluckte denselben schnell hinab und nachdem Lisi das Licht ausgelöscht hatte und fortgegangen war, dünkte sie sich unsäglich wohl — beinahe glücklich. Es war ihr, als hätte sie einen gefundenen Schatz von Gold und Juwelen mit ins Bett genommen, den sie nun mit Muße überzählen könnte. Wieder würde sie sich alle die angenehmen Bilder vorführen, deren Verwirklichung ihr in der Doktorheirat zu Gebote stand, und endlich sich ganz dem Erinnerungstaumel hingeben, der Veits Kuß auf ihre Lippen zurückzaubern sollte ... Aber dieses doppelte Phantasiespiel wollte ihr nicht gelingen. Es überfiel sie jene halbe Bewußtlosigkeit, die bisweilen dem Schlaf vorausgeht, in welcher wir unserer Gedanken nicht mehr Herr sind und wo alle unsere Anstrengungen, denselben eine bestimmte Richtung zu geben, scheitern. Die Ideen kreisen und wirbeln im Kopfe in immer verwirrterer Weise und bringen hartnäckig Vorstellungen zustande, die außer allem logischen Zusammenhange sind. Und so sah Käthe fortwährend die Enten, die im Hofe geplätschert hatten; eine davon flog ihr ins Auge und Veits Kuß war identisch mit dem vom Onkel versprochenen Kaffeegeschirr, nebst der eigenen Nähmaschine, welche der Doktor an sein Wägelchen spannen ließ. Eine Sekunde lang konnte sie fassen, daß das alles Unsinn sei; da drehte sie sich im Bett um und rief gewaltsam eine vernünftige Idee herbei, aber gleich war wieder die Ente da und flog ihr ins Auge; gleich klopften wieder die Schläfen und drehten an der silbernen Kußnähmaschine ...

Nach mehrstündiger solcher Folter schlief Käthe endlich ein.

Als sie am andern Morgen erwachte, wurde sie zuerst von dem Bewußtsein erfaßt, daß sie im Besitze zweier Dinge sei, die sie unendlich freuten, sie konnte sich jedoch nicht gleich Rechenschaft darüber geben, was diese Dinge eigentlich wären. Zugleich bemerkte sie, daß sie krank war. Sie fühlte eine unsägliche Mattigkeit und in ihrem Kopfe wüstete heftiger Schmerz. „Onkel wird wohl den Doktor rufen lassen“, dachte sie, und dabei fiel ihr die ganze wundersame Geschichte ein: der Heiratsantrag des Doktors. Das war ja eben eine ihrer Freuden — und die andere? Jetzt wußte sie auch die: — Veits kecke und süße That. Aber wie soll das enden — wofür entscheiden — vielleicht dem Onkel alles sagen ... oder auf beide still verzichten?

So schwirrte es in ihrem heißen Kopfe, bis sie denselben ins Kissen zurücklehnte und allen Gedanken wehrend — das Denken schmerzte zu sehr — sich nur dem physischen Leidensgefühl hingab.

Nun folgte der Verlauf eines Nervenfiebers, das in Typhus ausgeartet hatte.

(Höflichsten Dank dem Verfasser, daß er diese Gelegenheit zu einem pathologischen Kursus unbenutzt vorübergehen läßt.)

Eines Abends — es mochten drei Wochen seit ihrer Krankheit verstrichen sein, öffnete Käthe nach langem Schlaf die Augen und blickte um sich her. Es war ihr, als wäre sie nach langer Zeit wieder einmal sie selbst. Denn die Eindrücke und Erinnerungen der verflossenen Tage schienen ihr wie in dritter Person empfangen — als wäre nämlich die im Bett zwischen Leben und Tod ringende Käthe eine andere Käthe gewesen, deren Krankheit sie mit angesehen. Aber jetzt wußte sie, daß die Eisumschläge, die bitterschmeckenden Arzneien,

Digitized by Google

die bangen Mienen um sie her, dennoch Selbsterlebtes gewesen. Und wie sie noch weiter ihr Gedächtniß anstrengte, stellten sich allerlei Krankenzimmerepisoden ein: das flackernde Nachtlicht; die schleichenden Schritte der Pflegenden; die unterdrückten, so monoton klingenden Gespräche, von denen hier und da eine lautere Cadenz das eigene Schlummerbewußtsein verstärkt; der Klang des Silberlöffels, der im Medizinglase gedreht wird; das angenehme, kühle Kopfkissen, wenn es eben von sorgender Hand frisch aufgeschüttelt und umgedreht worden; ein Luftzug der von einem im Nebenzimmer geöffneten Fenster her wie eine Genesungshoffnung über die Stirn weht; ein Muster in der Wandmalerei oder in den Vorhangspitzen, das eine ganz bestimmte, jetzt aber nicht mehr faßbare Bedeutung hatte; die schwebenden Schatten an der Zimmerdecke, plötzlicher Duftqualm von heißer Suppe, dann wieder der bittere Geschmack von Citronenkernen; das ferne Geräusch der Hausarbeit; zufallende Thüren, Holzsägen, Klopfen in der Küche — welches alles im Kranken ein Staunen erregt, daß man überhaupt so kräftig und gesund sein kann, um Thüren zuzuschlagen, Holz sägen und Fleisch klopfen zu können.

Jetzt richtete sich Käthe ein wenig im Bette auf. Das Zimmer war nur schwach erleuchtet. Ein Schirm verdeckte den Schein der Kerze, welche am andern Ende des Gemachs auf dem Tische stand. Daneben saß der Pfarrer, in einem Buche blätternd. Am Fuß des Bettes stand der Doktor; sein Blick war auf die Kranke geheftet. Sobald er die Bewegung Käthes gesehen, sprang er herbei und faßte ihre Hand.

„Onkel“, rief das Mädchen leise.

Augenblicklich war der Pfarrer an ihrer Seite.

„Was willst Du, Kind?“

Aber Käthe blieb stumm. Sie hatte die Augen wieder geschlossen und neue Erinnerungen stiegen in ihr auf: der Mann, der sie so besorgt anblickte und ihre Hand in der seinen hielt, hatte sie zum Weib begehrt. Es fiel ihr jener Abend vor ihrer Erkrankung ein, an welchem ihr der Onkel jene Mittheilung gemacht und das ganze Bild von dem Doktorhause, wie es damals ihrer Vorstellung erschienen, tauchte wieder vor ihrem innern Auge auf. Nur war noch etwas hinzugekommen: nämlich die Gestalt des Doktors selber, wie sie dieselbe während ihrer ganzen Krankheit über ihr Bett gebeugt gesehen — er selber, der ihr so viele Trostesworte zugesprochen, jetzt neben ihr stand, in seiner heißen Hand die ihre haltend, halb als fühlte er ihr den Puls, halb als hielt er sein Liebstes fest. Wie hübsch er war und vornehm aussehend — und dabei so gut und schützend . . . Sie gab sich einem stillen Glücksgefühle hin, das ihr wie warmer Thau auf die eingefrorne Seele fiel. Sie klammerte sich desto fester an dieses Freudenbewußtsein, als sie zugleich wußte, daß an jenem Abend etwas vorgefallen, das der Heirat mit dem Doktor störend im Wege lag. Was war es doch nur? . . . Da plötzlich wußte sie alles: Veit, der freche Bursche, hatte sie geküßt. Diesmal kam ihr die Erinnerung als eine Pein und nicht als ein süßes Wiederempfinden.

„Schläfst Du, Käthchen?“ fragte der alte Herr leise.

Käthe öffnete die Augen.

Digitized by Google

„Kennst Du mich, mein Kind?"

„O ja, Onkel."

Freudig beugte sich der Doktor über sie:

„Käthe, Käthe, theures Mädchen, kennen Sie auch mich?"

Sie nickte lächelnd und drückte seine Hand.

Lisi war auch hinzugetreten und sie freuten sich nun alle, als wär's ein Auferstehungsfest.

Lisi ward fortgeschickt eine Bouillon zu holen und die beiden Männer setzten sich an die Bettseite.

Der Pfarrer war der erste, der des Doktors Liebe erwähnte, indem er sagte:

„Sieh, Käthe, unser lieber Doktor da hat mir eine Nichte gerettet und sich eine Frau, nicht wahr?"

Sie antwortete nur mit einem Blick und einem Lächeln, aber beides war so liebestrahlend, daß der liebende Mann nicht anders konnte, als sich niederbeugen und seinen Mund auf die lächelnden Lippen drücken. Der Pfarrer hob wie segnend seine Hände — und in dieser Minute war Veits That getilgt.

Einige Minuten später stieß die Kranke einen Angstschrei aus, gefolgt von mühsamem Athemringen. Der Doktor erblaßte.

„Käthe, meine Kleine, was ist Dir" rief der Pfarrer.

Immer heftiger rang das Mädchen um Athem, Schweißtropfen standen auf ihrer Stirn und die Augen rollten wild.

Der Pfarrer eilte zur Thür: „Lisi, Lisi!" rief er.

Die alte Dienerin kam herbei, eine Tasse tragend.

„Ich komme schon, Hochwürden, so, das wird schmecken." Aber kaum hatte sie das Zimmer betreten, als sie Käthes Röcheln vernahm und die Tasse schnell wegstellend, eilte sie ans Bett: „Was ist denn geschehen, Herr Doktor? Herr Jesus, was ist denn das!"

Der Doktor antwortete nicht. Er hielt die Geliebte auf seinen Arm gestützt und wischte ihr mit einem Tuche den kalten Schweiß von der Stirne, während ihm selber helle Thränen über die Wangen fielen.

„Soll ich die letzten Sakramente? . . ." begann der Pfarrer mit halbgebrochener Stimme.

Jetzt begann Käthe mühsam zu sprechen. Alle lauschten athemlos. „Onkel — Lisi — Freund — geliebter Freund — lebt wohl . . ." Wieder ein Röcheln und ein Stöhnen. „Das war der kalte Wind beim Fenster . . . mir war so heiß vom Bügeln und eine halbe Stunde bin ich dort geblieben — Gott verzeihe mir — ach, wäre mir der — — Mückenflügel nicht ins — Auge gekommen —"

Ihr Kopf fiel auf das Kissen zurück. Der Doktor stieß einen Schrei aus und sank in die Kniee. Käthe war todt.

Mit einem kurzen Seufzer legte ich das Manuskript aus der Hand. Arme Käthe! Was ist es doch, das uns bei der Vorstellung des Todes stets so schmerzlich und ehrerbietig ergreift? Unabwendbar steht die Schreckgestalt an unserm Horizont . . ., blicken wir lieber nicht hin! Wozu das Leben mit Todesahnung trüben, wozu den Tod mit Lebensahnung erhellen wollen? Wozu überhaupt jetzt von

Sterben und Unsterblichkeit reden, wo es sich nur um Beurtheilung einer Stilprobe handelt?

Der Autor ist, wie ich schon früher bemerkte, nicht konsequent. Im Laufe der Erzählung erlahmt seine Detaillirungskraft zu wiederholtenmalen. Und was hat er uns durch die Geschichte und deren Titel demonstriren wollen? Daß ein Mückenflügel daran schuld sein kann, daß ein Mädchen geküßt wird, sich erkältet und — stirbt? Das wissen wir ja längst — es ist das alte Lied von „Kleine Ursachen, große Wirkungen“ — wenn überhaupt der Tod eines Menschenkindes als eine „große“ Wirkung betrachtet werden kann. In der Rechnungsführung des Universums stehen wohl alle Küsse, Sterbefälle und Mückenflügel unter einer Werthrubrik. Dennoch: Arme Käthe!

Aus dem Mädchenpensionat.

Das nächste Packet, welches ich eröffnete, enthielt mehrere versiegelte Couverts und einen offenen Brief. Natürlich las ich zuerst diesen:

Sehr geehrter Herr!

Meine vielseitigen Beschäftigungen als Leiterin einer Töchterschule (für höhere Stände) gestatten mir nicht, mich mit literarischer Produktion zu befassen. Meine Zeit ist vollends von der mühevollen Aufgabe in Anspruch genommen, die mir anvertrauten Mädchenknospen zu edler Entfaltung zu bringen und dieselben — (nebst wissenschaftlicher, musikalischer, linguistischer, häuslicher und hygienischer Ausbildung) einer strengen moralischen Ueberwachung zu unterziehen. Da es zu meinem Lehrprogramm gehört (ich erlaube mir, beiliegend ein Prospekt zu übermitteln. NB.: Für Gesang- und Zeichenunterricht Extra-Honorar), meine Schülerinnen schriftliche Aufsätze verfassen zu lassen, so habe ich einigen unserer vorgerücktesten jungen Damen, welche auf diesem Felde schon hervorragendes geleistet, die mir von Ihnen zugedachte Konkurrenzaufgabe vorgelegt und übersende Ihnen im Anschlusse die gelieferten Arbeiten. Es sollte mich freuen, wenn der Preis in meiner Anstalt davongetragen würde. Zugleich bitte ich Sie um die Gefälligkeit, geehrter Herr (falls Ihnen zufällig einer bekannt sein sollte), mir einen Turnlehrer zu rekommandiren. Ich erachte das Turnen für Mädchen als unerläßlich, und vorige Woche ist leider unser gymnastischer Oberlehrer mit unserer arithmetischen Unterlehrerin durchgegangen. Auch wäre es mir angenehm, die Tanzprofessorstelle anders zu besetzen, denn (dies ist natürlich nur im Vertrauen mitgetheilt) Signor Rolli, welcher gegenwärtig den choreographischen Unterricht leitet, wechselt mit den größeren Pensionärinnen öfters Liebesbriefchen.

Ich mache Sie aufmerksam, daß eine der Konkurrentinnen, deren Arbeiten hier versiegelt beiliegen (ich habe sie nicht gelesen) schon mehrere Preise in der Geometrie erworben hat. Sind Sie nicht auch der Ansicht, daß Geometrie eine der wichtigsten Grundlagen zur Bildung des weiblichen Gemüthes ist? Natürlich muß ein edles Frauenherz auch in der Plattstichstickerei und in der Chronologie der ägyptischen Könige fest sein — — aber ich lasse mich zu weit von dem Drange hinreißen, meine pädagogischen Ansichten zu entwickeln. Mein Geist

Digitized by Google

ist so sehr von den multiplexen Problemen der Erziehungsfrage eingenommen, daß ich mich nicht enthalten kann, meine diesbezüglichen Erfahrungen und Beobachtungen auszusprechen. Sollte jedoch meine Ausdrucksweise etwas unzusammenhängend erscheinen, so schreiben Sie dies gefälligst dem Umstande zu, daß ich mich sehr angegriffen fühle infolge der heute Morgen gemachten Entdeckung, daß die Köchin zu dem vortrefflichen Feigenkaffee, der den Zöglingen zum Frühstück vorgesetzt wird, statt der von mir angeordneten (mit reinem Wasser verdünnten) Milch — Stärkemehl gemischt hat. Sie machen sich gar keinen Begriff, wie viele Sorgen mit meinem schweren Beruf verbunden sind — ohne noch in Rechnung zu ziehen, daß ich von meinem Zimmer aus den ganzen Tag sechs Klaviere (darunter ein Konzertflügel von Blüthner) höre, auf welchen Cramersche Fingerübungen, Beiers „le petit pianiste" und Lisztsche Rhapsodien gleichzeitig exekutirt werden.

Der freundlichen Einladung, den Abend bei Ihnen zuzubringen, kann ich zu meinem Bedauern nicht Folge leisten und lasse mich daher zur bestimmten Stunde durch beiliegende Manuskripte vertreten. Ihren Mittheilungen (die Konkurrenzarbeiten betreffend) mit Spannung entgegensehend, zeichnet hochachtungsvoll Ihre ergebene

N. N., Pensionatsvorsteherin (Sprechstunde 10—11 Vorm.)

— —

„Nun, die multiplexen Beschäftigungen dieser Pädagogie hindern sie leider nicht am Abfassen langer, parenthesenreicher Briefe! — Soll ich mich selbst vielleicht um die offene Turnlehrerstelle bewerben?

Lesen wir einmal was so eine laut Prospekt gehegte Mädchenknospe schreibt."

Ich erbrach eines der geschlossenen Hefte und erfreute mich an nachstehender Komposition.

„Diesen Kuß der ganzen Welt."

Wie entzückt pocht unser Herz bei solcher Worte lieblichem Klang! Wir stimmen mit dem Dichter ein und vergessen die ganze Welt von Schmerzen, die sonst unser Sein umwölkt, und wir trocknen die Thränen, die sonst so blutig aus der verwundeten Seele quillen. Doch ist jenes Freudenlied wieder verstummt, so steigen aufs neue die Klagetöne auf, die unser tiefes Leid verkünden. Denn ach! wo sind sie hin, die holden Träume erster Jugend (ich möchte wetten, die Schreiberin zählt schon siebzehn Winter) und wo — die goldenen Illusionen, mit welcher unsere Phantasie diese schnöde Welt verschönt? Die Erfahrung — diese harte Freundin — sie hat uns gelehrt, wie alles schwindet und zerfällt, wie Verrath und Täuschung auf unsern Wegen lauert, wie bald es einsam und öde wird um uns her, bis die ganze Welt nur mehr einem Kirchhof gleicht, mit den Gräbern unseres Glaubens, Hoffens, Liebens — —

Auch ich hatte einst jubelnd in die Saiten der Dichterleier gegriffen; auch ich blickte sehnend zu den Sternen auf und wähnte, daß das Leben mir nur Rosen und Myrthen zum Kranze winden werde, mir die bräutliche Stirn zu schmücken; ein ahnungsvoller Zauber durchwob mein waches Träumen, mit glühendem Verlangen sah ich

Digitized by Google

den Freudenbecher winken, ein glänzender Schleier lag auf dem Zukunftsbilde und darunter konnte ich es ernten: „mein Ideal" . . . O, Jüngling mit dem Feuerblick, mit dem sarkastisch zuckenden Lächeln unter dem feinen schwarzen Schnurrbart, Du, den ich so oft im Traum gesehen, warum mußtest Du in der Wirklichkeit so ganz anders aussehen und noch dazu — ein Verräther sein!

Zu früh, ach! hat der Frost des Lebens meiner Sehnsucht Blüten geknickt. Es war vor sechs Monaten. Damals war ich noch jung an Sinn und Jahren: mein sechzehnter Sommer streute mir seine Rosen, und munter hüpfte ich den lachenden Pfad entlang. Seit der Zeit — ach, es ist keine lange, aber doch inhaltsschwere Frist — bin ich — zwar nicht alt nach gewöhnlichen Begriffen — aber alt geworden an bitterer Lebensweisheit, jener entsetzlichen Weisheit, die auf den Trümmern zerstörter Jugendthorheit trauert. Entblättert sind die Rosen. Gebrochen ist das Herz. Emilio — warum hast Du es im Sturm genommen, dieses arme Herz, um es dann so namenlos elend zu machen? — Wie kam es doch, Emilio, daß ich in Dir mein Ideal gefunden, obwohl Du nicht dem geträumten Bilde gleichest, sondern blond und kahl und vierzig Jahre alt bist? Kein dunkler Mantel umhüllt die schlanken Glieder, kein satanisches Lächeln zuckt um Deine Lippen, kein Federhut, der sich auf Rabenlocken drückt — sondern ein schlichtes Bürgergewand umschließt Deine behäbige Gestalt; ein schmuckloser Strohhut bedeckt Dir das spärliche Haar und Deine grauen Augen schauen harmlos durch das Brillenglas. Und dennoch, dennoch — als ich Dich erblickte, als ich Deiner Stimme Zauberhall vernahm, da habe ich es gleich in Dir erkannt, mein lang ersehntes Ideal — meines Herzens Herr und Meister. Nicht in der Erscheinung gleichst Du dem von der kindlichen Phantasie entworfenen Bilde, wohl aber in der geheimnißvollen Gewalt, mit welcher Du mein Sein in Banden schlugst. — Vorbei war's nunmehr mit meiner unschuldigen Freude an der Gefährtinnen spielendem Reigen; verflogen die unbefangene Lebenslust: mit einem Schlage hatte ich aufgehört, ein Kind zu sein; durch die Liebe ward ich zum Weib geweiht. O, warum habt ihr mich nicht gewarnt, ihr staubigen Bücher, daß das Wort „Weib" — die zum Schmerz geborene bedeutet? Ich hätte sonst noch zu verweilen getrachtet in der Kindheit heiterer Gleichmuth und hätte jenen Gefahren zu entrinnen gesucht — aber ich wußte es nicht, daß Liebe tödtlich werden kann.

Ja, tödtlich. — Ich werde dem Schmerze unterliegen. Und was könnte mir auch das Leben noch bieten? Zwar bin ich noch jung, und der Schönheit eitler Glanz — so sagen sie — ist mein Besitz; zudem würde ich einst über Gold und Schätze verfügen, denn ich zähle zu den reichsten Töchtern des Landes — aber was gilt all der leere Tand mir Trauergebeugten und Todgeweihten! — Emilio ist falsch! Betrogen hat mich dieses graue Brillenschlangenauge — Unter dem fadenscheinigen Rock (ach der liebe rehbraune Rock — auf einen seiner fehlenden Knöpfe habe ich ein sinniges Lied gedichtet) schlug ein wankelmüthiges, ein tückisches Herz. Ich überleb' es nicht. Und eben weil sie mich bald auf die Bahre legen werden, so kann ich mein Geheimniß niederschreiben. Vielleicht gelangen diese Geständnisse bis zu

Digitized by Google

dem Undankbaren und er wird dann zu meinem Grabe wandeln — seinem Opfer eine stille Thräne weihen. Schon fühle ich des Todesengels Fittiche wehen und — Emilio, dieses sei Dir zum Trost gesagt: jeder Engel bringt Vergebung. Wenn ein leiser Lufthauch Deine hohe Stirn umfächelt, denke, es sei die Seele der Dahingeschiedenen, die Dir Kunde bringt von einem erfüllten Gebete für Dein Glück — Wirst Du dann im Taumel Deiner neuen Liebe zurückdenken an jene Stunden sel'gen Wahns, wo mir zwischen Reck und Barren Dein Lächeln Liebe log? Als ein Königssaal, voll von Märchenpracht, erschien mir damals der Turnraum. O, wie herrlich sprangst Du über den Bock, wie gewaltig schwangst Du Dich auf die Kletterstange — wie berückend war mir Deine athletische Anmuth! Gern verrenkte ich mir die Glieder, nur um vom geliebten Meister ein zufriedenes „Bravo, Fräulein" zu hören. Und wie Du mich stets als die gewandteste Schülerin priesest — mir mit liebkosender Stimme Lob sprachst, mir so fest die Hand drücktest — da hatten sich unsere Herzen gefunden. Aber wehe! Du wurdest plötzlich kälter und immer kälter — und dreimal wehe! warum mußte jenes unglückselige Weib, die arithmetische Unterlehrerin dem Turnunterrichte beiwohnen und Dich in ihre Multiplikationsnetze ziehen? Himmel und Hölle, Emilio, fürchtest Du nicht auch eines Mädchens flammenden Haß? Ein Dolch ist gar schnell gezückt, ein Giftbecher gar leicht der glücklichen Rivalin gereicht — Aber nein: die Lebenskraft ist gebrochen und angesichts des sanften Todesengels — ich sagte Dir's ja — legt sich jede leidenschaftliche Wallung. — Fahr' hin in Frieden! —

Sollte dennoch meine Jugend siegen, über des Kummers zehrende Gewalt; sollte ich am Leben bleiben und noch in dieser verödeten Welt zu wandeln verurtheilt sein, mitten im schalen Flitter der Paläste und weltlicher Gaukelfreuden, so wird mir nur ein Trost übrig bleiben: die Feder. Mit ihr werde ich meine ewige Wunde nähren; mein Schmerz soll sich in Bücher verwandeln. Turnen werde ich niemals wieder — aber schreiben will ich, schreiben mit meinem ganzen Herzblut. Doch soll es kein „Lied an die Freude" sein, das meine Harfe anstimmen wird — denn die gesprungenen Saiten geben nur wilden, schauerzitternden Klang — und in meinem „Lied an die Trauer" wird es heißen:

Glaubt, es ist, ihr jammernden Millionen,
Eine Thräne nur die ganze Welt!

Thekla Baronesse ***

Diese Probe genügte, um in mir den doppelten Entschluß zu zeitigen, die übrigen Pensionärinnenarbeiten unentsiegelt beiseite zu schieben und meine Töchter — falls ich einmal welche haben sollte — zu Hause erziehen zu lassen.

Theater.

Diese mit Bindfaden umwickelte Rolle enthält — so viel ich durch teleskopartiges Hineinschauen eruiren kann — die Arbeit des „dramatischen Autors". Wie dieser Bindfaden verknüpft ist — wahrscheinlich ein Symbol der dem Stücke zugrunde liegenden Intrigue!

Das Lösen des Knotens nimmt mir so viel Zeit in Anspruch, daß ich Muße habe, mir über die kommende Lektüre schon im vorhinein

allerlei Gedanken zu machen. Gewiß ist das auch ein „Charakterstück", oder „dramatischer Scherz", oder „bürgerliches Schauspiel", oder „Bluette", oder was sonst der Umschreibungen des Begriffes „Theaterstück" mehr sind. Wahrscheinlich finde ich auf dem Personenverzeichniß irgend einen X-berg oder X-fels, reicher Kaufherr. (Ich habe bemerkt, daß auf den Theaterzetteln der Kauf-mann in einen ditto-hern verwandelt wird — soll dadurch der kommerzielle Stand zum Theaterbesuch geschmeichelt werden?) Darauf wird ein wohlklingender Frauenname folgen, mit der Bezeichnung „dessen Tochter", wenn anders die Hauptrolle nicht einer reichen, jungen Wittwe zugedacht ist. Es ist unberechenbar, wie viele arme reiche Ehemänner — oder sagen wir auch höflich „Eheherrn" — alljährlich von den Theaterdichtern umgebracht werden, um die Bühne mit muntern Wittwen zu versorgen. Außerdem wird wohl unter den Personen Nanette oder Susette, des Fräuleins oder der Wittwe schnippisches Stubenmädchen, nicht fehlen. Zu den Requisiten gehört sicherlich ein Abstauber, mit welchem besagtes Stubenmädchen in der ersten Soloszene einmal über die Möbel fährt, damit es den Anschein habe, daß sie ihren Dienst verrichtet, welchem sie aber die verschiedensten Mittheilungen über ihre Herrschaft macht; und der zum Vertrauten avancirte Abstauber hört ruhig zu, damit dem Publikum die Situation einigermaßen exponirt werde. Ein hinter der Coulisse auf das Stichwort einfallendes Klingeln unterbricht diesen Monolog, der übrigens noch eine Zeit lang fortgesetzt wird, bis sich das Klingeln ungeduldig wiederholt. Dann tritt zur Mittelthür — —

Doch hier war ich mit dem Aufknüpfen fertig geworden und die Komödie lag vor mir:

Diesen Kuß der ganzen Welt.
Dramatische Bagatelle in 4 Aufzügen.
(Aufführungsrecht vorbehalten.)

Personen:

Hellthal, reicher Fabriksherr.
Klara, dessen Tochter.
Oskar Rittstein, Buchhalter.
Frau von Brenner, junge Wittwe.
Baron Essing, Gutsbesitzer.
Lisette, Stubenmädchen.
Hans, Gärtnerbursche.

(Die Handlung spielt in Hellthals Landhause.)

1. Aufzug.

Ein Sommersalon. Im Hintergrunde Glasthür mit Aussicht nach dem Garten. Rechts und links Seitenthüren. In der Mitte ein runder Tisch, Kanapee; im Vordergrund Tisch mit Schreibrequisiten.

1. Auftritt.

Lisette (Sie stellt ein Plateau mit Kaffeeservice auf den Tisch.)

— —

Also richtig, da haben wir's! Da ist schon das Kammerzöschen, welches, statt schweigend die Tassen und Kannen aufzustellen, uns in-

Digitized by Google

diskrete Eröffnungen macht. Ich habe doch eine merkwürdige Errathungsgabe! Auch beim Durchlesen der Personen glaube ich verschiedenes errathen zu haben. Ich wette, „dessen Tochter“ heiratet den Buchhalter. Dieser hat wahrscheinlich einen kleinen Schnurrbart und große Redlichkeit. Die Wittwe dürfte den begüterten Baron beglücken und das Stubenmädchen ist dem Gärtnerburschen nicht abhold. Ich kann mich nicht enthalten, die letzte Seite des Manuskripts nachzulesen: Aha! —

Oskar (zu Hellthal): O, wie kann ich Ihnen danken?

Hellthal: Indem Sie meine Kleine glücklich machen.

Baron (zu Frau von Brenner): Und wie wird Ihre Antwort lauten, meine Gnädige?

Frau von Brenner (reicht ihm die Hand): Hier ist meine Antwort.

Lisette (im Hintergrunde, zu Hans, ahmt Frau von Brenners Bewegung nach): Und hier ist meine Antwort.

Hellthal: Also Kinder, jetzt stimmen wir alle das „Lied an die Freude“ an.

(Der Vorhang fällt.)

Und soll ich wirklich die ganzen vier Akte durchlesen? Vielleicht blättere ich nur so ein wenig, um mir über die Handlung klar zu werden. Ah, ich sehe: Es war ein Liebesbrief mit dem Citat: „Diesen Kuß der ganzen Welt“ geschrieben worden und zwar an die Wittwe — oder war er an die Tochter? O weh — der Brief wurde aufgefangen! Was nun? — Der Gärtnerjunge ist eifersüchtig, weil der Brief dem Stubenmädchen in die Schuhe geschoben wird — der Baron wird mit dem Naturburschen verwechselt — der Buchhalter versteckt sich in einen Wandschrank. Der Vater geht in den finstern Garten zum Rendezvous und hält den Baron für seinen Nebenbuhler bei Lisette; Klara kommt hinzu und glaubt sich von Oskar betrogen; der Baron verkleidet sich als Gärtnerjunge, Hellthal verkleidet sich als Stubenmädchen — nein, ich irre: das Stubenmädchen steckt in den Kleidern der Wittwe — Aber wer soll sich da auskennen — es ist so finster auf der Bühne, und einer stolpert über den andern; zudem habe ich auch den Brief verloren, der ja der rothe Faden des Stückes war. Ah, da hab' ich ihn wieder, Gott sei Dank: er war in Hellthals Ueberrock, den der Buchhalter aus Versehen angezogen hatte und eigentlich ist es ein anderer Brief, welcher, durch das Stubenmädchen verwechselt, ursprünglich vom Baron an die Wittwe — nein, doch nicht: von Klara an Oskar — oder — ah, jetzt klärt es sich auf: von Hellthal an Lisette geschrieben war. Allerliebst! Wie sich die Fäden kreuzen und verschlingen und wieder lösen! Und so neu! Wer jemals schon auf der Bühne Verwechselungen, Verkleidungen und aufgefangene Briefe gesehen, der hebe die Hand.

Muffi hebt ihr Pfötchen und fährt sich über die weiße Stirn.

„Wie, Muffi! Willst Du damit sagen, daß auch Dir solche Lustspielkniffe vorgekommen sind? Da hast Du noch eine Portion Schlagsahne und ich stecke mir eine frische Cigarrette an.

Digitized by Google

Ein Kapitel vom Küssen.

Jetzt ward die Arbeit des Literaturprofessors in Angriff genommen.

Der Kuß im Liede.

Kulturhistorische Studie.

So wie die verschiedenen Werke, welche den Titel „Allgemeine Weltgeschichte" führen, den jeweiligen Stand des historischen Wissens resümiren, nicht aber vermehren — ebenso bringen die Literaturgeschichten, welche alle Denkmäler des Schriftthums umfassen wollen, nur eine mehr oder minder vollständige Nomenklatur bereits bekannter Erscheinungen, ohne das allgemeine Wissen um einen Schritt weiter zu fördern.

Letzteres Resultat — der Schritt nach vorwärts nämlich — wird gewöhnlich nur von fleißigen Monographen erreicht, weil diese, indem sie sich auf einen bestimmten Gegenstand beschränken, die Chance haben, denselben von einer bisher unbekannten Seite zu beleuchten. Und wer auch nur auf eine einzige neue Thatsache aufmerksam macht, hat der Wissenschaft mehr genügt, als derjenige, der die bekannten Wahrheiten alle aufzählt; gerade so wie der Arbeiter, der auch nur einen Stein zum Thurmbau herbeischleppt, den letzteren mehr fördert, als es der geschickte Zeichner thut, der den Stand des Baues in seiner Totalität abkonterfeit.

Geschichtlichen Monographien begegnet man häufig; aber auch auf dem Gebiete der Literatur wäre es zu wünschen, daß einzelne Züge, Gestalten und Ideen mit Bezug auf die ihnen in der Dichtung gewordene Verbreitung gründlich untersucht würden. So ließe sich z. B. die Rolle betrachten, welche in allen bisher gesungenen Liedern der „Frau" zugetheilt wurde; oder der Weg verfolgen, welcher der Gottesgedanke von Salomons hohem Liede an bis zu Viktor Hugos Religion et Religions zurückgelegt hat.

Stoff zu ähnlichen Investigationen würden folgende Dinge bieten: Liebe, Wein, Krieg, Freiheit, Blumen, Tod, Kronen, Meer, Klöster, Mord, Schönheit, Jagd, Gold, Himmel, Vogelsang, Drachen, Mond, Kinder, Kirchen, Kähne u. s. w.

Ich habe mir zum Vorwurf eines solchen speziellen Studiums den Kuß genommen, und glaube durch diese Wahl auf eine der reichsten Adern der Forschungsgrube gestoßen zu sein.

Es würde mir schwer sein, meine Arbeit mit einer Physiologie des Kusses einzuleiten, denn dieses Ding ist etwas so unbeschreibliches, daß sich — etwa wie Farben und Musik — einer adäquaten Definirung durch Worte entzieht. So wie der Regenbogen nur durch die Palette, und eine Melodie nur durch die Töne wiedergegeben werden kann, so erklärt sich der Kuß nur durch — Küssen. Schönen Studentinnen bin ich bereit, Privatlektionen zu ertheilen. — Und doch: nein. Auch von solchem lebendigen Unterricht ließe sich nicht immer mit Sicherheit profitiren: vier aneinander gefügte Lippen geben nicht jedesmal einen Kuß — es fliegt ja auch nicht von jeder Wolke auf jede Wolke ein Blitz.

Digitized by Google

Der Kuß im Liede kann insofern als ein Gradmesser der Kultur betrachtet werden, als es Thatsache ist, daß, je näher ein Volk der Barbarei steht, desto weniger in dessen Dichtungen Liebe und Zärtlichkeit besungen wird. Bei den Wilden, die doch schon Kriegsgesänge besitzen, ist der Kuß überhaupt ganz unbekannt.

— —

Jetzt unternimmt der gelehrte Autor eine lange Reise durch die indische, persische, hebräische, griechische, römische, altdeutsche, skandinavische, provençalische Literatur, um endlich bei unsern Klassikern und bei dem betreffenden Citat zu landen, wo der Kuß „ein Freud'- und Friedenszeichen millionenumschlingend die ganze Welt umfaßt."

Das muß eine beschwerliche Wanderung gewesen sein — ich mag dem Autor nicht folgen. Komm, Muffi, laß' Dich küssen. — Nein, von Deinen kleinen Rosenlippen auf die meinen zuckt auch kein Blitz.

Da ich durch obigen Vortrag in süßschnäbelnde Stimmung versetzt worden bin, sehen wir einmal, was das flatterhafte Theatertäubchen für eine Handschrift zurückgelassen hat.

Auf veilchenduftendem, rosenfarbigem Papier reihen sich Fräulein Lillas Fliegenfüßchen in folgender Unordnung aneinander.

Diesen Kuß der — —

Nein, nein, ich mag nicht: um alles in der Welt nicht „der ganzen Welt!" Da wäre ja der Souffleur, der Lampenanzünder und der Rezensent auch dabei? Dem widersetze ich mich.

Das Widersetzen ist überhaupt mein Genre — ich mag nie andrer Leute Willen thun. Ich begreife auch nicht, wie es zugegangen ist, daß ich — nachdem man mich aufgefordert, einen Aufsatz zu schreiben — jetzt richtig vor meinem Schreibtisch sitze und wie ein alter Blaustrumpf einen Bogen weißen Papiers bearbeite. Das heißt „weiß" in figürlichem Sinn — da er erst beschrieben werden soll, denn im buchstäblichen Sinn ist der Bogen rosa — rosa wie die Seidenwände meines Toilettezimmers und wie die Fingerspitzen der Aurora — —

A propos Aurora — wenn ich die Gräfin Königsmark gewesen wäre? Und wer weiß, ob ich's nicht war? Vielleicht giebt es eine Seelenwanderung und da kann ich ebenso gut Kleopatra — ach nein, wir sprechen ja von einer linkhandigen Königin — ebenso gut Königsmark gewesen sein — und Kleopatra obendrein. Perlen und Weinkelche sind mir noch immer lieb — jedoch nicht eines im andern. Nicht zerstoßen will ich die Perlen haben, sondern in fünffachen Reihen auf dem blauen Sammtgrund meiner Schmuckkassette. Perlen bedeuten Thränen und sind eigentlich weiter nichts, als eine Austernkrankheit — wie mir einmal ein verliebter Naturforscher mittheilte — aber dennoch, wie schön hebt sich ihr matter Glanz vom Golde unserer Locken, oder vom Atlasschimmer unserer Schultern ab. Aufrichtig gestanden: das Putzen und Schmücken ist eine große Freude. Hübschsein: das ist für uns Künstlerinnen unsere erste Soldatenpflicht. Die Schönheit — das ist unser Martinigewehr, unsere Kruppkanone, unser Whiteheadtorpedo. — Ein Blick, ein Lächeln, oder — da wir schon von Küssen reden — ein Kuß und der Feind springt in die Luft!

Neben Schönheit soll bei Künstlerinnen auch Talent einigen Werth haben und fleißiges Studium dazu — wenn nicht die Natur, die

Digitized by Google

muntere, sprudelnde, urwüchsige, das Studium unnöthig macht. Sich hingehen lassen, von den Launen getragen, von hochwogenden Frohsinnsfluten geschaukelt, „diesen Kuß“ nicht „der ganzen Welt“, sondern dem lieben einen, der uns heute am besten gefällt: das scheint mir ein Bild der richtigen Lebensfreude. Wozu da Millionen umschlingen?

* * *

Und hier haben die rosigen Finger die Feder weggeworfen. Sie hätte doch nicht länger am Schreibtisch sitzen mögen, die muthwillige Irrlichtflamme, die „naive“ kleine Hexe. Gott sei Dank, ich bin nicht verliebt in sie — aber ich muß gestehen, daß unter den tausend Arten, in die der Genius „Weib“ sich spaltet, diese glitzernden, diaphanen, goldmähnigen, auf Flügeln der Kaprice flatternden, silberlachenden, moussirenden kleinen Dinger eine allerliebste Spezies sind.

Lexikographisch, Merkantilisch und Parlamentarisch.

An die Arbeit, Muffi, es ist schon spät und wir haben noch drei Manuskripte zu erledigen! Ah, hier erkenne ich die Schrift meines Freundes, des geistsprudelnden Feuilletonisten N. Auf diesen Aufsatz freue ich mich. Ich erwarte mir ein feinziselirtes Kabinettstück. Es giebt gewisse Autoren, deren bloßer Name uns schon in genießende Lesestimmung versetzt. Ich lehne mich also mit vergnüglichem Behagen in meinen Fauteuil zurück und beginne die Lektüre.

Der kosmische Schmatz.

Moallakat eines Philaleten.

In Mediomatrika lebte einst ein Miquelot und verkaufte Fräse. Behemotähnlich trackelte er durch die Straßen, oder saß neben einem prudelnden Sumpf, im Zustand halber Athaumasie. Er gab sich dem Orgasmus hin, welcher zum Genusse glykosehaltiger Getränke treibt.

Eines Tages saß er auf einem Haufen Gemülle, in fliesebedeckter Lehde. Da ging ein Hoplit des Weges und rief:

„Beim Ra! Wenn ich nicht irre, so bist Du es, alter Schufut!“

„Beim Swantewit! Du irrst nicht — mein Bild ist keine Kimmung.“

Der Hoplit ließ sich neben dem Miquelot auf eine Wippe nieder und frug:

„Was bewahrst Du in jener Kiepe?“

„Eine Bolle und Hehde.“

„Was labberst Du da, Du Bônhase?“

— —

Um Gottes willen, was ist denn das? man versteht ja kein Wort! Ist mein Freund verrückt geworden? — Ich nehme verschiedene Lexika zur Hand; die Worte existiren richtig. Ist denn meine Unwissenheit so formidabel, daß ich bei jeder Zeile ein paar Mal das Wörterbuch zur Hand nehmen muß, um den Sinn eines Feuilletons zu erfahren? Und diese Sprache zieht sich so fort durch zwanzig eng beschriebene Seiten — da müßte ich ja tausendmal nachschlagen!

Digitized by Google

Ah — jetzt erinnere ich mich! Eines Tages habe ich in einem Artikel meines Freundes ein mir unverständliches Wort gefunden, und ich machte ihn darauf mit dem Bemerken aufmerksam: „Das muß wohl ein Druckfehler sein?“ — „Durchaus nicht“, antwortete er. „Aber ich kenne dieses Wort nicht“, warf ich nochmals ein. „Du kennst vielleicht ein Drittel des Diktionärs nicht — soll mich das in der Wahl meiner Ausdrücke beschränken? Ich wette mit Dir“ fuhr er im Eifer fort, „daß ich einen kurzen Aufsatz schreibe, in welchem ich mit Anwendung von ganz korrekten — und nicht technischen — Ausdrücken, dreihundertvierzig Dir ganz unverständliche Worte benütze.“ — Und nun hat mein Freund das Preisausschreiben benutzt, um seine Wette zu gewinnen. — Mir auch recht!

* * *

Vom Chef des Handlungshauses X & Co. ist, wie ich sehe, keine Manuskriptrolle da, sondern einfach ein mit dem Firmastempel geschlossener Brief. Die langweiligsten Physiognomien unter allen Briefgesichtern haben doch diese Kaufmannskorrespondenzen! Schon von außen — sehen wir, ob's von innen amüsanter wird. — O, der fade, graublaue Quartbogen! Links in der Ecke ist Name und Adresse des Geschäfts lithographirt und rechts ebenso: „Wien, Datum des Poststempels (Als ob die Poststempel nicht immer so verwischt wären, daß sich das Datum nur in den seltensten Fällen entziffern läßt!) Die Seiten sind mit jener gezogenen, dickstrichigen, regelmäßigen und dabei doch schwer leserlichen Kaufmannsschrift bedeckt, welche uns so unangenehm an ungezahlte Rechnungen mahnt.

Ew. Wohlgeboren!

Wir bekennen uns höflichst dankend zu dem richtigen Empfang Ihres Geehrten vom 14. cour. und beeilen uns, im Folgenden Ihren geschätzten Auftrag zu effektuiren.

Der uns aus Friedrich Schillers großem Dichterwaarenlager gefälligst als Muster übersandte Satz „Diesen Kuß der ganzen Welt“ kann nach heutigem Kurse eine bedeutende Valuta repräsentiren, indem er als trademark der Freihandelsidee gelten mag. (Wir verzichten darauf, den wohlfeilen Witz zu machen, daß „Millionen zu umschlingen“ und zwar in Gestalt von Mark, Gulden und Thaler das Endziel aller kommerziellen Bestrebungen ist — umsomehr, als dieser Witz schon am Münchener Platze von der Firma Braun & Schneider in den fliegenden Blättern eskomptirt worden ist.) Das von Adam Smith überwundene Merkantilsystem, wonach der Reichthum eines Volkes auf der Quantität des in seinem Besitze befindlichen edlen Metalls beruhen soll, hat alle jene industriestörenden Schutzzölle, Privilegien, Monopole, Aus- und Einfuhrverbote herbeigeführt, welche jetzt allenthalben einer wohlthätigen Handels- und Gewerbefreiheit Platz zu machen beginnen. Wenn einmal das Verhältniß ganz klar gelegt sein wird, in welchem die Gesellschaft als Kreditor und der Einzelne als Debitor (und umgekehrt) zu einanderstehen, und jeder Rechnungsposten durch Sachkonten und Primanota genau verzeichnet wird; wenn sowohl im Handelshauptbuch, als in allen Inventarien, Wechselkopir- und Fakturenbüchern die richtige Bilanz herrscht, dann wird es sich zeigen, daß der internationale

Digitized by Google

Geschäftsverkehr, dem keine räumliche noch stoffliche Grenzen gezogen sind, durch den Austausch der mannigfachsten Kulturwerthe den Nationalreichthum — trotz aller Schwankungen des Marktes — nach allen Richtungen hin vermehren wird. — Gewohnt, unsere Behauptungen durch Zahlen zu verifiziren, wollen wir folgendes Beispiel aufstellen: Das Exportkommissionsgeschäft Schmidt & Co. in Hamburg erhält den Auftrag, hunderttausend Kilo Waaren an das Großhandlungshaus Meyer & Söhne nach Philadelphia zu expediren. Da die betreffenden Güter aus Norwegen, Griechenland und der Türkei bezogen werden, so muß zum Verständniß der nachstehenden Demonstration das Werthverhältniß der verschiedenen Gewichte in Anbetracht genommen werden.

1 Pfund norwegisch = 0,498 Kilo; 1 Mine = 1,500; 1 Oka = 1,285.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hilf Himmel! jetzt füllen sich die blauen Seiten mit ganzen Tabellen von Zahlen und Zeichen = × √ + — das kabbalistische Gewirre tanzt mir vor den Augen: ich kann nicht weiter lesen. Alle diese Nullen, Punkte, Ixse, Minusse und Plusse verderben mir noch meine ganze literarische Spielerei. Ich glaube dem Satan selber ist das Kreuzeszeichen nicht unsympathischer, als uns Künstlernaturen solche in Kolonnen aufmarschirende Ziffern.

* * *

Was wird wohl mein erblicher Reichsrath geschrieben haben? Seine parlamentarische Wirksamkeit besteht zwar nur aus einzelnen Ausrufen von „Sehr gut“ und „Oho“, oder eifriger Theilnahme an „Heiterkeit“ und „Lärm rechts“. Denn er gehört zur äußersten Rechten, der gute Herr: er ist ein Konservativer pur sang. Da es ihm sehr gut geht, da er bedeutende Einkünfte einzieht und da er hohes Ansehen genießt, so ist es natürlich, daß er alles zu erhalten wünscht, was das Glück und das „prestige“ seiner Existenz ausmacht. Nur eins vergißt er vielleicht: daß alles dies, was er konservirt zu sehen wünscht, doch nur Errungenschaften vorausgegangener Fortschrittskämpfe sind; daß, wenn sein konservatives Prinzip seit jeher siegreich gewesen wäre, er die Dinge nicht so erlebt hätte, wie er sie heute unverändert zu erhalten strebt, sondern daß er da heute noch — je nach der Epoche, in die man zurückgriffe — ein Zopfträger, ein Raubritter oder — ein Menschenfresser wäre.

Das Schriftstück lautet:

Vorlage der Debatte. Ein Vers von Schiller (Marbach.)

Zu einer Zeit, in welcher so wichtige politische Interessen alle ernsten Gemüther vollauf beschäftigen, erscheint es wohl nicht opportun, über ein hingeworfenes Dichterwort zu verhandeln. Budget, Ministerkrisis, Gesetzrevision, Steuerreform und die bevorstehenden Wahlen füllen so sehr die Gedanken jedes Patrioten aus, daß für literarische Phantasterei kaum Platz bleibt. Auch hätte ich mich in meinen angestrengten Arbeiten, staatswissenschaftlichen Inhalts, durch eine Abhandlung über das bewußte Citat nicht unterbrechen wollen, wenn mir

Digitized by Google

diese Phrase nicht zufällig Anlaß geboten hätte, wieder einmal auf die uns drohenden Gefahren aufmerksam zu machen.

„Diesen Kuß der ganzen Welt" ist ein Satz, welcher die Theorien des Sozialdemokratismus auf eine gefährliche Weise umschreibt. Der fatale Wahn, daß die Welt durch ein Egalisationsprinzip verbessert werden könnte, liegt all den Bestrebungen zugrunde, welche im Gewande des Liberalismus, Progressismus und Kommunismus die Welt aus den Fugen zu bringen drohen — und gegen welche mit Aufbietung aller Kräfte anzukämpfen jedes loyalen Staatsdieners erste Bürgerpflicht ist. Wir, die wir an den Stufen des Thrones stehen, die wir die Stützen der Monarchie, der Konstitution und der Kirche sind, die Hüter altehrwürdiger Satzungen, die Wahrer von Zucht und Sitte, die Vertheidiger angestammten Rechts, wir haben wichtigeres zu thun, als alle Aufwiegler, sans culottes, rothe Terroristen und sonstiges Gesindel in gerührter Allerweltsumarmung zu umschlingen. So lange der Glaube unsrer Väter, die alte Treue, die Grundsätze von Tugend und Ehre, gegen welche jetzt von allen Seiten zu Feld gezogen wird, so lange diese in unserm Innern nicht wanken, ist es unsere heilige Pflicht: in festem Bunde zusammenzuhalten und Gut und Blut einsetzen im Kampfe gegen den Feind — nicht aber Küsse an das Proletariat austheilen.

Das Proletariat selber ist übrigens nicht der eigentliche Feind. Ehre dem Arbeiter, Ehre dem biedern Landbewohner, der noch seine treue Gesinnung bewahrt — aber die arme, willenlose Masse wird von einem Impulse getrieben, der von weiter oben kommt. Und zwar von jener unseligen Klasse, welche ich als den Fluch der Gesellschaft betrachte, jenes gewissenlose Pack von Literaten, Journalisten, Komödianten, Börsenjuden und Advokaten, das sich frech die „Intelligenz" des Landes betitelt — aber treffender dessen Pestilenz genannt werden sollte. Bis jene nicht einer energischen Quarantaine unterworfen werden; bis nicht wieder verschärfte Preßgesetze und Polizeimaßregeln und ein paar tüchtige Judenhetzen die Luft gereinigt haben, bis dahin wird der Landfrieden nicht herzustellen sein. Diese halbgebildeten Kaffeehausredner und Zeitungsschmierer werden sonst noch so lange an den Grundvesten des Glaubens und des Rechts rütteln, bis rings die Säulen der Altäre und der Staaten zusammenstürzen und unter ihrem Schutt die „ganze Welt" begraben. — Wem gilt denn jener Kuß?

* *
*

O, Du reaktionärer Wütherich! Das hätte ich hinter dem schweigsamen, friedfertig aussehenden alten Herrn gar nicht gesucht. Und doch, was er da sagt, es birgt nicht einen lebendigen Gedanken — Phrasen sind es, nichts als Phrasen. „Der Glaube unsrer Väter", „alte Treue", „Thron und Altar", Recht, Ordnung, Pflicht und Ehre" einerseits, „Aufwiegler", „Terroristen", „Gesindel", „Halbbildung und Gewissenlosigkeit" andererseits: — das ist so das verbrauchte Stichwortregister. Und der darunter verborgene Geist? Es ist der Parteigeist, also ein Geist des Hasses. Der weiß freilich den Geist der Liebe nicht zu fassen, der aus jenem Dichterworte weht. — Die Dichter sind die

Digitized by Google

ersten, welche fühlen, daß, über alle Kämpfe und Irrungen erhaben, ein großer Gedanke des Friedens und der Freude schwebt, der zuletzt das Menschengeschlecht „millionenumschlingend" von Knechtschaft und Krieg und Elend befreien soll. Aber noch ist Irren und Fehlen unseres sich kaum der Wildheit entringenden Geschlechtes allgemeines Loos. Die eine Hälfte strebt vorwärts — wohl zu ungestüm — die andere klammert sich an das Hergebrachte — wohl zu hartnäckig — und die beiden hassen, grollen und mißverstehen sich gegenseitig. Imgrunde meinen sie es beide gut. Wenn sie sich erst verstehen lernten, würden sie einander alles verzeihen („tout comprendre, c'est tout pardonner" — auch ein Poetenausspruch) und einander in der großen Arbeit des Besserwerdens helfen — ohne Kampf, ohne Phrasen — um zu den höchsten Freudenzielen zu gelangen, die der ahnungsvolle Dichterblick am Horizont der Liebe leuchten sieht.

Die Konkurrenzarbeiten sind nun alle gelesen. Es ist dabei spät geworden; die Kerzen im Kandelaber sind herabgebrannt. Ich bin recht müde und soll noch entscheiden, wem der Sieg gebührt? Wer entscheidet aber, ob ich entscheidungsfähig bin? Das einfachste wird wohl sein, ich erkläre, der betreffende Satz sei von keinem der Bewerber so gut ausgeführt worden, wie in der Originalversion. Und somit ertheile ich den Preis — den großen Manen Schillers.

Und jetzt wollen wir schlafen gehen, Muffi!

Digitized by Google

Die letzte Revue Friedrichs des Großen.

Gedicht von Eduard Schüller.

Nach Westpreußen der König fuhr,
Dort abzuhalten die große Revue.
Gehorsam war nicht mehr wie sonst die Statur,
Aber herrschend war noch wie sonst — das Genie!

Gebeugten Haupt's trat der greise Held
Bei Straßburg ab in dem kleinen Haus,
Davor das weite Manöver-Feld.
Alsbald theilt er die Parole aus.

Die alten Generale vom siebenjähr'gen Krieg
Steh'n um ihn her — Alles schwieg.
Und der König mit mürrischem Sinn
Tritt vor den Inspekteur von Wutenow hin:

„Mosje Wutenow! ich hab' ihn hierher kommandirt,
Daß er Ordnung halte, wie sich's gebührt;
Aber er beträgt wie ein Pascha sich,
Läßt Burgemeister fuchteln. Das leid' ich nicht!
Das Civil, versteht er, ist des Ministers Sache,
Er taugt hier nichts! Scheer' er sich auf Wache!"
Wutenow macht auf dem Absatz Kehrt,
Wirft sich fluchend auf sein Schlachtenpferd,
Jagt mit den Adjutanten in sein Hauptquartier,
Wirft Perrücke und Degen von sich: „Das mir!
Der Alte war heute bei schlechter Laune;
Bricht die Händel geradewegs vom Zaune,
Wenn er mich nur in Ruhe läßt!
Glaub' aber, es dauert nicht lang' der Arrest!
Doch, meine Herren, das soll nicht geniren:
Peter! eine Bowle laß gleich serviren!" —

Digitized by Google

Haben sich kaum zu Tische gesetzt,
Kommt ein Feldjäger mit Ordre angehetzt:
„Majestät haben Excellenz zur Tafel befohlen!"
„Dacht' ich mir's doch! mich soll der Teufel holen!
Peter! Perrücke, Degen und Montur!"
Der General in die alte Schabracke fuhr
Und jagt nach Straßburg, sich zu melden
Aus Arrest, bei dem alten brummigen Helden.
War so eine kleine Generals-Lektion!
Die alten Burschen kannten ihn schon.
Und bei weisem Kriegs-Discours unter dem Essen
Hatten König und Wutenow bald alles vergessen.

Tags darauf war Spezial-Revue,
Anderen Tags Manöver. — Doch nur mit Müh'
Hielt sich der Alte auf dem Condé grade
Bis zum Schluß bei der großen Parade.

Die grauen Helden, die in blutiger Schlacht
Mit ihm ganz and're Manöver gemacht,
Schütteln bedenklich die greisen Köpfe,
Wehmüthig ordentlich zittern die Zöpfe.
Murmelt einer zum andern wohl:
„Er wird alt! — Daß mich der Teufel hol',
Eh' ich, Herr Kamerad, das erlebe!" —

Zuletzt versammelt er sämmtliche Stäbe
Des ganzen Corps. Die Generale all'
Halten um ihn, ein eherner Wall.
Der Günther von den Bosniaken,
Der Usedom, der ein Auge verlor,
Der Belling mit dem Kreuzhieb über den Backen,
Der Wutenow, — ein ganzer Helden-Chor!
Todtenstille ist's um ihn her,
Fern steh'n die Kolonnen, am Fuß das Gewehr.

Der alte mächtige Heer-König spricht:
„Infanterie-Angriff war gut! — Kavallerie-Charge taugte nicht!
Muß mehr Feuer im Kommando sein!
Intervalle der beiden Treffen war auch zu klein! —
Uebrigens, im ganzen bin ich kontentirt,
Wenn die Armee sich immer so maintenirt!" —

Drauf wendet er den Condé und reitet im Schritt
Dem Wagen zu. Die Suite reitet mit.
Ein tiefes Schweigen herrscht im ganzen Kreis;
Nur mit Müh' hält sich aufrecht der Helden-Greis.
Und zu Usedom gewendet spricht
Der König mit ruhigem Angesicht:
„Es wird wohl das letzt'mal sein, daß ich die Revue

Digitized by Google

In dieser Province abnehme!" — Das trifft als wie
Ein Donnerschlag den Usedom; schlägt mit der Hand
In das eine Auge. — Die Thräne rinnt in den Sand. —
„Weib und Kinder, Majestät! Leben und Blut
Nehme mir Gott! Was er will, ist gut!
Nur das nicht, Majestät! . . ." Er kann nicht weiter. —
Da spricht der König gelassen und heiter:
„Mosje Usedom, sei er ein Mann!
Sah doch sonst wohl den Tod geruhig an.
Was sein muß, das trage er geduldig.
Wir sind alle dem Tode ein Leben schuldig!" —

Da schluchzt der ganze Helden-Kreis
Des preußischen Namens Ehr' und Preis,
Und alle stumm
Reiten um den alten König herum,
Jeder will noch einmal ins Auge seh'n,
Das feurig geblitzt hat auf Leuthens Höh'n.
Da hat der König den Wagen erreicht.
Das Absteigen vom Condé wird ihm nicht leicht;
Mit Mühe heben sie ihn auf den Tritt,
Jedes Herz erbebt bei dem wankenden Schritt,
Sie alle ließen für ihn Leben und Blut . . . . .
Da lüftet der König noch einmal den Hut:
„Adieux, Messieurs!" ist sein letztes Wort,
Drauf rollen die Wagen im Sande fort.

Ein alter Oberst von siebenzig Jahr,
Der Adjutant bei Wutenow war,
Hat, was er als Jüngling selbst erschaut,
Dem Dichter vor langen Jahren vertraut.
Der hat es nun der heut'gen Welt
Als ein Exempel hingestellt,
Wie einst die greise Heldenschaar
Dem König treu bis zum Tode war.

Digitized by Google

Die Jahres-Ausstellung im Wiener Künstlerhause.

Der Wiener „Salon", die diesmalige Jahres-Ausstellung im Künstlerhause, bietet kein überraschend freudiges Zeugniß von der gesunden Fortentwickelung des künstlerischen Schaffens in der österreichischen Metropole. Die großen Meister sind uns in den letzten paar Jahren im besten Mannesalter weggestorben, oder werden alt und beginnen sich selbst außer Reih' und Glied zu stellen. Der junge Nachwuchs ihrer Schulen und was neben demselben in das Kraut geschossen ist, liefert meistentheils recht anständige Mittelwaare; über das wohlanständige Durchschnittsmaß ragt aber keiner hinaus. Ob unter den Jüngsten nicht das eine oder das andere sehr hervorragende Talent sich bahnbrechend geltend machen wird, hängt von Umständen ab, die sich erfahrungsgemäß jeder Berechnung entziehen; vor der Hand müssen einige dieser Jüngsten und unter ihnen insbesondere ein Bildhauer aus der Werkstätte des Meisters Zumbusch als sehr vielversprechend in Evidenz gehalten werden.

Was im letzten Jahrzehnt in unseren großen Ausstellungen stets die „great attraction" gebildet: das neueste Prachtwerk von Makart oder Canon oder irgend ein großes Monumentalgemälde der professionellen Geschichtsmaler, fehlt diesmal gänzlich. Makart und Canon ruhen auf dem Centralfriedhofe und ihre Arbeiten sind in alle Welt zerstreut. Die Historienmalerei aber will nicht recht blühen und gedeihen, obwohl es nicht an kolossalen Wandflächen bei uns fehlt, welche mit farbigen Figuren geschmückt werden sollen. Die Freskotechnik ist unseren Akademikern nicht handgerecht und die Malerei auf Leinwand im Atelier, welche, nachdem sie fertig ist, an Ort und Stelle vom Tapezierer auf den Plafond oder an die Wand aufgeklebt wird, stimmt natürlich auch beim besten Wollen und Können des Verfertigers nicht in die eigenartigen Beleuchtungsverhältnisse, unter welchen das Kunstwerk fortan betrachtet werden soll. Daraus entspringt ein „ungenügend" für

Digitized by Google

den Künstler wie für das Publikum; erstere wenden der undankbaren Aufgabe nicht ungern den Rücken und kehren zur Staffeleimalerei zurück und das Publikum, welches hier zu Land in dem katholischen, mit alten Klosterkirchen aus der Renaissance- und Barockzeit übersäeten Oesterreich die Wirkung der an Ort und Stelle für und auf einen bestimmten Fleck meist nur oberflächlich dekorativ, aber bei alledem unendlich wirkungsvoll gemalten Fresken kennt, bleibt unseren neuen Monumentalbildern auf Leinwand gegenüber ablehnend kühl. Dazu kommt noch, daß in unseren öffentlichen Staatsgebäuden neuerer Zeit die Historienmalerei die Klippe des — Nationalitätenhaders zu umgehen hat. Man dürfte beispielsweise für das Parlamentshaus keine österreichischen Geschichtsstoffe wählen, weil nahezu bei jeder großen Epoche in der Entwickelung unserer Monarchie irgend eine der jetzt wieder lebendig und anspruchsvoll werdenden Nationalitäten oder Provinzen bei jener Staatsaktion der leidende Theil war. So ist die Geschichte der Gründung der Ostmark, die Geschichte einer langen Reihenfolge von Niederlagen der Ungarn, die Geschichte der Gründung der Habsburgischen Monarchie gleichzeitig auch der Abschnitt, bei welchem mit „Ottokars Glück und Ende“ der Glanz der Wenzelskrone erlischt.

Ebenso wenig wie die eigentliche große Historienmalerei ist die große kirchliche Kunst in unserer diesjährigen Ausstellung vertreten, obwohl der Bedarf an Altarbildern, welche die Fläche eines halben Ar ausmachen, immer noch bei uns, Dank den neuen Kirchen- und Klostergründungen, ein ganz respektabler ist. Wir haben in der Ausstellung nur etliche Madonnen von fragwürdigem Werth, die etwa den Raum über dem Betschemel einer blaublütigen Bruderschafts-Schwester ausfüllen mögen. Ferner findet sich von der religiösen Gattung ein sehr tüchtig gemaltes Figurenbild mit einer lebensgroßen Gruppe „Christus und die Frauen“ von Alexander Goltz, einem Wiener, der sich gegenwärtig in München aufhält. Das historische Genre, das vermöge der Behandlung des geläufigen Stoffes und des Bildumfanges mehr zu unseren modernen Bedürfnissen passen will, als die so zu sagen nur schandenhalber gepflegte große historische Kunst ist durch zwei historische Genrebilder tüchtig vertreten. Ludwig von Langenmantel aus München führt uns einen predigenden Savonarola vor, der im Dome zu Florenz gegen den Luxus donnert und Leo Reiffenstein schildert die Begegnung von Max dem letzten Ritter mit seiner Braut Maria von Burgund, in einer so naiv frischen, von der konventionellen Geschichten-Illustration abweichenden Art, wie etwa Anastasius Grün in seinem, dem Kaiser Max gewidmeten Romanzen-Cyklus jenes Ereigniß uns erzählt hat. Von hier zur beliebten Klassiker-Illustration ist kein weiter Weg; zwei derselben verdienen besondere Erwähnung, Albert Zimmermann, der Landschafter, führt uns den Spaziergang am Ostertag aus dem Faust vor, eine prächtige, mittelalterliche Stadtredoute, im Mittelgrund einer ganz reizend gehaltenen Frühlingslandschaft, bei sehr diskreter Behandlung der Staffage und des Pudelhundes mit dem brennenden Zunder an der Schweifquaste. Ein zweites Hauptbild sandte Louis Tacke aus Braunschweig ein: die „Walpurgisnacht“; es reitet da sehr viel in Rubensischer Formenfülle gedeihenden Hexenvolkes die kreuz und quer um den Brocken; Faust erblickt Gret-

Digitized by Google

chen und Mephisto beschäftigt sich mit seinem Magister weit mehr und angelegentlicher als bei solenner Hexensabbathszerstreuung vorausgesetzt werden kann. Eine dritte Faust-Illustration ist „Auerbachs Keller“ von Grützner in München, für uns eine nicht recht begreifliche Leistung des sonst so tüchtigen Künstlers. Wenn Grützner seine Klosterschnurren, seine Kneipscenen und lustige Geschichten im Jägerlatein uns vorführt, so ist es allezeit die packende Naturwahrheit; der hier ganz gesunde Realismus und der den ganzen Stoff durchdringende Humor, welcher uns gewinnt; in besagtem „Auerbachs Keller“ aber hat Grützner nur Komödianten geschildert, die auf einem Theater zweiten Ranges besagte Scene aus der großen Tragödie aufführen und dabei ist noch die Rolle des Mephisto unglückseligerweise in die Hände eines lyrischen Tenors gefallen, der mit der Miene eines Süßholzrasplers Fausten in die Ohren flüstert.

Weit erquicklicher ist das Porträtfach vertreten; da finden sich einige Bildnisse allerersten Ranges, insbesondere drei Porträts des Ungarn Benczur, derzeitigen Akademie-Direktors in Budapest, welche man ohne Bedenken zu den besten Konterfeis zählen kann, die man seit einem Jahrzehnt auf Ausstellungen moderner Meister in Wien zu sehen bekommen hat. Die drei Porträts stellen die Grafen Károlyi, Szapáry, den gegenwärtigen ungarischen Finanzminister und Julius Andrássy, den Exminister des Aeußern, vor. Das Bildniß des Grafen Julius Károlyi ist von einer schlichten Einfachheit im Vortrag, von einer Schärfe der Charakteristik und einer Tüchtigkeit im Kolorit, wie sie unseres Erachtens derzeit wohl nur auf mitteleuropäischem Boden Lenbach in einer besonders glücklichen Stunde gleichfalls in ähnlicher Vollkommenheit zu leisten vermag. Julius Károlyi in einem schlichten Jagdrock aus olivbraunem Sammet, die Büchse umgehängt, bedachtsam auslugend, in einer herbstabendlich angehauchten Landschaft. In der Haltung ist so wenig Gemachtes, als hätte ein im Hinterhalt lauernder Photograph den einsamen, in sich versunkenen Waidmann in einem Momentbild fixirt, als derselbe von einem Vorwerk in sein Kastell zurückschlenderte. Szapáry in seiner schwarzen Magnatentracht und Julius Andrássy in seiner krebsrothen ungarischen Generalsuniform sind nicht ganz frei von theatralischer Pose, aber auch diese ist eine ganz natürliche; so giebt und bewegt sich der edle Magyar, bewußt, würdevoll, wenn die Wucht des avitischen Prachtgewandes und des Familienschmuckes an Mente und Attila auf ihm lastet. Es ist ein eigen Ding darum, daß die Ungarn, welche in keiner ihrer früheren Epochen in der bildenden Kunst viel geleistet, die sich ihre Kirchen und Burgen haben von den Schwaben bauen und ausschmücken lassen, jetzt urplötzlich in der Malerei als ebenbürtig in den Wettbewerb mit den alten Kulturvölkern treten; wir erinnern neben Benczur nur an Munkacsy. Es scheint, daß die ganze Farbenpoesie der Pußta mit ihren Luftspiegelungen, ihren ganz märchenhaften Beleuchtungseffekten und die im guten Sinne an den Orient erinnernde Farbentrunkenheit des Magyarenvolkes, die in ihren Trachten, ihren Stickereien, ihren Teppichen, ihren buntbemalten Holzmöbeln und ihren ganz wundersamen keramischen Leistungen sich alle Zeit kund gethan, nun auf einmal edlere Blüten treiben sollen; sonderbar ist es, daß bei der unleug-

baren Beanlagung für Malerei die Begabung für die Plastik eine sehr untergeordnete ist. Nirgends sieht man scheußlichere Monumente als drüben jenseits der Leitha, weil diese aus nationalen, nicht aus Wienerischen Ateliers stammen. Das plastische Vermögen der echten Ungarn hat ihr Ende mit der Kleinkunst der Goldschmiede; übrigens war, nebenbei bemerkt, Albrecht Dürers Vater ein magyarischer Goldschmied aus dem Alföld und sein großer Sohn hat in seiner Vortragsweise manches, was Benczur von ihm gelernt hat; sein Julius Károlyi erinnert an den Holzschuher, welchen, wenn wir nicht irren, die Berliner Galerie aus Nürnberg erworben hat. Daß neben diesen vortrefflichen Leistungen des ungarischen Meisters noch eine Reihe anderer Porträts sich recht anständig zu behaupten vermögen, spricht für die Tüchtigkeit, welche unsere Künstler in dieser Gattung zu behaupten verstehen. Heinrich von Angeli hat ein großes Kaiserbild, das nach Prag bestimmt ist, ausgestellt; L'Allemand, der Schlachtenmaler, ebenfalls ein nach der Natur entworfenenes Kaiserbild; beide sind sehr tüchtige Leistungen, wenn auch Angeli diesmal nicht auf der vollen Höhe seines viel vermögenden Könnens steht. Ueberrascht wurden die Wiener Kunstfreunde durch einige Porträts des Fräulein Marie Müller, worunter insbesondere das der Fürstin Trautmannsdorf sehr gefällt. Man hat bisher von dieser Dame in den Ausstellungen blutwenig gesehen, während sie selbst als die schöne Schwester des hochbegabten und um seines Witzes und seiner geselligen Talente, ebenso wie um seiner Kunst wegen beliebten Professors Leopold Müller auf Künstlerfesten und -Bällen viel gefeiert worden ist, bevor ihr Bruder aus Gesundheitsrücksichten sich zu einem mehrjährigen Aufenthalt im Süden genöthigt sah. In diesen Bildern ist nichts von der frauenzimmerhaften Unsicherheit, von jener dilettantenhaften Zimperlichkeit, die beinahe allen, auch „fertigen" Malerinnen und Blaustrümpfen anhaftet, weil man zu genial gewesen, das ABC gründlich zu lernen und als junge Dame von dem Lehrer nicht entsprechend gerüffelt worden ist, welches Glück doch dem genialsten Buben und Zukunftsgenie widerfährt.

Auch einige vortreffliche Porträtbüsten und Medaillons sind ausgestellt, so von Tilgner die Büsten der Maler Brozik und Leopold Müller, des Schauspielers Girardi und des Wippchen-Stettenheim. Diese Porträts sind von einer frappirenden Lebendigkeit, beinahe zu sehr eine Augenblickscaprice, eine Momentstimmung des Dargestellten wiedergebend. Insbesondere gilt dies von Stettenheim, der während seines letzten Aufenthaltes in Wien Herrn Tilgner im ganzen kaum mehr als anderthalb Stunden sitzen konnte, aber während dieser kurzen Spanne Zeit in einer geradezu wundersamen Weise ähnlich abkonterfeit ward. Das ist das feine, faltendurchzogene, nervös bewegte, geistreiche Gesicht des witzigen Mannes, während sich in seinem Hirn die Gedanken blitzartig zu einer Witzimprovisation kristallisiren; nicht der Stettenheim der Vorlesungen, sondern Stettenheim, der angeregte und anregende Gesellschafter und Kamerad beim literarischen Plausch. Original sind einige Porträtmedaillons des Professors Herrmann Klotz, unmittelbar nach der Natur aus dem Holze geschnitten, mit aller Eigenart einer derartigen Stegreif-Leistung und allem Reiz einer solchen, nur ist es fraglich, ob das Fehlen des letzten geistigen Aus-

Digitized by Google

druckes, dessen Vorhandensein den Tilgnerschen Porträts einen so wohlthuenden Reiz giebt, dem spröderen Materiale nicht ewig anhaften wird, in welchem Klotz arbeitet. Diese Alsamia-Schnitzereien in Holz haben etwas von der Terracota-Arbeit, aber es fehlt doch jene volle Freiheit, welche die Improvisation im Thon anziehend macht. Da wir nun einmal bei der Plastik angelangt sind, so sei erwähnt, daß einige überlebensgroße Marmorfiguren für das Parlamentshaus, verbrochen im hergebrachten akademischen Stil, zu sehen sind, dann eine Serie von Figuren in „kleiner Plastik", Statuetten und Medaillons, die durchweg unter das erwähnte anständige Mittelmaß rangiren. Hervorstechend ist nur eine in Viertellebensgröße ausgeführte Figur eines badenden Mädchens, von dem jungen Hans Bitterlich, dem eingangs erwähnten Schüler von Zumbusch. Hans ist der Sohn des früh verstorbenen Malers Eduard Bitterlich, welcher nach den hinterlassenen kleinen Skizzen und Kartons von Karl Rahl den Vorhang und die Deckengemälde im Opernhause ausgeführt hat.

Daß es in der Ausstellung nicht an Genrebildern im eigentlichen Wortsinne fehlt, ist bei der heutigen Richtung der Malerei und des Gemäldemarktes selbstverständlich. Die Dorfgeschichten sind gleich nach Dutzenden vertreten, in beliebigem Format, von Großfolio bis zu 2½ Quadratmeter, aber von all' den Dingen bleiben nur wenige länger als 24 Stunden im Gedächtniß des Beschauers haften. Es ergeht ihm wie dem Leser, welcher einschlägiges Leihbibliothekfutter in seinen Verdauungsstunden konsumirt. Hervorragend aus dieser Masse ist weniges, darunter freilich drei Perlen: ein Passini, ein Vautier und ein Eugen von Blaas. Der Letztere, der mit Passini in der Schilderung venezianischer Menschen und Sitten rivalisirt — er selbst ist ein geborenes Venetianer Kind — sein Vater Karl von Blaas, ein Tiroler, war seiner Zeit Professor an der academia delle belle arti — Eugen von Blaas hat diesmal einen wälschen Gassenjungen, der den einem Forestiere abgebettelten Cigarrenstummel mit unendlichem Wonnebehagen raucht, gemalt. Man kann diesen Burschen nicht ansehen, ohne in helles Gelächter auszubrechen, über diese unendlich drollige Erscheinung. Dabei giebt sich der ganze kleine Kerl mit jener gentilezza, die auch dem letzten Facchin der Lagunenstadt eigen ist. Ebenfalls ein Venezianisches Bild bringt Passini, ein beiläufig 1 Meter hohes und ¾ Meter breites, figurenreiches Aquarell; es stellt nichts dar, als eine jener hochgewölbten Brücken, welche über die engen Kanäle in Venedig führen; auf dieser Brücke hat sich eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft von etwa 25—30 Personen gesammelt, welche über die Brüstung in den Kanal hinunter auf eine heranfahrende Gondel blickt. Von Letzterer sieht man nur die charakteristische Spitze, ob ein Leichenkondukt, eine Hochzeit oder die geschmacklose Toilette eines deutschen Hochzeitsreisenden die Neugierde dieser Nähterinnen, Fischer, Gondoliers, Lotterieschwestern, Gassenjungen, Schulmädchen und des würdigen prete wachgerufen, vermag der Beschauer nicht zu enträthseln; er sieht nur, daß es ein ganz merkwürdiges Schauspiel sein muß, welches solche Neugierde entfesseln kann. Das Bild ist von einer Lebendigkeit, wie die Volksscene in einem Shakespearischen Geschichtsdrama. — M. v. W.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Londoner Börse.

Die Londoner Kaufleute haben in der Geschichte Englands eine so hervorragende Rolle gespielt, daß einige quellenmäßige Angaben über ihren Geschäftstempel von allgemeinem Interesse sein möchten. Es war in den ersten Zeiten der Könige aus dem Hause Tudor, welches von 1485 bis 1603 auf dem Throne Englands saß, daß der englische Handel die unabhängige und einflußreiche Stellung gewann, welche er seitdem stetig weiter entwickelt hat. Zu jener Zeit war die Versammlung der Kaufleute aller Arten ein viel wichtigerer Theil des Tagewerkes als in unseren Tagen der Eisenbahn, Telegraphie und Telephonie, und wahrscheinlich war es auch ein pittoreskerer Anblick als heutzutage. Während der Regierung Heinrichs VIII. (1509 bis 1547) war der gewöhnliche Versammlungsort Lombard Street, damals die Hauptstraße der City, und hier kamen zur Mittagsstunde und abermals am Abende alle diejenigen zusammen, die mit Schiffahrt und Großhandel in Verbindung standen, unter ihnen gewöhnlich auch eine ziemliche Anzahl vlämischer, italienischer und spanischer „Abenteurer", was damals eine Ehrenbezeichnung war. Mit Lombard Street rivalisirte die St. Pauls-Kirche als Zusammenkunftsort zu kommerziellen Zwecken und hatte bei regnerischem Wetter die meisten Besucher. Das zähe, weite Gewissen der Engländer jener Zeit sah darin nichts besonderes, daß ein Gotteshaus kaufmännischen Verhandlungen geöffnet wurde. Aber während der Regierung Eduards VI. (1547 bis 1553) erbot sich ein reicher Kaufmann, Sir Thomas Gresham, der im Hause zur „Heuschrecke" in Lombard Street wohnte, bei dem Hofe der Aldermen, dem Stadtrathe von London, auf seine eigenen Kosten eine „Borsa" zu bauen, wenn die Korporation einen Platz zur Verfügung stelle.

Sir Thomas Gresham war ein merkwürdiger Mann. Sein Vater hatte ein großes Handelshaus ins Leben gerufen und war Lord Mayor von London geworden. Sir Thomas setzte das Geschäft seines Vaters fort und verrichtete ein gut Theil finanzielle und poli-

Digitized by Google

tische Intriguen für König Eduard und dessen beide Schwestern. Während eines großen Theiles seiner Laufbahn lebte er in Antwerpen als halb Spion und halb Gesandter. Er scheint dem Staate große Dienste geleistet zu haben und empfing namentlich von der Königin Elisabeth (1558 bis 1603) besondere Gnadenbeweise.

Sir Thomas Gresham nahm es mit Unwillen wahr, daß die Kaufleute von Antwerpen ein allgemeines Verhandlungshaus für sich hatten, während seine eigenen Kollegen auf offener Straße zusammen kamen; wohl ist aber auch anzunehmen, daß er eine einträgliche Placirung seiner überflüssigen Gelder ins Auge faßte. Wie dem auch sei, sein „gutgemeintes und freundliches“ Anerbieten wurde von dem Aldermen am 4. Januar 1564 angenommen, welche zugleich beschlossen, am nächsten Sonntage, morgens 8 Uhr vor dem Gottesdienste in der Kapelle der St. Pauls-Kirche sich zu versammeln, um über einen passenden Platz zum Bau zu berathen. Man bestimmte ein 55 Yards zu 45 Yards großes Terrain auf der nördlichen Seite von Cornhill, „von Walkendens Allee bis zu Jacks House.“ Bei den City-Korporationen wurden Anleihen gemacht, unter der gesammten Bürgerschaft eine Subskription eröffnet, den Bewohnern des zukünftigen Bauplatzes gekündigt und im nächsten Jahre der Boden angekauft und geklärt, laut Rechnungen für den Preis von 3737 Pfund 0 Shilling 6 Pence. (74,740 Mark 50 Pfennige.) Sir Thomas Gresham legte selbst am 7. Juni 1565 den Grundstein zur „Börse“, wie es genannt wurde, und im Jahre 1569 war das Gebäude vollendet. Wenige Jahre später ließ Elisabeth durch Herolde ihren königlichen Willen dahin ausrufen, daß das Gebäude hinfüro die königliche Börse (the Royal Exchange) heißen solle „und nicht anders“.

Diese erste Londoner Börse hatte ein Grundgeschoß und ein Stockwerk. Das erstere wurde als Kaufläden vermiethet, im Obergeschoß wurden ringsum 100 Verkaufsstände eingerichtet. Eine Reihe von Jahren standen diese Läden leer, als aber die Königin ihren Wunsch zu erkennen gab, das Gebäude zu besichtigen, bewog Sir Thomas eine Anzahl Kaufleute, die Läden mit Waaren auszustatten, um bei dieser Gelegenheit der Herrscherin ein lebhaftes Bild des Handels zu bieten, und alle, welche diesem Wunsche nachkamen, erhielten ihre Läden in der Börse ein Jahr miethfrei. Hierauf erhob er pro Jahr 40 Shilling Miethe, und bald wurde dies eine so beliebte Geschäftslage, daß er für jeden Laden jährlich 90 Shilling Miethe verlangte und sie dennoch alle an den Mann brachte. In seinem Todesjahre 1579 betrug seine Jahreseinnahme aus der „königlichen Börse“ 751 Pfund 5 Shilling (15,025 Mark). Er hinterließ keine Kinder, vererbte jedoch seinen Besitz an der Börse auf Lebenszeit seiner Frau, von dieser ging derselbe an die City und an die Kramerinnung über, unter gewissen Bedingungen, deren bedeutsamste die war, daß ein Theil der Einnahme aus der Börse zur Honorirung der Professoren des Gresham-Kollegs verwendet werden solle, ebenfalls einer Stiftung des Sir Thomas. In seinem letzten Willen bestimmte er auch Vermächtnisse an mehrere Spitäler und Gefängnisse, ebenso an die „Blaukittelschule“, und die Kramerinnung hat seit jener Zeit bis heute jährlich vier Diners auf das Wohl des Testators zu bewältigen.

Digitized by Google

Die erste königliche Börse bestand fast hundert Jahre und ging in dem großen Londoner Brande 1666 zugrunde. Die Kaufmannschaft unternahm alsbald einen Neubau, der größer und schöner war als der vernichtete. Es wurde mehr Terrain hinzugekauft und als die neue königliche Börse am 28. September 1669 eröffnet wurde, hatte sie der City nahe an 80,000 Pfund Sterling (1,600,000 Mark) gekostet. König Karl II. (1660 bis 1685) hatte den Grundstein gelegt, eröffnet wurde sie von dem Lord Mayor.

Am 11. Januar 1838 zerstörte abermals Feuer die Londoner Börse. In ihrem Thurme befand sich ein Glockenspiel von acht Glocken, und eine Citysage versichert, daß diese Glocken, während das ganze Gebäude ein Flammenmeer bildete, die alte englische Melodie hören ließen: „Es ruht kein Glück auf diesem Hause.“ Wir wissen nicht, ob diese Sage etwas wahres enthält oder nur gut erfunden ist, aber mit der zweiten königlichen Börse von London ist eine andere und durchaus wahre Geschichte verknüpft, welche hier nicht übergangen werden darf. Am 16. September 1787 fand man auf den Treppenstufen der Börse ein neugeborenes Knäblein, und der Rathmann Birch, der damals Kirchenvorsteher der benachbarten St. Michaels-Kirche war, nahm sich des Kindes an, ließ es erziehen und gab ihm den Namen Thomas Gresham, während er zugleich den Namen des Schutzheiligen des Kirchspiels Michael einschob. Thomas Michael Gresham machte der Stelle, an welcher er gefunden, Ehre, denn er wurde ein gewiegter Geschäftsmann, verkaufte 1843 das von ihm gegründete „Gresham Hôtel“ in Sackville Street, Dublin, für 30,000 Pfund Sterling (600,000 Mark) und lebte seitdem als Rentier in würdiger Zurückgezogenheit.

Die dritte königliche Börse in London wurde von William Tite entworfen, der Prinzgemal Albert legte den Grundstein am 17. Januar 1842, und Königin Viktoria (seit dem 20. Juni 1837 regierend) übergab das fertige Gebäude am 28. Oktober 1844 seiner Bestimmung. Die Gesammtkosten für Bau, Ausschmückung, neu erworbenes Terrain und mit einem solchen Unternehmen gebräuchliche Ceremonien betrugen 400,000 Pfund Sterling (8,000,000 Mark). Die Rechnungen über den Rentenertrag sind dem Publikum nicht zugängig, man kann mit Wahrscheinlichkeit 20,000 Pfund (400,000 Mark) annehmen, welche die City und die Kramerinnung theilen. Außer einer Anzahl verschiedenartiger Läden an der Nordost- und Südseite befinden sich andere Gebäude, die Bureaux von Lloyds Assekuranz-Gesellschaft und der Börsen-Versicherungs-Compagnie.

Das Vorhandensein der königlichen Börse für ihre direkt augenfälligen Zwecke ist vielleicht nicht mehr eine so dringende Nothwendigkeit, wie in früheren Jahrhunderten. Mincing Lane ist jetzt mehr und mehr der Mittelpunkt persönlicher Verhandlungen über große Importgeschäfte geworden, und Briefe, Telegraphie und Telephonie sind moderne Verkehrsmittel, welche das gemächliche gelegentliche Plaudern über Geschäftsunternehmungen, wie es zur Zeit der englischen Heinriche gebräuchlich war, in den Hintergrund gedrängt haben. Alle Londoner Kaufleute haben das Recht, zum Betriebe ihrer Geschäfte die königliche Börse zu besuchen, aber der größere Theil ignorirt dieses

Digitized by Google

Privilegium vollständig. Die Droguisten, die Fabrikanten von Chemikalien, die Farbewaaren- und Oelhändler sind diejenigen, welche den alten Gebrauch noch aufrecht erhalten. Die Vertreter dieser Firmen kommen an jedem Nachmittage zwischen 3 und 4 Uhr in der königlichen Börse zusammen, die Bevollmächtigten der ausländischen Bankhäuser finden sich zweimal in der Woche ein und stellen die Course auf, welche in den englischen Tageszeitungen Dienstags und Freitags veröffentlicht werden.

Bis in die letzten Jahre versammelten sich die Kaufleute auf der Börse („On 'Change") zwischen 4 und 4½ Uhr nachmittags und, um gleichmäßige Pünktlichkeit zu erreichen, schlossen die Pedelle die Thüren um 4 Uhr 5 Minuten und öffneten sie wieder um 4 Uhr 20 Minuten. Vor zwei oder drei Jahren kamen jedoch die Kaufleute dahin überein, statt um 4 um 3 Uhr sich zusammen zu finden, aber merkwürdigerweise nahm das Gresham-Komitee, welches das Regiment über die Börse führt, von dieser Neuerung keine Notiz. Mit der starren Beharrlichkeit, welche zur Entwickelung des englischen Charakters und Lebens so viel beigetragen hat, schließen die Pedelle nach wie vor die Thüren um 4 Uhr 5 Minuten und öffnen sie wieder um 4 Uhr 20 Minuten, obwohl zu dieser Zeit keine Menschenseele die Börse besucht. Ohne Zweifel wird dieser Gebrauch beibehalten werden, und vielleicht werden sich nach ein bis zwei Jahrhunderten die Alterthumsforscher die Köpfe zerbrechen, was für einen Ursprung dieser seltsame und zwecklose Brauch wohl haben könnte. Es erinnert dies an ein Geschichtchen, das sich in Petersburg ereignete. Einst, es mögen 150 Jahre darüber vergangen sein, wurde dort ein Palisadenwerk frisch angestrichen und ein Posten dabei aufgestellt, welcher das Publikum auf die noch nasse Farbe aufmerksam zu machen hatte. Es ist erst ganz kurze Zeit her, daß jemand auf den Gedanken kam, sich zu erkundigen, weshalb in aller Welt vor den alten Zaun ein Wachposten gestellt wurde? Weitere Erkundigungen an maßgebender Stelle führten zur Entdeckung der Ursache, die anderthalb Jahrhunderte hindurch ihre Wirkung gehabt. Der Posten wurde seitdem eingezogen.

In der Citybibliothek befindet sich ein altes „The Royal Exchange" betiteltes Buch, das zur Zeit der Regierung der Königin Elisabeth von einem gewissen Payne herausgegeben wurde, der es sich klärlich nicht hatte versagen können, die Eröffnung des neuen Bauwerkes durch einen etwas holperigen Aufsatz über theologische Dinge zu verherrlichen und sich des Breiten über die Irrthümer der Wiedertäufer und Katholiken zu ergehen. Da unsere Hoffnung, in diesem alten Schmöker sachliche Aufschlüsse zu finden, bitter getäuscht wurde, so wollen wir in der Weise eine Rache nehmen, daß wir den „kaufmännischen Waghälsen und Kleinhändlern" einige der Rathschläge zufügen, welche Payne seinen Landsleuten im 16. Jahrhundert gab.

Er richtet seine Ansprache an den wohlehrwürdigen und ehrenvesten Herrn A. T. nebst anderen seiner theuern Bekannten in der „Royall Exchange", wünscht ihnen Gnade und Frieden beides in diesem Leben und im Tode durch Jesum Christum, der unser Herr ist laut Zeugnissen des Moses, der Psalmen und der Propheten. Und dann geht er auf die Sache los: „Geneigter und freundlicher Leser!

Gleich wie dieses prächtige Gebäude seine Zuversicht hat in Leuten mit Titeln und Würden, so ist auch die große Menge derer, die hier einhergehen und miteinander sprechen, in Geist und Gesinnung ebenso verschieden wie an Handelszweig und Beruf: es ist ein Ort, an welchem Wahrheit und Gleichheit vor Gott ebenso oft wie das Gegentheil zutage treten wird zu Gottes Ruhme oder zum Dienste des Satans. Gleichwie unter Kranken und Aussätzigen nicht alle Gesunden, die mit ihnen in Berührung treten, ebenfalls erkranken, sondern ohne Ansteckung davon kommen, so werden durch Gottes Gnade auch manche Glieder dieser zahlreichen Versammlung von Kaufleuten die gleiche Befreiung von Schädigung ihrer Seele genießen. Gott vermehre ihre Anzahl für und für und stärke sie mit seiner Gnade, er verdamme aber alle die heimlichen Schleicher, welche entgegengesetzter Gesinnung sind und ihren Nächsten Fallstricke legen. Da Du Dir Zeit und Raum nimmst, hier Deine Geschäfte und Kontrakte abzuschließen, so nimm Dir auch Zeit dann und wann unter diesem hochragenden Dache von dem allmächtigen und allwissenden Gotte, von Religion und Gott wohlgefälligem Leben zu sprechen." Vieles dergleichen räth Payne noch den Börsianern an. Dann wendet er sich zu den einzelnen Kategorien derer, welche besonders die Börse besuchen; zuerst an den „hoch- und wohlehrwürdigen Aldermen der City, die mit ihren Kollegen hierherkommen, sowohl wegen öffentlicher wie auch privater Zwecke." Diese Herren ermahnt er ganz besonders, von ihrem Reichthume gute und nützliche Anwendung zu machen.

„Die nächsten, welche diesen Ort besuchen, sind die kaufmännischen Groß- und Kleinhändler; sie sind die echten Wechsler, denn sie wechseln Waaren in Geld und Geld in Waaren um. Deshalb hat auch unsere gnädige Königin den früheren Namen „Burs" abgeschafft und einen neuen verliehen in weiser Berücksichtigung des hier betriebenen kaufmännischen Hauptgeschäftes, des Umwechselns, und hat deshalb dieses Haus „Exchange" genannt; bei der Gunst, welche sie gegen das Unternehmen, wie gegen die ganze City hegt, hatte sie noch die Gnade, den Titel „Königlich" hinzuzusetzen und es „Royall Exchange" zu nennen; Gott erhalte und segne ihr königliches Herz mit seiner Gnade und seinem Geiste zu weiterer und weiterer Förderung seines Ruhmes ... Und der Herr wandle die Herzen oder vertilge die Leiber derer von Erden, welche das Gegentheil wünschen oder thun, zu gefallen dem Gog, dem Papste, und seinem katholischen Könige, dessen spanische Minen das Horn seiner Stärke sind." Die Großhändler ermahnt Payne, die verborgenen Schätze im Himmel zu suchen und diese „allen Waaren der Türkei oder Venedigs" vorzuziehen.

„Aber ebenso wie es unter den Kaufleuten ehrenwerthe und gottesfürchtige Männer giebt, so kennt und weiß man auch das Gegentheil von solchen, die unter der Fahne redlicher Kaufleute einhergehen und ebenso religiös erscheinen, als sie habsüchtig und gottlos sind ... Diese Patrone suchen die Wackern zu überflügeln, so wenig auch sie innern Werth haben, halten sich für ebenso gut oder höherstehend als andere, die besser sind als sie, suchen sich über den glücklichen Mittelstand zu erheben, stehlen die Früchte der Arbeit anderer und enden entweder als Bankerotteure oder Bankiers. Gott in seiner Gnade

schenke ihnen Reue über ihre verwerflichen Handlungen gegen ihre Nächsten. Aber auch solche kommen hierher, die zu Unglück gelangten nicht durch ihren oder ihrer Familie Hochmuth und üppiges Leben, sondern durch Schiffbruch auf dem Meere oder dadurch, daß sie ihr Vertrauen Unwürdigen schenkten, die viel borgen und wenig oder nichts zurückerstatten. Höret auf die Worte der Prediger, lernet von ihnen, nehmt die verdienten Rügen demüthigen Herzens an, denn Kaufleute können sich kaum vom Uebelthun fernhalten; manche stecken so fest in ihrem Handel wie Nägel in der Wand: ihnen ist es vor allen nöthig umso ernstlicher zu beten und mit Hiob zu sagen: Was wollte ich thun, wenn Gott sich aufmachte? Und was würde ich antworten, wenn er heimsuchte? . . . Die Anabaptisten thun gut daran, das Betreiben eines Handwerks zu empfehlen, und wir betrachten dies auch als empfehlenswerth, denn man ist dabei am weitesten davon entfernt, das besudelnde Pech des Kaufmannstandes zu berühren: aber sie stecken doch im verwerflichen Irrthume, wenn sie leugnen, daß der Handel von Gott angeordnet sei, denn Kaufen und Verkaufen ist eines der Beine, auf welchen das Gemeinwohl steht. Aber Gott will richtiges Gewicht und Maß, was allgemeiner bekannt ist, als es befolgt wird."

Endlich wendet sich Payne an die Kleinhändler, die Fremden und die Sadducäer, „die dann und wann unter Euch einkriechen und mit Euch wandeln." Wir wollen noch einige Worte aus der Ansprache an die Kleinhändler anführen und dann unsere oben ausgesprochene Racheabsicht für befriedigt erklären: „Die dritte Sorte sind die Kleinhändler in der oberen Etage dieses prunkvollen Baues. Da es hier ehrliche Männer und würdige Matronen giebt, die gute und auch profitable Waaren ihren Kunden abgeben, so ist es anders als bei den bisher erwähnten. Da aber die Menschen sanfte Ermahnungen lieber haben als harte Schelte, so wünsche ich den jungen Männern und sittigen Jungfrauen dort Ehre zu machen, sowohl diesem Hause als sich selbst, um im Auslande einen besseren Ruf zu gewinnen, als es jetzt der Fall ist, und in der That und in der Wahrheit so ehrenhafte und keusche junge Männer und kluge Jungfrauen zu sein, wie sie es von Gesicht und Wesen sind, auf daß den üblen Berichten die Mäuler gestopft werden. Mögen sie sich wahren vor Leichtsinn und Eitelkeit und Prunksucht und nicht faul dastehen und um sich gaffen, sondern in den Mußestunden gute Bücher lesen oder nach Anweisung des Apostels zu ihren und anderer Wohl Handarbeiten verrichten. Des Apostels Worte erweisen, daß der heilige Geist es nicht gestattet, anzufertigen oder zu verkaufen schlechte und auf Betrug berechnete Waare oder unnütze Spielereien, den Uebermuth zu steigern, auf daß Gott nicht erzürnt werde. Gott bewahre Euch, diese kurze und freundliche Ermahnung zu verachten und in den Wind zu schlagen."

Boehnke-Reich.

Digitized by Google

Wie weit reicht die jetzige geologische Periode zurück?

Die Zeitrechnung der Griechen und Römer, mit denen unsere klassischen Studien meistens abzuschließen pflegen, führt uns nicht sehr weit zurück. Die Olympiadenrechnung der Griechen beginnt mit dem Jahre 776 v. Chr., nach Hekatäus von Milet ist das 9. und 10. Jahrhundert v. Chr. die Zeit, wo die geschlechtliche Vereinigung der Götter mit Menschen aufhörte; den Trojanischen Krieg versetzen wir ins 11. oder 12. Jahrhundert. Weiter hinauf ist bei den Griechen alles mythologisch und legendenhaft, ein Gemisch von Fabel und Wahrheit. Die arischen Traditionen gehen schon weiter zurück. Aus den arischen Schriftstücken ist zu entnehmen, daß die Hindu im 16. oder 18. Jahrhundert v. Chr. am Flusse Kabul angelangt sein müssen. Diese Stämme bildeten aber nur ein Bruchtheil jener großartigen Wanderung, die nach dem Zend-Avesta bis zum Bolor sich ausdehnte. Damit befinden wir uns 2000 oder 2500 Jahre vor Christi Geburt. Die jüdische Geschichte, mit Abraham beginnend, reicht ebensoweit zurück (2296 Jahre). Die Sündflut zur Zeit Noahs würde dann nach der gewöhnlichen Berechnung auf das Jahr 3308 fallen. Nach dem Chon-King würde in China die Regierung von Hoang-Ti in das Jahr 2698, die Regierung von Yao in das Jahr 2357 zu versetzen sein. Das stimmt bis etwa um ein Jahrhundert mit Abrahams Einzug. In Aegypten vertreten die Baudenkmäler die Stelle von schriftlichen Aufzeichnungen. Die fünfte Dynastie regierte danach um 4000 Jahre v. Chr., und Manethos Tafeln führen gar bis zum Jahre 5004 v. Chr. zurück. Dann würden uns etwa 70 Jahrhunderte von der allerfrühesten historischen Zeit trennen. Rechnen wir aber nicht nach Jahren, sondern nach Menschenleben von je 25 Jahren, so erhielten wir etwa 280 Generationen von der ältesten historischen Zeit bis zur Gegenwart.

Die ägyptischen Insassen hatten aber eine Vergangenheit, die noch über alle Geschichte hinausreicht. Das ist natürlich noch mehr der

Digitized by Google

Fall bei den Chinesen, bei den Hindu, bei den Griechen, und zumal bei allen Völkerschaften, die weniger kulturfähig waren, oder durch besondere Verhältnisse in ihrer Entwickelung beeinträchtigt wurden. Jeden Versuch, in dieses dunkle Gebiet einzudringen, um Anhaltspunkte für etwas zu gewinnen, was nicht einmal in den Sagen erwähnt wird, hätte man selbst noch vor 37 Jahren für ein kopfloses Unterfangen ansehen müssen. Und jetzt erfreuen wir uns der ganz neu geschaffenen vorhistorischen Archäologie. Für immer denkwürdig wird das Jahr 1847 bleiben, in welchem drei dänische Gelehrte die Kjökkenmoddinger und die Torfmoore in Dänemark untersuchten und dadurch für die Kenntniß des vorhistorischen Menschen so großes erzielten. Die Kjökkenmoddinger oder Küchenabfälle sind in der Hauptsache Anhäufungen von Muschelschalen an der Meeresküste, die manchmal mächtig aufgethürmt sind. Mit diesen Muschelschalen untermengt, finden sich auch Reste von Fischen, sowie Knochen von Vögeln und Säugethieren. Diese Anhäufungen können nur von Menschen herrühren, deren Existenz sich auch durch Geräthschaften, Werkzeuge, Waffen verräth, welche jene Menschen gelegentlich verloren und welche, mit den Resten ihrer Mahlzeiten gemengt, angetroffen werden. Diese Instrumente bestehen stets nur aus roh bearbeiteten Steinen, indessen fanden sich in einzelnen dieser künstlich entstandenen Hügel neben diesen einer ganz primitiven Bearbeitung entstammenden Resten auch noch einzelne Gegenstände, ebenfalls aus Stein, deren Anfertigung auf einen weit höheren Grad der Bildung hinweist. Die Kjökkenmoddinger erbringen also den Beweis dafür, daß eine jetzt vergessene Bevölkerung da war, die zuerst in rohem und wildem Zustande dahinlebte, später aber doch eine gewisse Civilisationsstufe erstieg. Ueber die Zeit freilich, wann diese Bevölkerung gelebt hat, läßt sich daraus nur unbestimmtes entnehmen. Die Vermengung noch ganz roh bearbeiteter und unförmlicher Instrumente mit solchen, die sich durch zierliche Bearbeitung auszeichnen, läßt verschiedene Erklärungen zu, und daran hat es denn auch nicht gefehlt.

Anders steht es mit den Funden aus Torfmooren, namentlich aus den im dänischen sogenannten Skovmose, d. h. Mooren, in denen Wälder versenkt sind. Diese Moore sind trichterförmig, aber unregelmäßig gestaltet, haben manchmal zehn Meter und noch mehr Tiefe und liegen in quaternären Aufschwemmungen. Das Vorhandensein von Gegenständen, die durch des Menschen Hand bearbeitet worden sind, erweist vollständig, daß Menschen an den Mooren gelebt haben müssen, und diese unanfechtbaren Zeugen lassen sich durch die der Eiche und der Kiefer entsprechenden Schichten verfolgen. Die ungemein zahlreichen Funde solcher Gegenstände lassen sogar vermuthen, daß die damalige Bevölkerung eine ziemlich dichte gewesen sein muß. Nimmt man nun an, daß die Bildung des Torfes in den Skovmose erfolge in durchaus regelmäßiger Weise, und wird eine dem 12. Jahrhundert angehörige Münze $1^1/_2$ Meter tief im Torfe gefunden, so würde ein Zeitraum von 600 Jahren verflossen sein, bis die über der Münze liegende Torfschicht sich gebildet haben konnte. Würde dann in der nämlichen Torfschicht, jedoch acht Meter tief, ein Bronzebeil gefunden, so erhielten wir die Gleichung $1{,}50 : 600 = 8{,}00 : x$, d. h. jenes Beil wäre

Digitized by Google



Der Schmuckhändler.

Nach dem Original-Gemälde von W. Roegge.

Digitized by Google

Digitized by Google

vor 3200 Jahren oder 1400 Jahre vor unserer Zeitrechnung auf den Torf gefallen.

Wir kennen übrigens auch noch andere Vorgänge in der Natur, bei denen derartige Berechnungen zulässig sind, z. B. die Deltabildungen der Flüsse, die Ablagerungen in Seen, die Abbröckelung an einer Felswand oder von einer Hochebene ꝛc. Insonderheit glaubte man den Untersuchungen, die man in der Nähe von Villeneuve am Genfer See am Schuttkegel eines Wildbachs, la Tinière genannt, anzustellen Gelegenheit hatte, eine Zeit lang größere Zuverlässigkeit beimessen zu dürfen. Dieser Kegel wird in einer Länge von 314 Meter und bis zu einer Tiefe von etwas über 10 Meter von der Eisenbahn durchschnitten. In der Mitte liegen große gerollte Blöcke bis zu ein Meter Durchmesser. Durch den Einschnitt wurden drei verschiedene, in verschiedenen Tiefen gelegene Schichten alter Dammerde aufgedeckt, welche einst die Oberfläche des Schuttkegels gebildet hatten; sie waren regelmäßig zwischen dem Schwemmmaterial eingelagert und parallel unter sich, sowie mit der jetzigen Oberfläche des Schuttkegels. Die oberste dieser Dammerdeschichten hatte 10 bis 16 Centimeter Dicke und lag mehr als ein Meter unter der Oberfläche; darin fanden sich eckige Stücke römischer Ziegel und eine römische, verwischte Münze in Bronze. Die zweite Dammerdeschicht von 16 Centimeter Mächtigkeit war drei Meter unter der Oberfläche und wies einige Scherben von Gefäßen aus unglasirtem, mit Sandkörnern gemengtem Thone und ein Haarzängelchen aus Bronze auf. Die unterste Dammerdeschicht von 15 bis 18 Centimeter Mächtigkeit fand sich sechs Meter unter der Oberfläche; darin grobe Töpferwaare, Kohle, zerbrochene Thierknochen, welcher Fund also auf die jüngste Epoche der Steinzeit hinzuweisen scheint.

Nun drangen die Römer nach der Schlacht von Bibrakte (58 v. Chr.) in das Land ein und die römische Herrschaft erreichte im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung ihr Ende. Die oberste Dammerdeschicht mit Resten aus der Römerzeit ist also höchstens 18 Jahrhunderte, wenigstens aber 13 Jahrhunderte alt. Seit jener Zeit hat der Wildbach etwa 1¼ Meter aufgeschüttet. Vorausgesetzt nun, daß diese Auffüllung von den ältesten Zeiten an eine gleichmäßige war, so ergiebt sich aus der Tiefe unter der Oberfläche des Schuttkegels, daß die der Bronzezeit angehörige Schicht wenigstens vor 29 und höchstens vor 42 Jahrhunderten abgelagert wurde, die der Steinzeit angehörige Schicht aber wenigstens 47 und höchstens 70 Jahrhunderte alt ist, während auf den ganzen Kegel etwa 100 Jahrhunderte kommen.

Das sind keine übermäßig weit in die Vorzeit zurückreichende Zahlen. Danach würde das Steinalter in der Schweiz nicht weiter zurückliegen als jene Zeit, in der die ägyptischen Denkmäler errichtet wurden. Das wäre allerdings ein recht auffallender Kulturkontrast zwischen Aegypten und der Schweiz. Doch beweist derselbe noch nichts gegen obige Untersuchungen, da wir wissen, daß der Mensch nicht überall gleichzeitig an Civilisation zunimmt, wie denn z. B. die Eskimo sich noch gegenwärtig auf der Stufe des späteren Steinalters befinden.

Da aber die Berechnungen, welche an dem Schuttkegel genannten

Digitized by Google

Wildbachs angestellt worden, vielfach angefochten und für eine auch nur annähernde Bestimmung der Zeit, um die es sich hier handelt, nicht benutzbar erachtet worden sind, hat man dieses Problem auf eine andere Weise zu lösen versucht, und zwar an den Anschwemmungen der Saône. Die Saône hat ihr Bett in den Schwemmgebilden, die in der quaternären Zeit durch den Fluß abgelagert wurden; ihre Ufer wurden aber dadurch erhöht, daß beim Austreten des Flusses immer wieder neue Ablagerungen erfolgten. Die beiderlei Schichten unterscheiden sich leicht von einander. Die neueren Ablagerungen zeigen eine entschieden gleichartige Beschaffenheit. An verschiedenen Punkten sind übrigens die Ufer der Saône mehr oder weniger steil abstürzend, so daß sie sich wie natürliche geologische Durchschnitte ausnehmen. An diesen Durchschnitten wurden bei den durch das Wasser bewirkten Abschürfungen hin und wieder Gegenstände aufgedeckt, die unverkennbar der römischen Zeit, der Bronzezeit oder der Steinzeit angehören. Dieselben sind unverrückt immer in den nämlichen Schichtungshöhen gelegen, und so sind diese abstürzenden Ufer der Saône ein Index für die vorhistorische Zeit.

Zwei Naturforscher, Arcelin und Ferry, haben das Alter dieser verschiedenen Schichten direkt zu bestimmen versucht. Wenn ihre berechneten Werthe ziemlich auseinander gehen, so rührt dies davon her, daß Ferry bloß einen einzigen geologischen Durchschnitt seiner Berechnung zugrunde gelegt hat, während Arcelin die aus dreißig verschiedenen Punkten sich ergebenden Mittelwerthe dazu benutzte. Uebrigens hat Arcelin späterhin die regula falsi zur Berechnung benutzt, aber nicht das Maximum, sondern das Minimum bestimmt und dadurch erhalten: Alter der römischen Schicht 1500, das der Bronzeschicht 2250, das der Schicht der polirten Steine 3000 und das des quaternären Mergels 6750 Jahre.

Diese Zahlen sind ganz niedrig und stimmen ziemlich genau mit jenen in den Tafeln des Manetho. Der Minimalwerth scheint uns aber zu sehr herabgesetzt zu sein. Wir wollen in dieser Beziehung nur des einen Punktes gedenken, daß das Austreten der Saône und deren Schlammablagerungen in der Zeit, die uns von der Bildung der römischen Schicht trennt und ebenso in allen früheren Zeitabschnitten als ganz gleich angenommen werden. Es werden somit jene Epochen, wo das Saônebecken der Natur allein überlassen war, mit den anderen Epochen zusammengeworfen, wo dieses Becken abgeholzt, umgebrochen und kultivirt dastand, wie noch heutigen Tages. Die atmosphärischen Vorgänge, zumal aber der Regenfall, sind aber bekanntlich ganz verschiedenartig in einem kultivirten und in einem noch nicht urbar gemachten Gebiete. Da Arcelin die oberen schneller gebildeten Schichten seinen Berechnungen zugrunde gelegt hat, so muß der gefundene Werth ganz ungebührlich herabgedrückt worden sein. Deßhalb wird ganz sicher aus Arcelins Berechnungen gefolgert werden dürfen, daß der **Beginn der jetzigen geologischen Periode entschieden über sieben- bis achttausend Jahre zurückreicht.**

Dr. A. Berghaus.

Digitized by Google

Der Kuß.

Nach einem antiken Motiv von **Ed. W. Deutschmann.**

I.

„Den Kuß muß ich bekommen; und wäre sie spröde wie die heilige Diana von Ephesus!"

„Und ich sage Dir, daß Du ihn nicht bekommen wirst."

„Und ich will ihn haben."

Der Sprecher dieser trotzigen Worte war Klitophon, der schöne Sohn des reichen sidonischen Kaufherrn Hippias. Zwanzigmal hatten die Rosensträucher geblüht in den Gärten, die Phöniziens alte Königsstadt umkränzten, seit die Göttinnen des Schicksals den Lebensfaden Klitophons gesponnen hatten, um in derselben Stunde den seiner jungen Mutter zu zerschneiden.

„Aber ich will ihn haben", versetzte Klitophon mit dem doppelten Feuer seiner Jugend und seines südländischen Blutes. „Nur ein einziges Mal will ich meinen Mund pressen auf die Lippen dieses Huldwesens, das seinesgleichen nicht findet außer in den Bildnissen der Göttinnen, welche unsere Heiligthümer zieren. Nur ein einziges Mal will ich tauchen meinen Blick in jenes Auge, in dem sich Stolz und Anmuth gatten; nur ein einziges Mal umschließen das Ebenmaß ihrer Glieder, an mich drücken die schöne Fülle ihrer Büste, athmen den Hauch, der in ihrem blonden wogenden Haare weht!"

Die Glut seiner Bewunderung riß den Jüngling fort, und mit blitzenden Augen, hochaufgerichtet, redete er zu seinem Begleiter, dem alten treuen Sklaven Satyros:

„Sahst Du die Ebenholzschwärze ihrer Augenbrauen? Ihre weißen Wangen, überhaucht von jener Röthe, mit welcher Lydiens Frauen die Flächen des Elfenbeins bemalen? Jawohl, Satyros, ich will — hörst Du? — ich will in einem einzigen Kusse das Feuer meiner Liebe auf ihren Lippen ersticken!"

„In der That?" versetzte Satyros ironisch lächelnd. „Wird Deine Liebesglut wirklich während eines ganzen Kusses anhalten? Dann wäre Leukippe freilich das erste Mädchen, das sich so außerordentlicher Beständigkeit seitens meines Herrn zu erfreuen hätte. Aber", fügte er harmloser hinzu, „glaubst Du denn in Wahrheit, daß es auch Leukippe gar so sehr nach Deinem Kusse gelüstet?"

„Es muß sie danach verlangen", versetzte der Jüngling siegesgewiß. „Oder meinst Du, ich habe die Blicke unseres holden Gastes nicht gesehen, die heiß von Wein und Liebessehnsucht beim gestrigen Gastmahle an meinen Lippen hingen?"

„Ich glaube es", sagte Satyros mit einem stolzen Blicke auf den Jüngling. „Auch Du bist schön wie ein Gott oder einer jener Heroen,

Digitized by Google

in deren Umschlingung zu ruhen, die Göttinnen des Olympos nicht verschmähten."

„O, was wären", brach der junge Phönizier aus, „was wären alle Freuden des Adonis in den Armen Aphrodites gegen die Seligkeit von Leukippes Lippen einen Kuß zu trinken! Und ich muß sie küssen, muß sie umfangen, um nicht in einer Glut zu verderben, welche verzehrender ist als die des phaetonischen Weltenbrandes."

Satyros lächelte.

„Ich aber sage Dir, daß die schöne Leukippe stolz und spröde ist wie die mächtige Pallas Athene in Person. Und mag sie tausendmal Gefallen an Dir finden, so wird sie der Biene, die bei so mancher Mädchenblume schon genascht hat, den Blütenkelch verschließen."

„Sie kann nicht wissen", entgegnete Klitophon, „was die Ammen der sidonischen Jungfrauen mit giftigem Munde von mir erzählen. Ist es doch kaum drei Tage, daß mein Onkel Sosthenes uns seine liebenswürdige Tochter zum Besuche sandte."

„Gleichwohl, Herr, sie weiß es!" versetzte Satyros. „Ich hörte, wie ihre Zofe Klio Abenteuer von Dir erzählte, an denen der gute Vater Zeus im Himmel sich ein Beispiel hätte nehmen können, damals als er sich noch unsere phönizischen Königstöchter stahl."

„Und wenn Thersites seinen Verleumdermund geliehen hätte, um mich zu verdächtigen: ich will den Kuß von ihren Lippen rauben!"

Diesem Ausrufe Klitophons folgte sogleich der Widerspruch des Sklaven:

„Und Du wirst ihn doch nicht bekommen."

Die Beiden waren auf diese Weise am Ende ihres Disputes nicht weiter gekommen, als sie beim Anfange gewesen waren; höchstens war Klitophons Wille, einen Kuß von Leukippe zu erlangen, noch etwas starrer geworden, als er es ohnehin schon gewesen war.

Als Klitophon und Satyros in das Haus getreten waren, lag der mit allen Reizen der Kunst und der Natur geschmückte Garten des reichen Hippias einen Augenblick anscheinend verlassen da. In den dichten Laubgängen des Parkes und auf den Wegen zwischen den mit buntem Blumenflor gezierten Beeten hallte nirgend der Schritt eines Menschen. Nur die Wasserkünste ließen im Glanze der Sonne die einzelnen hochemporgeschleuderten Tropfen wie flüssiges Silber in die Bassins zurückfallen; und von den Zweigen nieder tönten die süßen Lieder der Singvögel. Sonst lag alles still und träge im heißen Mittagssonnenstrahl, und das Auge blendete sich durch den Blick auf die lichtüberglänzten Teiche, auf die Farbenpracht der Blüten und des Gefieders zahlloser Ziervögel.

Als eine Weile alles ruhig geblieben war, trat hinter einer seltsam verschnittenen Hecke die hohe Gestalt Leukippes hervor. Vorsichtig spähte sie den Weg hinauf, um sich zu vergewissern, ob niemand ihr Heraustreten aus dem Verstecke, wo sie gelauscht hatte, bemerkt habe.

Dann brach sie in ein silberhelles Lachen aus.

„Er will", kicherte sie vor sich hin, „hörst Du, Satyros? — er will den Kuß von meinen Lippen rauben! Allein es dürfte dem siegesgewissen jungen Herrn doch ein wenig schwer werden."

Digitized by Google

Auf einmal wurde das schöne Antlitz ein wenig nachdenklich:

„Schlimm wäre es schließlich auch nicht", plauderte sie vor sich hin, einen Kuß von ihm zu bekommen. —"

Sie brach ab, wurde sehr roth und mußte dann wieder lachen.

„Aber", fuhr sie plötzlich in einem trotzigen Ton fort, „aber der Herr Klitophon soll doch nicht so thun, als hinge das so ganz und gar nur von seinem Willen ab."

Eine Weile schwieg sie; dann sagte sie ganz leise und verschämt vor sich hin:

„Es ist wahr, was der alte Satyros gesagt hat. Klitophon ist schön wie ein Gott und würdig der Liebe einer Göttin —"

II.

Und wieder war es im Garten.

Klitophon und Satyros kamen der mit ihrer Zofe Klio lustwandelnden Leukippe entgegen. Die heißen Blicke des vornehmen Jünglings folgten den Wellenlinien der geliebten Gestalt. Auf seiner Wange brannten Gluten und in seiner Stimme vibrirte die Erregung, als er mit mühsam gedämpftem Tone sagte:

„Sei mir gegrüßt, holde Gebieterin!"

Leukippes schöne Lippen umspielte ein schalkhaftes Lächeln.

„Seit wann bin ich Deine Gebieterin?" fragte sie scherzend.

„Seit mich ein Gott zu Deinem Sklaven machte", erwiderte er.

„Wenn ich nicht irre", plauderte sie, „so war es Herkules, welcher einst von einem Gotte an eine Dame verkauft wurde."

„Offenbar", versetzte Klitophon, „von dem kleinen Liebesgotte, welcher auch mich —"

Satyros, welcher Leukippes Verlegenheit bemerkte, unterbrach ihn:

„Verzeihe, Herr, wenn ich Dich in Deiner Rede störe! Es war nicht der Gott der Liebe, sondern Merkur, welcher sich um die Dame jenes Verdienst erwarb."

„Das weiß Klitophon nicht", spottete Leukippe. „Er hat nichts mit dem Gotte der Spitzbuben zu schaffen. Ich glaube, daß er nicht einmal einen Kuß stehlen wird."

Klitophon schwieg einen Augenblick betroffen; dann rief er aus:

„Du bist meine Herrin, Abbild der Schaumgeborenen! Scherze nicht ob des Wortes, das mein Herz mich zu Dir reden hieß! Scherze nicht; denn Du kennst seinen Sinn."

Erschrocken über seine Heftigkeit, wehrte das schöne Mädchen seiner Rede.

„Bedenke", flüsterte sie ihm zu, „daß mein Ohr nicht das einzige ist, welches Deine Worte vernimmt."

Als der Jüngling diesen kleinen, leisen Bescheid vernommen hatte, da zog es durch sein Herz wie süßes Ahnen unendlicher Wonne. Stolz das Haupt erhoben, in seinem Blicke ein edles Feuer bergend, schritt Klitophon neben dem holden Mädchen durch den Garten bis zu einem Laubgange, wo sie von Satyros und Klios neugierigem Ohre nicht mehr erreicht wurden.

Da war es, wie wenn die Begeisterung des Jünglings Rede beflügele, und er redete mit unendlich eindringlichem Tonfalle:

Digitized by Google

„Siehst Du den Pfau, holde Leukippe, der dort im Farbenschmucke des Gefieders prangt? Siehst Du das Weibchen am Fuße jener Platane? Wie lange noch, und seinem Locken wird das Weibchen folgen?

„Schönes Mädchen! Ich sage Dir, es ist ein einzig Gottesreich; das ist das Reich der glühenden, genießenden Liebe; es ist nur ein einziger Gott: das ist der Gott des heißen Verlangens! Er ist mächtiger denn alle Götter. Seinem Machtgebote beugt sich der Herrscher des weiten Olympus und der Gebieter der Unterwelt birgt selig lächelnd sein furchtbares Antlitz am Busen seiner Persephone.

„Die Macht der Liebe giebt dem Vogel seinen Sang, damit er Genuß sich erflehe; und am Wasser wartet nach gestilltem Durste der Hirsch, der süßesten Regung gehorchend. Die Palme neigt sich zur Palme, und kann sie mit ihren Aesten die Geliebte nicht erreichen, so sehnt sie sich und verdorrt. Im Kusse berührt der Magnet das Eisen, und die Wasser des Achelous vermischen sich den bräutlichen Wogen der Arethusaquelle.

„Alles, was ist, folgt dem Drange nach Sättigung der Liebe. Nur der Mensch verachtet das Naturgebot und beschränkt sich durch dämmende Fesseln."

Er schwieg einen Augenblick, um die Wirkung seiner Worte auf das Mädchen zu sehen. Leukippes Ohr hatte die schmeichelnde, glutvolle Rede durstig getrunken wie die Biene den Honig der Blume. Ihr Antlitz hatte sich geröthet.

Da umfaßte sie des Jünglings Arm; schon berührten ihre Locken seine Schulter; aber schnell wie die Taube vor dem Adler entfloh Leukippe noch einmal dem drohenden Kusse.

Sie eilte auf den offenen Platz hinter dem Hause, wo es Klitophon unmöglich war, sich ihr ungesehen zu nahen; und von dort rief sie ihm neckend zu:

„Deine schöne Rede war umsonst, stolzer Klitophon! Trotz all' Deines Wollens hast Du meinen Kuß doch nicht bekommen!"

III.

Klitophon befand sich im Gemache Leukippes, sie war in ihrer Vaterstadt Byzanz wegen ihres schönen Gesanges und gewandten Zitherspieles berühmt gewesen. Sie hatte Klitophon auf sein Drängen versprechen müssen, ihm etwas vorzutragen, und so kam es, daß er jetzt in ihrem Gemache ihr gegenüber saß.

Vor ihm, gegen die getäfelte Wand gelehnt, stand Leukippe, in der Hand die schön gearbeitete Zither haltend. Sie hatte eben das homerische Lied vom Kampfe des Löwen und des Ebers gesungen, und Klitophon hatte sie gebeten, ein von ihr selbst verfaßtes Gedicht vorzutragen.

Nach kurzem Präludium begann sie mit angenehmer, biegsamer Stimme:

„O blühe, schöne Rosenblüte,
Der Blumen Königin zu sein;
Die Gluten, die Aurora glühte,
Schließt Deine zarte Knospe ein.

Digitized by Google

Mit holder Rosen Flore schmücket
Als höchstem Reiz sich die Natur.
Entflieh', o Gärtner! Es berücket
Der Garten, wo sie blühet, nur.

Vom Nektar sollte man nicht singen;
Sie hat ihm seinen Duft geraubt.
Die Götter des Olympos schlingen
Den Kranz von Rosen sich ums Haupt.

Der Zephyr, dem ihr Reiz behaget,
Haucht über sie den zart'sten Kuß,
Und weiter eilt er und beklaget,
Daß er sie schon verlassen muß."

Als sie geendet hatte, stand Klitophon sinnend da; dann trat er plötzlich auf Leukippe zu:

„Und muß der Zephyr", fragte er dringend, „muß er die Rose verlassen?"

Aber Leukippe, aus deren Augen schon wieder der Schalk blitzte, sagte lächelnd.

„Jawohl, Klitophon! Er muß sie verlassen, sogar ohne daß er einen sanften Kuß über sie gehaucht hat."

Halb ärgerlich, halb lachend mußte er sich bescheiden und wollte sie eben bitten, ihm noch ein Lied zu singen, als ein Schrei aus der Zofe Klio Mund beide erschreckt umschauen machte.

Leukippe fragte das Mädchen, was ihr geschehen sei, und Klio erwiderte, eine Biene habe sie in den Arm gestochen. Der Schmerz der Aermsten war offenbar ein sehr lebhafter; denn die Thränen waren ihr in die Augen getreten.

Aber Leukippe bedeutete die Zofe, sich zu beruhigen, da sie den Schmerz der kleinen Wunde bannen werde, und, gegen Klitophon gewandt, erklärte sie ihm, sie habe einst von einer weisen ägyptischen Frau ein Geheimsprüchlein gelernt, welches Bienen- und Wespenstiche heile.

Sie beugte sich dicht über Klios Arm, den sie mit ihrem Munde berührte, und flüsterte etwas. Alsbald erklärte die Zofe keinen Schmerz mehr zu empfinden.

Während des kleinen Vorgangs war durch Klitophons Seele ein glücklicher Gedanke gezuckt, der seine Lippen lächeln, seine Wangen glühen ließ.

Eine Biene oder auch eine Wespe umkreiste sein Gesicht. Plötzlich preßte er die Hand auf seinen Mund und stellte sich, als ob er dort gestochen sei, und als empfinde er einen lebhaften Schmerz. Flehend näherte er sich Leukippe, die zwar bereit war, ihm zu helfen, über deren Antlitz und Nacken sich aber eine brennende Röthe ergoß, als sie auf die Frage, wo er gestochen sei, die Antwort erhielt:

„An den Lippen! Willst Du, holde Gebieterin, Dein Geheimsprüchlein anwenden?"

Schüchtern und zögernd näherte sie ihren Mund dem seinen, indem sie ganz tief einige unverständliche Laute murmelte.

Ihre Lippen berührten die seinen.

Eine wunderbar süße, nie geahnte trunkene Seligkeit, ein Traum

Digitized by Google

glücklicher Unendlichkeit webte in ihrer Brust und verbreitete sich sanft und schmeichelnd durch ihre Nerven. Leise legte sich sein Arm um ihren Nacken, und seine Hand hob sanft das stolze, schöne Haupt, bis beim Aufschlagen ihres Auges sein Blick sich tief — tief in den ihren versenkte.

Da suchten schweigend ihre Lippen die seinen, und als Klitophon von diesem Kusse aufblickte, gewahrte er am Eingange des Gemaches den halb erstaunt, halb pfiffig lächelnden alten Satyros, dem er zurief:

„Und ich habe ihn doch bekommen: den Kuß der stolzen Leukippe!"

Post-Karten.

Von Wilh. F. Brand.

Zuerst in Oesterreich eingeführt und zwar am 1. Oktober 1869 fand die Postkarte am 1. Mai 1870 in Deutschland Aufnahme und ist jetzt über die ganze civilisirte Welt, so weit die Arme der Post überhaupt sich erstrecken, verbreitet. Liegen doch ihre Vorzüge auch klar genug zutage. Sie ist billiger als ein Brief. Man braucht keine besondere Couverte noch Marken. Weder Knicken noch Kleben ist vonnöthen. Man faßt sich naturgemäß kürzer als bei einem Briefe, eine Annehmlichkeit für den Absender wie unter Umständen auch für den Empfänger. Und in Fällen, wo dieses dem letzteren nicht einleuchten will, mag er sich damit trösten, daß ein Brief vielleicht ganz ausgeblieben oder doch erst einige Tage später angekommen wäre. Die Postkarte gewöhnt uns überhaupt also auch für Briefe daran, daß wir uns kurz und bündig ausdrücken, eine sehr begehrenswerthe aber gar nicht so leicht zu erlangende Tugend. So konnte Madame de Staël, paradox wie es klingen mag, doch mit allem Rechte sagen: Je n'ai pas le temps de s'écrire une courte lettre. Einen kurzen Brief zu schreiben, der doch alles nöthige enthält, mag in der That mehr Zeit in Anspruch nehmen, als ein längeres Geschreibsel abzufassen, vollends für eine Plauscherin vom Schlage der Madame de Staël. Schreiben wir aber kurz, so können wir auch öfter schreiben und rascher auf anderer Leute Zuschriften Antwort geben. Es giebt allerdings eine gewisse Klasse von Menschen, die etwas darin suchen, nicht zu rasch zu antworten, um ja nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, daß sie nicht mehr und nichts besseres zu thun hätten. Dagegen sind gerade die bedeutendsten und meistbeschäftigten Menschen besonders prompt in der Erledigung ihrer Korrespondenz, von dem Grundsatz ausgehend, daß, was überhaupt einmal geschehen muß, meistens auch ebensogut sofort geschehen kann. So nimmt sich der gewiß recht beschäftigte Mr. Gladstone die Zeit, jedermann, der eine wirklich der Antwort werthe Frage, das Gemeinwohl betreffend, an ihn richtet, möglichst bald eigenhändig zu antworten — meistens per Postkarte, die für den englischen Premierminister bereits ein stehendes Attribut geworden. Durch die Postkarten wird auch vielen eine willkommene Gelegenheit gegeben ihre Kenntnisse fremder Sprachen „zu lüften", insofern sie — um der Kenntnißnahme des Inhalts vonseiten unbe-

Digitized by Google

rufener Augen vorzubeugen — ohne der Ausspielerei sonderlich verdächtigt zu werden, in fremden Zungen ihre Mittheilungen machen können. Tertianer begnügen sich mit einem fremden Alphabet. Und ich habe ein kleines Mädchen gekannt, die eigens die griechischen Buchstaben erlernte, um mittels dieser auf Postkarten — ich weiß nicht mit wem — korrespondiren zu können.

Das sind nicht zu unterschätzende gewaltige Eigenschaften dieser Kärtchen! Aber zahlreich wie sie sind, werden sie durch eine Indiskretion unserer Korrespondenten doch nur zu leicht mit einem Schlage in alle Winde verweht, daß wir wünschen möchten, die Postkarten wären nie erfunden worden. „Ich habe in meinem Leben noch keinen Brief geschrieben, den nicht die ganze Welt, wenn sie Lust hätte, lesen könnte", sagt ein hervorragender Gelehrter des Auslandes und jeder Mann von Ehre sollte, wo die Umstände es erheischen und nicht Rücksichten auf andere es verbieten, gleichfalls nicht nur die versandte, sondern auch die erhaltene Korrespondenz den Blicken der Welt darzulegen bereit sein. Allein wir alle haben unsere kleinen Geschäfte, die nicht nur die hohe Polizei, sondern auch das strengste Ehrengericht unbeanstandet lassen mag, die wir aber dennoch lieber als unsere Geheimnisse oder auch nur als unsere Privatangelegenheiten betrachten. Von ihnen zieht denn gar leicht die Postkarte eines guten Freundes mit rauher Hand den Schleier. Bei all' ihren vortrefflichen Eigenschaften wird sie uns gar zu leicht eine schnöde Verrätherin. Deshalb ist die größte Diskretion in ihrem Gebrauch nöthig. Wir mögen häufig unseren Freunden Postkarten schicken oder auch unserm Schuster und Schneider und derlei Geschäftsfreunden, vollends wenn wir auf Einsendung von Rechnung dringen. Und schreiben wir als Antwort auf eine bereits als dringend uns eingeschickte Rechnung, ohne weitere Einlage, so brauchen wir ja nur unserm Instinkt zu vertrauen, der gewiß nicht zur Karte greifen wird. In tausend Fällen aber werden sie benutzt, wo dieselben durchaus unschicklich. Sie haben bei all ihren sonstigen Vorzügen doch gewiß nichts respektvolles an sich. Und man könnte ebensogut in Pantoffeln und Schlafrock einen Anstandsbesuch machen, als unter Umständen eine Postkarte schicken. Wir könnten uns da leicht arg schaden. Ich weiß von einer Dame, die eine solche Verachtung vor Postkarten hat, daß sie nicht müde wird, allen ihren Bekannten mitzutheilen, in ihrem Hause würden unter keinen Umständen solche angenommen! — Wer's glaubt! — Man denke sich das Bild dieser alle Neugier und selbst die einfachste Lebensweisheit ihren überspannten Prinzipien opfernden Person! Ueberdies ist ihre Warnung gewiß viel unpassender, als wenn man ihr wirklich einmal eine Karte schickte. Weiß sie doch gar nicht immer, ob man daran denkt, sich ihr gegenüber eine solche Freiheit herauszunehmen.

Allein ist die Postkarte aus Gründen der Etikette, aus Rücksicht auf die Person, an die man schreibt, oftmals nicht zulässig, so ist sie es noch weniger aus Rücksicht auf das, was man schreibt. Giebt es doch viele Menschen, die es nicht einmal für eine Indiskretion halten, unbefugterweise auf die Karten einer dritten Person einen Blick zu werfen. „O Postkarten kann jeder lesen", ist eine so häufig gehörte aller guter Sitte ins Gesicht schlagende Aeußerung. So weit davon

Digitized by Google

entfernt den Inhalt einer Karte ohne ganz besondere Veranlassung zu lesen — und bloße Neugier ist wahrlich keine solche! — wird ein Mensch von etwas Anstandsgefühl auf das sorgfältigste vermeiden, auch nur auf die Adressenseite einer solchen zu blicken. Denn was in aller Welt schert's mich, mit wem eine andere Person in Korrespondenz steht. Ich könnte ja zufällig die Handschrift des Korrespondenten kennen, aus Post- und etwaigen Firmenstempel meine Schlüsse ziehen und so — recht oder unrecht kalkulirend — schon aus dem bloßen Anblick der Adresse einer Karte oder eines Briefes mir eine Geschichte aufbauen, die — ob auf rechter oder ganz falscher Fährte begründet — in beiden Fällen dem rechtmäßigen Inhaber der Karte gleich peinlich sein könnte. Wie viel weniger schickt es sich da für uns, auf die Rückseite einer Postkarte zu blicken!

Wir könnten gerade so gut auf der Straße der Unterhaltung anderer lauschen, und wo das Hinhalten unseres Ohres im vorübergehen für unsern Zweck noch nicht genügt, auch vor einem Laden stehen bleiben, uns eine Cigarre anzünden, die Sterne oder Pflastersteine zählen und dergleichen, nur um noch etwas mehr hören zu können. So etwas geschieht auch täglich? — Schlimm genug! Ein anständiger Mensch wird sich aber schämen, so etwas zu thun. Da bleibe er doch zu Hause mit seinem: „O, Postkarten kann jeder lesen!"

So lange es aber noch solche Menschen giebt — und ihre Zahl wird nie aufhören — sollten wir in der Benutzung von Postkarten doppelt auf unserer Hut sein. In England werden so viele Briefe versandt, daß jährlich im Durchschnitt mehr als 37 Stück auf den Kopf der Bevölkerung kommen, eine erbauliche Anzahl. Denn wenn man die Civilisation eines Volkes schon nach dem nationalen Verbrauch von Seife berechnen will, wie viel mehr könnte man das nach der nachweislichen Korrespondenz, die es führt. Deutschland steht in dieser Beziehung unter den anderen Nationen beinahe obenan, ist Frankreich weit voraus, erreicht indessen pro Kopf der Bevölkerung ungefähr nur die Hälfte der Zahl der Briefe, die in England zur Versendung kommen. Dagegen ist es in Bezug auf die Gesammtzahl der versandten Postkarten allen Nationen überlegen. Wie viel mehr Diskretion dürften demnach die Engländer besitzen als wir Deutschen!

Nippsachen.

Fremde Sprachen im Hause. Professor Karl Vogt in Genf äußerte über dies Kapitel folgende beherzigenswerthe Worte: „Ich sehe in der Schweiz, in Frankreich, wie in Italien stets dieselben Erscheinungen sich wiederholen. Kinder deutscher Eltern, in deren Hause nur in deutsch verkehrt wird, wo deutsche Dienstboten gehalten werden, die in deutsche Schulen gehen oder deutsche Privatlehrer haben, sprechen unter sich englisch, französisch oder italienisch, und spätestens in der dritten Generation ist das Deutsch völlig erloschen und muß wie eine gänzlich fremde Sprache neu erlernt werden. Ich weiß es aus eigener Erfahrung: ich habe nur mit größter Mühe und äußerster Strenge die deutsche Sprache in meiner Familie aufrecht erhalten können; obgleich weder ich, noch meine Frau unseren Kindern erlaubten, anders als deutsch mit uns oder den Dienstboten zu verkehren, obgleich wir sie durch Jahre hindurch nach Deutschland oder der deutschen Schweiz schickten, sprachen sie unter sich nur französisch! Ja, wenn man dem einen auf Deutsch einen Auftrag an ein anderes seiner Geschwister gab, richtete es denselben in französischer Sprache aus. So überall bei mei-

Digitized by Google

nen Bekannten in Italien, England, Nordamerika, und in Handwerkerkreisen geht die Umwandlung oft so schnell vor sich, daß Eltern und Kinder sich nicht mehr in deutscher Sprache verständigen können. Was hilft alle Expansionskraft der Deutschen, wenn ihre Nachkommen in anderen Sprachen untergehen und schmelzen, wie Salz im Meer?"

Pikanterien vom bulgarischen Hofe. Unter diesem Titel theilt eine Korrespondenz aus St. Petersburg folgendes mit: Einflußreich ist am Hofe Alexanders von Bulgarien aus der nächsten Umgebung des Fürsten nur eine einzige Persönlichkeit, und diese ist es im besten Sinne des Wortes, wenn dieselbe auch zu manchen russischen Vornahmen in Bulgarien oft genug ein sehr ernstes, strenges Gesicht gemacht hat; es ist dies der Hofprediger Pastor Koch Derselbe wird als ein ebenso kluger wie rechtlich denkender und hochgebildeter Mann geschildert, und dieses Zugeständniß aus russischem Munde, in Verbindung mit der Angabe, daß er großen Einfluß auf den Fürsten besitze, fällt unserer Meinung nach schwer ins Gewicht bei Beurtheilung der sonstigen russischen Anklagen gegen die Handlungsweise des Fürsten. Bei den Bulgaren selbst erfreut sich der letztere der unbedingten Verehrung und Liebe, so schwer es ihm auch anfangs geworden sein mag, sich in die oft geradezu eigenthümlichen Situationen zu finden, die ihm gegenüber durch einzelne seiner von der Kultur noch sehr wenig beleckten Unterthanen geschaffen wurden. Der einstige elegante preußische Gardeoffizier verstand und versteht es aber vortrefflich, diesen Faktoren Rechnung zu tragen, sich den patriarchalischen Sitten anzubequemen, ohne sich, selbst bei der ungezwungendsten Weise des Verkehrs, dabei selbst etwas zu vergeben! So waren vor nicht allzulanger Zeit einige Deputirte zur fürstlichen Tafel geladen. Einer der Geladenen erschien mit zwei „lieben Verwandten", Leuten aus dem Volk, die ihm kurz vor der Dinerstunde ins Haus gefallen, stellte sie seinem Souverän vor und bat ihn ohne alle Ceremonie, doch noch zwei Couverts für die Mitgebrachten einlegen zu lassen, eine Bitte, der anstandslos sofort in freundlichster Weise gewillfahrt wurde. Man kann sich denken, mit welchen stolzen Gefühlen diese Gelegenheitsgäste in ihr Dorf zurückkehrten und was sie alles ihren Landsleuten von der Leutseligkeit des Fürsten erzählten.

Wenn ein russisches Blatt von russischen Händlern berichtet, die für ihre Waaren, Messer und Gabeln, unter den Bulgaren wenig Abnehmer gefunden, weil diese Braven dergleichen Instrumente noch nicht recht zu verwenden verständen, so klingt das sehr glaublich. Kam es doch auf Bällen der guten Gesellschaft, die auch der Fürst mit seiner Gegenwart beehrte, vor, daß am Buffet einige kühne Fingergriffe in die Schüsseln gewagt wurden und daß einzelne besonders flotte Bulgarentänzer, denen die Temperatur gar zu hoch, ihre Schuhe unter ihren Stühlen deponirten und dann schlankweg zum nicht geringen Schrecken mancher, aber zum großen Amüsement des Fürsten, in Strümpfen das Tanzbein schwangen! Gerade dieses liebenswürdige Rechnungtragen der Situation vonseiten des Fürsten, sein schnelles Erlernen der Landessprache und der damit verbundene Vortheil, sich mit den Geringsten seiner Unterthanen persönlich unterhalten zu können, hat ungemein zu seiner großen Popularität beigetragen.

Ein orientalischer Rechtsspruch. Vor dem Richterstuhle des weisen Kadi von Aleppo erschien ein ehrwürdiger Greis, von seiner Enkelin geleitet.

„Sieh' dieses Mädchen", sprach er mit zitternder Stimme, „vor kurzem noch blühend, wie die Rosen von Schiras, ist es nun gebrochen an Leib und Seele durch die Ränke des Geldmallers Abu Hassan. Von wilder Leidenschaft erfaßt, begehrte der hochbetagte Mann die zarte Jungfrau zur Gattin, wohl wissend, daß sie ihre Hand bereits dem heißgeliebten Ben Arub versprochen, einem der edelsten jungen Männer des Elajets. Voll Ingrimm über das Mißlingen seiner Bewerbung, suchte er nun durch Verbreitung falscher Gerüchte den makellosen Ruf meiner Enkelin zu schädigen. Dies gelang ihm auch. Verlassen von ihrem Bräutigam, der den Worten des Verleumders Glauben schenkte, ist sie der Verzweiflung preisgegeben.

Auf diese Anklage ließ der Kadi den Maller vor Gericht laden und brachte ihn nicht nur zum Geständniß, sondern auch zum schriftlichen Widerruf seiner böswilligen Aeußerungen.

Tags darauf wurde ihm das Urtheil verkündet.

„Abu Hassan", sprach der Richter in feierlichem Tone, „Du hast einem unbescholtenen Mädchen ihr höchstes Gut, die Ehre, genommen. Dies sollst Du mit der schärfsten der auf Diebstahl gesetzten Strafe büßen, mit dem Verluste beider Ohren.

Auf ein gegebenes Zeichen trat der Scherge heran und vollzog das Urtheil.

Digitized by Google

„Gnade, Gnade!" jammerte der Elende, „hab' ich doch durch den Widerruf dem Mädchen die Ehre zurückgegeben!"

„Dafür", entgegnete der Kadi, „werden Dir auch die Ohren wieder angeheftet." Und so geschah es.

Verbrennung durch Elektrizität. In unserer unternehmenden und erfindungsreichen Zeit darf man sich über nichts neues mehr wundern; das folgende dürfte aber doch etwas mit Grausen vermischte Bewunderung erregen. Es ist vorgeschlagen worden, die Elektrizität zu einem bisher noch ungeahnten Zwecke, nämlich zur Leichenverbrennung zu benutzen. Ueber die Details dabei verlautet nur wenig, und da die Kremation vorläufig nur sehr selten gewählt wird, erscheint es fast verfrüht, dabei über die Verwendung des elektrischen Stromes zu sprechen. Der Prozeß ist etwa folgender: Nach Einhüllung der Leiche in Asbesttücher wird dieselbe auf eine Unterlage von feuerfestem Stein, ihr Kopf und die Fußsohlen aber mit passenden Kupferplatten in Kontakt gebracht, welche die Pole einer besonders konstruirten Dynamo-Maschine von großer elektromotorischer Kraft bilden. Der Körper vertritt also etwa die Stelle des Kohlenfadens in der Glühlampe und würde, wenn der Strom ihn durchfließt, sofort verkohlt werden; da die Luft zu ihm aber Zutritt hat, erfolgt seine Zersetzung und Verbrennung fast augenblicklich. Dieser Prozeß scheint sich durch seinen schnellen Ablauf wie durch den Wegfall mancher Einwürfe gegen die gewöhnliche Leichenverbrennung zu empfehlen und über die gebräuchliche Beerdigungsmethode gewiß nach vielen Seiten hin. Es könnte z. B. dahin Anordnung getroffen werden, daß der nächste Verwandte oder Hauptleidtragende mit eigener Hand den Tasterknopf niederdrückt, durch den der Strom durch den Leichnam gesendet wurde, so daß jener wenigstens die, wenn auch schmerzliche Genugthuung hätte, dem Verstorbenen thatsächlich die letzte Ehre zu erweisen. Der Name des Erfinders diese Prozedur ist vorläufig nicht bekannt.

Ein amerikanischer Advokat. Ein Advokat in Kentucky, der kürzlich zu einem Amte erwählt wurde, hat einer dortigen Zeitung folgende interessante Selbstbiographie geliefert: „Die Bestimmung meines Alters überlasse ich dem Ausschuß für Mysterien und Antiquitäten. Geboren und erzogen wurde ich in der wildesten und romantischsten Region von „Old Pulaski". Meine Vorfahren stammen aus der „Grand Old Virginia". Alles, was ich gelernt, habe ich aus den Büchern gelernt; hatte immer eins bei mir, wohin ich auch ging; habe mehr als 1200 Bände gelesen. Es war mein Herzenswunsch, mich ganz einzuschließen in den großen Tempel der Gelahrtheit, und ich war stets ein beständiger und andächtiger Adept an ihrem Altar. Ich habe 1860 in Somerset juristische Vorlesungen gehalten und mich im Barreau ausgezeichnet, besonders in notorischen Mordfällen. Jetzt trage ich stets einen 100 Dollars Stock, der mir als Siegestrophäe nach Gewinnung eines celebren Mordfalles zum Geschenk gemacht wurde. Meine Charakterzüge sind Energie, Entschlossenheit und Ehrgeiz. Meine Hauptfähigkeit ist höchst bedeutende Gedächtnißstärke. Ich kann wochenlang poetische Citate machen, ohne den großen Hort in meinem Innern zu erschöpfen. Ich kann die Unabhängigkeitserklärung, die Rede des Herrn Adams für dieselbe und einen großen Theil der Konstitution der Vereinigten Staaten Wort für Wort auswendig und weiß mehr aus dem Blackstone, als irgend ein anderer Advokat in Kentucky. Ich war stets ein glühender Freund der Klassiker und spiele oft auf sie an. Ich extemporire stets in meinen Reden und erstrahle in voller Glorie und in leuchtendem Glanze, wenn ich einem Gegner antworte. Ich ziehe das Antworten dem Halten der ersten Rede bei weitem vor. Wie Clay pflegte ich mein Buch mit mir zur Mühle zu nehmen und auf dem Wege zu studiren. In moralischer Beziehung bin ich ein Muster. Nie kaue ich Tabak, rauche ich Cigarretten, trinke ich Rum, oder gebrauche ich profane Redensarten. Kurz, ich bin frei von allen Lastern. In den letzten vierzehn Jahren bin ich um Aemter gelaufen, und dies ist das erste Mal, daß ich gewählt wurde, doch habe ich jedermann, der gegen mich lief, zerschlagen, zerschmettert und zerbrochen, wie einen irdenen Topf."

Gleiches Einkommen. Landgraf Wilhelm IX. von Hessen war ein sehr sparsamer Herr, der wohl ein Auge zudrückte, wenn die Dienerschaft „die Brosamen, so von des Herrn Tische fielen", sich aneignete; unerbittliche Strenge aber ließ er walten, wurde einer seiner Leute dabei ertappt, Küchen- und Kellervorräthe wegzuschleppen, noch bevor sie auf die herrschaftliche Tafel gelangt waren. Um solche Frevler in flagranti abzufassen, pflegte der hohe Herr zuweilen gegen Abend allein und unauffällig in den Anlagen seiner Sommerresidenz zu promeniren. Bei einer solchen Gelegenheit erregte ein in unmittelbarer Nähe der Schloßküchen herumstreifender Bursche

Digitized by Google

seinen Verdacht. Halt! Wer bist Du? ruft Serenissimus den ihn kennenden Jungen an.

„Ich bin dem Küchenjunge sein Junge!"

„Das ist ja eine mir ganz unbekannte Charge! Was thust Du denn in der Schloßküche?"

„Ich helfe mehrentheils dem Küchenjungen!"

„So! Bekommst Du denn auch Lohn?"

„Nein, Geld bekomme ich nicht!"

„Na, Du wirst doch nicht umsonst arbeiten, wie stehst Du Dich denn dabei?"

„Ich bin damit zufrieden, was ich mit dem Maule davon trage!"

„Ei, mein Freund, damit kannst Du wohl zufrieden sein, mehr trägt's mir auch nicht," sagte Durchlaucht lachend, den Jungen unbehelligt lassend."

Salon-Büchertisch.

Gesammelte Essays und Charakterköpfe zur neuern Philosophie und Literatur. Von Dr. Moritz Brasch. Band I. Essays. Leipzig. Theodor Huth.

Der namentlich durch historisch- und ästhetisch-philosophische Aufsätze, in neuerer Zeit durch seine „Klassiker der Philosophie", bekannte Verfasser bietet uns in diesen „Essays" vier größere Aufsätze: „Zur Philosophie der Weltgeschichte", „Sozialistische Phantasiestaaten", „Die Idee des ewigen Friedens mit Bezug auf Politik und Völkerrecht" und „Zur Philosophie des Schönen". In jedem dieser Aufsätze sucht er, indem er dem Gang der literarischen Erscheinungen in den betreffenden Gebieten folgt, die behandelten durchweg noch schwebenden Fragen der endgiltigen Beantwortung näher zu führen. In der ersten Abhandlung geht er von der Frage aus: „Ist die gesammte Menschengeschichte als ein Ganzes etwa im Sinne eines Organismus aufzufassen, und wenn ja, welches sind die Gesetze seiner bisherigen Entwickelung?" Die erste Grundlage zur wissenschaftlichen Beantwortung dieser Frage lieferte Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Zu seiner Glückseligkeitslehre steht Kant in kontradiktorischem Gegensatz: Geschichte, sagt er, ist die Wissenschaft dessen, was da ist, nicht dessen, was nach geheimen Absichten des Schicksals etwa da sein konnte. Damit haben wir die beiden Hauptrichtungen, welchen auch die späteren Forscher nach der einen oder der andern Seite nachgehen, gekennzeichnet. Eine äußerste Konsequenz der Kantischen Ansicht können wir etwa in Schopenhauer erblicken, für den in der Weltgeschichte weder Plan noch Ganzheit ist. „Sie ist nur der lange, schwere und verworrene Traum der Menschheit". Damit steht er auf dem Boden wissenschaftlichen Nihilismus: er streckt die Waffen. In fruchtbarster Weise haben dagegen andere Philosophen die erwähnte Frage behandelt, namentlich ist unter den älteren zu nennen: Fichte, Krause, vor allem Hegel, der ein grandioses System der Geschichte aufbaute, ausgehend von dem Gedanken, daß die Weltgeschichte die Entwickelung des Bewußtseins des Geistes von seiner Freiheit und der von solchen hervorgebrachten Verwirklichung darstelle. Wir nennen von späteren Forschern noch Michelet, Guizot, Laurent, besonders aber Buckle und Lotze, die eigenartige und bedeutende Systeme aufbauten. Ein vollständig neuer Gesichtspunkt wird durch den Darwinismus aufgedeckt. Fr. v. Hellwald will in seiner „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung" zeigen, daß die Geschichte der menschlichen Kultur sowie die Naturgeschichte einfach Entwickelungsgeschichte ist. Der Erfolg seines Werkes war ein durchschlagender, doch ist vor allzu großer Einseitigkeit der Behandlungsweise zu warnen. Eine wissenschaftlich befriedigende Analyse menschlicher Kulturerscheinungen unter der Voraussetzung der ausschließlichen Herrschaft eines atomistischen Mechanismus ist nicht möglich. Es ist nicht zu leugnen, daß eine starke Gegenströmung gegen solchen ultramaterialistischen Standpunkt zur Zeit sich, und mit Recht, geltend macht. Es ist eben dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

In dem Kapitel: Sozialistische Phantasiestaaten erzählt uns der Verfasser die Lebensgeschichte jenes seltsamen Bastard-Staatsromans, der eine Mesalliance der strengen Staatswissenschaft mit der dichterischen Phantasie entsprossen. Xenophon stellt in seiner „Cyropädie" zuerst das Ideal eines Monarchen auf, während Plato in seiner „Republik" eine vollständige staatsphilosophische Theorie entwirft. Wenig leisten in dieser Frage seine Nachfolger, nichts das Römerthum, nichts das Mittelalter. Erst das 16. Jahrhundert läßt mit seinen gewaltigen Umwälzungen auf allen Gebieten die Frage wieder aufnehmen. Thomas Morus ist der Verfasser des Werkes: Ueber den

Digitized by Google

besten Zustand des Staates und über die neue Insel Utopia. (1620.) Thomas Campanella ist sein Nachfolger mit seinem „Sonnenstaat" (1620). Nunmehr wird der Staatsroman Gegenstand der Modeliteratur. Andreä, Francis Bacon, James Harrington, Vairasse, Foigny, le Grand haben sich im 17. Jahrhundert freilich ohne großen Erfolg mit der Sache beschäftigt. Die nächste Zeit behandelt zunächst in den Memoiren des Gaudence de Lucques, als dessen Verfasser der Philosoph Berkeley gilt, die Frage in der Form des Romans, und mit der „Unterirdischen Reise des Nikolaus Klimius" hat Holberg die politische Satire eingeführt. In den Staatsromanen Albrecht von Hallers: Usow, Alfred, Fabius und Cato werden die freien Regierungsmaximen Friedrichs des Großen und Joseph II. vertreten. In Morellys „Codex der Natur" sind die Gebrechen der alten Gesellschaft mit unbarmherziger Schärfe gekennzeichnet. Einige phantastische Auswüchse treten in den Hintergrund, denn schon pocht die Revolution an die Pforte des Jahrhunderts. François Noel Babeuf war der erste revolutionäre Sozialist, der den Traum des Staatsromanciers zu realisiren strebte. Von hervorragender Bedeutung ist Cabets († 1856): Reise in Icarien. Ein philosophischer und sozialer Roman. Doch ist auch sein Werk eben bloß eine Dichtung, dessen Werth hinfällig wird, wenn der Versuch gemacht wird, sie zu realisiren. Eine auf praktische Realisirung abzielende Gesellschaftstheorie will dagegen Johann Gottlieb Fichte im „Geschlossenen Handelsstaat", einer Art philosophischer Kontinentalsperre darstellen.

In naher Beziehung zu diesem Abschnitt steht die Abhandlung über die Idee des ewigen Friedens. Mit diesem für die Menschheit so unendlich bedeutungsvollen Gegenstand haben sich ja so viele Gelehrte beschäftigt, freilich liegt aber die praktische Lösung noch in weiter Ferne. Deshalb beabsichtigen wir auch nicht an dieser Stelle näher auf die einzelnen Ansichten einzugehen. St. Pierre, geb. 1658 war der erste, der in neuerer Zeit die Ventilation jener Frage begann. Ihm schlossen sich an neben einigen anonymen Autoren, Herder, der Utilarist Jeremy Bentham, Kant mit seiner Schrift: „Zum ewigen Frieden" (1795), Karl Salomo Zachariä. Von weit höherem Werth als alle diese Theorien sind die seit 1815 eingerichteten periodischen Kongresse bei denen über die praktischen Mittel berathen werden soll, durch welche jene hohe Idee endlich einmal zu realisiren sei. Diese Friedenskongresse veranlaßten durch Preisausschreiben das Erscheinen werthvoller Schriften; bekannt ist die Preisschrift: „La science de la paix" von Louis Bara. Aus dem Gesichtspunkt der sittlichen Aufgabe der Staaten sucht Julius Fröbel dem Problem beizukommen. Als positive Wirkung der Friedenskongresse ist die Wissenschaft des Völkerrechts hervorgegangen. Der Verfasser erwähnt zum Schluß die Darstellungen des russischen Malers Wereschagin als ergreifendes Plaidoyer für die Idee des ewigen Friedens.

Im letzten Abschnitt wird auf einige hervorragende Erscheinungen im Gebiet der neuesten philosophischen Aesthetik hingewiesen. Max Schasler stellt in seinem Werk „Das System der Künste" (1882) das Problem der Gliederung derselben als den wahren Prüfstein und Gradmesser für den wissenschaftlichen Werth der bisherigen ästhetischen Systeme auf. Moritz Lazarus behandelt in seinem umfangreichen psychologischen Werk: „Das Leben der Seele" (1882) die verschiedensten psychologischen Fragen in freilich nur äußerlich zusammenhängenden Monographien. In einer präzisen freilich aber übertriebenen Kürze behandelt Vyk in seiner „Physiologie des Schönen" (1878) die metaphysischen Grundlagen des Schönen. Albrecht Krause widerlegt in einer interessanten Studie den Satz: Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten (1882). Schließlich werden noch die 1883 edirten Vorlesungen des halbvergessenen Philosophen Karl Christian Friedrich Krause erwähnt. Der Verfasser spricht die Ueberzeugung aus, daß der Philosophie des Schönen auch fernerhin die Funktion einer regulirenden und aufklärenden Führerin auf dem Gebiet der Poesie und der Kunst zukommen wird.

Johannes Schanz.

Albumblätter aus Auerbachs-Keller. Herausgegeben von Fritz Frenzel. Mit Illustrationen. Leipzig, Verlag von Eugen Peterson. 183 S. 8°.

Auerbachs-Keller, die in der ganzen Welt berühmte, 1509 eröffnete, rein sprudelnde Weinquelle, an welcher Luther, Melanchthon, Tilly, Pappenheim, Torstenson, Goethe und unzählige Schaaren minder großer Leute dem Rebensafte huldigten; Auerbachs-Keller, von Sage und Poesie umwoben, im „Faust" unsterblich gemacht; Auerbachs-Keller hat in dem vorliegenden meistens „feuchtfröhlichen", allen erinnerungsvollen Seelen bestens zu empfehlenden Sammelwerkchen ein neues Blatt in seinen Ruhmeskranz erhalten. Es sind Albumblätter, wie sie in genußvoller Stunde an Ort und Stelle entstanden, z. B.:

Digitized by Google

Herr Goethe als „Geheimer Rath"
War, was nach ihm noch keiner war,
Auch außerdem ein Dichter!
Denn das weiß ja fast jedes Kind,
Daß Räthe „sehr prosaisch" sind
Und selten große Lichter.

(v. Sudoff, Geh. Rath, Krimm).

Und käme der Teufel in Sturm und Graus —
— Wahrhaftig — ich söff ihn zum Keller hinaus!

(Ernst Lausch.)

Mir kam beim scharfen Zechen
Heut der Gedanke jach:
Der beste von den Bächen
Ist doch der Auerbach! (Franziska Scheitl)

Diese „Albumblätter" sind liebenswürdige Verführer! Als gewissenhafter Rezensent stieg ich in Auerbachs-Keller hinab, um die hübschen Illustrationen mit den Originalien zu vergleichen. Die Spesen dieser „Dienstreise" werden natürlich auf das Honorar dieser Zeilen geschlagen! B.-R.

Unser Bildertisch.

Die Knospe im Erblühen.

(Mit Illustration.)

O, wunderbar ist so ein junges,
Kindlich erwachendes Gemüth,
In dem die Liebe ihre ersten
Geheimnißvollen Kreise zieht.
Da liegt ein ganzer Himmel offen,
Die weite Schöpfung prangt und lacht,
Und über Nacht ist eingetroffen,
Der Lenz mit seiner Blütenpracht.

Noch weiß sie nicht, wie ihr geschehen,
Doch fühlt sie sich schon halb in Haft;
Noch einmal sucht sie abzuwehren
Mit herber, mädchenhafter Kraft.
Sie sinnt und weiß sich's nicht zu deuten,
Halb scheint es Wahrheit, halb ein Wahn,
Und während sie's noch will bestreiten,
Ist sie doch ganz schon unterthan.

Ein Besuch bei der kranken Schulfreundin. (Mit Illustration.) Im Verkehr der einfachsten Menschen miteinander spielen sich oft die rührendsten Scenen der Freundschaft und Hingebung ab. Unser stimmungsvolles Bild zeigt uns, wie Mitleid, Menschenliebe und zarte Sorgfalt, diese beglückenden Eigenschaften der Seele, Einzug in ein Kinderherz gehalten, und wie die Kleine durch dieselben angespornt wurde, der kranken Freundin eine Freude zu bereiten. Da steht sie mit ihren Gaben, die frischgepflückten Blumen zum reizenden Strauße vereinigt, das Bild, das wahrscheinlich für die abgesparten Frühstückspfennige gekauft wurde, der Kranken hinreichend. Freilich wird beim Anblick der Schulfreundin die Fröhlichkeit der lieblichen Geberin von Sorge getrübt. Welche Veränderung hat die Krankheit in dem Aussehen des wohlgekannten Mädchens hervorgebracht! Die Beschenkte, die so ernst und matt in den weichen Betten lehnt, hat kaum Kraft genug, die müde Hand nach den willkommenen Gaben auszustrecken. Der eigenthümlich starre Ausdruck, den die Gesichtszüge der Leidenden annehmen, will nur langsam einem dankbaren Lächeln Platz machen. Die gute Großmutter ist natürlich ängstlich und bekümmert um die theure Patientin. Vielleicht ist die Enkeltochter noch das einzige Glück, das sie nach vielen harten Schicksalsschlägen, nach allem Scheitern ihrer Hoffnungen und ihrer Pläne hinübergerettet hat in ein spätes Alter. Wie oft war sie schon Pflegerin, Trösterin ihrer Liebe, bis die Zeit so tiefe Furchen in das welke Gesicht gegraben? Jetzt blickt sie aber innig

Digitized by Google

erfreut auf das holde Kind nieder, das ihren Liebling erheitert; ein stummes Gebet für beider Glück steigt zum Geber alles Guten empor. Hoffen wir, daß dasselbe nicht unerhört bleibe. Die gute Pflege der Großmutter, die balsamische Sommerluft, der warme Sonnenschein, der segenspendend in den Vorbau des alten Landhauses fällt, werden gewiß ihre Wirkung auf das kräftig gebaute Mädchen nicht verfehlen. Bald pflückt es wohl selbst in der Gesellschaft der Freundin einen Strauß und bringt ihn der beglückten Großmutter.

Erste Pflicht. (Mit Illustration.) Unser nach dem Originalgemälde von Silvio Giulio Rotta hergestelltes Kunstblatt, ein Bildchen aus dem häuslichen Stillleben, erzählt seine kleine Geschichte fast von selbst, so daß wir nicht viele Worte zu machen haben. Es ist Abend geworden, wenigstens Schlafenszeit für das kleine Kind. Das Bettchen ist zurecht gemacht und aufgedeckt, die ältere Schwester hat das Nesthäkchen der Familie entkleidet und will es zur Ruhe bringen. Aber ehe das Kleine die Augen schließen darf, muß es sie noch einmal aufschlagen zu dem Bilde der Schutzheiligen über dem Bette, muß die Händchen falten und von den unschuldigen Lippen ein frommes Gebetchen stammeln. Man sagt wohl, daß jedes Kind seinen Engel habe, der über dasselbe wacht; aber wenn dieses auch die Worte noch kaum versteht, welche es vor dem Schlafengehen flüstert — es bleibt doch eine gute Sitte, dieses Betenlassen der Kleinen, es legt unbemerkt den Samen zu einem sittlichen Fond, der mit der ganzen Seele verwächst und im späteren Leben in mancher Stunde stiller Einkehr noch reiche Zinsen trägt. Wie trefflich hat es auf unserem Kunstblatt der Urheber desselben verstanden, in die ganze Haltung und den Gesichtsausdruck des betenden Kindes jene ahnungsvolle Scheu zu legen, welche aus der, auch der unentwickelten Kinderseele nicht fremden Empfindung des Augenblicks, in dem sie sich mit etwas unendlich höherem beschäftigt, unwillkürlich entspringt. Auch der Glaube des Erwachsenen ist ja nur ein Ahnen der Seele, dem der in den Kreis der Sinneswahrnehmung gebannte Geist doch nie zu folgen vermag.

Der Schmuckhändler. (Mit Illustration.) Es ist eine längst vergangene Zeit, in der die Poesie der Landstraße noch ihren vollen Zauber ausübte, eine Zeit, in welcher der Besuch des Hausirers, des wandernden Händlers ein Ereigniß war, auf das jung und alt seit Monden schon mit immer höher gespannter Begierde gewartet hatte. Wie manches leicht, so im Scherz obenhin gegebene Versprechen einer schwachen Stunde mußte da mit einem feinen Kettlein, einem saubern Ringe, einem zierlichen Kreuzchen gelöst werden, wie manche stille Verehrung fand endlich hier den Muth, an das Tageslicht mit einem sinnigen Angebinde herauszutreten, wie mancher Herzensbund wurde dann durch güldene Fingerreife feierlich ratifizirt. Ein gern gesehener Besuch war der Händler allenthalben, wo er hinkam, er kannte jedermann, wußte eines jeden Liebhabereien, verstand mit jedem in seiner Art zu reden und fand unter allen Umständen für jeden etwas passendes in seinem Kram. Und wenn er schied, ließ er fröhliche, zufriedene Menschen zurück, denen er ein lieber Gast gewesen und die ihn freundlichst einluden, doch ja übers Jahr wiederzukommen. Und natürlich kam er wieder, denn auch er war ja zufrieden gewesen, hatte er doch stets gute Geschäfte gemacht. Namentlich waren die orientalischen Schmuckhändler beliebte Gäste. Keiner hatte so zierlichen blanken Tand wie diese Leute, die aus Venedig, Florenz, dem Orient die prächtigen Filigranarbeiten, die zierlich geschnittenen und gefaßten Steine, die wunderbaren Mosaiken herüberbrachten, die zu jener Zeit eben nur dort in solcher Vollendung gefertigt werden konnten, und so manches dieser schönen Stücke ist heute noch ein kostbarer rarer Familienschmuck — aus dem Kasten des Hausirers! Tempi passati!

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Anzug für Mädchen von 2 Jahren.

Der Stoff zu diesem Kleidchen ist weißer Flanell. Das Vorder- und Rückentheil ist mit Falten belegt und vorn auf beiden Seiten mit einem breiten gestickten Streifen besetzt. Der kurze Rock ist ebenfalls in Plissé und überdies noch 5 Centm über dem untern Rande mit einem weißen, mit englischer Stickerei versehenen Streifen besetzt. Die kleine Pelerine umgiebt ein ebensolcher Streifen, sowie zwei



Nr. 1. Anzug für Mädchen von 2 Jahren. Nr. 2. Anzug für Mädchen von 4 Jahren.

Reihen farbige Seidenstickerei in point-russe; auch über dem gestickten Streifen des Rockes befindet sich eine solche farbige Stickerei. Am Hals bildet eine Spitze den Kragen, welcher auf der rechten Seite durch eine farbige, der Stickerei entsprechende Bandschleife geschmückt ist. Der Hut mit sehr hohem Kopf ist vom Stoff des Kleides und mit farbigen Bandschleifen und Löckchen verziert.

Nr. 2. Anzug für Mädchen von 4 Jahren.

Dieses Kleid ist aus rosa Surah und écrufarbenem Spitzenstoff gefertigt. Die Blousentaille hat an den Vordertheilen gefältelte Streifen von rosa Surah. Auch

Digitized by Google



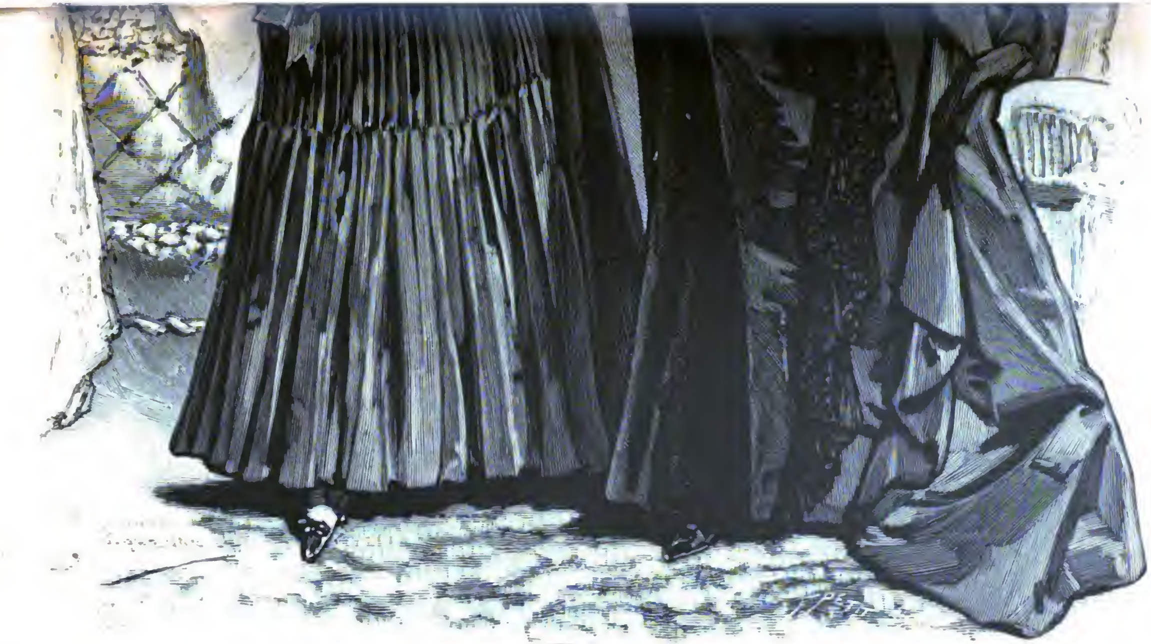
Nr. 3. Anzug aus Faille und Caschmir.

Digitized by Google



Nr. 4. Promenaden-Anzug. Jäckchen mit Schnebbentaille.

Digitized by Google



Nr. 5. Hauskleid. Nr. 6. Mantel für ältere Damen.

Digitized by Google



Digitized by Google

der kurze Rock hat an beiden Seiten zwei solcher Faltenstreifen, von gestickten Spitzenfalbeln unterbrochen, deren drei den Rock bedecken. Der Schluß des Kleides befindet sich links unter den Falten und wird durch Knöpfe bewirkt. Die halblangen Aermel haben vorn ebenfalls einen in Falten gelegten Aufschlag von rosa Surah, welcher von einer écrufarbenen Spitze begrenzt ist. Um den Hals befindet sich eine breite Spitze, welche den Kragen bildet und mit kleinen Spitzenrüschen abschließt. Der faltige hohe Hut ist von Spitzenstoff und mit Sammetschleifen verziert. Die gebogene Krempe des Hutes ist ebenfalls mit Sammet belegt.

Nr. 3. Anzug aus Faille und Caschmir.

Der Rock zu diesem Anzug besteht aus schieferfarbener, gesprenkelter und mit Röllchen besetzter Faille. Ueber diesem sonst glatt fallenden Rock befindet sich die



Nr. 7. Frühjahrs-Capote.

Tunika von Caschmir. Diese bildet vorn ein Schürzentheil, welches auf der rechten Seite von einem andern, glatt herabfallenden Theile begrenzt wird. Dieses Theil ist ebenso wie das erstere gerafft und von dem Rückentheile, welches faltig herabfällt, halb bedeckt. Links fällt dieses Theil glatt auf den Rock herab. Die kurze Taille von Caschmir hat ein Latztheil von bestickter Faille, welches von Faltenlagen an beiden Seiten begrenzt wird. Der glatte, hohe Kragen, sowie der sehr breite, vorn eine Schnebbe bildende Gürtel sind vollständig mit Perlen bedeckt. Eine gekränselte Spitze ist an beiden Seiten des Latztheiles von oben bis in den Gürtel laufend angebracht, ebenso haben die etwas verkürzten Aermel einen breiten Spitzenbesatz. Der sehr hohe Hut hat an der Seite aufgebogene Krempen Um den Kopf ist ein glattes Band gelegt und vorn auf ein großer Bausch von Spitzen, untermischt von kleinen Blumen, angebracht. An Stoff wird dazu gebraucht: 6 Meter Caschmir und 6 Meter Faille.

Digitized by Google

Nr. 4. Promenaden-Anzug. Jäckchen mit Schnebbentaille.

Dieser Anzug ist aus indischer Beige mit orientalischen Stickereien versehen. Die Fransen sind vom Stoff und mit der Stickerei verbunden. Dieses sehr reiche Kostüm hat einen ersten Rock, welcher auf einem falschen angebracht ist; derselbe ist am untern Rande mit Fransen und breiter Stickerei verziert und zwar ziemlich glatt. Die Tunika, welche ebenfalls mit Franse und breiter orientalischer Stickerei versehen ist, geht auf der linken Seite glatt herab, bildet auf der rechten Seite an der Taille Falten und ist hinten als Puff hochgenommen. An der linken Seite fällt wieder ein Theil als Schärpe herab, welche am Ende ebenfalls mit Franse und brei-



Nr. 8. Capote.

ter Stickerei verziert ist. Die sehr spitze glatte Schnebbentaille hat ein kurzes, bis an die Taille reichendes Jäckchen, welches vom Hals aus offen steht und den bestickten Latz der Taille sehen läßt. Dieses Jäckchen ist mit einer Stickerei eingefaßt, welche sich auch am Handgelenk der Aermel und am Stehkragen wiederfindet. Der hohe Hut hat ebenfalls eine Windung von bestickter Beige und ist mit einem Vogel und kleinen Federn geschmückt.

Nr. 5. Hauskleid.

Der Rock dieses Kleides besteht aus Surah. Derselbe ist hinten in Falten angesetzt, welche einfach herabfallen. Die Vordertheile sind bis zum Knie in kleine Falten gelegt und fallen von da aus lose herab. Das an der Taille anliegende

Digitized by Google

Jäckchen von Penséesammet hat von der Achsel ausgehende lange Aufschläge, welche bis unten hin reichen. Vorn steht dasselbe offen und läßt eine in Plissés gefaltete Blouse aus Surah sehen. Der sehr hohe Kragen von Sammet ist an der Seite geschlossen. Die Aermel haben Aufschläge von Sammet. An Stoff ist zu diesem Anzug nöthig: 7 Mtr. 50 Centm. malvenfarbige Surah. 4 Mtr. 50 Centm. Sammet. 2 Mtr. malvenfarbiges Band Nr. 12 und 5 Mtr. Florence.

Nr. 6. Mantel für ältere Damen.

Dieser Mantel ist aus französischer Faille angefertigt. Die beiden Vordertheile desselben reichen bis zum Kleidersaum herab und lassen einen breiten Sammeteinsatz sehen, welcher von der Taille bis nach unten herab geht und sich dort verbreitert. Die Rückentheile sind durch eine Naht verbunden und wie ein gewöhnliches Jacket geschnitten. Die Rocktheile, welche sehr lang sind, werden etwas erhoben und als Puff dem Jackentheile untergesetzt. Die oben an den Schultern sehr weiten Aermel sind ziemlich kurz und werden nach unten hin enger; eine Spitze umgiebt dieselben am Ende. Eine breite gerüschte Spitze umgiebt die Mantille am Jackentheile als auch an den langen Vordertheilen bis nach unten. Eine Spitzenhaube mit Atlasbändern und langen, unter dem Kinn geknüpften Barben vervollständigt diesen eleganten Anzug. An Stoff ist dazu erforderlich: 5 Mtr. 50 Centm. Faille.



Nr. 9. Frühjahrs-Hutform.



Nr. 10. Frühjahrs-Hutform.

1 Mtr. 40 Centm. Sammet. 7 Mtr. Florence zum Futter und 6 Mtr. 50 Centm. Spitze von 20 Centm. Breite, sowie 1 Mtr. Spitze von 6 Centm. Breite.

Nr. 7. Frühjahrs-Capote.

Der anschließende Schirm des Hutes ist mit Spitzen belegt; eine zweite Spitze, welche nach vorn auf das Haar fällt, ist eingereiht und dem Kopfe des Hutes faltig angesetzt. Ueber dieser Spitze befindet sich ein, von Faillebandschleifen gebildeter Bausch und über diesem vollaufgeblühte Theerosen mit ihren Aesten, welche wieder von Spitzen umgeben sind. Die Bindebänder sind von Faille.

Nr. 8. Capote.

Die kleine Capote aus Strohspitze hat am Schirm einen Besatz von Faillerüschen. Ueber den Rand des Hutes gehen Bandwindungen und vorn auf dem Schirm sind hochstehende Bandschlupfen und Enden angebracht. Auch unter dem Hutschirm vorn befinden sich einige große Bandschlupfen. Bindebänder mit kleiner Schleife und Enden.

Nr. 9. Frühjahrs-Hutform.

Dieser Hut von façonnirtem Strohgeflecht hat einen sehr hohen, spitzigen Kopf; der Rand desselben ist vorn glatt und hinten emporgeschlagen.

Nr. 10. Frühjahrs-Hutform.

Hut aus Roßhaargeflecht mit hohem abgerundetem Kopf. Der vorn breite Schirm verengt sich an den Seiten und ist im Nacken faltig emporgeschlagen.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Digitized by Google



Katzenfrühstück.

Nach dem Originalgemälde von Wilh. Schütze.

Digitized by Google

Die erste Alpenreise.

Novelle von J. Calma.

Aus einem der Thore Merans rollte ein zweispänniger Miethwagen langsam die Anhöhe in das Wintschgau hinauf. Die Aufmerksamkeit der Insassen war auf die wunderbaren Obst- und Weingelände gerichtet, die der Natur hier schon ein südliches Gepräge verleihen. Wären die alten Bergriesen im Hintergrunde nicht gewesen, so hätten sie sich wahrlich nach dem Süden Italiens versetzt glauben können. In dieser halbidyllischen, halbgrandiosen Natur hatte aber auch die Romantik ihre Stätte. Burg reihte sich an Burg, und der Herr im Wagen wurde von seinen beiden Begleiterinnen mit Fragen nach Namen und Geschichte derselben bestürmt. Da er selber diesen Theil Tirols zum ersten Mal besuchte, daher eben so viel oder so wenig als diese selbst wußte, half er sich durch Nennung irgend eines beliebigen Namens, den er zufällig im unvermeidlichen Bädeker aufschlug.

Es verging eine geraume Zeit, bis man endlich in einen langen Fahrweg in Hochthal einbog. Da rief plötzlich eine freudig erregte Stimme: „Seht doch dort! das Weiße! ist das ein Gletscher?“

Lächelnd blickte sich das Ehepaar an, ob des erstaunt dreinschauenden Mädchens. Sie sahen den ersten Schnee in den Bergen. Die Fragerin war etwas enttäuscht durch die gleichgiltige Miene der Schwester. Doch bald tröstete sie die letztere: „Liebe Magda, das ist Schnee, kein Gletscher! Du wirst ganz andere Augen machen, wenn Du erst in die Eisregion kommst! Was sind alle Schönheiten der Ebene, ja, das von Dir so viel bewunderte Meer gegen die Majestät da oben?“

„Vielleicht nur für Dich, Helene, da Du als Schwärmerin bekannt bist. Wer weiß aber, ob die Hochalpen auf mich den gleichen Eindruck machen werden, wie auf Dich! Du kennst mich und weißt, daß ich leider nicht zu jenen empfindsamen Naturen gehöre, die so schnell entzückt sind“, erwiderte Magda, die der Schwester etwas grollte, weil diese ihre Verwechslung so mitleidig belächelt hatte. Doktor Brandt

Digitized by Google

aber hörte den Erörterungen zwischen den beiden vergnügt zu und ließ sich seine Cigarre vortrefflich munden.

Die Fahrt selber war monoton, und als nun gar die Hitze sich steigerte und der Staub immer lästiger wurde, da wurden die Reisegenossen stille. Müde und abgespannt lehnten sie sich in die Polster zurück, nur bemüht, die heißen, senkrecht auf sie fallenden Strahlen der Mittagssonne abzuwehren. Mitunter gerieth man hierbei mit den Reiseschirmen aneinander, was augenblicklich ein Kichern der Damen zur Folge hatte, das aber bald wieder verstummte. Nach den Bergen schaute keiner mehr aus; es begann sich jene Abspannung zu zeigen, die bei langen Fahrten im Sommer selten ausbleibt. Die letzte Stunde bis Spondinig — drei Stunden hatte die Fahrt schon gedauert — ward dem Kleeblatt im Wagen zur Ewigkeit. Man begrüßte deßhalb die Ankunft in diesem, kurz vor dem Anfange des Stilfser Joches gelegenen Orte mit Jubel, glücklich, die Glieder wieder strecken zu können. Hier wurde nun die nöthige Rast gehalten und der längere Aufenthalt dazu bestimmt, das freilich etwas verspätete Mittagsmahl einzunehmen.

In Spondinig kreuzen sich die Poststraßen, diejenige die vom Finstermünz kommt und jene, welche zum Stilfser Joch führt. Letzteres war das Ziel unserer Reisenden, als sie von Spondinig wieder aufbrachen. Der Wagen hatte erst einen breiten Wiesengrund zu passiren, der durch eine Ueberschwemmung der Etsch in einen See verwandelt war. Ein links am Bergrand liegendes, zur Ruine herabgebranntes Dorf machte einen düsteren Eindruck. Erst in Prad, einem großen wohlhabenden Ort, verlor sich die gedrückte Stimmung, und unser Kleeblatt athmete wieder auf. Schon hörte man das Murmeln des Trafoier Baches, dessen Nähe die ersehnte Kühlung brachte. In enger Schlucht, zwischen Fels und Wasser, zieht sich der Weg empor und die Abhänge des Ortler blickten den Reisenden entgegen. Noch einmal wandte das Mädchen den Blick nach rückwärts. Hier bildete der großartige Weißkogel-Gletscher den Abschluß.

Magda, die zum ersten Mal in den Alpen gleich eine der großartigsten Scenerien zu sehen bekam, war sichtlich erregt. Ihre braunen Augen leuchteten und ihre sonst so blassen Wangen rötheten sich vor freudiger Erregung. Auch auf dem Gesicht der jungen Frau lag Bewunderung deutlich ausgeprägt, obgleich sie den prächtigen Eindruck nicht zum ersten Mal empfing. Ihr Gatte, ein beliebter und gesuchter Arzt, hatte von Jugend auf das Hochgebirge nach allen Richtungen durchstreift. Durch die Erinnerung an viele köstliche Touren war seine Passion noch verstärkt worden, und alljährlich suchte er nun seine Erholung in den Bergen. Diese Schwärmerei war auch auf seine Frau übergegangen, die seit der Hochzeitsreise von einer wahren Sehnsucht nach Tirol erfüllt war. So kam es, daß wir die beiden wie jedes Jahr, so auch diesmal wieder in jenem schönen Lande finden. In den sechs Jahren ihrer Ehe waren sie wie zwei gute Kameraden unzertrennlich gewesen, daheim wie auf der Reise. In letzter Zeit hatte sich die junge Schwägerin ihnen zugesellt.

Vor ungefähr einem Jahre hatte sie den Vater verloren und war so ganz auf die einzige Schwester angewiesen. Vom Vater sehr ver-

Digitized by Google

wöhnt, war Magda Randow in ihrem Handeln fast zu selbstständig geworden. Das mit Auszeichnung bestandene Lehrerinnen-Examen gab ihr ein gewisses Selbstbewußtsein und nach Außen ein für ihr Alter ungewöhnlich sicheres Auftreten. Sie machte deßhalb bei ihren zwanzig Jahren einen weit älteren, sehr gereiften Eindruck. Grundverschieden war die blonde Helene. Obgleich die ältere, trat sie der Welt gegenüber bescheidener und zurückhaltender auf. Sie hatte mit achtzehn Jahren ihren jetzigen Gatten kennen gelernt und sich bald darauf, da ihre Liebe erwidert wurde, mit ihm verbunden. Weder sie noch Edwin hatten es je zu bereuen gehabt. Ihre Ehe war durch volles Einverständniß und gegenseitiges Vertrauen harmonisch und ungetrübt.

Die Schwestern freilich hatten häufig einen kleinen Zwist, der aber die geschwisterliche Liebe nicht beeinträchtigte. Hauptsächlich hoffte die junge Frau, im Hinblick auf ihr eigenes Glück, das Glück der Schwester von einer guten Heirat. Magda aber wies die Andeutungen, die ihre Schwester in dieser Richtung zuweilen machte, stets lachend zurück. Mehrere annehmbare Anträge hatte sie schon, ohne jeden Grund, zurückgewiesen.

Oft trieb sie die übermüthige Laune, Helene wegen ihrer angeblichen Unterwürfigkeit gegen den gestrengen Eheherrn zu verspotten. Doch hierin verstand Helene keinen Scherz, und es wäre wohl schon oft eine kleine Spannung entstanden, wenn nicht der Doktor den Streit geschlichtet hätte. Ein guter Witz — beide lachten — und der Groll war verschwunden. Er war einer jener glücklichen Naturen, denen der Humor über vieles hinweghilft. Ernst in der Arbeit, treu als Gatte wie als Freund hatte er kaum einen Feind, obwohl er sich nicht scheute, jeder Zeit seine Meinung, unbekümmert um die Folgen, offen zu äußern. Durch sein heiteres Wesen übte er großen Einfluß auf Magda aus und was alle Ueberredungskünste der Schwester nicht vermocht hätten, das brachte er durch ein Lächeln, eine ironische Bemerkung zuwege.

In Berlin geboren und erzogen, fast immer in diesem Häusermeere lebend, war Magda eine echte Großstädterin geworden, die die Natur eigentlich nicht kannte und daher auch wenig Verständniß für sie und deren Schönheiten besaß. Die Reisen, die sie bisher gemacht, waren meist nach großen Städten gerichtet gewesen. Der vielleicht in ihr schlummernde Sinn für Naturschönheit war nicht geweckt worden und fast widerwillig war sie, da sie keine andere Wahl hatte, diesmal mit in die Berge gegangen. So lernte sie jetzt zum ersten Male die Alpen kennen, und damit aber zugleich ihren bestrickenden Zauber empfinden. In ihrem Herzen brachen sich ganz neue Gefühle Bahn. Es war, als seien die Bande gesprungen, die es bisher in Schranken gehalten. Sie fing an, den Ihren dankbar zu sein, indem sie die Großartigkeit und Erhabenheit dieser Schöpfung auf sich einwirken fühlte. Tief aufseufzend beugte sie sich zum Wagen hinaus, um athemlos zu lauschen. Mächtig toste der Bach, der, vom Felsen hoch herabstürzend, immer wilder wurde und an dessen Ufer der Weg sich steil hinaufschlängelte. Auch ihre Begleiter schwiegen. Sie alle waren von den herrlichen Eindrücken so in Anspruch genommen, daß sie das Passiren des Festungsthores in Gomagai kaum bemerkten. Ein lauter

Digitized by Google

Peitschenknall machte sie endlich einige Zeit darauf aus ihren Träumereien auffahren. Sie schauten auf und erblickten ein ebenso großartiges, wie wunderbar liebliches und berückendes Bild. Trafoi lag vor ihnen und im Hintergrunde ein Meer von Schnee und Eis, das gerade von der Abendsonne beschienen, das Auge fast blendete. Den Blick von den Gletschern abwärts wendend, gewahrten sie eine hügelartige grüne Matte, anscheinend zu Füßen der Eiswände, vom dunklen Kiefernwald umrahmt, durch hier und da verstreut liegende weiße Häuser malerisch unterbrochen. Dazu das Murmeln des tief unter ihnen fließenden Baches; eine Scenerie, die großartiger und entzückender nicht gedacht werden kann!

* * *

Im Gasthof zur „Post" in Trafoi war alles überfüllt und unsere armen, von der langen Fahrt todtmüden Reisenden mußten sich kläglich behelfen. Freudig begrüßten sie daher den erwachenden Morgen, der ihnen schon vom Lager aus einen herrlichen Blick auf den gewaltigen Gletscher gestattete. Beim Morgenkaffee besprach man die Weiterreise. Es war Edwins liebste Beschäftigung, die Pläne zu entwerfen. Eine Fußtour von Trafoi über Franzenshöhe und das Stilfser Joch nach St. Maria sollte für den angebrochenen Tag die Losung sein.

„Jetzt endlich", sagte er zu seinen Begleiterinnen, „ist es an der Zeit, unsere Kräfte zu probiren, um den wirklichen Genuß an der Reise zu haben." Magda erschrak ein wenig, als sie hörte, daß sie nun, zum ersten Mal in ihrem Leben, mehrere Stunden hintereinander laufen und steigen sollte. Sie wagte aber keinen Einwand und fragte nur schüchtern, ob man nicht lieber noch einen Tag warten wollte? Mit einem energischen „Nein" entschied ihr Schwager gegen sie, und man rüstete sich zum Aufbruch. Edwin schnallte den Tornister auf den Rücken und auch die beiden Schwestern schnürten ihr Reisebündel. Die klare, frische Morgenluft und der erst wenig steigende Weg ließen Magda die Aufgabe anfangs leichter erscheinen. Munter schritt sie vorwärts. Ihre neu erwachte Begeisterung für die Natur wuchs und erreichte ihren Höhepunkt am „Weißen Knot". Hier, wo der zu Ehren des ersten Ortler-Besteigers, des Jägers Joseph Pichler errichtete Marmorblock steht, ließ man sich nieder. In großem Halbkreis hat man da die immensen, zum Stocke des Ortler gehörenden Eismassen unmittelbar vor sich, und da das Wetter, wie selten, klar war, konnten unsere Reisegenossen auf einen der Gletscher mehrere Touristen beobachten, die schon auf der höchsten Spitze des Ortler den Sonnenaufgang bewundert hatten und sich nunmehr zum Abstieg anschickten, ein Anblick, der Magda mit Bewunderung erfüllte, nicht nur für die hehre Majestät des Ortler, sondern auch für die Kühnen, die sich ihm zu nahen gewagt hatten. Wie anders dachte sie jetzt über die Bergsteiger, die sie daheim so oft verspottet hatte! Der Muth einer Mannesseele, die vor den größten Opfern und Anstrengungen nicht zurückbebt, imponirte ihr. Ja, sie fühlte den leisen Wunsch, auch dergleichen vollbringen zu können. Das sind Männer! Vor solchen würde sie Respekt haben! Wie anders müßte es mit ihnen sich unterhalten lassen, als mit jenen, deren Schmeicheleien sie zu Hause bis

Digitized by Google

zum Ueberdruß gehört hatte. Dabei dachte sie wie in einem Traume an den ihr treu ergebenen Assessor Sernau daheim.

Schon einige Male hatte Edwin vergeblich versucht, sie aus ihren Gedanken aufzurütteln. Endlich gelang es Helenen, sie zum Weitergehen zu bewegen und man gelangte, da die Kehren vom „Weißen Knot" ab etwas steiler zu werden anfingen und Magda sehr mit ihren Gedanken beschäftigt war, nur langsam nach Franzenshöhe, dem einsam an der Bergstraße gelegenen Post-Wirthshause. Die Post, die unmittelbar nach ihnen ankam, brachte viel hungerige Menschenkinder mit. Da gab es in dem bescheidenen Wirthshause große Verwirrung.

Wenn auch die beiden Schwestern etwas unwillig über das lange Warten wurden, so ließ es sich der Doktor nicht verdrießen. Langsam strich er seinen wohlgepflegten schwarzen Vollbart und blieb geduldig vor der Hausthür sitzen. Anders ein Paar zu Fuß angekommener Touristen, von denen der eine, ein nicht sehr großer, korpulenter Herr mit stattlichem, braunem Schnauzbart und strammer Haltung, den früheren Offizier nicht verleugnen konnte.

„Bummlige Wirthschaft das", brummte er vor sich hin.

„Laß Dich's nicht verdrießen, Kurt", antwortete ihm seines Genossen wohlklingende Stimme, „dafür sind wir im Hochgebirge."

Helene glaubte aus den wenigen Worten einen Heimatsklang herauszuhören. Norddeutsche waren es jedenfalls.

Magda hatte unterdessen botanische Studien auf einem nahegelegenen Hügel gemacht und nach Edelweiß gesucht. Mit einem Strauße schöner Alpenblumen kam sie zurück, doch ohne das erwünschte Edelweiß. So leicht wird es auch in den Alpen den Sterblichen nur selten, diese kostbarste Blume zu pflücken! Nach eingenommenem Mittagsmahl zerstreute sich die hier zufällig zusammengetroffene Gesellschaft wieder, wie sie gekommen war. Edwin schlug vor, auf dem von der Sektion Prag des Alpenvereins neu angelegten, direkt am Abhang entlang führenden Steg bis an den Gletscher hinanzugehen. Helene schritt sehr bedächtig und schaute öfters ängstlich in die Tiefe, in welcher der Trafoier Bach brausend dahinfloß. Magda aber, die keinen Schwindel kannte, sprang wie eine Gemse den engen Steg weiter und war bald hinter einer Wegbiegung dem nachfolgenden Paare entschwunden. Sie rastete nicht eher, als bis sie am Gletscher war; dort ließ sie ein eigenartiges, fast beklemmendes Gefühl plötzlich stillstehen. Es überrieselte sie halb freudig, halb erschreckt. Sie selbst war sich fremd geworden. Wo war ihre Ueberlegenheit, mit der sie sonst die Achsel gezuckt hatte, wenn andere von der Gewalt der Hochgebirge sprachen! Wie unbedeutend kam sie sich vor in dieser mächtigen Schöpfung! Ein frommes Empfinden, das sie sonst kaum in der Kirche gekannt, bemächtigte sich ihrer Seele und stumm und andächtig stand sie da! So in sich versunken sah und hörte sie nichts, bemerkte auch nicht, daß statt der Ihren zwei Fremde ihr gefolgt waren.

Wie lieblich sie aussah! Wie die weiche Stimmung, die sie beherrschte, sie so mild erscheinen ließ! Ihr Bild fesselte Hellwald, den einen der Männer, so, daß er darüber vergaß, wo er sich befand, und statt der großartigen Eiswände nur sie bewunderte. Sein Blick hing wie gebannt an ihrer lieblichen Erscheinung, von der er sich nicht los-

Digitized by Google

zureißen vermochte. Mit ihren schönen, ausdrucksvollen Augen, aus denen ein lebhafter Geist sprach, schaute Magda noch immer wie traumverloren in die Ferne. Ein unbestimmtes etwas sagte ihr, daß sie beobachtet würde; sie erschrak, kam zur Besinnung und sah um sich. — Sie war allein. Kurt und Hellwald, die beiden Freunde, waren den Abhang weiter hinauf gestiegen, um das Mädchen nicht zu stören. Erst als sie wieder nach den Ihren suchte, begegnete sie dem Auge Hellwalds, der fest in das ihre blickte und sie zwang, verlegen hinwegzusehen. Mit beflügelten Schritten eilte sie davon, von einer unerklärlichen Bangigkeit getrieben. Bald hatte sie die Schwester mit ihrem Gatten erreicht, die, miteinander auf einem Felsstein sitzend, ihre Rückkehr erwarteten.

„Helene ist schwindlig geworden und ließ mich nicht fort“, bemerkte Edwin. „Es thut mir leid, ich wäre so gern mit Dir gewesen. Nun mußtest Du Dich allein zurecht finden.“

Magda schwieg und folgte Edwin ins Haus. Vor demselben stand schon die Post zur Abfahrt bereit, und es gelang nur mit Mühe für Magda einen Platz bei dem Kutscher zu erobern; heiter stieg sie auf den luftigen Sitz, Edwin gab ihr das Gepäck und den Auftrag, in St. Maria Quartier zu bestellen. Die Peitsche knallte, und fort ging es im Trabe den Berg hinan. So lange man sich sehen konnte, wurden Tücher geschwenkt, dann rüsteten sich auch Brandts zum Aufbruch.

Magda fühlte sich auf dem erhabensten Sitz der Postkutsche auf der Bergstraße, die links den Abgrund zeigte, eigentlich recht unbehaglich. Sie klammerte sich krampfhaft an der Seitenlehne fest, doch bald wurde sie sicherer. Sie sah den Abgrund nicht mehr, es war ihr als ob ein Paar blaue Augen ihr freundlich zulächelten. Von neuem übten die Gletscher, die sie bei den jetzt kürzer werdenden Kehren immer von einer andern Seite sah, den alten Zauber auf sie aus. Auf der Paßhöhe angelangt fuhr der Wagen dicht neben den Schneefeldern dahin. Bei der Säule, die die Grenze zwischen Tirol und Italien bezeichnet, wurde Halt gemacht. Im Norden sah man hier die gewaltigen Eismassen des Ortler und des Monte Christallo, im Süden ein wüstes Hochthal in der ersten italienischen Grenzstation. Nach dieser ging es in jähen Windungen hinab, es war St. Maria. Hier erwartete Magda die Ihrigen.

* * *

Nachdem schon die meisten Gäste Franzenshöhe verlassen, machten sich Edwin und seine Frau und gegen Abend auch die Leipziger Herren, denen Magda am Gletscher begegnet war, auf den Weg. Es herrschte wegen der einzuschlagenden Tour zwischen ihnen eine Meinungsverschiedenheit. Der stets sehr unternehmungslustige Gutsbesitzer Kurt von Bormann wollte womöglich noch auf die Payerhütte, obwohl der Nachmittag schon ziemlich vorgeschritten und der Weg von hier aus sehr beschwerlich ist. Rechtsanwalt Alfred Hellwald aber, der bei all' seiner Liebe zu den Bergen doch nicht zu den waghalsigen Bergfexen gehörte, versuchte dem Freunde abzureden. Lange wurde hin und her gesprochen, bis Alfreds Meinung den Sieg davon trug. Hellwald hatte geplant, das „Stilfser Joch“ noch zu begehen, so weit

Digitized by Google

man käme und, was das Nachtquartier anlangte, sich von den Ereignissen tragen zu lassen! Gutmüthig brummend, wie es seine Gewohnheit war, schritt er an des Freundes Seite einher. Bald lachte er wieder und gab allerhand Scherze aus seiner Jugendzeit zum besten. Alfred hörte erst etwas zerstreut zu, doch bald ergriff auch ihn die frohe Stimmung, und lustig plaudernd marschirten sie auf der allmählich dunkler werdenden Straße hin. Ihr Gespräch drehte sich hauptsächlich um die schöne Zeit, wo beide noch Schüler des altehrwürdigen Kreuz-Gymnasiums zu Dresden gewesen waren. Treues Zusammenhalten war dort, wie im späteren Leben, stets ihre Parole gewesen. Obgleich Alfred die alma mater in Leipzig aufgesucht hatte, während Kurt sich in der Kadettenschule zum Militärdienst vorbereitete, blieben sie doch Freunde. Alfred war wenig vermögend und mußte sich rasch eine Existenz schaffen. Er wurde Jurist und zeigte für den von ihm erwählten Beruf viel Befähigung. Mit angebornem Rechtssinn verband er einen scharfen, klaren Blick und das Talent der Rede. Jetzt war er schon seit vier Jahren Rechtsanwalt von gutem Rufe und mit großer Praxis und hätte mit seinen zweiunddreißig Jahren längst eine Gattin heimführen können, wenn ihn je ein Mädchen zu fesseln vermocht hätte.

Kurt hatte einige Jahre als Offizier gedient und dann seine Entlassung genommen, um das ihm von seinem Vater zugefallene Gut zu bewirthschaften. Er war mit Leib und Seele Oekonom. Nur die alte Anhänglichkeit an Hellwald hatte ihn bewogen, kurz nach der Ernte die Reise mit dem Freunde zu unternehmen, der die Gerichtsferien benutzen mußte. Es war ein anmuthendes Bild, die beiden bei anbrechender Nacht rüstig die Bergstraße hinaufschreiten zu sehen. Schon war die Nacht hereingebrochen, als sie die Ferdinandshöhe erreichten und sie beeilten sich, nach St. Maria zu kommen, Hellwald eine stille Hoffnung im Herzen tragend.

* * *

Doktor Brandt und seine Frau waren bei ihrer Ankunft in St. Maria von Magda freudig begrüßt worden.

„Kinder!“ sagte Edwin, nachdem er sich einigermaßen restaurirt hatte, „jetzt wird die Gegend rekognoscirt! Wer geht mit?“

„Ich“, rief Magda und „Ich“ zugleich Helene.

Während ihres Herumschweifens machte Edwin schon wieder Pläne.

„Entweder wir steigen morgen auf den Piz Umbrail oder die Dreiherrenspitze! Was meint Ihr?“

Die Schwestern verriethen dem Vorschlag gegenüber sehr wenig Theilnahme. Der Abend brach an. Es wurde empfindlich kühl und der feuchtfallende Nebel gemahnte daran, daß man sich im Hochgebirge befinde. Es blieb deßhalb nichts übrig, als im Hause Zuflucht und Zerstreuung zu suchen. Edwin versuchte mit der dunkeläugigen tiroler Kellnerin, die man für eine Tochter Italiens halten konnte, in ihrem Idiom zu sprechen. Diese fand viel Gefallen an den Fremden, die so gar nicht stolz waren, und lachte herzhaft. Auch Magda mischte sich in die Unterhaltung und erkundigte sich nach den Verhältnissen im Hause. So erfuhr sie denn, daß der Padrone ein echter Italiener

Digitized by Google

sei. Nur sie, die Kellnerin und der Hausdiener, ein Schweizer aus dem Münsterthal, sprächen deutsch.

„Da hast Du das gewünschte Abenteuer", sagte Helene gutmüthig zur Schwester, als die Kellnerin plötzlich, als ob sie einen raschen Entschluß gefaßt hätte, die Fremden aufforderte, in die Küche zu kommen.

Der gleichzeitig zur Küche wie zur Wohnung benutzte Raum war groß und rauchgeschwärzt. An der einen Wand befand sich ein eiserner offener Kochherd, an der anderen ein Kamin mit breitem Rauchfang. Um den sehr breiten und langen Tisch aus Naturholz in der Mitte des Raumes gruppirte sich nun eine merkwürdige Gesellschaft. Der Wirth, die bunte Quastenmütze auf dem Kopfe, das unvermeidliche Pfeifchen im Munde, saß schmunzelnd oben an auf der Holzbank, ihm zur Linken seine Frau und der Sohn, ein halbwüchsiger Bursche. Zur Rechten des Padrone hatte der Bruder seiner Frau, ein stattlicher Mann von echt italienischem Typus, Platz genommen; ihm gegenüber saß der stämmige Schweizer, in dem man einen der Helden zu erblicken glaubte, die zu Tells Zeit auf dem Rütli geschworen. Die Tafelrunde vervollständigten die italienischen Grenzsoldaten, die groß und schlank gewachsen, mit ihren schwarzen Schnauzbärten eigenthümlich zum biederen Schweizer kontrastirten. In diesen Kreis traten unter Führung der Kellnerin unsere Reisegenossen und wurden mit Freuden begrüßt. Die Unterhaltung, die sich nun entspann, machte freilich einen komischen Eindruck, da sich die Hälfte der Anwesenden untereinander nicht verstand. Nichtsdestoweniger und gerade deßhalb wurde es sehr lustig. Man nickte und trank sich zu. Ein mit seinem Kasten herumziehender italienischer Leiermann, klein, dunkel und schmutzig, in halb zerrissener, halb geflickter phantastischer Gewandung, rief durch seine musikalischen Vorträge, zwei oder drei abwechselnd zum besten gegebene patriotische Lieder, einen Enthusiasmus hervor, der schwer zu beschreiben ist. Die Befähigung zum melodiösen Gesange, die den Italienern so eigen, bewährte sich auch hier. Der Bruder der Wirthin gab die schmelzenden Arien aus dem Travotore und Rigoletto mit einer Klangfülle zum besten, die einen Theaterdirektor sofort veranlaßt hätte, ihn als ersten Heldentenor nach dem Norden zu entführen. Von allen Seiten gebeten, sang schließlich auch Magda ein kleines italienisches Lied, das einen wahren Sturm des Beifalls hervorrief. „**Evviva la bella signorina!**" tönte es rings um sie her. Der Schweizer aber intonirte aus Dankbarkeit die „Lorelei", in die nun alle mit einstimmten. Darüber war es elf Uhr geworden, als plötzlich mitten in dem allgemeinen Jubel ein Offizier die Grenzwache allarmirte, da Fremde angekommen seien. Im Augenblicke war nun die Scene verändert. Die Kellnerin stürzte mit einem Lichte auf den Korridor, der Wirthssohn ihr nach, die Treppe hinunter auf die Straße. Auf dem Herd hatte sich mit einem Schlage das Feuer entzündet und davor stand in weißer Schürze und Mütze der hohe Tenor als Koch, um ein Kotelett zu schlagen. Der Padrone und seine Frau setzten sich zum Empfange der Gäste würdig zurecht, und der Schweizer verschwand, um drunten seines Amtes zu walten. In der Küchenthüre erschienen bald darauf die beiden Fremden. Ihrem Aeußeren nach

Digitized by Google

waren es ermüdete Touristen, die ein Nachtquartier suchten. Der größere derselben erschrak, als er einen Blick in die Küche geworfen hatte. Sein Auge blieb starr auf Magda haften, die ahnungslos sitzen geblieben war. Sie hier in dieser Situation und Umgebung zu treffen, berührte Hellwald — er und Kurt waren die Fremden — etwas unangenehm. Wie anders war der Eindruck, den sie auf ihn gemacht, als er sie das erste Mal, in dem Anblick der Gletscher versunken, erschaut hatte! Sein Begleiter wollte ihn fortdrängen. Noch einmal aber schaute Alfred nach Magda, deren Blick unwillkürlich dem seinen begegnete. Sie, die eben noch so heiter unbefangen gewesen, ward beklommen, der kalte Blick, der sie getroffen, that ihr weh.

Es ward nun wieder still in der Küche und unsere Reisegenossen gewannen Zeit, wieder Reisepläne zu machen. Magda rühmte in offenbar sehr gesuchter Weise die Schönheit Trafois. Um jeden Preis wollte sie Hellwald aus dem Wege gehen, um ihm nie wieder zu begegnen. Dieser Gedanke beherrschte sie vollständig. Die Erinnerung an das neue, so merkwürdige Zusammentreffen ließ sie nachts kaum Schlummer finden. Verworrene Träume ängstigten sie, als sie endlich gegen Morgen einschlief. Erst am andern Tage, als sie mit Edwin und ihrer Schwester wieder auf der Wanderung nach Trafoi begriffen war, hatte sie scheinbar ihre frühere Ruhe und Heiterkeit wieder gewonnen.

* * *

Die Veranda im Gasthof zur Schönen Aussicht in Trafoi bot unserm Reisekleeblatt einen sehr angenehmen Aufenthalt. Dort saßen sie schon am frühesten Morgen und schauten wieder und immer wieder bewundernd die vor ihnen liegenden Eiswände an. Acht Tage hatten sie täglich dasselbe Schauspiel genossen und wurden seiner doch nie müde. Auch die kleineren Streifereien in die Umgegend zeigte ihnen dieselbe herrliche Scenerie, nur immer von einer andern Seite. Magda hatte inzwischen Gefallen am Steigen gefunden. Ein Ausflug, den sie, zum ersten Mal mit Bergstock ausgerüstet, auf die Turtscher Alm unternommen, hatte ihr große Befriedigung gewährt. Sie hatte sich der befreienden und beglückenden Stimmung einer ersten Hochgebirgstour voll und ganz hingegeben. Den Aufenthalt im Gasthofe machte ihnen die gute Gesellschaft lieb. Die Unterhaltung drehte sich in der Regel freilich nur um die Partien, die man schon gemacht oder noch vor hatte.

Magda hatte einen Lieblingsplatz entdeckt in dem nach Gomagai zu führenden Wald. Vom Dorf führt ein schmaler Weg an der Lichtung entlang dahin. Große felsige Steine bieten bequeme Sitze, von denen aus man die Bergstraße weithin verfolgen kann. An jenem Platz saß sie auch heute. Es war gerade die Ankunftszeit der Post, ein täglich wiederkehrendes, aber immer von neuem mit Wichtigkeit betrachtetes Ereigniß für alle Fremden im Orte. Das lustige Peitschenknallen des Postillons hatte sie schon lange gehört, bevor der Wagen um die Biegung der Straße kam und ihr sichtbar wurde. Doch was war das? Erregt sprang sie auf. War das nicht ein bekanntes Gesicht in der offenen Postkutsche? Wahrhaftig, der Assessor

Digitized by Google

Sernau! Wie kommt der hierher? Unruhig trat sie den Rückweg an, um in den Ort zu gelangen.

Am nächsten Tage, als der Doktor und seine Frau wieder einmal einen Ausflug auf das Joch unternommen, war Magda allein zurückgeblieben. Am Abend brachten sie einen Gast mit — den Assessor Sernau. Helene war ihm in Franzenshöhe begegnet, wo er die Post verlassen hatte. Er hatte gebeten, sich Brandts anschließen zu dürfen, da er einige Tage in Trafoi bleiben wolle. Auf dem Wege hatte er, wie beiläufig, nach Magda gefragt, ohne aber das große Interesse vor dem scharfen Blick Helenes verbergen zu können, das ihn zu dieser Frage veranlaßte.

„Ich freue mich unendlich, gnädige Frau", sagte er, „daß Sie sich meiner noch erinnerten, hoffentlich hat auch Ihre Fräulein Schwester mich nicht ganz vergessen? Es ist bald ein Jahr her, daß ich nicht das Vergnügen hatte, sie zu sehen!"

„Das liegt wohl daran", fiel Edwin ein, „daß Magda zu uns übergesiedelt ist und seitdem nicht wieder in Berlin war!"

Auf dem Balkon ihres Zimmers saß indessen Magda und harrte sehnsüchtig auf die Ihren. Endlich erblickte sie dieselben, doch nicht allein. War das nicht Sernau? Oder täuschte sie sich wohl in der Dämmerung? Leichtfüßig eilte sie hinab, ihnen entgegen. Doch ehe sie jene erreichte, stürzte ihr Sernau entgegen mit dem Rufe:

„Mein liebes Fräulein! Sind Sie es denn wirklich? Es ist wahrlich keine geringe Freude für mich!" Er faßte ihre Hände, als wollte er sie nie wieder freigeben.

Sie entgegnete kühl und ruhig:

„Wie kommen Sie hierher, Herr Assessor? Haben Sie die Alpen auch einmal angelockt?"

„Ja, werthes Fräulein! Die Alpen und noch etwas anderes!" fügte er mit einem bedeutsamen Blick hinzu.

Magda wandte sich rasch ab und der Schwester zu.

„Es wird kühl, Helene, Du bist erhitzt, laßt uns hinein gehen!" damit zog sie dieselbe mit sich ins Haus.

Dort wurden sie von der Familie eines Wiener Rathes begrüßt, mit der sie einige Tage zuvor Gebirgsfreundschaft geschlossen hatten.

Nach der üblichen Vorstellung und gegenseitigen Begrüßung wurde die Unterhaltung allgemein. Sernau hatte es einzurichten gewußt, daß er neben Magda zu sitzen kam, der er viel aus der Heimat von dem allen gemeinsamen Freundeskreise zu erzählen wußte. Seine Anhänglichkeit und Treue rührte sie. Wer weiß auch, wer der fremde Mann war, der sie am Rande des Gletschers so beunruhigt hatte? So vergingen einige Tage. Der Assessor dachte nicht an die Abreise, er schloß sich immer enger den Freunden aus der Heimat an und war überall, wo Magda war. Er machte sich nützlich, wo und wie er konnte, streifte mit in der Gegend herum, plauderte und lachte mit den Damen und wußte immer allerhand Artigkeiten zu sagen. Eines Tages hatten die gesammten Gäste des Hauses einen Spaziergang nach den „Heiligen drei Brunnen" verabredet. Man wählte den Wiesenweg gleich hinter dem Hause und ging zu zweien in größeren Zwischenräumen von einander. Allen voran war der Assessor mit Magda.

Digitized by Google

Sernau unterhielt Magda wieder einmal mit Berliner Reminiscenzen. Ueber die Natur und ihre Schönheit hatte er mit ihr noch nicht gesprochen. Sie waren schnell vorwärts geschritten, ohne viel auf den Weg zu achten und hatten die anderen ein gut Stück hinter sich gelassen. An einem Holzgatter, an dem der Weg sich theilte, wußten sie nicht, ob sie rechts oder links zu gehen hatten. Da kamen, wie gerufen, zwei Fremde. Der Assessor, höflich den Hut lüftend, fragte und erhielt schnell Bescheid. Magda schaute auf und ward feuerroth, als sie so plötzlich dem Sprecher gegenüberstand. Heute sahen diese Augen sie mehr staunend als böse an. Hurtig eilte sie vorbei, sprang den Berg hinab, daß ihr Begleiter kaum zu folgen vermochte. Seine Fragen wurden von nun an nur einsilbig beantwortet. Kurt sah, als Magda entschwunden war, den wider seine Gewohnheit ganz still gewordenen Alfred an:

„Höre 'mal Freundchen, Du gefällst mir nicht! Unsern ganzen Plan wirfst Du über den Haufen. Vom Münsterhal wieder hierher zurück. Wozu? Was soll nun werden?"

„Vor allen Dingen ein gemüthlicher Abend!" entgegnete Hellwald. „Bei einem guten tiroler Rothen läßt sich die Sache besser besprechen!" Und so saßen sie abends auf der Terrasse in der „Post" vor vollgefüllter Flasche in lebhafter Unterhaltung.

„Ich begreife Dich nicht!" sagte Kurt ärgerlich, „daß Du nicht mit auf den Ortler willst."

„Den Ortler habe ich ja hier bequemer", scherzte Alfred, der ausweichen wollte.

„Wo willst Du aber die ganze Zeit bleiben?"

„Darum sorge Dich nicht, alter Kurt! Ich bleibe hier beim guten Rothen und erwarte Dich in drei bis vier Tagen in Sulden."

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und Sernau trat herein. Er setzte sich an den Nebentisch in Gedanken versunken.

„Ist das nicht der Herr, der uns heute nach dem Wege fragte", forschte Kurt.

Halblaut bejahte es Alfred, der nunmehr auch in dem neuen Gaste Sernau wiedererkannte. An jener Wegetheilung waren seine Blicke nur auf Magda gerichtet gewesen. „Der lange Sernau hier und mit ihr? Ich werde mich ihm zu erkennen geben", überlegte er. „Vielleicht . . . . ." Rasch sich erhebend redete er Sernau an:

„Habe ich die Ehre Herrn Assessor Sernau zu sprechen?"

„Ganz recht", gab ihm jener zerstreut zurück. „Doch mit wem habe ich die Ehre? — Ah! Hellwald, Sie sind's wirklich", fügte er freudig hinzu, als ihm Hellwald seinen Namen genannt hatte. „Ich hätte Sie wahrlich nicht wieder erkannt in Ihrem Vollbart!"

Hellwald und Sernau waren alte Studienfreunde. Die Unterhaltung zwischen ihnen wollte sich aber nicht so freundlich und gemüthlich gestalten, wie dies wohl sonst in Fällen des Wiedersehens zu geschehen pflegt. Im Gegentheil, Sernau sah häufiger nach der Uhr, als es eigentlich in guter Gesellschaft schicklich ist, und bat schließlich auch um die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen, da er versprochen habe, den Abend in der „Schönen Aussicht" zuzubringen.

„Sie haben Bekannte hier? Richtig, wir trafen Sie ja in großer

Digitized by Google

Gesellschaft!“ bemerkte Hellwald. Das war die beste Gelegenheit zu einer Anknüpfung. „Würden Sie uns vielleicht erlauben, Sie zu begleiten.“

Der Assessor drehte verlegen seinen langen Schnurrbart. Der gesellschaftliche Takt verbot es ihm aber, Hellwald abschlägig zu bescheiden. So gingen sie zusammen nach der „Aussicht“, wo bald nach ihnen Doktor Brandt mit seiner Frau und Schwägerin erschien.

„Es ist hübsch, lieber Assessor, daß Sie noch ein Stündchen herüberkommen, ich bin heute der einzige Herr im Hause. Doch Sie haben ja wohl noch Freunde getroffen“, fragte er, Hellwald und Bormann musternd, die mit dem Assessor eingetreten waren.

„Die Herren sind Landsleute“, antwortete Sernau. „Herr Rechtsanwalt Hellwald“, er stellte ihn vor, „ein alter Universitätsfreund von mir; Herr Gutsbesitzer von Bormann — sein Freund!“

Magda hatte bei Nennung von Hellwalds Namen schüchtern aufgeblickt, dann blätterte sie scheinbar gleichgiltig in dem Fremdenbuch, das sie hastig ergriff.

Edwin sorgte bald für eine heitere Stimmung und Kurt sekundirte ihn bestens.

Unter anderm erzählte Brandt von dem interessanten Abenteuer in der Küche zu Santo Maria, welches er mit lebhaftem Tone und voller Humor schilderte. Hellwald horchte gespannt auf. Nun begriff er die Situation, in welcher er Magda das zweite Mal erblickt hatte. Fortan richtete er das Wort häufiger direkt an Magda, welche ruhige und bestimmte Antworten gab. Sernau war bemüht, öfter das Zwiegespräch zu unterbrechen, was ihm auch gelang; denn es wurde Magda doch leichter mit dem Assessor ungezwungen zu sprechen, als mit dem Rechtsanwalt von jener Begegnung am Gletscher. Als die Gesellschaft schließlich auseinander ging, äußerte Doktor Brandt, daß man sich häufiger treffen möchte. Magda blickte schüchtern zur Erde, als sie in diesem Augenblicke Hellwalds Blick begegnete, der mit einem aus dem Herzen kommenden „Auf Wiedersehen!“ stürmisch in das Freie eilte.

Am Mittwoch schien sich das Wetter ändern zu wollen. Ueber den Gletschern lag es wie ein feiner, grauer Schleier und ein Staubregen stellte sich später ein. Da hatte man einen langen Tag vor sich. Helene und Edwin hatten sich über ihre Korrespondenz gemacht; nur Magda konnte keine Ruhe zum Schreiben finden. Sie irrte im Regenmantel und mit dem Schirm bewaffnet auf der Straße herum.

Plötzlich erblickte sie Hellwald; sie wollte ausweichen, doch es war schon zu spät, er hatte sie gesehen.

„Sie wagen dem Wetter zu trotzen! Das ist recht“, sprach er schnell entschlossen Magda an. Und als diese um eine Antwort verlegen zur Erde blickte, fuhr er fort: „Es überrascht Sie, mich noch hier zu finden. Dies Räthsel ist leicht gelöst. Mein Freund ist mit der Post abgereist. Ich bin allein zurückgeblieben. Vielleicht gestattet mir der Herr Doktor, mich ihm auf seinen Streiftouren manchmal anzuschließen?“

„O gewiß, mein Schwager wird sich freuen!“ rief Magda jetzt

Digitized by Google

lebhaft, „er ist so zu bedauern, der arme Edwin, wir zwei, meine Schwester und ich, sind ihm oft hinderlich bei seinen Plänen.“

Hellwald wollte fortfahren zu sprechen, doch ohne besondere Veranlassung verabschiedete sich Magda schnell und ging ins Haus zurück.

Von der Wiese aus hatte Sernau die beiden beobachtet, und obgleich er nicht hören konnte, was gesprochen wurde, überfiel ihn doch die Eifersucht.

„Das geht so nicht länger!“ dachte er. „Soll ich warten bis Hellwald mir den Rang abläuft?“

Einige Stunden später rauchte Assessor Sernau seine Cigarre in Hellwalds Gesellschaft. Dieser war freundlich wie stets und von so gewinnender Liebenswürdigkeit, daß Sernau seinen Groll beinahe vergaß. Der Rechtsanwalt selber, dem viel daran lag, durch Sernau näheres über Magda zu erfahren, war es schließlich selbst, der das Gespräch auf Magda lenkte. So erfuhr er, daß Sernau Magda vor drei Jahren auf ihrem ersten Balle kennen gelernt. Sie sei ein eigenartiges, verwöhntes und etwas eigenwilliges Mädchen, das kein Vergnügen am Gesellschaftsleben fände. Diese Schilderung Magdas und ihres Charakters, darauf berechnet, Hellwalds Interesse abzuschwächen, hatte gerade die entgegengesetzte Wirkung. Um ein solches Mädchen zu werben schien Hellwald gerade recht.

Keine Modedame, kein Mädchen nach der Schablone, ein Wesen, das, zart und weiblich, sich doch auch nicht scheute, eine Meinung zu haben und sie selbstbewußt zu vertreten; — war es nicht gerade das, was ihm längst schon als Ideal vorgeschwebt hatte?

Die Unterhaltung stockte und gerieth allmählich auf gleichgiltige Dinge, die von beiden theilnahmlos behandelt wurden. Der Wein stand unberührt auf dem Tische. Als die Uhr die zehnte Stunde schlug, sprangen beide in die Höhe, als ob sie aus einem Traume erwachten und trennten sich.

Die Sonne schien am andern Tage hell und freundlich in Hellwalds Gemach. Ihn hatte die Unruhe nicht schlafen lassen und freudig begrüßte er den ersten Sonnenstrahl. Es hielt ihn nicht lange im engen Raum, auf den Bergen wollte er allein sein mit seinen Gedanken und Gefühlen, die ihn mächtig bewegten. Er stieg hinauf auf die Turtscher Alm.

Magda ging in den Wald um den herrlichen Morgen zu genießen. Wie vor einer Woche saß sie auch heute wieder auf dem Stein und schaute in das Thal hinab. Goldig erglänzte die Natur im Morgensonnenschein! Kein Peitschenknallen, kein Wagenrollen unterbrach diese himmlische Ruhe. Magda hatte sich zurückgelehnt an den Felsblock; die Augen halb geschlossen, ließ sie auch ihre Seele den Frieden einathmen, der sie hier umgab.

„Wie lange schon suche ich Sie, Fräulein Randow“, hörte sie plötzlich dicht neben sich in vorwurfsvollem Tone eine Stimme. Erschrocken fuhr sie zusammen, als sie Sernau vor sich stehen sah, der verlegen seinen Schnurrbart drehte. „Gestatten Sie, daß ich neben Ihnen Platz nehme, liebes Fräulein“, fragte er zweifelnd, indem er rasch hinzufügte: „Ich bin so glücklich, daß ich Sie endlich gefunden habe.“

Digitized by Google

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Assessor", erwiderte Magda kalt, „wir sind doch täglich zusammen!"

„Und doch nicht so viel, als es meine Sehnsucht verlangt", sagte Sernau erregt.

Magda wurde unruhig und ängstlich.

„Wollen wir nicht lieber gehen", versetzte sie so ungezwungen, als es ihr möglich war und ging vorwärts.

Sernau folgte ihr und erwiderte fest und bestimmt:

„Nicht, ehe Sie mich zu Ende hören! Sie wissen, wie ich Sie stets verehrt habe. Ja, ich kann Ihnen gestehen, daß Sie allein es sind, die mich hierher geführt —."

„Um Himmels willen", fiel Magda ein, „was kommt Ihnen ein, Herr Assessor?"

„Sie zu lieben, mein Fräulein!" gestand er stürmisch. „Und es kann nicht anders sein, Sie lieben mich wieder. Oder hätten Sie, seitdem jener Hellwald kam . . . . ."

Magda ließ ihn nicht zu Ende sprechen. Dunkelroth vor Zorn und Scham richtete sie sich stolz auf.

„Genug", rief sie, „wie dürfen Sie es wagen, mich zu beleidigen!" und sie suchte an ihm vorbei den Weg zu gewinnen.

Doch Sernau versperrte ihr den Weg.

„Magda, ich bitte, ich beschwöre Sie, hören Sie mich an! Lassen Sie mich wenigstens nicht ohne jede Hoffnung von Ihnen scheiden", bat er flehentlich.

„Nun denn, Herr Assessor", erwiderte Magda ruhiger, „ich will Sie in keinem falschen Wahne lassen! Ich werde nie die Ihre werden! Ich will versuchen Ihnen zu verzeihen! Und damit leben Sie wohl!"

Lange stand Sernau noch wie erstarrt da. Magda war verschwunden und er war allein im Walde. Sein Entschluß war gefaßt, er mußte abreisen.

Für den Doktor hinterließ er ein Briefchen, in welchem er ihm anzeigte, daß er mit einem Freunde ein Rendezvous am Finstermünz-Paß verabredet, welches ihn abberufe.

Magda, die in ihrer Aufregung nicht unter Menschen gehen wollte, eilte immer tiefer in den Wald. Dort warf sie sich in das Moos nieder, und ein Thränenstrom verschaffte ihrem gepreßten Herzen Luft. Es waren so ungeahnte Gefühle, die ihr Inneres durchtosten, daß das sonst so willensstarke Mädchen ihnen erlag.

Als abends Edwin die Nachricht von der Abreise Sernaus brachte, athmete sie auf, als sei ein Alp von ihr genommen. Und kaum wußte sie ihr Glück zu verbergen, als Edwin gleich darauf die Mittheilung machte, daß er morgen mit Hellwald über das Hochleithenjoch nach Gomagai gehen wolle. Dort sollten die Damen ihn und Hellwald erwarten. Von Trafoi sollte Abschied genommen werden.

„Bist Du einverstanden?" fragte er das Mädchen.

„Ganz von Herzen", erwiderte sie.

* * *

Von Gomagai aus, wo man nun für längere Zeit Quartier nahm, begab sich Edwin an einem der folgenden Tage mit den Seinen an

Digitized by Google

das sogenannte „Kreuz“, einer Stelle in dem großen gülden Thalboden, von der aus man die beste Rundschau hat. Er warf sich dort der Länge nach ins Gras und forderte die Damen auf, ein Gleiches zu thun. Helene setzte sich neben ihn und er legte seinen Kopf in ihren Schoß. Magda lehnte traulich an der Schwester Schulter.

„Jetzt aufgeschaut, Kinder!“ erläuterte Edwin launig. „Seht dort zur Rechten, der von der Sonne umstrahlte Riese ist Seine Majestät der Ortler, ihm zur Linken mit dem mächtigen weißen Haupte ist sein Premierminister, die Königsspitze, in respektvoller Entfernung der übrige Hofstaat, bis herunter zu dem Kämmerer, dem Suldener Ferner, der sich gnädig bald bis zu uns armen Menschenkinder herabneigt.“

Die großartige Scenerie übte einen mächtigen Zauber auf alle drei aus, still genossen sie die Herrlichkeit ihrer Umgebung. Schritte näherten sich, sie merkten es nicht. Stimmen wurden laut, sie aber hörten sie nicht.

„Alle Wetter, Alfred! Sieh dort die allerliebste Gruppe!“ sagte Bormann, der vom Ortler herabgekommen und dem Hellwald entgegengeeilt war. Alfred zuckte zusammen. Kurt erkannte die Freunde von Trafoi und rief schon von weitem:

„Habe die Ehre, Herr Doktor, Sie wieder zu begrüßen!“

Behend sprang Edwin empor und drückte den Ankömmlingen erfreut die Hand. Diese begrüßten nun die Damen, und machten von der Einladung zum Niedersetzen mit lustigem Dank Gebrauch. Kurt ließ den Doktor nicht frei, er mußte über seine Ortler-Besteigung erzählen. Hellwald kam an Helenes Seite zu sitzen, Magda ihm gegenüber, so daß er ihr recht in die Augen blicken konnte. Die Ueberraschung und Freude hatten sie verschönt. Ein rosiger Schimmer lag auf ihrem Antlitz, die braunen Augen verriethen ein Gefühl, das sie nicht zeigen wollte. Hellwald war ganz in ihren Anblick versunken. Plötzlich besann er sich, riß sich los aus seinen Gedanken und redete Helene an:

„Der arme Doktor, er ist geliefert! Ist Kurt einmal bei diesem Thema angelangt, kennt er kein Erbarmen! Ich bedaure Sie, verehrte Frau, er wird Ihnen den Gemal entführen!“

„Ich fürchte mich nicht! Uebrigens haben wir ja die Justiz unter uns, und die wird uns armen Frauen schon beistehen!“

Der Doktor trieb zum Aufbruch. Helene hing sich an seinen Arm und Kurt ging auf der andern Seite. Magda mußte so mit Hellwald den Nachtrab bilden. Er sprach zum ersten Male mit ihr von sich, seinem Beruf, von seiner Heimat. So im Gespräch erreichten sie bald das Gasthaus. Man trennte sich mit der Verabredung, den Kaffee bei Angerer einzunehmen. Hier wollten die beiden Freunde die Wirthe spielen.

Der Weg zum Ortlerhof des Angerer ist sehr steil. Edwin mußte Helene förmlich hinaufziehen. Kurt erwartete sie oben. Auch Magda wurde das Steigen schwer.

„Erlauben Sie mir, mein Fräulein, daß ich Ihnen helfe!“ sagte Hellwald und noch ehe sie erwidern konnte, hatte er ihren Arm in den seinen gelegt und führte sie sicher hinauf.

Die in Sulden wichtigste und überall gehörte Frage tauchte jetzt

Digitized by Google

auf. Edwin wollte endlich auch eine Tour unternehmen, aber keine besonders schwierige. Kurt gewann ihn für die „Schöntaufspitze“.

„Alfred, Hellwald! Hörst Du denn gar nicht; morgen geht es auf die Schöntaufspitze, Dein Projekt!“ rief er diesen an.

„Sie kommen doch mit!“ sagte nun auch der Doktor, „ich fürchte mich sonst allein mit solchem Bergfex wie Herrn von Bormann.“

„Da habe ich einen guten Einfall!“ meinte Bormann, „was würden Sie sagen, wenn uns die Damen begleiteten?“

„Doch nicht auf die Spitze!“ rief Hellwald fast erschreckt.

„Nicht ganz! Nur bis zur Schaubachhütte. Der Weg bis dahin ist nicht anstrengend, nur zehn Minuten geht es steil, wie von hier bis zum Haus“, bemerkte Kurt.

„Das ist wohl doch nichts für uns, Edwin! Besonders für Magda wird's nicht gut sein!“ meinte Helene.

Die Herren sahen Magda fragend an. In Hellwalds Augen lag ein Flehen, das sie nicht mißverstehen konnte. Sie sagte daher muthig:

„Wenn sich die gestrengen Herren der Schöpfung herablieẞen, eine schwache Anfängerin mitzunehmen, so hätte sie wohl Lust.“

„Bedenke, Magda, Du hast noch keine Bergtour unternommen“, warnte Helene.

„Laß sie doch. Magda weiß, was sie will!“ sagte Edwin und fügte leiser hinzu: „Aber Du, Schatz! Du kannst doch nicht allein bleiben!“

„Darum sorg' Dich nicht, es ist gute Gesellschaft im Hause, und daß Magda mit Dir geht, ist für mich eine Beruhigung, sie wird für Dich sorgen!“

„Wenn also die gnädige Frau gestattet“, sagte von Bormann, „so brechen wir morgen Nachmittag auf, bleiben über Nacht in der Hütte, steigen früh auf die Spitze und sind am andern Mittag wieder bei Ihnen! Pinggera wird uns führen.“

„Es bleibt also bei dem Projekte?“ fragte Hellwald. Er schaute nach Magda, diese nickte und erröthete.

* * *

Magda hielt sich auf der Partie, die sie in Begleitung Edwins und seiner beiden Freunde nach der Schaubachhütte unternahm, anfänglich mehr zum Führer. Die Fragen, die sie an ihn richtete, zeigten allerdings noch von sehr naiver Anschauung in alpinen Dingen; er erklärte ihr aber gern und ausführlich alles. Als der Führer über die Moräne voranschritt, blieb sie jedoch zurück und es folgten ihr Kurt und Alfred. Erst spät fügte es sich, daß sie neben Hellwald zu gehen kam.

Magda war sehr still und schien fast gedrückt; als ein steiler Anstieg zu überwinden war, blieb sie stehen und zögerte. Hellwald gewahrte ihre Verlegenheit.

„Fräulein Randow, lassen Sie mich heute Ihr Führer sein! Sie sehen, die andern sind weit vor, und allein kommen Sie da nicht hinauf!“ Magda wagte nicht, die angebotene Hilfe anzunehmen.

„Ich will es versuchen, Herr Rechtsanwalt!“ gab sie kurz zur Antwort und muthig begann sie zu steigen. Einige Minuten ging es recht gut, dann aber stand sie plötzlich still, schaute nach oben und

Digitized by Google

unten, als könnte sie nicht weiter und sah rathlos um sich. Mit einem Sprunge war Hellwald bei ihr und stützte sie sanft durch seinen Arm, den er um sie schlang. Ohne ihr Erröthen zu beachten, führte er sie sorgsam weiter aufwärts. Endlich waren sie oben. Edwin empfing sie und bat Hellwald um Entschuldigung, daß er ihm die Sorge für seine Schwägerin ganz allein überlassen. Hellwald erwiderte nichts. In der Hütte ruhte man aus. Magda erholte sich rasch und machte sich nützlich. Nachdem der Führer Feuer auf dem eisernen Herd gemacht und Wasser in die Kasserolle gefüllt, begann Magda von dem mitgebrachten Vorrath den Kaffee zu bereiten.

Kurt und Edwin hatten nicht lange Ruhe in der Hütte, sie eilten hinaus und schweiften umher. Hellwald blieb mit Magda allein in der Hütte zurück. Aber auch ihnen wurde es zu eng darin. Gegen Abend, als die Sonne ziemlich tief stand, traten auch sie als wie infolge eines stillen Einverständnisses aus der Thür. Sie fuhren fast geblendet zurück vor dem im Schein der untergehenden Sonne erglühenden Suldener Ferner. In einiger Entfernung von der Hütte setzten sie sich auf einen Felsen nieder, das Antlitz der Königsspitze zugewandt. Marthas Blicke hingen wie gebannt an der mächtigen Höhe, die im reinsten Gold erglänzte. Sie wurde weich gestimmt und sonderbare Gefühle kämpften in ihr; Lust und Schmerz, Traurigkeit und Freude. Eine Thräne stahl sich unter ihren Wimpern hervor. Diese Rührung und dies Entzücken des geliebten Wesens erfüllten Hellwalds Brust mit einer süßen Hoffnung. Ohne es selbst zu wissen, hatte Alfred Magdas Hand erfaßt, ohne daß sie es ihm wehrte. Jetzt verließ die Sonne, die schon aus dem Thal entschwunden war, die Königsspitze; die Schatten der kommenden Nacht breiteten sich aus, und bald ragten die Berge dunkel in die Nacht hinein. Die plötzlich eintretende Kühle brachte erst die beiden aus süßer Schwärmerei zum klaren Bewußtsein zurück. Magda wollte ihre Hand Hellwald entziehen; doch dieser hielt sie desto inniger fest in der seinen. Die rufenden Stimmen Edwins und Kurts weckten sie aus ihren süßen Träumen. Schweigend führte Hellwald das Mädchen in die Hütte.

Magda konnte in jener Nacht keinen Schlaf finden. Sie war noch wach, als in der dritten Stunde die Herren aufbrachen, um zur Schöntaufspitze aufzusteigen. Hellwald erklärte, — das hörte sie — nicht mit von der Partie zu sein. Ihn fand sie später auf der Bank vor der Hütte sitzend, tief in Gedanken versunken. Als er sie erblickte, sprang er empor und begrüßte sie.

„Darf ich Sie zur Aussicht führen, Magda, zu derselben, die wir gestern miteinander bewunderten?“

„O ja, sie ist ja so erhaben schön!“ gab sie ohne Zögern zur Antwort.

Als sie an dieselbe Stelle gelangt waren, an der sie abends zuvor gesessen, breitete Hellwald auf einen Stein sein Plaid aus und ließ Magda neben sich setzen.

„Wie glücklich Sie aussehen! Nicht wahr, die Alpen haben ihre eigene Sprache, die Sie jetzt verstehen?“ fragte er, ihr in die Augen blickend. „Wie liegt doch angesichts der mächtigen Natur die Alltagswelt mit all' ihren Rücksichten und ihrem Scheinleben tief unter uns!“

Digitized by Google

„Ja!“ gab sie leise zurück, „ich empfinde mit Ihnen voll Wonne diese wunderbare Stimmung, die nur die große Natur zu verleihen vermag!“

„So lassen Sie uns heute ganz dieser Stimmung leben!“ rief Alfred wärmer werdend. „Sind wir uns doch hier in kurzer Zeit näher getreten, als es je sonst der Fall sein konnte! Darf ich hoffen, daß Sie mich verstehen?“

Magda wagte nichts zu erwidern.

„Nun denn, so erfahren Sie es hier, daß ich Sie liebe, Magda, mit aller Glut meines Herzens liebe.“ Hierbei ergriff er ihre Hände und hielt sie eisern fest. Magda schaute verklärt zu ihm auf; in ihren Augen leuchtete es wie Gegenliebe. Doch zu sprechen vermochte sie nicht. Mit der holden Sprache ihrer Blicke zufrieden, zog er sie leidenschaftlich an seine Brust. Magda verbarg ihr Antlitz an seiner Schulter; doch er suchte ungestüm ihre Lippen und im Angesicht des Ortler drückte er den Verlobungskuß auf dieselben. Eine Viertelstunde mochte so vergangen sein im ersten Glücke der Verlobten.

„Hurrah! da sind wir wieder!“ ertönte da plötzlich Kurts Stimme. Edwin und Kurt waren von der Schöntaufspitze zurückgekehrt. Spöttisch bemerkte Kurt: „Armes Fräulein, wie haben Sie nur so lange mit Hellwald aushalten können? Er ist Damen gegenüber wenig unterhaltend! Nichts für ungut, alter Freund!“ fügte er, zu diesem gewandt hinzu.

Magda schaute Alfred schelmisch an, welcher erwiderte:

„Du siehst, daß das Fräulein noch nicht vor Langeweile gestorben ist.“

Edwin hatte einen schärferen Blick. Ihm entging es nicht, daß Alfred und Magda heimlich miteinander Blicke wechselten, die ihn selber mit einer freudigen Ahnung erfüllten. Und als sie beide ihm zögernd ihre Liebe und das geschlossene Verlöbniß gestanden, schlug Edwin kräftig in die ihm dargebotene Rechte Alfreds ein. Alfred und Magda drängten zum Aufbruch, denn es war ihr sehnlichster Wunsch, das neue Glück der unten harrenden Schwester zu verkünden! Kurt war bereits vorausgeeilt.

Helene begrüßte drunten nun den neuen Bruder auf das herzlichste.

„Lieben Sie Magda, wie sie es verdient, und Sie sind meiner Sympathie und Freundschaft gewiß.“

Kurt, der hinzugekommen war, und sich schämte, die glückliche Braut bedauert zu haben, daß sie mit dem Freunde hatte vorlieb nehmen müssen, rief überrascht:

„Seht da, den Scheinheiligen! Darum also keinen Ortler und keine Schöntaufspitze!“ Dann wandte er sich an die Braut: „Im übrigen gratulire ich Ihnen aber von Herzen, denn er ist wahrlich kein schlechter Kerl.“

Unter Lachen und Scherzen gelangte unsere Gesellschaft nach St. Gertraud. Als sie dort des Abends beim Glase Wein beisammen saßen, um die Verlobung an der Schaubachhütte zu feiern, fragte Alfred Magda:

„Wo sind wir wohl nächstes Jahr um diese Zeit?“

Digitized by Google

„Wer weiß“, gab sie ausweichend zur Antwort.

„Nun, nächstes Jahr reise ich mit meinem Weibchen in die Ferien, erräthst Du wohl wohin?“

Verlegen sah Magda hinweg, dann schmiegte sie sich an ihn, sah ihn glückstrahlend an und erwiderte:

„In die Alpen!“

Der Schlaf.

Auf Deinen Zehen schleiche sacht
Und stör' ihn nicht, den heil'gen Schlaf,
Er heilet lind mit sanfter Macht
Den Schmerz, der hart den Armen traf.

O, tritt heran und athme kaum
Und falte Deine Hände still,
Sieh, wie ein lieblich holder Traum
Die düst're Stirn erhellen will.

Entrollet liegt vor Dir ein Stück
Vom Wunderwalten der Natur;
O, beb' mit frommer Scheu zurück
Zu tilgen ihres Segens Spur!

Mit tief geheimnißvoller Macht
Umweht dies Haupt die heil'ge Ruh'
Und liebevoll deckt es die Nacht
Mit ihrem weichen Mantel zu.

Lina Kraft.

Digitized by Google

Französische Wagnerianer.

Man darf niemanden Unrecht thun; wenn letzthin die Aufführung eines der herrlichsten Dicht- und Tonwerke in Paris an der Opposition einer krakehlsüchtigen Kabale gescheitert ist, wenn der gewandte und muthvolle Direktor der komischen Oper, welcher bereits Lohengrin gründlich einstudiren ließ, die Segel streichen mußte, so wäre es falsch, aus diesen und anderen Vorkommnissen zu schließen, daß Wagner in Paris nur verpönt, verhaßt und verwünscht wird. Den allerdings zahlreichen und streitsüchtigen Gegnern des verewigten Meisters steht ein ansehnlicher Anhang begeisterter Vertreter und enthusiastischer Bewunderer gegenüber.

Diese Wagnergemeinde, welche erst ein Häuflein war, die aber jetzt an der Seine-Stadt eine stattliche Legion bildet, besteht merkwürdigerweise aus lauter Vollblutfranzosen; sie bildet eine interessante Gruppe, deren Skizzirung für die Leser in Deutschland, welchen der Ruhm des Einsiedlers vom „Wahnfried" so sehr ans Herz gewachsen ist, eine berechtigte und lohnende Arbeit sein dürfte.

Ehe wir zur Charakterisirung der einzelnen Personen übergehen, wollen wir in aller Kürze die Gründe der Unpopularität Wagners bei der Menge der Franzosen und an den Ursprung des Kesseltreibens, dessen Zeuge wir vorigen Winter zu sein Gelegenheit fanden, schildern. Der große Tannhäuser-Skandal im Jahre 1861, da die Oper unter den Auspizien der Fürstin Pauline Metternich und auf Befehl des Kaisers im Saale der Rue Lepelleter gegeben und von der jeunesse dorée, der Jockeiklub an der Spitze, ausgepfiffen und ausgejohlt wurde, hatte das Gemüth Wagners bezüglich Frankreich erbittert und ihn veranlaßt, während der Belagerung der französischen Metropole jenes schadenfreudige Quodlibet zu verfassen, welches übrigens seinen Ruhm und seinen Ruf nicht vergrößern dürfte, welches aber in Deutschland von sehr wenigen, in Paris von niemanden gekannt war — bis im Jahre 1875 Tissots Milliardenland erschien und durch den Abdruck

Digitized by Google

des Opus demselben eine ungeheure sensationelle Verbreitung verschaffte. Die Abneigung gegen Wagner war damals beinahe verschwunden, die Oper Rienzi wurde sogar 1869 in dem von H. Carvalto geleiteteten Theatre lyrique brillant ausgestattet, nicht mit sehr großem Erfolg, aber ohne Opposition und ohne Skandal aufgeführt.

Der Standpunkt der Franzosen Wagner gegenüber war derjenige, daß es ein fremder Meister war, dessen Genius dem französischen Wesen und den französischen Ohren keine Genugthuung zu verschaffen vermochte. Es war dies eine beschränkte künstlerische Auffassung bona fide. Als aber die Tissotsche Enthüllung kam, da wurde die Gleichgiltigkeit zu wildem Hasse. Wagner war nicht mehr der fremde und fremdartige unverständliche Tondichter, er war von nun an in den Augen der Menge, welche an Sagen glaubte und kritiklos dem Triebe der Leidenschaften gehorcht, der Mann, der „das Brod der französischen Gastfreundschaft gegessen" (so erzählte die Sage) und der am Tage des Unglückes das Land, wo er eine Stätte gefunden, mit Koth beworfen hatte. Eben war die Festbühne in Bayreuth eröffnet worden, die kleine bayerische Provinzialstadt wurde zu einem Mekka für die ganze Kunst. Die Blätter, mitunter auch die französischen, brachten spaltenlange Berichte über das gewaltige musikalische Ereigniß, die Augen der Welt waren auf Wagner gerichtet, so daß Lob wie Tadel, Ueberhebungen wie Angriffe auf einen sehr dankbaren Boden fallen mußten. Allein schon damals erstanden in der französischen Presse dem Vielgeschmähten Vertheidiger. Auch dem Schreiber dieser Zeilen gestattete Emile de Girardin über die Bayreuther Vorstellung objektiv und ohne Vorurtheile zu berichten. Während gediegene und angesehenene Musikreferenten wie H. Weber im „Temps" und Fourcaud im Gaulois sich durch politische und momentane Rücksichten in ihrem Urtheil über die Aufführungen in Bayreuth nicht beeinträchtigen ließen, plaidirte Rochefort aus seinem Genfer Exil für Richard Wagner und erklärte ihn für das Pamphlet entschuldigt angesichts des schnöden Unrechts, das ihm im Jahre 1861 widerfahren, wo man seine Oper auspfiff, ohne sie gehört zu haben, ohne sie hören zu wollen. Rochefort erinnerte daran, wie die geschniegelten Herrchen vom Jockeiklub mit Kutscherpfeifen ins Parkett gekommen waren und wie der Anführer der Schwefelbande, der wüste Herzog von Grammont-Cadrousse am Nachmittag vor der Aufführung seinen Freunden das Instrument aus massivem Golde zeigte, das er sich hatte anfertigen lassen, um den Tannhäuser in den Grund zu zischen. H. Rochefort erklärte es für begreiflich, daß ein Nicht-Franzose sich an solche Unbill erinnernd, keine Thräne zu vergießen Ursache hatte, da es der Stadt, wo er derart maltraitirt worden, schlecht erging. Wagner mag, so ungefähr schloß Rochefort, ein schlechter Pamphletist sein, aber das hindert nicht, daß er ein guter Musikant bleibe. Seit zehn Jahren hat Rochefort seine Ansicht nicht geändert und er ist wiederholt mannhaft für den Verlästerten eingetreten.

An der Spitze der französischen Wagnerianer schreitet das einstige — heutige geschiedene — Ehepaar Catulle und Judith Mendés. Frau Judith hat heute nach vollzogener Scheidung ihren Mädchennamen wieder aufgenommen, sie nennt sich Judith Gautier. Während

Digitized by Google

die Propaganda des H. Mendès eine schriftstellerische und mitunter agitatorische ist, bewegt sich jene seiner ehemaligen Gattin auf dem praktischen Boden der Musik. Catulle Mendès ist ein Poet durch und durch. Als Jüngling mit dem feingeschnittenen, vornehm-blassen, von lichtblondem Barte umrahmten Heilands-Gesicht mit der einschmeichelnden Stimme — voix caressante nennt es ziemlich unübersetzbar der Franzose — mit den graziösen Manieren, kam er gegen Mitte der sechziger Jahre nach Deutschland. Er schmiedete unermüdlich Verse, die er zuerst dem „Echo der Taunuswälder" anvertraute, als Hatschich, spielte rouge et noir in Baden-Baden oder Homburg, machte den Damen eifrig den Hof und belebte die Gesellschaften, wo er sich bewegte, durch sein unverfälscht südliches Brio, durch sein spezifisch französisches Causeur-Talent. So kam H. Mendès auf seinen Kreuz- und Querfahrten auch nach München; wo er den gewaltigen Tondichter kennen lernte und sofort dessen begeisterter Schildknappe und Ruhmesherold wurde. Wagner stellte seinen französischen Freund auch seinem königlichen Gönner vor und man darf annehmen, daß der schon damals verschlossene und wenig leutselige Monarch H. Mendès zu einem mehrtägigen Aufenthalt auf eines der Zauberschlösser im bayerischem Gebirge einlud. H. Mendès hat später seine Münchner Erlebnisse in einem Roman der „jungfräuliche König" verwerthet, wo Wahrheit und Dichtung kühn durcheinander gemischt sind, welches aber jedenfalls sich durch getreue Schilderung und pikante Charakteristik einzelner Persönlichkeiten auszeichnet. Richard Wagner, der als „Robert Hammer" im Zeitroman vorkommt, ist selbstverständlich mit aller Liebe und aufrichtiger Bewunderung gezeichnet. Als H. Catulle Mendès die Tochter des berühmten Schriftstellers Gautier heiratete, führte er die geistvolle, blendendschöne Gattin dem „Meister" vor, und von diesem Augenblicke an betrachtete sich Mme. Judith als der eifrigste Apostel des Wagnerthums in Frankreich. Ihren rastlosen Bemühungen war es zu verdanken, daß vor sechs Jahren zuerst einem Pariser Publikum einige Begriffe der Tetralogie beigebracht wurden. Allerdings war dies eine Festaufführung im Taschenformat. Die Feier fand bei dem Photographen Nadar statt, in dessen für einen Aufnahmesalon weitläufigen, für einen Konzertsaal aber beschränkten Lokal. Ungefähr zweihundert höchst „andächtige" Zuhörer hatten sich dort eingefunden, größtentheils Musiker vom Fach, Schriftsteller, Künstler; außerdem ein stattlicher Damenflor in Toiletten von echt Pariserischem Geschmack. Ein frisch amnestirter Tribune der weiland Kommune, eine auffallende mephistophelische Erscheinung mit pechschwarzem Haar und Bart und malerischen, dicken, unheimlich blinzelnden Augen trug eine gedrängte aber getreue und stilistisch sehr gewandte Analyse der Handlung vor. Die Hauptnummern wurden — am Klavier gespielt, einzelne von Herren und Damen in Balltoilette mit dem Notenheft in der Hand gesungen. Großer Applaus herrschte den ganzen Abend, einzelne Blätter erzählten von dieser Wagnerschen Kundgebung auf Pariser Erde, ohne daran gehässige Glossen zu knüpfen.

Die Sache blieb nicht ohne Folgen. H. Pasdeloup, der Begründer der volksthümlichen Nachmittagskonzerte, begann in sein Programm neben dem Tannhäusermarsch einige Nummern aus Rhein-

Digitized by Google

gold und Walküre aufzunehmen. Freilich ging es da nicht so glatt. Die Anti-Wagnerianer polterten, zischten, schrieen; aber die Bewunderer Wagners gaben nicht nach, sie applaudirten mit der ganzen Wucht ihrer Hände und riefen da capo aus Leibeskräften. Dieses Duell zwischen Zischern und Beifallklatschenden wurde zu einem mächtig ziehenden Magnet für die Sonntagskonzerte und der ungeheure Cirkussaal, wo sich das Pasdeloupsche Konzert produzirte, war im vorherein ausverkauft. Schließlich nach heißen Kämpfen, nach stürmischen, lärmenden Auftritten siegte die Wagnerpartei und die Nummern aus der Tetralogie wurden stets wiederholt, manchmal dreimal hintereinander gespielt. Und wie feurig stolz Altmeister Pasdeloup bei diesen Wiederholungen den Taktstock schwang, wie sein ausdrucksvolles, recht künstlerisch-charakteristisches Antlitz strahlte über den erfochtenen Sieg! Natürlich wollte sich Pasdeloups Konkurrent und Nebenbuhler einen solchen Erfolgsmoment nicht entgehen lassen; er ging sogar um einen Schritt weiter. Bei Pasdeloup wurde Wagner bloß gespielt, bei Colonne wurde Wagner gesungen. Nach Verlauf einer Saison gab es bereits in Paris ein Häuflein Künstler, Herren und Damen, deren „Spezialität" Bruchstücke aus der Walküre, aus Tristan und Isolde oder Lohengrin bildeten. Ich nenne darunter die Damen Brunet-Lafleur und Rom-Baud, beide Gattinnen bekannter Journalisten. Auch bei Colonne gab es am Anfang einigen Spektakel, aber man darf behaupten, daß die systematischen Opponenten nicht bloß durch den kräftigen, orkanartigen Applaus der wagnerisch gesinnten Majorität niedergestimmt wurden, sondern daß ihr von der Politik und nationalem Haß genährter Widerwille durch den Zauber, welcher den vorgetragenen Nummern innewohnte und durch die Maestria der Exekution gebändigt wurde und daß diejenigen, welche ein Minimum Empfänglichkeit für das Schöne besaßen, überrumpelt wurden und nahe daran waren, dasjenige mit zu applaudiren, was sie sich vorgenommen hatten auszuzischen und auszujohlen.

Da trat neben Pasdeloup und Colonne der Kapellmeister auf, der die Fahne Wagners nicht als beigelegte Programmnummer entrollte, sondern sie stolz und voll Ruhm auf der Zinne seiner musikalischen Burg aufpflanzte, Herr Charles Lamoureux, der Begründer der Pariser Wagner-Abende, der das Wagniß ersonnen und — erfolgreich durchgeführt: drei Stunden hintereinander vor einem gedrängt vollen Saal fünfzehn Nummern aus den Opern Meister Richards zu spielen. H. Charles Lamoureux sieht auf den ersten Blick wie der Mann aus, der eine solche verwegene Musikschlacht zu liefern imstande ist. Von massivem, gedrungenem Körperbau, auf den mächtigen Schultern ein kraftstrotzender, mit einer runden Glatze verzierter Kopf, mit derben Gesichtszügen, die ein struppiger Vollbart noch energischer gestaltet, präsentirt sich H. Lamoureux an der Spitze seiner 120 Instrumentisten ungefähr wie ein Kavallerierittmeister an der Spitze seiner Schwadron. Und in der That, die Art und Weise, wie H. Lamoureux sein Corps leitet und die Aufführungen dirigirt, hat etwas stramm-militärisches. Seine Gestikulation mit dem Taktstock und mit der flachen linken Hand, ist nicht unordentlich, noch übertriebene bis ins possirliche hinübergreifende Leidenschaft, er dirigirt

Digitized by Google

mit Ruhe und ungemein imponirender Festigkeit. Seine Musici sind staffagemäßig auf der Bühne gruppirt, er steht vorne auf einem Podium, den Rücken dem Publikum zugewendet, aber er faßt seine gesammte Mannschaft, alle 120 fest aufs Korn; sein ernster, strenger Blick ist wachsam und läßt keine Nachlässigkeit, kein Versehen zu. Und wie hat er seine Leute eingeschult, wie hat er, der Franzose, diesen seinen 120 Landsleuten die richtige Auffassung des germanischen Werkes, die direkte Anlehnung an die Wagnersche Tradition beigebracht. Eine vollkommenere und pietätvollere Interpretirung Wagnerscher Glanznummern ist nicht denkbar, es ist dies nicht bloß meine Ansicht, sie wurde mir von einem hervorragenden Künstler des Münchener Hoftheaters bestätigt, in dessen Gesellschaft ich einen solchen Abend am verflossenen Charfreitag beiwohnte. Freilich schöpft H. Lamoureux an den richtigen Quellen, er hat keine der Festvorstellungen in Bayreuth versäumt und zögert nicht nach München, nach Berlin und nach Wien zu reisen, um Aufführungen und Konzerten beizuwohnen, die seinen Zwecken förderlich sind.

Die Produktion Wagnerscher Nummern auf den Sonntagskonzerten und das wachsende Interesse des Publikums verbreiteten den Kultus des großen Komponisten in so manchen bis dahin unzugänglichen Kreisen. So wurde kurz nach dem Tode des Tondichters Graf d'Osmoy, ein hochpatriotisch gesinnter Deputirter und Kunstkenner, ein begeisterter Anhänger Wagnerscher Musik. Einem sehr alten normännischen Geschlechte entsprossen, hatte sich Graf d'Osmoy von jeher gleichzeitig mit Politik, mit Malerei, Literatur und Musik beschäftigt, er gehörte zur glänzenden Plejade normannischer Dichter, als deren Hauptgestirne die verstorbenen Söhne Rouen's, Flaubert und Louis Bonilhet, leuchteten. Im Umgange von altfranzösischer Courtoisie und gewinnender Liebenswürdigkeit, hatte H. d'Osmoy eine Art Minnehof talentvoller und genialer junger Leute um sich versammelt, die nicht zögerten, die Nacht zum Tage zu machen und von Mitternacht ab in einem permanent für diesen Cirkel reservirten Privatsalon eines Nachtrestaurants die anregendsten, gründlichsten und mitunter erregtesten Debatten über die großen ästhetischen Fragen zu führen.

Die Fenstergardinen wurden heruntergelassen, die Uhr der Wand zugekehrt, damit der herangebrochene helle Tag und die unerbittlich sich bewegenden Zeiger die Diskussion nicht beeinträchtigten und abkürzten. Was wurde da für ungeprägtes Gold an kühnen Auffassungen, an weisen Aphorismen, an amüsanten Paradoxons gemünzt. Mit dem bläulichen Qualm der Cigarretten wurde so mancher Gedanke in die Luft geblasen, der, an anderer Stelle vorgebracht, verwerthet worden wäre, statt zu verduften. Das feingeschnittene, aristokratisch-gutmüthige Gesicht des Grafen lächelte in einem fort, wenn er hörte, wie die Geister seiner Jünger aneinander geriethen in dem fruchtbaren Kampfe. Ein Komponist, Herr Vasseur, der in der Theorie der „großen" Kunst huldigt und stets in löblicher Weise sehr hoch hinaus wollte, der in der Praxis jedoch nur Operetten, darunter eine, die zu den bewährtesten Konzertstücken zählt, komponirt hat, regte im Cenacle die Wagnersche Frage an und seitdem gab es kaum einen anderen Gegenstand eingehender Erörterungen.

Digitized by Google

Der Salon, wo die nächtliche Gesellschaft tagte, mußte mit einem Pianino geschmückt werden und die wenigen Partituren der Tetralogie wurden da allabendlich mit vielem Fleiße entziffert, mit Geduld angehört und während der Pausen lebhaft besprochen. Es währte nicht lange, so schwuren alle, die dem Klub des Grafen d'Osmoy angehörten, daß der größte Musiker der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft niemand anderes sei als der unsterbliche Einsiedler von Wahnfried. Ja, die Enthusiastischsten verstiegen sich so weit zu behaupten, daß es keinen anderen Musiker überhaupt gebe, welcher neben dem Abgott genannt zu werden verdiene. Und die das verkündeten, waren Komponisten, die selbst bedeutende Erfolge aufzuweisen hatten, einflußreiche Kritiker und mitunter geniale „Bohemes“, die ihre Redegabe, ihre nie versiegende Suada in den vom Künstlervolk besuchten Kreisen sprudeln lassen, wirksame und weithinschallende Anwälte der Sache und des Mannes, dessen sie sich annahmen. Was den Grafen selbst anbetrifft, so wurde er von dem Wagner-Enthusiasmus derart erfaßt, daß er einen „Leibpianisten“, einen sehr talentirten jungen Mann engagirte, der unter seinem Dache wohnte, an seinem Tische speiste und zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht bereit sein mußte, irgend ein Recitativ oder ein Chor aus Tristan oder Siegfried vorzutragen. Und dabei ist H. d'Osmoy heute Senator des Eure-Departement, wo ihn jedes Kind kennt und wo er sämmtliche Bauern bei ihrem Vornamen anspricht, ein glühender Patriot, der, wenn von Elsaß-Lothringen die Rede ist, keinen Spaß versteht und der im Falle eines ausbrechenden Revanchekrieges an die Spitze irgend eines Franctireurcorps treten würde, wie er es anno 1870 gethan. Aber er und seine Freunde unterscheiden zwischen der schnöden Politik, deren Bosheiten, deren Racheakte und Repressalien man über sich ergehen lassen muß und der internationalen, der kosmopolitischen Kunst, die ein Band um alle Menschen schließt, selbst wenn sie sich auf anderen Gebieten bekämpfen. Noch will ich eines mir bekannten fanatischen Anhängers Wagners gedenken, eines Kirchenorganisten und Musiklehrers, der, obwohl er kein Wort Deutsch versteht, sich das Textbuch des Parsifals nebst einem Lexikon verschaffte und die Dichtung, so gut es ging, in sein geliebtes Französisch übertrug. Der Mann ist still, bescheiden und von geradezu kindischer Schüchternheit, aber wie einen wüthenden Leu sah ich den stets verbindlich lächelnden Phlegmatiker sich aufrichten und berserkern, als einmal in der stilvoll eingerichteten Taverne Montmartre in respektwidriger Weise vom „Maitre“ gesprochen wurde. Ich glaube, der sonst so freundliche Organist hätte den Gegner Wagners am liebsten erwürgt. Da wird der geehrte Leser fragen, wenn es wirklich in Paris einen so großen und schlagfertigen — bis zum Fanatismus schlagfertigen Wagneranhang gebe, woher kommt die Agitation gegen den „Lohengrin“ und wieso gelang es dieser Agitation siegreich das Feld zu behaupten, d. h. die nicht bloß geplante, sondern mit Mühe und Kosten bereits vorbereitete Aufführung zu vereiteln? Dieser Widerspruch besteht für denjenigen nicht mehr, der Gelegenheit hat in die Coulissengeheimnisse der Pariser Theater-, Musik- und Journalistenwelt eingeweiht zu werden. Dieser wird die Lösung des Räthsels leicht finden,

Digitized by Google

wenn er die Provenienz der Angriffe prüft und die Personen, welche die Agitation mit dem größten Eifer betrieben haben, etwas näher ins Auge faßt. Er wird dann die Frage aufwerfen müssen, ob hier das derbe aber zutreffende Sprichwort vom Sack, den man schlägt und vom Esel, den man meint, nicht am Platze wäre und ob die heftigen Angriffe dem todten Richard Wagner oder dem lebenden Direktor der komischen Oper, H. Carvalho gelten. Diese Stellung ist eine ungemein glänzende in jeglicher Beziehung und natürlich faßt sie so manches gierige Auge aufs Korn. Bewerber um den Posten, ein Musikkritiker eines sehr gelesenen Blattes, der eine französische Bearbeitung des Lohengrin im Pulte liegen hat, welche Herr Carvalho nicht berücksichtigte, Komponisten, welche Partituren bei Herrn Carvalho eingereicht haben und auf Bescheid ungeduldig harren, das sind die Führer der Anti-Lohengrin-Agitation, das sind diejenigen, welche bei dem Wiederauftreten des Fräulein von Zandt im vorigen Oktober jeden Abend einen solchen Heidenlärm schlugen, daß, ein Massenaufgebot der Polizei nothwendig war, um die Ruhe herzustellen und daß die früher verhätschelte Sängerin ihren Kontrakt lösen und nach dem galanteren Amerika hinübersegeln mußte.

Damals entschuldigten sich die Hauptkrakehler, welche wohl das Odium ihres Betragens gegenüber einem Kinde von neunzehn Jahren fühlten, damit, sie hätten eigentlich nicht Fräulein Zandt, sondern den Direktor gemeint. Jetzt hofften die Herren, daß indem sie die Menge gegen den „Prussien" Wagner aufstachelten, es zu ernsten Krawallen kommen würde, die Herr Carvalho als staatlicher Beamter, als von der Regierung ernannter Direktor schwerlich zu verantworten vermochte. Dann mußte er seine Entlassung nehmen und den Platz einem der vielen Nebenbuhler einräumen. Indem Herr Carvalho den Lohengrin absetzte, wehrte er in allererster Linie seine eigene Haut und vom Standpunkt des Selbsterhaltungstriebes ist dieses Verfahren am Ende begreiflich.

Paul d'Abrest.

Digitized by Google

Die Poesie des Rheinweines.

Von Dr. J. Nover.

„Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang."

Diesen Kernspruch eines urdeutschen Mannes, den wir uns zum Motto gewählt, enthält sicherlich eine tiefe Wahrheit, jedenfalls bildet er den Inbegriff der Daseinsfreude, die Quintessenz unserer frisch pulsirenden Volkspoesie. „Wer nicht singen, trinken und lieben kann, den sieht der Bursche voll Mitleid an", jubelt ein altes Studentenlied und variirt den harmonischen Dreiklang des Lebensgenusses. Aehnlich Theodor Körner: „Es blinken drei freundliche Sterne ins Dunkel des Lebens hinein . . . sie heißen Lied, Liebe und Wein", und so klingt es uns in allen Tonarten aus unseren echt deutschen Liedern entgegen. Kein Volk der Welt besitzt so herzliche, fröhlichschmetternde, so natürlich hervorquellende Trinklieder, wie der Deutsche. „Worin liegt das? Einfach in der Thatsache, daß kein Volk der Welt ein Getränk aufzuweisen hat, das so von Herzen fröhlich macht, wie der deutsche Wein, der Rheinwein. Kein Wein der Welt, kein Getränk überhaupt erscheint so lediglich des behaglichen Genusses wegen ohne physische und sanitätliche Nebenursache geschaffen zu sein, wie der süffige Rheinwein. Trinkt man im hohen Norden, besonders an der Meeresküste, schwere südliche Weine, oder gar Branntwein, so geschieht dies — wie Wilhelm Buchner in einer vortrefflichen Abhandlung: „Der Rhein, der Deutschen Lieblingsstrom" (in der Virchow-Holtzendorffschen Sammlung 1876) mit Recht hervorhebt — um den Magen zu erwärmen, im Kampf gegen die kühle Seebrise und den feuchten Nebel. Aber mit welcher Wirkung? Man heizt den Magen, doch man beschwert den Kopf. „Aber die Franzosen, Italiener und Spanier besitzen doch auch vorzügliche Weine", wird man mir entgegnen und heißt es doch in Auerbachs Keller (Goethe: Faust): „Ein echter Deutscher mag keinen Franzmann leiden, doch ihre Weine trinkt er gern!" Allen Respekt vor einem Burgunder und Bordeaux, aber so rechte Trinkweine, wie unser deutscher Rheinwein, sind sie doch nicht. Dazu er-

Digitized by Google

hitzen sie zu viel, sind zu schwer, und immer ist damit der leidige Nebenbegriff einer Magenmedizin verbunden. Und nun gar die meisten anderen südländischen Getränke! Sie sind selbst dem Einheimischen zum längeren Trinken zu schwer, darum verdünnt er sie mit Wasser und nur ein Cyklope Polyphem konnte eine Schale solchen puren Weines vertragen; bei der zweiten dagegen lallte er und taumelte sinnlos betrunken zu Boden. „Wasser ist das beste Getränke!" sagt zwar schon der weise Pindar, „Wasser ist das einzige gesunde, naturgemäße Getränke", predigen auch die Vegetarianer und die amerikanischen Temperenzler, und zählen die schrecklichen Opfer des Genusses alkoholhaltiger Getränke auf. Wir aber halten es mit dem edlen Rebensaft, den Gott wachsen ließ zur Freude der Menschen und von dem schon die Bibel sagt: „Der Wein erfreut des Menschen Herz!" — „Wasser, Wasser!" Uns überläuft es, jede Begeisterung abkühlend, und wir denken an die Worte des köstlichen Onkels Bräsig: „Wasser hat eine „grugeliche" Wirkung auswendig — aber erst inwendig!" — Uns dünkt, ein Wassertrinker müßte keiner wärmeren Empfindung fähig sein — eine kühle, farblose, wässerige Froschnatur! „Wasser, Wasser!" Wer denkt bei diesem Ausruf nicht unwillkürlich an Feuersgefahr, oder an Platzregen und Wolkenbrüche, wenn nicht gar an die Sintflut? Und wer möchte dann nicht mit Noah ausrufen: „Das Wasser schmeckt mir gar nicht mehr, dieweil darin ersäufet sind all' sündhaft Vieh und Menschenkind!" — Nein, wenn wir auch nicht den klaren Trunk der lauteren Felsenquelle auf der Wanderschaft verschmähen, „der", nach des mäßigen und formenglatten Grafen Platen Versen, „das Blut nicht geschwinder treibt", in Freundeskreise, wenn wir reden und singen wollen von allem Schönen und Süßen, was Menschenbrust erhebt, dann gebt uns Wein, echten deutschen Rheinwein, dessen Feuer uns durchglüht und zu allen edlen Thaten begeistert. „Aus Feuer ward der Geist geschaffen, drum schenkt mir süßes Feuer ein", singt der deutsche Biedermann Arndt mit Recht, „die Lust der Lieder und der Waffen, die Lust der Liebe schenkt mir ein; der Traube süßes Sonnenblut, das Wunder glaubt und Wunder thut!" Ja, ein Wundertrank ist der Wein, „wundervoll ist Bacchus' Gabe, Balsam für ein wundes Herz!" sagt auch Schiller. Aber Wasser! Fort mit dem Verfälscher der edlen Gottesgabe!

„Was soll ich mit dem Zeuge machen,
Dem Wasser ohne Kraft und Saft,
Gemacht für Frösche, Kröten, Drachen
Und für die ganze Würmerschaft?
Für Menschen muß es frischer sein;
Drum bringet Wein und schänket Wein!"

Man denke sich einen Freundeskreis, eine Versammlung vereint zu ernsten Thaten, zur fröhlichen Feier eines hohen Fest- und Gedenktages und in der Mitte eine große Wasserflasche! Welche Reden, welche Trinksprüche, welche Gedankenblitze, welche Witze, welche Entschlüsse, welche Begeisterung wären da möglich! Ja, eine leise murmelnde Quäkerversammlung, aber nimmermehr eine wahre, herzliche Feststimmung, eine geist- und funkensprühende Unterhaltung! Wein

Digitized by Google

ist ein Sorgenlöser, ein Weltvergesser, ein so recht von Grund des Herzens heiterstimmendes Getränke.

„Er naht und die Augen der Gäste erglühn,
Und der Sänger greift in die Harfe kühn . . .

singt Geibel in seinem prächtigen Liede vom „Ritter vom Rhein“ . . .

„er wecket den träumenden Dichtermund
und führt uns beim Klange der Lieder
die Freude vom Himmel hernieder!“

Doch nur der Deutsche versteht es so recht zu trinken; er allein trinkt mit Verstand, wie man am Rheine sagt; der Wein läßt ihm nicht nur seinen Verstand, vorausgesetzt natürlich, daß er mit Maß und Ziel trinkt, nein er weckt auch und erhöht seinen Verstand. Der Deutsche trinkt aber auch mit Andacht, „das Weintrinken ist ihm ein Kultus, ein Mysterium, eine Erhebung in das Reich der Poesie“. Feierlich, wie zu einem Opfer, behaglich wie zum gemüthlichen Familienfeste setzt sich der Deutsche zu seinem Wein, prüft mit Nase und Zunge Bouquet und Wohlgeschmack, klingt freundlich und mit Segenssprüchen seinen Kelch, Römer oder Pokal mit den Nachbarn zusammen, fragt oder belehrt über Geburt, Wachsthum, Pflege, Alter seines Lieblingsgewächses, das kein Vater sorgsamer hegen kann als der rheinische Winzer, bekräftigt, weiht und besiegelt Rede und Entschluß mit gemeinsamem Trunk, reicht die edle Gottesgabe durch des Gleichgesinnten Arm hindurch und verbrüdert sich mit ihm durch Handschlag, Umarmung und Kuß zu gemeinsamem Streben, zu sympathischem Gefühl, zu Rath und That, auf Leben und Tod. Und wo geschieht dies am besten, am wärmsten, am schönsten?! Am Rhein, am schönsten, deutschen Strome, beim Rheinwein, dem edelsten, deutschen Rebensafte! „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben, gesegnet sei der Rhein!“ jubelt Mathias Claudius in seinem ersten deutschen populären Rheinweinlied.

Man wähne nicht, es sei einerlei, in welcher Umgebung, bei welcher Scenerie man trinke. Nicht will ich reden von dem heimlichen stillen Trinker, der abgeschlossen von aller Welt, seiner Leidenschaft fröhnt. Mag es auch einen eigenen Reiz haben, in dem Keller zu trinken und sich nach Hauff im Bremer Rathskeller seinen Phantasien hinzugeben, mag auch der rheinische Dichter Wolfg. Müller v. Königswinter in gewissem Sinne recht haben, wenn er singt:

„Kennt Ihr des Kellers hohe Poesie?
Sie zu versteh'n bedarf's der Dichterader.
Zu Häupten sah ich schönern Himmel nie
Als Wölbungen von festgefügtem Quader,
Drin einfach ruhig Faß an Faß gereiht
Ein starkes ritterliches Kampfgeschwader
Im Panzerhemd von braunem Eichenkleid;
Sie fordern Dich heraus mit ernsten Mienen,
Als ob sie Zauberkraft zum Sieg gefeit,
Als wollten sie an Dir den Sporn verdienen.“

Ich halte es lieber mit einer jener duftigen, rebenumsponnenen oder Gaisblattlauben, darein des Himmels Bläue lugt und woran

der meergrüne Spiegel unseres schönsten vaterländischen Stromes grenzt. Sind wir dann nicht mehr am ersten Glas, „dann denken wir", mit Uhland, „gern an dies und das, was rauschet und was brauset." Wir denken an die kristallene Gletscherwiege des stolzen Alpensohnes, an seine jugendlichkecken Sprünge durch die Schweiz, das Sagenland des Schützenkönigs Tell, wir begleiten ihn im Geiste durch die Thäler des Wasgaus und des Schwarzwaldes, wir schauen Schlösser und Dome sich in seinen hellen Fluten spiegeln, wir hören den Winzer- und Zecherjubel seiner fröhlichen Bewohner oder feierliches Glockengeläute von Kirchen und Kapellen, seine glitzernde Wogen durchfurchen schwanenähnliche Dampfer und langsam gleitende Schlepper, überall grüßt uns ein allzeit fröhliches Leben:

„O fröhlich Leben an dem Rhein,
Gespeist von Kraft, getränkt von Wein,
Wie grüßest Du in Sommerlust
Unsterblich jung des Dichters Brust!
So lang' noch steh'n die Felsenhallen,
Wird rheinischer Gesang erschallen,
So lang der Strom mit stillem Gang
Die Wimpel fährt das Thal entlang,
Wird Liebe jubelnd ihn befahren
Und ew'gen Jugendmuth bewahren!
So lange noch rauschen diese Wälder,
Und grün noch steh'n die fetten Felder,
So lange Trauben sich röthlich färben,
Wird nicht Dein froh Geschlecht ersterben."

(G. Kinkel: „Otto der Schütz".)

„Wir sind nicht mehr am ersten Glas, so denken wir gern an dies und das, was rauschet und was brauset."

Es ziehen an unserem Geiste vorüber die duftigen Gestalten der Sage, es ist uns, als schauten wir den leuchtenden Nibelungenrecken Siegfried im heißen Drachenkampfe, oder die minnigliche Krimhilde aus ihrem Erker lugend nach der stattlichen Heldengestalt, wir erblicken den grimmen Hagen, wie er die Lanze schwingt gegen den im Waldesdüster sich arglos nach dem Brunnen beugenden Götterjüngling, und im geheimnißvollen Dunkel der Nacht gewahren wir die Burgunder, wie sie den Goldhort in die rauschende Tiefe des Rheinstroms versenken. Dort oben auf jähem Bergeshange aber sitzt die schönste Jungfrau und kämmt ihr goldenes Haar und singt ihr wundersam bethörendes Lied. Und ferne vom Söller des Schwanenthurms bei Kleve blickt sehnsüchtig und inbrünstig die blondgelockte Elsa hinab auf den Rhein, auf dessen sich kräuselnden Wellen der Schwanennachen mit dem gottverheißenen Ritter naht.

„Wir sind nicht mehr am ersten Glas, drum denken wir gern an dies und das, was rauschet und was brauset."

Heran ziehen die gedrungenen Gestalten unserer Vorfahren zum männermordenden Streit mit dem römischen Imperator, die Barbarenhorden der Völkerwanderung und endlich die hohen Heldengestalten der deutschen Kaiser, die Karle, die Ottonen, die Heinriche, die Friedriche und zuletzt der greise Heldenkaiser Wilhelm.

„Am Rhein, am grünen Rheine, da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen in goldner Mondespracht;

Digitized by Google

Und an den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her,
Mit Schwert und Purpurmantel, die Kron' von Golde schwer",

singt Geibel so schön von dem Schatten Kaiser Karls des Großen, der seine Gruft zu Aachen verläßt, seine Reben im Rheingau zu segnen.

Und wer kann sie alle zählen, die Kaiser, die Fürsten, die Aebte und Ritter, die hier am Rheinstrom geschaltet und gewaltet haben, gekämpft und gelitten?!

„Wo ist am Rhein ein fußbreit Land,
Das Ruhm nicht und Gedächtniß fand.
In der Geschichte ehernen Lettern,
Der Chronika vergilbten Blättern?
Von Schlachten meldet jedes Thal,
Von Kampf und Fehden ohne Zahl,
Und von Belagerung und Sturm
Erzählt Euch jeder alte Thurm . . .

sagt Julius Wolff mit Recht in seinem Till Eulenspiegel redivivus, ja:

Ein reiches, wildes, lust'ges Leben
Hat allezeit der Rhein gepflegt,
Ihm hat Natur den Kranz der Reben
Umsonst nicht auf die Stirn gelegt."

Aber nicht allein erhebende und heitere Bilder führt uns der Rhein vor Augen. Auch wehmüthige Erinnerungen an Deutschlands Zerrissenheit und Schmach, an den verrätherischen Rheinbund, an die französischen Rheingelüste und Pfalzverwüstungen tauchen in unserer Seele auf. Darum singt Schenkendorf in seinem herrlichen Liede:

„Es regen sich in aller Herzen
Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt,
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind!"

Nun Gott sei Dank! Die Zeiten sind vorbei. Fest stand und treu die Wacht am Rhein. Leuchtend wie eine Siegesgöttin zugleich und ein Friedensengel für die Zukunft ragt vom Niederwalde die Germania. Wo läßt sich dies alles und noch tausenderlei mehr denken und träumen, als am Rhein und bei seinem Weine?

„Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land,
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blüh'n,
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glüh'n,
O, wo ich geschwelget in Liedern und Wein,
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!"

wird der rheinische Dichter W. Müller aus Königswinter nicht müde zu jubeln, und so singen in allen Tonarten alle Dichter unseres Vaterlandes aus alten Zeiten herab bis auf Emil Rittershaus, der in der Neuzeit eine der duftigsten Gaben auf den Altar des heiligen vaterländischen Stromes niedergelegt: „Am Rhein und beim Wein." Sie preisen die Schönheit seiner Rebenhügel und Burgen, den Reichthum an Sagen und Geschichte, seine lebenslustigen Bewohner, seine

Digitized by Google

liebreizenden Frauen, den siegreichen Kampf mit dem wälschen Nachbar, den Ruhm seines Besitzes, die Güte seiner Weine.

Und doch ist die Rheinpoesie und speziell die Verherrlichung seines Weines noch nicht sehr alt. Und woher kommt das? War etwa der Rhein im Mittelalter minder schön, oder fehlte es an Sängern, ihn zu preisen? Das weniger, aber der Sinn dafür war noch nicht erwacht. Ist doch zunächst die Naturschwärmerei überhaupt erst ein Produkt moderner Romantik. Die Minnesänger hatten zwar schon manches schönes Stück deutscher Erde gesehen, vor allem den Rhein, aber außer einigen Reimspielereien, wie der Refrain al umbe den rîn, d. h. ringsum den Rhein, findet sich in ihren Gedichten nicht viel vom Rheine. Liebten die alten Ritter auch schon ihren schweren Humpen voll Weines zu leeren, so ertönte doch noch kein Lied zum Preise der edelsten Gottesgabe des Rheins, des Weines.

Und doch soll schon im dritten Jahrhundert die Rebe unter Kaiser Probus an den Rhein verpflanzt worden sein; jedenfalls ward schon unter Karl dem Großen der Weinbau gepflegt und nachmals besonders von den Geistlichen schon des Meßkelches wegen. Der Weinbau ward zwar bald im ganzen deutschen Reiche allgemein, aber noch spielte der Rheinwein keine hervorragende Rolle. Erst der Nürnberger Meistersinger Hans Rosenblüt (1430—60) betont im Gegensatz zu der damals üblichen Verhimmelung des Minnedienstes und seiner Mondscheinschwärmerei in echt realistischer, aber doch edler Weise das Lob und den Segen des Weins in seinen „Weingrüßen und Weinsegen", von Hermann Semmig in einer gehaltvollen Abhandlung über die „Poesie des Rheines" ausführlicher in der Zeitschrift „Unsere Zeit" (Leipzig 1878) ausgeführt. Doch er spricht nur vom Wein im allgemeinen, den Rheinwein speziell dagegen preist ein Lied der Klara Hätzlerin („Liederbuch"):

„Wein, Wein von dem Rhein,
Lauter, klar und fein,
Deine Farb' giebt gar lichten Schein
Wie Kristall und Rubein,
Du giebst Rubein,
Du giebst Medizein
Für Trauer; schenk' Du ein!
Trink', gut Kätherlein!
Machst rothe Wängelein!
Du söhnst, die allzeit pflegen Feind zu sein,
Den Augustein (d. i. den Augustinermönch)
Und die Begein (oder Beginne, d. h. Minoritennonne):
In beiden scheiden kannst Du Sorg' und Pein,
Daß sie vergessen Deutsch und auch Latein!"

Da klingt doch schon ein natürlicher, volksthümlicher Herzenston heraus, anders wie die süßlichen Mondscheinpoesien der Minnesänger. Aber immer bricht noch nicht die allgemeine Anerkennung des Rheinweins in der deutschen Literatur durch, überhaupt noch nicht so recht die Verherrlichung des Rheinstroms, während doch schon Shakespeare in seinem Hamlet (I., 4) vom Rheinwein, als einem Festtrunke an der Königstafel spricht. Es ist eine bekannte Thatsache, daß man die Schönheiten eines Besitzthums, den Werth eines Kleinods, erst so

Digitized by Google



Unser tägliches Brod gieb uns heute.

Nach dem Originalgemälde von Prof. A. Siegert.

Digitized by Google

Digitized by Google

recht erkennt, wenn man es verloren. Und so verhält es sich auch mit dem Rheine und seinem Weine. Erst als der „galante und allerchristlichste Wütherich von Versailles“ seine Mordbrennerbanden in der Pfalz und am Rheine hausen ließ, als die Barbaren selbst die Leichen der deutschen Kaiser in Speier aus ihren Särgen rissen, um mit ihren Schädeln Kegel zu spielen, da erst empfand man, was man am Rhein besessen. Und wie ein Vater diejenigen Kinder am meisten liebt, um die er am meisten ausgestanden und gelitten hat, so liebt auch der Deutsche seinen Rhein, der schon seit Jahrhunderten sein Sorgen-, sein Schmerzenskind war. Und wie der todeswunde Schwan am schönsten singt, so ertönt auch am lautesten und ergreifendsten der Schmerzensschrei des deutschen Vaterlandes um sein verlorenes Kind. Und diese Zeit der Noth und Schmach ist auch erst recht eigentlich die schöpferische für die Rheinpoesie geworden. So hatte schon der Dichter Uz (1720—96) hier und da in seinen Gedichten den Rhein und seinen Wein erwähnt, z. B. in seinem Liede: „Das bedrängte Deutschland“:

„Sind, wo die Donau, wo der Main
Voll fauler Leichen langsam fließet,
Wo um den rebenreichen Rhein
Sonst Bacchus fröhlich ging . . . nicht die Spuren unserer Wuth
Auf jeder Flur, an jedem Strande?“

Aber mit Klopstock erwachte erst so recht die deutsche Gefühlsinnigkeit und Naturschwärmerei. Auch dem „Rheinwein“ weiht er ein begeistertes Lied, darin es u. a. heißt:

„Du bist es würdig, daß Du des Deutschen Geist
Nachahmst; bist glühend, nicht aufflammend,
Taumellos, stark und von leichtem Schaum leer.
Du duftest Balsam, wie mit der Abendluft
Der Würze Blume vom Gestade dampft.“

Und zur Zeit, als Friedrich der Große mit seiner „Potsdamer Wachtparade“ die französischen Windbeutel zu Paaren trieb, als der echt deutsche Lessing den Bann des französischen Geistes in unserer Literatur brach, als Deutschland wieder ein echt deutscher Einheitsstaat zu werden begann, da findet (1775) der gemüthliche und von echt deutschem Humor übersprudelnde „Wandsbecker Bote“, der liebenswürdige Mathias Claudius, die Jubeltöne zum ersten populären deutschen, überall und noch heute gesungenen Rheinweinlied:

„Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer.“

Wie allerliebst naiv-gutmüthig klingt der Schluß:

„Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein!“

In diesem prächtigen, naturwüchsigen Trinkliede findet sich auch eine humoristische Kritik der anderen Weine und derjenigen Berge, die im deutschen Reiche, wie die weiland Kreter „faule Bäuche“ sind, weil sie keinen guten Wein produziren:

Digitized by Google

„Thüringens Berge zum Exempel bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht; man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn Ihr Wein finden wollt.
Da giebt's nur Silbererz und Kobaltkuchen
Und etwas Lausegold.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kuckuck und sein Küster
Auf ihm die kreuz und quer."

Aus diesen Gegenden kommen die berüchtigten „Rachenputzer", „Strumpf-" und „Dreimännerweine", von denen Otto Roquette in seinem duftigen Rhein-, Wein- und Wandermärchen: „Waldmeisters Brautfahrt" so launig singt, wie sich ein seltsames Kleeblatt handwerksburschenmäßig mit den Ellenbogen stoßend in die Götterversammlung der Edelweine am Rüdesheimer Berge vor den Thron des Königs Feuerwein drängt:

„Aus Thüringen der eine kommt,
Der andere kommt aus Sachsen,
Und meint Ihr, daß es uns nicht frommt?
O dort auch Reben wachsen!
Der dritte, ich, aus Schläsigen,
Vom Grüneberger Steine,
Zum Trotz all' der hochnäsigen
Hochedlen Herrn vom Rheine.

Wir wissen's wohl, man spricht uns Hohn,
Und schilt uns eitel Essig,
Das ist, Herr König auf dem Thron,
Recht neidisch und gehässig!
Vom Handwerk sind wir doch so gut
Als wie die andern Meister,
Wir sind erfüllt von Willensmuth,
Wenngleich nicht große Geister.

Man treib' mit uns, sagt man uns nach,
Die Kinder in die Schule;
Wir zögen ein Loch im Strumpfe jach
Zusammen ohne Spule,
Drei Männer hielten einen kaum,
Der uns im Leibe spüret —
Wir setzen solchem Lug und Schaum
Entgegen was gebühret."

Doch was nützt das? Sie haben nun einmal das Renommée. Darum reißt bei Roquette der lustige Rath Neckarwein seine Narrenkappe entzwei und vertheilt sie unter die drei Abgesandten.

Soll doch auch schon Friedrich der Große vor Grüneberg Reißaus genommen haben, als man ihm einen Becher einheimischen Gewächses kredenzte. Doch darum keine Feindschaft nicht! Eine jede Gegend hat ihre berechtigten Eigenthümlichkeiten und Vorzüge. Darum, Ihr lieben Schlesier, liefert uns immerhin Eure vorzügliche Leinwand,

Digitized by Google

aber Euren Wein behaltet lieber für Euch. Und Ihr, Ihr biedern Sächser, seid zufrieden mit Eurem vortrefflichen Porzellan und meinetwegen auch mit Eurem Lausegold. Doch unsern Wein, den holen wir da nicht. „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben, gesegnet sei der Rhein!"

Ja, aber der Rhein vom St. Gotthard bis nach Holland ist gar lang, und es wächst da auch gar mancherlei Wein. Nun, von der Schweiz, die sich ihrer früheren Zugehörigkeit zum deutschen Reiche nicht mehr erinnern will, sehen wir zunächst ab. Heimischer wird es uns schon im lieben Wasgau, bei der lange verlorenen Tochter, die der mannhafte deutsche Arm dem theuren Mutterlande wieder zurückerobert; auch dort gedeiht ein angenehmer Wein, bei dem man singen und auf das Wohl und die Zusammengehörigkeit Alldeutschlands trinken kann. Noch besser mundet uns im traulichen Schwarzwald der Markgräfler, der weiße Klingenberger und der rothe Affenthaler. Singt doch Hebel:

„Z'Müllen an der Post,
Tausig sappermost,
Trinkt mer nit e gute Wi,
Geht er nit wie Baumöl i
Z'Müllen an der Post!"

Und dann der leichte, angenehme Neckarwein! Wie reizend hat ihn O. Roquette in seinem Märchen: „Waldmeisters Brautfahrt" personifizirt. Und Julius Wolff in seinem Till Eulenspiegel als flotten Studio von Heidelberg! Ferner Victor von Scheffel in seinen frischen Trink- und Burschenliedern! Wer denkt dabei nicht an den Zwerg Perkeo am Heidelberger Faß, an den burschikosen „Trompeter von Säkkingen" und an all' die köstlichen Kommers- und Studentenlieder?!

Recht respektable Weine sind die Frankenweine, insbesondere der Leisten- und Steinwein mit ihrem eigenthümlichen Aroma und schwerwiegend geistigem Gehalte. Sie gelten vorwiegend als Gesundheitsweine, daher der bekannte Reim:

„Frankenwein — Krankenwein,
Neckarwein — Schleckerwein,
Rheinwein — Feinwein!"

Auch die Bergsträßer Weine sind nicht zu verachten und munden gut. Wer tränke sie nicht gerne an Ort und Stelle, umgeben von der Romantik des Odenwaldes, des Melibokus, des Auerbacher Schlosses und in dem reizend gelegenen Lindenfels und sänge dabei nicht aus vollem Herzen die launigen Balladen Scheffels vom Auszug des Rodensteiners?

Einen angesehenen Rang unter den Nachbarweinen des Rheins nehmen auch die Pfälzer- und Hardtweine ein, zumal der Forster, Rupertsburger, Deidesheimer, Ungsteiner, Dürkheimer, Wachenheimer. Sie haben hübsche, volle Farbe, vollen süßlichen Geschmack, wenngleich nicht so blumig und feurig, so nobel und edel wie die Rheinweine. O. Roquette charakterisirt sie in seinem Märchen mit folgenden Versen:

Digitized by Google

„Die Abgeordneten des Pfälzer Landes,
Sie waren meistens bürgerlichen Standes,
Es waren joviale runde Herrn
Mit freundlichen, vergnügtesten Gesichtern,
Sie lebten von der Welt ein wenig fern,
Und mancher drückte sich ein wenig schüchtern.
Doch waren alle da: der Deidesheimer,
Der Rupertsburger und der Wachenheimer,
Wer nennt sie all' die guten Freudenbringer:
Der Forster auch, sogar der Gimmeldinger!"

Wie Ferd. Hey'l in einer vortrefflichen Skizze: „Die magna Charta des Rheins" erwähnt, prangte seiner Zeit auf der Pariser Ausstellung ein Forster Jesuitengarten (1865er) neben dem Rüdesheimer als sogenannter Königswein, zum Preise von 5200 fl. pro halbes Stückfaß.

Und nun gar die hochberühmte Liebfrauenmilch in der uralten Nibelungenstadt Worms. Hören wir das Lob der Pfälzer Weine aus dem Munde des rheinischen Sängers Wolfgang Müller („Rheinfahrt"):

„Forst, Deides-, Wachenheim, Du hold Revier!
Welch süße Weine! Boden-Laubenheimer,
Niersteiner, alle sind des Landes Zier.
Wer wünscht sich solchen Trunks nicht manchen einer?!
Aufflackert in der Seele heller Brand,
Der Trinker wird zum frohen Liederreimer.
Auch wächst ein Feuerwein im ebnen Land:
Geht nur nach Worms zu Unsren lieben Frauen!
Liebfrauenmilch! Den Becher füllt zum Rand,
Des Himmels Englein glaubet ihr zu schauen!"

Doch wir nähern uns immer mehr dem Brennpunkte des gelobten Weinlandes. Sei mir gegrüßt, du lustig hüpfende Mosel, du schmucke Maid aus Lotharingen, auch du dereinst lange eine verlorene Tochter des deutschen Mutterlandes!

„Gieb noch 'mal her den Brauneberger,
Mein Moselblondchen — ja, ganz süffig!
Ein saubres Weinchen, glatt und schliffig,
Doch mehr Charakter, Kind! mehr Geist!
Den Du doch sonst zu zeigen weißt."

So redet bei Julius Wolff („Till Eulenspiegel") der Vater Rhein das süffige „Moselblümchen" an, und es entschuldigt sich wegen seiner Säure. Darauf antwortet der Ströme König:

„Von Dir ein leichtes Räuschchen wirft",
Lacht Vater Rhein, „nicht unter'n Tisch,
Wer Dich aus grünem Römer schlürft,
Der bleibt gesund, als wie ein Fisch."

Und voll Begeisterung preist auch Wolfgang Müller („Rheinfahrt") die Lieblichkeit und Blume des Moselweins. Nur sind dem durstigen die Schöppchen gar zu klein. Deßhalb nennt sie der Volksmund: „Miseräbelchen", und über ihre Entstehung singt uns Simrock eine sehr launige Ballade. Danach sandte einst unser Herr wegmüde und durstig St. Petrus zu Thal, ihm einen frischen Trunk zu holen. Der

Digitized by Google

Apostel kehrt mit einem hölzernen Becher voll Moselweins zurück, kann aber nicht widerstehen, unterwegs davon zu nippen. Damit nun sein Herr nichts von seiner Naschhaftigkeit merken solle, schneidet er den Rand des hölzernen Bechers ab. Dies wiederholt sich noch ein paar Mal, bis er schließlich dem Heiland kaum einen Fingerhut voll Weines bringt. Zornig soll dieser darauf gerufen haben: „Was für ein Miseräbelchen bringst Du mir da?!" Drum werden noch heute im Moselland:

„Die Schoppen Miseräbelchen genannt:
So klein sie sind, laßt sie uns leeren
Ihrem Erfinder St. Peter zu Ehren!"

Nicht minder zu verachten sind die Saar- und Ahrweine. Feiert doch namentlich letzteren Hermann Grieben mit folgender begeisterten Dithyrambe:

„Bei Walporzheim, am Gehänge der Schlucht,
Gott segne das feurige Jahr!
Da wächst St. Peters köstliche Frucht,
Die feurigste Traube der Ahr.
Und jeder, der munter das Thal durchwallt,
Kehrt gern bei dem Heiligen ein,
Der schänkt ihm in unverfälschter Gestalt
Die würzige Labe für jung und alt,
Den dunkelrothen Wein.

Doch damit haben wir schon das Eden Gottes, den gesegneten Rheingau passirt; am rechten Ufer des Stromes zwischen Biebrich und Lorch da wachsen unsere besten Reben.

„Seht, welch ein duftig blüh'nder Rebengarten
Ist rings des Rheines grünes Uferland!
Die Burgen selbst, der Vorwelt morsche Warten
Umflicht das ewig schöne Rebenband."

(O. Roquette.)

Wie süße Melodien, wie feierliches Glockengeläute tönen uns hier die klangvollen Namen entgegen: Erbach, Rauenthal, Johannisberg, Markobrunn, Rüdesheim, Geisenheim, Scharlachberg, Aßmannshausen und andere:

„Wie Stern an Stern, so reiht sich dort
In Hügelketten Ort an Ort,
An jedem Ort ein neuer Wein,
Hier goldig, dort im Purpurschein,
Man wandert aus, man wandert ein,
Man glaubt im Himmel gar zu sein." (O. Roquette.)

Wie heimisch klingen einem die -heimer und -hauser von hüben und drüben, das Ingelheim, Hattenheim, Geisenheim, Rüdesheim und Aßmannshausen! Recht launig hat dies Ferd. Hey'l in einem Liedchen besungen:

„Drei Zecher zechten in Hattenheim;
Ihr Brüder genug! Jetzt ziehen wir heim!
So sagte der erste. Der zweite sprach: „Heim?
Wohlan! Dann zieh'n wir nach Geisenheim!"
Und als sie zechten in Geisenheim,
Begann der zweite: „Ihr Zecher kommt heim!"

Digitized by Google

„Wahrhaftig, wir müssen nach Rüdesheim!“
Vollendet der dritte den meinigen Reim,
Und wandernd von einem zum andern Heim,
Sie kamen nach Haus nicht, wohl aber nach — heim!“

Schließlich werden sie wohl auch nach Hause gekommen sein — aber fragt mich nur nicht, wie? — Je nun, etwas erschöpft und erhitzt jedenfalls! Das macht der heiße Kampf, den die ihrer Leistungsfähigkeit bewußten Streiter zu bestehen hatten. Das macht die echt germanische Beharrlichkeit, von der schon unsere Vorfahren Proben abgelegt, wie Scheffel singt:

„Die alten Deutschen, die wohnten zu beiden Ufern des Rheins,
Sie lagen auf Bärenhäuten und tranken immer noch eins!“

Wer wollte es darum dem deutschen, vom Durste geplagten Wanderer verdenken, seinen Muth und seine Stärke hier im Weingau zu erproben?

„Dort giebt's, ihr könnt es glauben,
Viel Bestien ungeschlacht!
Und ich muß auf- und abwärts zieh'n,
Die Unthier' zu bekämpfen
Als treuer Paladin!“

singt Wolfgang Müller und wen meint er mit den Bestien? Das sind die wilden Thiere alle auf den Wirthsschildern. Da ist der „goldene Löwe“, „Der Bär“, das „Wilde Schwein“, „Der Hirsch“, „Der Adler“, „Der Schwan“ und zuletzt „Der Riese“. Sie alle fordern zum wilden Strauß heraus:

„Von Basel bis nach Köllen
Was ich Gefahr bestand!
Ein Gang durch alle Höllen
Giebt nicht so heißen Brand.
Und was ich dort von Durste litt,
Das läßt sich gar nicht sagen,
Ich litt auf Schritt und Tritt.“

Auf einem edleren Bilde beruht der Vergleich des Rheinweins mit einem goldhell leuchtenden Ritter, der zum Kampfe herausfordert. So besingt ihn Geibel mit folgenden Versen:

„In goldener Rüstung geht der Gesell,
Das funkelt so hell,
Und ob ihm auch mancher zum Kampf sich gestellt,
Weiß keinen, den er nicht endlich gefällt;
Er machte schier allen zu schaffen
Mit seinen feurigen Waffen.“

Und wie herrlich malt er den Winzerjubel bei der Geburt des Helden:

„Er kam zur Welt auf sonnigem Stein
Hoch über dem Rhein,
Und wie er geboren, da jauchzt überall
Im Lande Trompeten- und Paukenschall,
Da wehten mit lustigen Flügeln
Die Fahnen von Burgen und Hügeln.“

Digitized by Google

Recht anschaulich hat uns Ferd. Hey'l in einer Skizze „Die Weinlese am Rhein" beschrieben und in poetischem Gewande Wolfg. Müller in seiner „Maikönigin", speziell das Weinbergsrecht, wonach ein Bursche ein Mädchen küssen darf, das bei der Lese eine Traube übersehen hat.

Wo aber giebt es nun den besten Wein? Ja, darauf ist schwer zu antworten. Nach Simrocks launiger Ballade: „Rheingauer Maigeläute" hört man dies am Klang der Glocken:

„Ich mag kein solch Gebämpel,
Der Ton sei voll und rein.
Gebämpel giebt den Stempel
Geringen Bämpelwein,
Ihr habt nicht rechte Glocken,
Drum muß das Wachsthum stocken.
Es sind nur schlechte Schellen,
Die in die Ohren gellen.
Fort! seh' mich nicht einmal um:
Vinum malum, vinum malum!

Komm' mit, im Sonnenschein
Liegt dort ein Glockenhaus,
Und überall zum Weine
Läd't Dich ein grüner Strauß,
Da ist ein Maigeläute,
Das oft mein Herz erfreute.
Du wirst Dich hingewöhnen,
Hörst Du die Glocken tönen,
Stets wechselt Ton mit Ton um:
Bonum vinum, vinum bonum!"

Aehnlich Emil Rittershaus in seinen „Rheingauer Glocken":

„Doch wo die Rebe schlecht gedeiht,
Muß man die Aepfel pressen,
Da wird gar klein die Seligkeit
Dem Zecher zugemessen.
Der Trank ist matt, das Geld ist rar,
Man spart an Glock' und Klöppel,
Und von dem Thurm hört immerdar
Man eins nur: Aeppel päppel,
Aeppel päppel, Aeppel päppel!"

So ist es denn auch nur zu verstehen, wenn ein Pfarrer, der, weil er mehr im Weinkeller als in der Kirche zu finden war, in einen minder weingesegneten Ort versetzt worden, demüthig um Rückversetzung bittet und als Hauptgrund seines jetzigen Mißbehagens angiebt, daß er das „Geläute" seiner derzeitigen Pfarrkirche nicht vertragen könne.

„Guter Wein lehrt aber auch gut Latein", wie Simrock launig besingt. Danach antworten die Gäste einem Pastor, ob ihnen der Wein nicht munde:

„Vinus bonus, bonus vinus."

Das geht denn doch dem guten Lateiner wider die Haare. Gleich läßt er einen besseren Wein kommen. Schnalzend mit der Zunge prüfen die Gäste und sagen: „Bonus vinum!" Das klingt schon besser, ist aber immer noch nicht der rechte. Da läßt der lächelnde Pfaffe seinen Besten holen und unisono rufen die frohen Gäste:

„Herr Pastor, ja, Herr Pastor,
Das ist ein Magenpflaster:
Bonum vinum, bonum vinum
Dieser lehrt auch gut latinum!"

Welche Gefahren diese vortrefflichen „geistlichen Getränke" den Herren Geistlichen bringen, davon handelt eine launige Ballade Kaufmanns; wonach der Abt zu Fulda zur Visitation auf Kloster Johannis-

Digitized by Google

berg kommt und keiner der Mönche sein Brevier bei sich hat. Als es aber nachher ans Trinken geht und der Abt einen Korkzieher verlangt, da zieht jeder der wackeren Mönche einen aus der Tasche.

Kein Wunder! Wächst doch hier auf Schloß Johannisberg ein Wein, der nach der Ansicht der meisten Kenner für den besten gilt. Darum singt der wandersfrohe Zecher bei O. Roquette im Rheingau folgendermaßen:

„Das war zu Aßmannshausen
Wohl an dem grünen Rhein,
Da zog ich frisch und wohlgemuth
Zum alten Thor hinein.
Zu Aßmannshausen wächst ein Wein,
Ich meint', das müßt der beste sein
Der Aßmannshäuser Wein.

Und als ich kam zum Niederwald,
Da sah ich Rüdesheim,
Da war's so lustig und so schön,
Ich meint', ich wär' daheim.
Zu Rüdesheim da wächst ein Wein,
Ich meint', das müßt' der beste sein
Der Wein von Rüdesheim.

Und weiter ging's nach Geisenheim,
Da baut' ich Hütten gern.
Doch schon erglänzt Johannisberg,
O, aller Sterne Stern!
Ja tröste Dich, Du armer Wicht,
Johannisberger schenkt man nicht,
Als nur besterntem Herrn!"

Ja, warum denn? — Sehr einfach, weil die besten Edelsorten für den Besitzer, den Fürsten Metternich, theils zum eigenen Gebrauch, theils für Geschenke an befreundete Höfe reservirt werden und auch die geringeren Sorten so theuer sind, daß nur wenig Sterbliche sich diesen Göttergenuß verschaffen können. Darum erkennt auch bei Julius Wolff (Till Eulenspiegel) Vater Rhein bei der Weinprobe diesem Nektar den Preis zu:

„Der Vater Rhein nahm den Pokal
Und trank, trank wieder, trank nochmal:
„Est, Bruder! — Est, est! — Est, est, est!
Wenn Ihr noch hundert Jahr so lest,
Sind, Mönch, in dies' und jenem Leben
Die schwersten Sünden euch vergeben."

In seiner poetischen „Rheinfahrt", in der der Sänger den Kampf mit den edlen Rheinweinrittern aufnehmen will, schildert ihn Wolfgang Müller mit folgenden Versen:

„Held von Johannisberg! Apostelgleich
Kommt er, ein Söhnungsbote, hergeschritten,
Ein Insaß aus dem tausendjähr'gen Reich
Mit ew'ger Stärke, wunderbaren Sitten.
Sein göttlich Auge strahlt so mild und stark!
Vom Jünger, der für Liebe nur gestritten,
Trägt er den Namen. Ha, mir glüht das Mark!"

Digitized by Google

Mit ihm um die Palme streitet der bei Hallgarten und Hattenheim gedeihende **Steinberger** in den poetischen Geländen „Rosengarten", „goldener Becher" u. a. Ihn charakterisirt unser Dichter wie folgt:

„. . . . Seht im Herzogsglanz;
Rückt der von Steinberg an, bewußt, bedächtig;
Den Helm umblüht ein stolzer Siegeskranz,
Sein Wesen ist wie eines Fürsten prächtig,
Sein Wort erklingt, als ob er stets gesiegt,
Sein Auge glühet herrschend, dunkel, nächtig."

Würdig ihnen zur Seite reiht sich der kräftige blumige **Rauenthaler**, der dritte im Bunde der edlen Rieslinge. Doch wir halten es mit dem goldenfunkelnden Feuerwein, dem Rüdesheimer Berg, den der Dichter also begrüßt:

„Von Rüdesheim ist's der berühmte Ritter;
Ich weiß, er rang zu Boden manchen Mann,
Der mächtig schlug den Degen und die Zither.
Gott! welche wilde, starke Feuerglut!"

Doch wer zählt die Ritter, nennt die Namen? — Da ist noch der edle Gräfenberger in der Nähe von Kiedrich und der blumige **Markobrunner**, den Julius Wolff besingt, wie folgt:

„Ja, wunderbar ist Dein Bouquet!
Und dabei mild und voll und fett,
Wie Feuer glüht's in Deinem Weine."

Und Wolfgang Müller charakterisirt ihn also:

„Ein Minnesänger, recht ein Hochhinaus,
Er scheint verliebt dazu bis an die Ohren;
So duft'ge Redensarten hört' ich nie."

Und nun laßt uns zu Aßmannshausen in der „Krone", dem Tusculum der berühmtesten deutschen Künstler und Gelehrten, vor Anker gehen und auch daneben das kleine, mit dichter Gartenlaube geschmückte Häuschen besuchen, darin die edle Seele des freiheitglühenden Sängers der Revolutionsjahre geathmet und gedichtet. In der „Krone" schrieb er die Schlußverse zu seinem „Glaubensbekenntniß":

„Zu Aßmannshausen in der Kron',
Wo mancher Durst'ge schon gezecht,
Da macht' ich gegen eine Kron'
Dies Büchlein für den Druck zurecht.
Ich schrieb es ab bei Mondenschein,
Weinlaub ums Haus und saft'ge Reiser,
Drum, wollt Ihr echte Täufer sein,
Tauft's 44er Aßmannshäuser!" (Freiligrath.)

Hier laßt uns zum Andenken eines der wackersten deutschen Sänger und Freiheitskämpfer vom edelsten rothen Rebenblut trinken und libiren zum Symbol des kostbaren Blutes, das unsere besten Volksmänner zu opfern bereit am Altare des Vaterlandes!

Aber gegenüber in Bingen wächst auch noch ein gutes Tröpfchen, der **Scharlachberger**. Heißt es doch in dem gelungenen Gedichte Kobells mit komischem Nationalstolz:

Digitized by Google

„Die herrlisch't Gegend am ganze Rhei'(n)
Des is die Gegend vun Binge',
Es wächst der allerbesch'te Wei(n),
Der Scharlach wächst bei Binge."

Noch gar manche edle Herren könnten wir im Rheingau nennen; doch wir würden nicht zu Ende kommen. Einen aber wollen wir nicht vergessen, den edlen „Rothspohn" drüben auf der Seite, wo einst auf hundert marmornen Säulen bei Ingelheim der Palast Kaiser Karls des Großen gestanden. Hat er doch ganz besonders den edlen Weinbau gefördert; drum laßt uns zu seinem Preise das Loblied Schlegels anstimmen:

„Es lebe Karl der Große,
Ein echter deutscher Mann,
Und jeder Deutsche stoße
Mit seinem Becher an . . .

Den edlen Ingelheimer
Zog er bei seinem Schloß,
Wovon schon mancher einer
Die Kehl' uns niederfloß."

Und nun zum Schluß noch einen, eigentlich einen Mainwein, aber ebendeßhalb noch ein Reinwein! Ich meine den Hochheimer, einen vollen, kräftigen, dunkelgelben Feuerwein, dessen Edelgewächs wegen seiner Lage bei der Kirche „Dombechant" genannt wird. Hören wir den Dichter:

„ . . . Ein Priester ist's!" — hör' ich den Schänken raunen —
Als Dombechant, so rückt er in das Feld,
Man sagt, er ist ein Pfaff' von prächt'gen Launen
Und wie er scharf die gold'ne Klinge führt,
Wer will die Fechterkünste nicht bestaunen?
Nie hab' ich so des Krummstabs Macht gespürt.
Hätt' ich mich erst des Teufelskerls entledigt!
Ich gebe gern den Preis, wem Preis gebührt,
Niemals noch hört' ich solche gute Predigt!"

Recht launig fährt bei Julius Wolff (Eulenspiegel) „Vater Rhein" den „rothnäsigen Pfaffen" an und in Mainz trinkt Wolfgang Müller von ihm auf „Rheinlands holde Frauen!"

Gar manchen lustigen Schwank erzählt man sich noch am Rheine von weinliebenden Mönchen und gewaltigen Helden im Trinken. Wer kennt nicht die artige Geschichte von den zwei Weinkennern im Eberbacher Keller? Das waren der Kellermeister und der Koch „zwei Männlein rund und frumm", wie Emil Rittershaus so launig besingt, die nach Wein und Braten rochen, während der Abt duftete wie ein Weihrauchfaß. Diese beiden würdigen Herren sorgten treu für ihr geistliches Oberhaupt, aber ein Fäßchen des edelsten Rebenblutes verwahrten sie für sich. Trotz des feinen Aromas behauptet der Koch, der Wein röche nach Leder, der Kellermeister aber, mit der Zunge schnalzend, sagte: „Der Wein schmeckt nach Eisen!" Doch unverdrossen tranken sie weiter bis das Faß leer war. Und was fand sich da auf dem Grunde? Ein Schlüsselchen mit einem Lederriemen! So hatten sie beide recht. Da versenkten sie den Höllenschlüssel tief im

Digitized by Google

Rhein. Doch, meint der Dichter, in gar manchem Wein, da liegt der Höllenschlüssel noch darein.

„Dies Stücklein fiel dem Sänger ein,
Als man bewirthet ihn mit Wein,
Auf welchem „Eberbacher" stand,
Zu Leipzig war's, im Sachsenland!"

Recht nett hat dies auch Ferd. Hey'l verewigt in seiner Skizze: „Die heiligen Hallen des Rheinweins."

Und wer kennt nicht die humoristische Ballade von G. Pfarrius: „Der Trunk aus dem Stiefel." Danach erwarb sich der Ritter Boos von Waldeck durch einen Trunk aus einem Kurierstiefel voll Weines das Anrecht auf Hüffelsheim. Daher mag wohl auch die Redensart stammen: „Der kann einen Stiefel vertragen!" Gab doch auch der Kaiser Wenzel seine Krone billig gegen ein Faß Bacharacher Muskateller:

„Der Wein ist mehr als Kronen werth;
Das hat ein Kaiser mich gelehrt
Beim Königsstuhl zu Rheuse",

singt Drimborn.

Doch haben wir so die Magna Charta des Rheins durchgekostet und sind des süßen Gottes voll, mit wem wollen wir beschließen?

Ich nehme an, meine weinliebenden Leser haben mich nicht bloß des edlen Nektars wegen in das gesegnete Rheingau begleitet. Ragt doch jetzt hoch oben auf dem Niederwald als Malzeichen deutschen Ruhmes und deutscher Ehre das Meisterwerk eines unserer bedeutendsten jetzt lebenden Künstler, die siegreiche Germania mit dem Schwert bei Fuße als Bürgschaft schwererkauften, aber dauernden Friedens und in der Rechten hochemporhaltend als kostbaren Schlachtenpreis, die wieder geborene deutsche Kaiserkrone. O, dreimal glücklich und selig, Du jetzt lebendes Geschlecht, daß Du diesen Ehrentag erlebt, davon man noch singen und sagen wird nach Tausenden von Jahren! Darum zieht es alljährlich unzählige von frohen Menschenkindern hinauf zu der Ehrenstätte deutscher Nation, zugleich dem Wonnegarten der Schöpfung. Mit trunkenen Blicken schweift das beglückte Auge hinab in die weiten fruchtbaren Gelände, die der mannhafte deutsche Arm so tapfer beschützt vor den welschen Eroberungsgelüsten.

„Wie strahlt vom Niederwald der rhein'sche Gau,
Daß selbst ein Engel seinen Segen priese!
Ihr glaubt nicht mehr vor dieser mächt'gen Schau
Die Sage vom verlornen Paradiese.
Und strahlt euch auch der Erde hellster Glanz,
Nie saht ihr Lande heller noch als diese
Im Sommertage blüh'n. Den Blütenkranz,
Den rings die Landschaft beut, sucht ihr vergebens:
Dem Dichter glaubt, hier sprießet voll und ganz
Zu seiner Herrlichkeit der Baum des Lebens!
Denn auf den milden Sonnenhügeln steh'n
Die würzigsten, die allerbesten Reben.
Ihr mögt nach Hellas, Welschland, Frankreich geh'n,
Duftreicher wird kein Freund den Wein euch geben.
Bei diesem Schmuck in Berg und Strom und Flur,
Wie treibet Flut auf Fluten hier das Leben,
Es ist, als staunte selbst sich an Natur!" (Wolfg. Müller.)

Digitized by Google

Gedenken wir dann am Standbilde der Germania der ruhmvollen Kämpfe unserer wackeren Brüder, die ihr Blut zum Schutze der Perle unseres Vaterlandes geweiht und uns den Frieden erkauft, dann stimmen wir in die Verse des patriotischen Dichters Emil Rittershaus ein:

„. . . In blut'gen Schlachten suchen nicht
Wir Segen und Gewinn!
Nicht späht das Aug' nach Beute aus,
Von Ruhmbegier umstrickt;
Wir freu'n uns, wenn ob unserm Haus
Die fromme Palme nickt.
Doch wenn ein Feind den Krieg begehrt
In frechem Uebermuth,
Noch scharfgeschliffen ist das Schwert,
Das in der Scheide ruht,
Und kriegsgeübt ist noch die Hand
In wucht'gem Hieb und Stoß!
Für unser deutsches Vaterland
Kein Opfer ist zu groß!"

Mit diesem Schwur fürs deutsche Vaterland laßt uns durch die Rebengelände hinabpilgern oder mit der aussichtsreichen Zahnradbahn hinabfahren in das weinberühmte Rüdesheim und haben wir der historisch gewordenen Drosselgasse, wo es unmöglich ist, den Riesendurst zu erdrosseln, einen Besuch abgestattet, dann laßt uns mit unseren Lieben eine jener lauschigen Rebenlauben aufsuchen und mit Rittershaus singen:

„Schenkt ein den Saft der Trauben,
Des Rheingaus goldnen Schatz!
In grünen Rebenlauben,
Da ist der schönste Platz!
Ein wundersames Klingen
Durch Thal und Hügel zieht;
Des Stromes Wogen singen
Den Chor zu meinem Lied.
Bei Sang und Kuß und Reben
Erblüht uns Seligsein!
Will zechen, lieben, leben
Am Rhein, am deutschen Rhein!"

Ja, dort laßt uns sitzen, träumen und schwärmen und beim goldenfunkelnden Rüdesheimer alles besingen, was uns lieb und theuer ist.

Ist dann der glühende Sonnenball hinter den dunkelvioletten und rothbraunen Bergen verglommen, so lauschen wir dem geheimnißvollen Rauschen der Wogen und saugen die erfrischende Wasserbrise mit dem Dufte der Rebenhügel ein.

„Bei Rüdesheim, da funkelt der Mond ins Wasser hinein
Und baut eine goldene Brücke, wohl über den grünen Rhein."

Dann erscheinen uns noch einmal all' die hehren Gestalten deutscher Sage, und hinter dem Schatten des großen Karl, der herüberwallt, seine Trauben zu segnen, wandelt die stattliche Reihe der deutschen Kaiser, zuletzt Barbablanca, der wiedergeborene Barbarossa. Und wir erblicken, wie in einem goldenen See auf dem Grunde unseres Pokals all' die treuen Bilder unserer Lieben in der deutschen Heimat,

Digitized by Google

„Vor allem aber das Bild der Geliebten
Das Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund.“

Man halte es darum nicht für materiell, wenn wir uns beim Genusse der edlen Gottesgabe zuletzt noch des feurigen Rheinweinliedes eines unserer wackersten Patrioten, Georg Herweghs, erinnern und begeistert in den Refrain mit einstimmen:

„Stoßt an, stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!“

Digitized by Google

Feuerbach über ihn schreiben: „Er ist liebenswürdig als Mensch und hat einen hellen Kopf mit vielen gründlichen Kenntnissen.“ Kurze Zeit später finden wir Ludwig auf der Hochschule zu Göttingen, wo er einer der eifrigsten Besucher der Vorlesungen war, so daß ihm fünfzig Jahre später die dortige philosophische Fakultät das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie übersandte, „da kein Fürst jemals die Würde des königlichen Namens durch liebevollere Fürsorge für Kunst und Wissenschaft verherrlichte.“ Während er in der Studirzeit im leutseligsten Verkehr mit seinen studentischen Genossen stand, benutzte er die Ferien, um in den norddeutschen Hauptstädten die Denkmale der Kunst und des Alterthums zu studiren. Seit dem Jahre 1806 datirt ein lebhafter Verkehr zwischen dem Kurprinzen und dem ersten bedeutenden deutschen Geschichtsschreiber Johannes Müller, dessen Werken Ludwig während seines ganzen Lebens die höchste Verehrung zollte. Nach Beendigung der Universitätsstudien ließ er sich vor allem in griechischer Geschichte und Literatur unterrichten, las lateinische Klassiker und blieb auch sein langes Leben hindurch stets ein eifriger Freund klassischer Lektüre; Herodot und Homer waren seine vertrauten Freunde, mit denen er täglich verkehrte. Später als König äußerte er einmal: „Sonst habe ich zwei, drei Stunden täglich griechisch gelesen. Sie haben es mir übel genommen. Hätte ich noch einmal so viele Zeit am Spieltische zugebracht, das wäre in der Ordnung gewesen, aber zwei Stunden lang Homer und Thukydides lesen, das war ein unverzeihliches Betragen.“ Manche Mußestunde widmete er auch der Lektüre der deutschen Dichter, Schiller und Goethe galten ihm als die Dichterfürsten. Zu Goethe trat er als König in ein inniges Verhältniß, hinsichtlich Schillers konnte er nur die schöne, ihn ehrende Aeußerung thun, daß er nur deßhalb gewünscht habe, früher auf den Thron zu gelangen, um seinem Lieblingsdichter eine sorgenfreie Existenz und die Mittel zu einem längeren Aufenthalt in Italien bieten zu können. Dieses Italien stand dem jungen Prinzen schon lange als gelobtes Land vor Augen, und kaum großjährig geworden, trat er im Jahre 1804 die erste Reise dahin an, die für seine eigene geistige Entwickelung, wie für die durch ihn ins Werk gesetzte Neubelebung deutscher Kunst eine entscheidende Bedeutung gewinnen sollte. Ludwig selbst war sich dessen wohl bewußt, wenn er in einem Gedichte „vor Canovas Hebe zu Venedig“ sagt:

„Was für ein Zauber hält mich hier gefangen!
In mir ein wonnig, ein gespürtes Regen,
Durchdrungen plötzlich von der Weihe Segen,
Der Sinn für Kunst war in mir aufgegangen.“

Weite Strecken legte der Prinz, der am Reiten, Jagen und sonstigen noblen Passionen kein Vergnügen fand, aber ein rüstiger Wanderer war, zu Fuße zurück, um in irgend einer Kleinstadt ein Denkmal der Kunst oder eine schöne Ruine zu besichtigen und zugleich mit der Landbevölkerung in nähere Berührung zu kommen. Den Mittelpunkt seines Interesses aber bildete Rom und hier in der Erinnerung einer großen Vergangenheit scheint das Bewußtsein der kleinen Gegenwart seines eigenen Vaterlandes und des deutschen Volkes zum ersten Mal

Digitized by Google

empor. Wenn München und mit ihm ganz Bayern in diesem Jahre den hundertjährigen Geburtstag seines verstorbenen Herrschers mit glänzenden Festlichkeiten und gemeinsamer Freude feierlich begeht, so ist das ein schönes Zeichen, daß allmählich die Ueberzeugung immer mehr Platz greift, welche die „Allgemeine Zeitung" in einem Nachruf beim Tode des Königs aussprach: „Es war ein großer König, der von uns geschieden ist, ein Fürst, der großes gewollt und großes vollführt hat, und den nicht nur die Geschichte Bayerns, sondern auch die Geschichte unseres deutschen Vaterlandes zu den größten Männern dieses Jahrhunderts zählen wird." Und zugleich ist dieses Erinnerungsfest nur ein erster geringer Zoll der Dankbarkeit, den das Volk seinem Todten schuldet und jetzt abzutragen beginnt, wie man ja stets den Werth eines Kleinods erst zu würdigen pflegt, wenn man es verloren hat und schmerzlich vermißt. Gewiß aber ist es nicht nur Bayern, das heute dankbar eines großen Mannes gedenken soll, es ist Deutschland, das in ihm einen Deutschen zu ehren hat, denn heute spielen wir in unserem mächtigen Vaterlande nicht mehr die feindlichen Brüder, wir sind zu einer großen, mächtigen Familie geworden und in einem aus ihr, sei er welchen Stammes immer, ehren wir sie selbst und uns alle und tragen damit zugleich eine Nationalschuld, wenn auch ein wenig spät, ab.

In deutschem Lande und doch auf fremdem Grund und Boden, ward Ludwig am 25. August 1786 in Straßburg im Zweibrücker Hof, einem stattlichen Palaste am Broglieplatz, als erster Sohn des Herzogs Maximilian von Pfalz-Zweibrücken, des nachmaligen ersten Königs von Bayern geboren, der hier als Oberst des Regiments d'Alsace wohnte. Ludwigs Geburt sicherte die Zukunft des Fürstenhauses; doch eine vielbewegte Jugend war dem jungen Prinzen beschieden. Als im Jahre 1789 ein Aufstand des Jakobinerklubs in Straßburg ausbrach, mußte sein Vater die Stadt verlassen und ließ sich nach wechselndem Aufenthalt in Mannheim nieder. Hier vergingen des Prinzen Knabenjahre in der idyllischen Ruhe des Schwetzinger Parks. Doch schon 1792, als die barbarischen Horden der Franzosen die Pfalz verwüsteten, mußte die herzogliche Familie abermals flüchten und begab sich nach Darmstadt, dann nach Neckar-Elz und Rohrbach an der Bergstraße. Ein einfacher Landpfarrer und ein Lehrer des Staatsrechts leiteten den ersten Unterricht des jungen Prinzen, dessen von ihm innig geliebte Mutter früh gestorben war.

Als im Jahre 1799 Herzog Max auf den erledigten bayerisch-pfälzischen Kurstuhl gelangte, zog Ludwig als Kurprinz mit dem Vater in die Landeshauptstadt München, die später der Hauptschauplatz seines großartigen Schaffens werden sollte, ein. Aber noch einmal mußte er mit seinen Geschwistern flüchten, als die mit den Oesterreichern verbundenen Bayern von den rasch und siegreich vordringenden Franzosen geschlagen waren, und diese im Jahre 1800 in München einrückten. Erst ein Jahr später konnte die Familie zurückkehren, und im Jahre 1803 bezog der Kurprinz die Landesuniversität Landshut, die sein Vater von Ingolstadt hierher verlegt hatte. Unter dem Einfluß des Moralphilosophen Sailer machte die geistige Entwickelung des Prinzen rasche Fortschritte, und schon damals konnte

Digitized by Google

bindung. Diesem, nicht dem König selbst, ist auch die etwas wunderliche Auswahl der nachmals in der Walhalla aufgestellten Büsten zuzuschreiben; Ludwig ließ sich von ihm eine Liste der berühmtesten Männer aufsetzen und glaubte dem Urtheile des Historikers unbedingt gerecht werden zu müssen. Mit der ihm eigenen Raschheit bei Ausführung einmal gefaßter Beschlüsse, begann er sofort bei Rauch, den beiden Schadows, Tieck und Wichmann Büsten deutscher Geistesheroen zu bestellen, Beweis genug, daß er in der traurigsten Zeit keinen Augenblick an der Kraft und ruhmreichen Zukunft des deutschen Volkes zweifelte.

Der wieder ausbrechende Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich führte Ludwig abermals, zur Behauptung Tirols, das Napoleon, nur historischen Erinnerungen folgend, seinem wahren Mutterlande Bayern zurückgegeben hatte, ins Feld; sein Herz aber war auf Seiten der aufständischen Tiroler und nach Niederwerfung des Aufstandes besuchte er Andreas Hofers Haus in Passeyer, sprach seinem Weib und seinen Kindern Trost zu und beklagte das unglückliche Opfer des Aufstands. In diese schwere Zeit fiel Ludwigs Vermälung mit der Prinzessin Therese von Hildburghausen, ein Jubeltag, der noch heute als Oktoberfest fortlebend, alljährlich gewaltige Volksmassen aus ganz Bayern auf der Theresienwiese bei München zusammenströmen läßt. Im Jahre 1811 ward ihm der erste Sohn geboren, während er jetzt als Gouverneur des Inn- und Salzachkreises, abwechselnd in Innsbruck und Salzburg residirte. Seine Abneigung gegen die Politik des Vaters und der Haß gegen Napoleon wuchsen inzwischen immer mehr, die bayerischen Truppen, die an Napoleons Seite nach Rußland ins Verderben zogen, begleitete er nicht; mehrfach zogen ihm seine heftigen und unvorsichtigen Auslassungen gegen Napoleon, dem er schon lange ein Dorn im Auge gewesen, ernste Vorstellungen seines Vaters zu. Als endlich der heilige Kampf des Jahres 1813 kam, da konnte er sich nicht enthalten, an Preußen die begeisterten Strophen zu richten:

„Einzig Dein Friedrich war, einzig bist Preußen, nun Du,
Unvergleichbar glänzest für ewig Du in der Geschichte,
Preußen! Dein Name läßt denken das Herrlichste nur!"

Bald kehrten sich nun auch Bayerns Waffen, mit dem übrigen Deutschland vereint, gegen den Erbfeind und Ludwig ließ die Leipziger Schlacht in Salzburg auf die glänzendste Weise feiern, er ließ die Kämpfe der Bayern bei Brienne, Laon und Arcis sur Aube sogleich durch den Schlachtenmaler Kobell darstellen; sein Herzenswunsch, die Truppen nach Frankreich zu begleiten, aber ward ihm von dem Vater abgeschlagen. Erst 1815 durfte er mit ausziehen; er trug auf diesem Feldzuge die Gedichte Körners bei sich. Allein die Bayern nahmen an der Entscheidungsschlacht von Waterloo keinen Theil, Ludwig konnte auf die Siegesnachricht nur sogleich an Rauch den Auftrag ertheilen, die Büste Blüchers für Walhalla zu fertigen.

Wenn wir uns bisher mit der Jugend Ludwigs und dem Fühlen und Handeln des Kurprinzen eingehender beschäftigt haben, so geschah das, weil aus dem Werden am besten das Gewordene zu verstehen ist und uns die Person des nachmaligen Königs viel näher

Digitized by Google

tritt, nachdem wir auf diese Weise einen Blick auf seine geistige Entwickelung geworfen und zugleich die treue, deutsche, echt patriotische Gesinnung des Prinzen kennen gelernt haben. Im folgenden können wir uns kürzer fassen und rascher über die Ereignisse hinweggehen, sofern sie nicht geeignet sind, den Charakter Ludwigs in neuer Beleuchtung zu zeigen.

Beim zweiten Einmarsch der deutschen Truppen in Paris begleitete Ludwig seine Bayern und wirkte in Paris mit rastloser Energie an der Wiederauslieferung der geraubten Kunstschätze. In die Heimat zurückgekehrt, begab er sich, nachdem die bayerische Herrschaft in Tirol und Salzburg ihr Ende gefunden hatte, in den Jahren 1817 und 1820 von neuem nach Italien, wo jetzt in Rom die neue Kunst ihre Heimat gefunden hatte. Ludwig gesellte sich den Künstlern nicht nur als Fürst und Gönner zu, sondern als liebreicher Freund; die Künstler dankten ihm mit ungewöhnlicher Verehrung und warmer Hingebung. Allmählich war die Zahl der erworbenen Skulpturwerke beträchtlich gewachsen, freilich nicht mühelos, denn die über den Ankauf zwischen Wagner und dem König geführte Korrespondenz weist nicht weniger als 909 Briefe des ersteren, 554 von der Hand Ludwigs auf, und als der Fürst den jungen Baumeister Klenze kennen gelernt, ging er rasch daran, mit dessen Hilfe nun auch ein würdiges Gebäude für seine Kunstschätze zu schaffen. Schnell ward der Bau der edlen Tempelhalle in Angriff genommen und nach großen Geldopfern konnte im Jahre 1830 die Glyptothek dem Besuche des Publikums geöffnet werden.

Schon im Jahre 1825, als der „gute Vater" Max Joseph, von einem Ballfest heimgekehrt, an seinem 69. Namensfeste sanft entschlummert war, am 18. Oktober, hatte Ludwig den Königsthron von Bayern bestiegen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, auf so beschränktem Raume uns in eine ausführliche Schilderung der während der langen Regierungszeit des Königs sein Land durchwogenden Parteikämpfe einzulassen oder gar an der Regierungsthätigkeit Ludwigs Kritik üben zu wollen, zumal sich auch heute diese bewegte Zeit noch kaum in erkennbarer Helle übersehen läßt. Jedenfalls ist es nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, das schöne Wort, welches Ludwig in dem Gedichte „Königsgefühl" ausspricht, sei im ganzen und großen immer das Motto seines Herrscheramts gewesen:

> „Herrlich, über freies Volk zu walten,
> Nicht nach Willkür grenzenlos zu schalten,
> Sondern in den Schranken, die besteh'n,
> In dem Edelen sein Volk erhöh'n."

Vor allem strebte der König danach, die große Schuldenlast, die unter Max Joseph dem Staate aufgeladen war, zu tilgen, und wie er in seinen eigenen Angelegenheiten ein trefflicher Hauswirth war, so verwandte er besondere Sorge auf die Finanzverhältnisse des Staates, verringerte, wo es nur ging, die Ausgaben, besonders die auf die Armee bezüglichen, hob die kostspieligen Garden auf, da er die Grenadiere, diese „Schabenremisen", nicht leiden konnte, und erreichte durch diese Sparsamkeit in überraschend kurzer Zeit eine Hebung des Staats-

Digitized by Google

kredits. Bayern hatte durch seinen Minister Montgelas eine liberale Verfassung in französischem Geiste erhalten und Ludwig regierte zunächst in den Bahnen seines Vaters weiter; er wollte den Religionsgenossenschaften in seinem Lande gleiche Rechte gesichert wissen, betrieb selbst den Bau einer protestantischen Kirche in München und sorgte vor allem für die geistige Hebung seiner Hauptstadt, indem er im Jahre 1826 die Verlegung der Universität von Landshut nach München anordnete, eine seiner glücklichsten Thaten. Die bedeutendsten Lehrer, unter ihnen auch Schelling, wurden nach München berufen und im Eröffnungsjahre war die Zahl der Studirenden auf 1630 angewachsen, denen als Lehrgebäude vorläufig der Wilhelminische Palast überlassen ward, bis der König später durch Gärtner seiner Hochschule das jetzige Prachtgebäude am Nordausgang der Ludwigstraße erbauen ließ. Interessant ist die Antwort Ludwigs, die er in seiner drastischen Redeweise einer Deputation von Studenten, die ihm den Dank der Hochschule brachte, gab, und die zugleich zeigt, wie liberal er das bisher strengen Gesetzen unterworfene Leben der Studenten geregelt wissen wollte. Er sagte: „Ein vormaliger Studirender der Ludwigs-Maximilians-Universität dankt vielmals. Religion muß die Grundlage sein und durch das Leben geleiten. Bigotte und Obskuranten mag ich nicht, auch keine Kopfhänger. Die Jugend soll auf erlaubte Weise fröhlich sein. Raufereien dulde ich nicht. Kleiden können sich die Studirenden, wie sie wollen." Ludwig war überhaupt geradezu ein Gegner aller religiösen Kopfhängerei und von allem ultramontanen Zelotismus, besonders die Jesuiten waren ihm unleidlich; er sah richtig ein, daß sie nur ihres Ordens Zweck verfolgten und ihnen das Vaterland Nebensache sei. Gewiß bezeichnend für seine Denkungsart sind seine Worte: „Fromm sollen meine Bayern sein, aber keine Kopfhänger!" So trat er auch oft gegen die Unduldsamkeit der katholischen geistlichen Behörden energisch auf. In den ersten Jahren seiner Regierung suchte er auf häufigen Reisen sein Land und Volk kennen zu lernen. Daß er im August 1827 nach Weimar reiste, um Goethe kennen zu lernen, rief damals allgemeines Staunen hervor, denn der Besuch eines Königs bei einem Schriftsteller war etwas ganz neues. Er blieb einen ganzen Tag in Goethes Haus und Familie; beim Abschied überreichte er dem Dichter das Großkreuz seines Hausordens, um, wie er sagte „den Orden zu ehren". Wenige Jahre später, am Jahrestage der Leipziger Schlacht 1830, sah der König einen Lieblingsplan seiner Jugend in Erfüllung gehen. Nachdem schon 1821 Klenze mit dem Bauplan beauftragt war, wurde an diesem Tage auf dem Breuberg bei Donaustauf, unweit Regensburg, der Grundstein zur Walhalla gelegt. Der König begleitete die üblichen drei Hammerschläge mit den Worten: „Möchten in dieser sturmbewegten Zeit, fest, wie dieses Baues Steine vereinigt sein werden, alle Deutschen zusammenhalten!" Zwölf Jahre später öffneten sich die ehernen Thore des nun vollendeten herrlichen Ehrentempels und der König schritt mit großem Gefolge die majestätische Marmortreppe hinan. Walhalla sollte nach des Königs Wunsch vor allem zur Erstarkung deutschen Sinnes beitragen, und wer heute diese Halle der Ehre betritt, an der die drei Schwesterkünste in schaffendem Eifer sich über-

Digitized by Google

boten zu haben scheinen, wird gewiß nicht ohne ergreifenden Eindruck und bewußten Stolz von ihr aus über das weite, große, starke Deutschland blicken.

Der König hielt, was der Kronprinz in Italien versprochen hatte; er sammelte die bedeutendsten künstlerischen Talente um seinen Thron und ließ sie in harmonischer Thätigkeit zusammenwirken. Die Kunst galt ihm als edelstes Bildungsmittel, er hatte stets ihre erziehende Aufgabe im Auge. Deßhalb waren alle seine Unternehmungen für die Oeffentlichkeit berechnet und sollten der Gesammtheit des Volkes zugute kommen. Von den zahlreichen Künstlern, die sich um Ludwigs Thron schaarten, seien hier nur die bedeutendsten genannt, vor allem der große Cornelius, der unermüdlich schöpferische Schwanthaler, Schnorr, der 1825 zu einer Professur an die Münchener Akademie berufen ward, der anmuthige Künstler Stieler, der für die Residenz die Schönheitsgalerie malte, die talentvollen Brüder Heß, der Thiermaler Adam, der geniale Landschafter Rottmann, die Architekten Gärtner und Klenze, welch letzterer der Hauptrathgeber des Königs in allen künstlerischen Angelegenheiten wurde. Es entsprach nur dem phantastisch-sinnlichen Volkscharakter des Südens, wenn in München die Malerei bei weitem Berlin überflügelte, während dort auf dem Boden des strengen, kalten und verstandesmäßigen Protestantismus die Plastik einen höheren Aufschwung gewann. Die Künstler in München konnten kaum den sich überstürzenden Aufträgen des Königs, der, sobald er einen Plan in der Ausführung begriffen sah, sofort zur Verwirklichung eines neuen schritt, mit Anspannung aller Kräfte genüge leisten. Cornelius schmückte die Glyptothek mit seinen herrlichen Fresken und mußte die großen Altargemälde in der Ludwigskirche ausführen, Schnorr malte in der Residenz seine grandiosen Bilder aus der Nibelungensage, eine Schaar von Künstlern war beschäftigt die Arkaden des Hofgartens mit historischen Fresken auszustatten. Aus allen Ländern strömten die Künstler nach München und der König selbst kam fast alle Tage, um sich von dem Fortgang der Arbeiten zu überzeugen und sich mit den jungen Malern zu unterhalten. Als 1829 die Fresken im Hofgarten enthüllt wurden, gab er durchaus nicht zu, daß eine eigene Wache für die Gemälde aufgestellt werde. „Man muß“, sagte er, „ohne Mißtrauen den Gemeinsten im Volke an den Anblick des Schönen gewöhnen!“ Die Bemühungen Ludwigs, Thorwaldsen nach München zu ziehen, scheiterten leider. Aber nicht nur der Plastik und Malerei widmete er seine Aufmerksamkeit, er begünstigte jede Erfindung, die neue Pfade im Gebiete der Kunst einschlug.

Die Glasmalerei, die in Bayern im zehnten Jahrhundert geblüht, gewann jetzt in München wieder ihren alten Ruhm, die Porzellanmalerei ward durch Aufträge des Königs gehoben, vor allem aber die Erzgießerei begünstigt. Aus der großen, 1826 erbauten Erzgießerei, aus der nun auch unser großes Nationaldenkmal hervorgegangen ist, ward als erstes Experiment die Bildsäule Max Josephs geliefert, und als dieses vollkommen gelang, ward München in der Folgezeit mit einem Reichthum von Erzbildern, wie keine andere deutsche Stadt, man möchte sagen, überschwemmt. Mit solchen Denkmälern wurde von Ludwig fast jede bedeutende Stadt seines Landes bedacht, aber

Digitized by Google

sein Hauptinteresse blieb doch München zugewendet. Um den mittelalterlich engen Kern der Stadt schloß sich gleichsam wie ein Wunderbild aus der Erde wachsend eine ganz neue Stadt mit breiten Straßen, schattigen Promenaden, weiten Plätzen, prächtigen öffentlichen und geschmackvollen Privatgebäuden, Denkmälern und Brücken. Nachdem mit dem griechischen Tempel der Antikensammlung der Anfang zu einer Reihe der glänzendsten Bauten gemacht war, entstanden der prachtvolle Königsbau, die herrliche Pinakothek mit ihren reichen Gemäldeschätzen, das Odeon und die von hier ausgehende monumentale Ludwigstraße mit der Bibliothek, der Ludwigskirche, dem Prachtgebäude der Universität und zahlreichen Palästen. Allein nicht dauernd sollte sich der König ganz seiner segensreichen, friedlichen Thätigkeit hingeben dürfen. Nach den Juliustagen von 1830 war fast ganz Europa von der revolutionären Bewegung ergriffen. Bayern, obwohl es an dreizehn verschiedene deutsche Staaten grenzte, war bisher, da es sich geordneter staatlicher Zustände und einer liberalen Verfassung erfreute, von der Unruhe seiner Nachbarn nicht berührt worden. Erst in der Christnacht 1830, nachdem die Presse lange gehetzt hatte, kam es zum ersten Mal in München zu einem von Studenten erregten Skandal, der sich wie ein Vorspiel zu jenen Scenen, die später des Königs Abdankung herbeiführten, ausnimmt. Von jetzt an fing die Regierung an, die Freiheit der Presse zu beschränken, dem Ministerium Schenk folgte das Ministerium Wallerstein, Unruhen in der Pfalz und in Franken zogen in den folgenden Jahren eine Reihe von politischen Prozessen nach sich. Inzwischen hatten außer den heimischen Dingen noch fremde Angelegenheiten den König beschäftigt. Seine Begeisterung für das Hellenenthum und die klassische Zeit der Alten hatten ihn schon bei seiner Thronbesteigung den griechischen Aufstand gegen das Joch der Türken mit bedeutenden Geldopfern aus seiner Privatkasse unterstützen lassen. Viele bayerische Offiziere begaben sich mit des Königs Erlaubniß nach Griechenland, um am Freiheitskampfe theilzunehmen. Ludwig verfolgte ihre Schicksale mit eifrigster Theilnahme, wie viele Briefe seiner Hand an den Obersten Heydeck, den Führer jener Schaar, beweisen. Mehrere Söhne der griechischen Anführer, darunter denjenigen der Wittwe Bozzonis, ließ er in München auf seine Kosten erziehen, mit jugendlicher Begeisterung setzte er sich über die Mißgunst, die ihm von vielen Seiten entgegengebracht wurde, hinweg. Als endlich 1830 die Unabhängigkeit Griechenlands anerkannt war, wurde der zweite Sohn Ludwigs, Otto, als der würdigste erste König der Griechen erkannt. Ludwig wollte sich selbst in die Wahlangelegenheit nicht mischen, er hatte nur aus aufrichtiger und tief empfundener Sympathie für das Wohl Griechenlands gehandelt; als sich aber die Großmächte endgiltig für die Wahl Ottos entschieden, gab Ludwig seine Einwilligung. Im Jahre 1835 unternahm er eine Reise ins Land der Hellenen, um seinen Sohn in seinem neuen Reiche zu besuchen. Ueberall ward ihm der begeistertste Empfang zutheil, nur wollten die an Farbenpracht des Orients gewohnten Griechen zuerst kaum glauben, daß der schlichte Mann im grauen Rock ein König sei. In die Heimat zurückgekehrt, nahm ihn in den folgenden Jahren die eigene Regierungsthätigkeit, zumal er sich

Digitized by Google

mit peinlichster Genauigkeit um jedes Detail bekümmerte, fast ausschließlich in Anspruch, doch förderte er auch jetzt, wo er nur konnte, die schönen Künste im Lande. Vor allem war er es, der zugleich mit dem im Jahre 1840 auf den Thron gelangten und mit Ludwig geistig in mancher Hinsicht verwandten Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV., mit Begeisterung den Gedanken der Wiederherstellung des Doms zu Köln aufgriff. Er hielt die Vollendung desselben für eine Ehrensache der deutschen Fürsten, erließ einen eigenen Aufruf und unterstützte das patriotische Unternehmen auf alle Weise, wie er denn auch selbst als kostbares Geschenk die herrlichen in der Münchener Glasmalerei ausgeführten Glasgemälde für den Bau spendete. Auch an dem Plane Bandels zur Errichtung eines Hermannsdenkmals im Teutoburger Walde nahm er den lebhaftesten Antheil und war der erste Fürst, der eine Summe dazu beisteuerte. Ein Siegesdenkmal für die Befreiungskämpfe von 1813 errichtete er selbst in der nach Gärtners Plan, zuletzt von Klenze, erst im Jahre 1863 vollendeten ernst-feierlichen Befreiungshalle auf dem Hügel von Kelheim.

Mit dem Ministerium Abel war in Bayern die Zeit einer kirchlich-politischen Reaktion angebrochen, deren üble Folgen Ludwig bald selber empfinden sollte. Hartnäckig mußte er sich dem Verlangen nach Zurückberufung des Jesuitenordens widersetzen. Es war wohl immer mehr die ästhetische Seite gewesen, die den kunstbegeisterten König zur Kirche und zum Christenthum hinzog, als eine klare und lebendige Ueberzeugung. Aber trotz des ausgleichenden Gerechtigkeitssinnes des Königs kamen unter dem Ministerium Abel doch Bedrückungen der protestantischen Bevölkerung vor und Ludwig selbst hatte bei dem Begräbniß seiner protestantischen Stiefmutter unter dem Hochmuth und der Ueberhebung der Kirche zu leiden. Unter dem Drucke des Sparsystems, durch das die Finanzlage Bayerns allerdings zu der günstigsten aller deutschen Staaten geworden war, fühlte sich besonders der Beamtenstand und das Militär beeinträchtigt und es konnte nicht fehlen, daß allmählich doch in weiteren Kreisen eine Unzufriedenheit mit der Regierung um sich griff; in der Kammer entspannen sich heftige Kämpfe, ein Adressensturm für und wider die Klöster durchwogte das Land, und zuletzt, nachdem Abel dem Ministerium Zu Rhein-Maurer Platz gemacht, entlud sich der allmählich angewachsene Unwillen in seiner eigenen Hauptstadt und aus ganz äußerlichen Gründen gegen die Person des Königs selbst und führte die Katastrophe von 1848 herbei. Es ist sehr unerquicklich, die Literatur jener Tage über diese Vorgänge einzusehen; die gereizte Stimmung auf allen Seiten förderte namentlich in der Tagespresse ein Suchen nach schmutzigem Skandal und persönlichen Beschimpfungen herbei, wie es in seiner Erbärmlichkeit wohl kaum seinesgleichen findet. Wir wollen über diese für das Leben Ludwigs so bedeutungsvollen Ereignisse, zumal sie ja den meisten wenigstens oberflächlich bekannt sind, so kurz als möglich hinweggehen.

Wie die meisten genialen Naturen, seien es Männer oder Frauen, besaß auch König Ludwig eine stark ausgeprägte Sinnlichkeit. Was Wunder, wenn er, ein begeisterter Verehrer der weiblichen Schönheit, in die allzusicheren Netze der abenteuernden Tänzerin Lola Montez, die 1846 nach München kam, fiel, zumal diese Annäherung zunächst in

Digitized by Google

den Regierungskreisen nicht ungern gesehen ward, denn die Jesuiten schmeichelten sich mit der Hoffnung, durch die schöne Lola Einfluß auf den König gewinnen zu können. Als aber diese Hoffnung trog und Ludwig sich immer mehr in die Leidenschaft zu der Abenteuerin verstrickte, deren originelle Schönheit ein Porträt Stielers in der schon erwähnten Schönheitsgalerie aufs frappirendste schildert, da war es vor allem die gereizte ultramontane Partei, die reaktionäre Presse, die die Person des Königs vor aller Welt in den Schmutz zog und über ihn wie seine Geliebte die Schalen giftigsten Zornes ausgoß. Der erbitterte König nahm nur um so eifriger die Partei der geschmähten Lola, und er stieß dem Fasse den Boden aus, als er, um der Dame Zugang bei Hofe zu verschaffen, sie als Gräfin Landsfeld in den Adelsstand erhob. Die reaktionären Minister überreichten dem König ein Tadelsvotum und drohten mit ihrem Rücktritt. Der gewagte Schritt schlug zu ihrem Verderben aus, denn die Kühnheit, statt ihn einzuschüchtern, empörte Ludwig aufs äußerste. Mochte durch die Verhetzungen der ultramontanen Presse nun auch im Lande eine gewisse Verstimmung bei anderen Kreisen eingetreten sein und das Verhältniß des Königs mißbilligt werden, so fühlte dieser doch gar wohl, von wem der eigentliche Streich geführt wurde, denn als er am Abend nach der Ueberreichung des Memorandums in aufgeregter Stimmung in der Gesellschaft bei seiner Geliebten eintrat, rief er: „Alle meine Minister habe ich entlassen! Das Jesuitenregiment hat aufgehört in Bayern!“ Ein neues Ministerium zunächst mit Zu Rhein-Maurer, dann mit Wallerstein-Berks kam ans Ruder. Der Lola-Skandal aber nahm nun erst recht größere Dimensionen an. Ein Theil der Studentenschaft, der, von gewisser Seite aufgehetzt, sich plötzlich zu Wächtern der Tugend berufen glaubte, inscenirte vor dem Hause der Lola einen Skandal, der bald in einen allgemeinen Pöbelauflauf überging, wobei der König, der sich allein und zu Fuß mitten in das Getümmel wagte, selbst insultirt wurde. Trotz alledem hielt der König unerschüttert an seiner Leidenschaft zu der nunmehrigen Gräfin Landsfeld fest, die jedoch, entgegen damals absichtlich verbreiteten Entstellungen niemals auf die Leitung der Staatsgeschäfte irgend welchen Einfluß gewann. Ludwig verlangte unbedingt die gesellschaftliche Anerkennung seines Günstlings. Auf Entgegnungen erwiderte er: „Welcher stolzen Frau aus diesen gerühmten besseren Ständen wäre es wohl anders ergangen, wenn sie jung, schön und hilflos in die Welt geschleudert worden wäre? Und ist etwa die und die wirklich besser? Ich kenne sie alle und halte den Unversuchten ihre gepriesene Tugend nicht allzu hoch!“ Solche ethische Philosophie war freilich den in äußerliche Sittlichkeitsformeln gehüllten Hofkreisen und den besseren Ständen ein unverdauliches Gericht und nach erneuten Tumulten und fortgesetzten Schmähungen in der ultramontanen Presse mußte sich Ludwig endlich entschließen, die Lola Montez aus München zu verweisen. Für den Augenblick schlug nun die Stimmung der Menge, die ihr Ziel erreicht sah, in Jubel und Begeisterung um, aber der König empfand im Herzen nicht mit Unrecht den Stachel der ihm widerfahrenen Kränkung und des Undanks, wenn er auch wußte, daß die klerikale Partei die Hauptschuld an den Vorgängen in München trug. Bitter, jedoch sehr

Digitized by Google

bezeichnend äußerte er: „Hätte sie nicht Lola Montez geheißen, sondern Loyola Montez, sie säße ruhig in München.“ Indessen rief die einmal aufgeregte Stimmung des Volkes bald neue Unruhen hervor, die revolutionären Forderungen des Jahres 1848 brachen sich auch in Bayern Bahn, und nach langem Zaudern, als bereits Volk und Militär sich drohend gegenüber standen, verhinderte der König durch seinen Entschluß, den Volkswünschen nachzugeben, den Ausbruch des Kampfes. Mit innerem Widerstreben ließ er eine Proklamation verbreiten, die den Forderungen des Volks im weitesten Sinne Rechnung trug, und mit den Worten schloß: „Alles für mein Volk! Alles für Teutschland!“ Lauter Jubel begrüßte das Königswort, aber den König selbst erschreckten die neuen Wünsche nach dem Rechte der Volksvertretung, die ihm mit der gottverliehenen Würde des Herrschers in schroffem Widerspruch zu stehen schien. Er hätte wie der Vater in Hebbels „Maria Magdalena“ sagen können: „Ich verstehe die Welt nicht mehr“, und später meinte er öfters: „Ich bin der letzte König gewesen.“

So plötzlich und überraschend der Entschluß des Königs, die Krone niederzulegen, kam, so wohl überlegt und seinem innersten Wesen entsprungen war er doch. Vergebens, daß nun plötzlich die Stimmung der Bevölkerung umschlug und die Liebe zum Herrscher, die nur in den Herzen geschlummert, erwachte, umsonst, daß man den König, den man von höfischen Gegnern zu diesem Schritte gezwungen wähnte, zu halten suchte, er beharrte auf seinem Vorsatz und legte am 20. März die Regierung in die Hände seines erstgebornen Sohnes Maximilian. Die Monarchie erschien ihm fortan nur noch als eine leere Form, welcher der eigentliche Kern fehlte und als ein Scheinkönig wollte er nicht regieren. Er hatte sich soweit überwunden, der neuen Zeit gerecht zu werden, damit glaubte er genug gethan zu haben. Wenn aber die kurzen Abschiedsworte an sein Volk schlossen: „Auch vom Throne herabgestiegen, schlägt glühend mein Herz für Bayern, für Teutschland!“ so gab er damit nur die Loosung, welcher er die siebzehn Jahre hindurch, welche er noch als Lebender unter seinem Volke weilte, unerschütterlich treu blieb. Man wird bei Betrachtung des Lebens und der Persönlichkeit König Ludwigs oft unwillkürlich, von der tragischen Seite hier abgesehen, an Shakespeares Richard II. erinnert, vor allem in dem unzerstörbaren Glauben an die göttliche Würde und Unverletzbarkeit des Herrschers. Ludwig war eben ein geborener König und sein weiteres Leben als Privatmann erscheint nur wie eine Illustration zu König Richards Worten:

„Nicht alle Flut im wüsten Meere kann
Den Balsam vom gesalbten König waschen.“

Nicht wie andere Fürsten, die der Herrschaft entsagten, zog er sich vergrämt in ein fremdes Land oder in die Einsamkeit eines Klosters zurück, er lebte ruhig weiter unter dem Volke, das er zweiundzwanzig Jahre lang beherrscht hatte, und kein Fremder hätte ahnen können, daß die allgemeine Ehrfurcht und Huldigung, die ihm zutheil ward, nicht mehr einem König galt. Er hatte wohl ein Recht, kurz nach seiner Abdankung in einem Briefe an Wagner zu äußern: „Bin

Digitized by Google

vielleicht jetzt der heiterste in München!", denn nachdem er die Last der Regierungsgeschäfte von den Schultern gelegt, konnte er seine Muße als Privatmann dem großen Ganzen nach Gefallen nützlich machen, und rastlos thätig, emsig schaffend und schöpferisch fast auf allen Gebieten, blieb bis zur letzten Stunde sein Thun ein königliches, wie er auch äußerlich den Königstitel fortführte.

Nur eines schmerzte ihn bei seiner Thronentsagung, was er in einem an die Münchener Künstler gerichteten Gedichte aussprach:

„Kein Opfer war's, der Herrschaft zu entsagen;
Daß für die Kunst ich weniger vermag,
Das ist das einzige, was schwer zu tragen,
Der Schatten ist es mir in meinem Tag."

Doch konnte für ihn von einer Resignation auf die Kunst nur so weit die Rede sein, als jetzt eine Beschränkung der ihm bisher zu Gebote stehenden Mittel eintrat. Indessen verwandte er auch als Privatmann den größten Theil seines Vermögens auf künstlerische Zwecke und sein Verhältniß wurde fast noch mehr wie früher den Künstlern gegenüber ein väterliches. So wurden denn auch alle seine größeren Kunstunternehmungen vor seinem Lebensende vollendet. Im Jahre 1853 erhielt auch die Kunst der Zeitgenossen in der neuen Pinakothek ein würdiges Haus, nachdem schon im Oktober 1846 der Grund dazu gelegt war. Der rege Eifer des Königs brachte das kühne Riesenwerk des Bavariagusses, dessen Verwirklichung auf allgemeinen Zweifel stieß, nach vielen Mühen zustande; am 9. Oktober 1850 wurde das kolossale eherne Standbild auf der Theresienwiese enthüllt. Der König selbst war tief ergriffen. „Ich bin 64 Jahre alt", sagte er zu seiner Umgebung, „hab' viel des Schönen gesehen, so Schönes noch nie, hab' viel Freuden erlebt, doch solche Freude noch nie." Nicht weniger aber als der Plastik blieb das Interesse des Königs der monumentalen Baukunst zugewendet. Nachdem schon die Ludwigsstraße mit dem Siegesthor und der Feldherrnhalle einen beiderseitigen imposanten Abschluß gefunden hatte, trug sich der König seit dem Tage seiner Abdankung mit dem Plane, den herrlichen Königsplatz mit der Glyptothek und dem eben vollendeten Kunstausstellungsgebäude durch die Errichtung eines Prachtthores im griechischen Stil zu verschönern. Dieser Plan fand 1862 in dem marmorschimmernden Säulenthor der Propyläen seine Verwirklichung, nachdem Ludwig 700,000 Gulden für den Bau geopfert hatte. Die Giebelfelder erhielten als bildlichen Schmuck die Darstellung des Freiheitskampfes und der Wiedererstehung des Staates der Griechen. Ein Jahr später sollte nach einer ironischen Laune des Weltenschicksals der verjagte König Otto aus Griechenland gebrochen und vergrämt nach München heimkehren.

Im Jahre 1857 ging durch Ludwigs opferfreudigen Eifer ein anderer langgehegter Lieblingsplan, die Vollendung der Restauration des schönen Domes zu Speyer in Erfüllung; diejenige des Regensburger Doms, die auf sein Betreiben einen raschen und frischen Fortgang nahm, erlebte er nicht mehr. Dagegen ist noch der großartige südliche Friedhof in München als eine der in späteren Jahren vollende-

Digitized by Google

ten würdigsten Bauschöpfungen des Königs zu nennen. Bemerkenswerth für den Charakter des Königs ist es, daß ihn das mangelhafte Verständniß, das seine Werke unter dem biedern, einfachen, lebensfrohen und natürlichen und daher idealen Kunstinteressen ferner stehenden Volke Münchens fanden, keineswegs verbitterte oder entmuthigte. Ein warmer Freund des Volksthümlichen trug er sich noch in letzter Zeit mit dem Plan eines Gebäudes, das er seinen Münchnern zu besonderer Lust und Freude widmen wollte. „Etwas", äußerte er darüber zu Voit, „will ich doch bauen, das den Beifall der Münchner haben wird, bisher hat noch nichts ihren ungetheilten Beifall. Ich meine einen Bockkeller." Der von Gärtner bereits entworfene geräumige Hallenbau ist nicht mehr zur Ausführung gelangt, und es ist auch zu bezweifeln, ob den Münchenern darin ihr Bier besser gemundet haben würde, sie würden sich wohl mehr um die Güte des Bocks, als um ihre architektonische Umgebung beim Genusse desselben bekümmern. Wir erstaunen, wenn wir diese Fülle von Kunstschöpfungen überblicken, die Ludwig theils während seiner Regierungszeit, theils während seines Lebens als Privatmann ihr Dasein verdanken. Und noch viel mehr segensreiches hätte der kunstsinnige und wohlthätige Fürst ausführen können, wenn er nicht durch die Rückzahlung des bedeutenden, an Griechenland geleisteten Darlehns an die Staatskasse über ein Drittheil seines ganzen Privatvermögens verloren hätte.

Wenn wir bisher das Bild Ludwigs nach dem Worte: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", aus seinem Wirken und Thun und seinen großen Schöpfungen anschaulich zu machen bemüht waren, so wollen wir nun, bevor wir den König an sein Sterbelager begleiten, dieses Bild zu vervollständigen suchen, indem wir einen Blick auf sein Privatleben, den Menschen als solchen und manche seiner Charaktereigenthümlichkeiten, die als Details den Eindruck des Ganzen erst vollenden, werfen.

Das Originelle von Ludwigs Persönlichkeit drückte sich schon in seinem Aeußern aus. Er war von hohem Wuchs, pflegte aber meistens vornübergebeugt zu gehen, so daß er dadurch kleiner erschien. Seine nicht regelmäßigen Gesichtszüge machten den Eindruck des Bedeutenden und fesselten auf den ersten Blick, umsomehr, da die blitzenden Augen einen lebhaften Geist verriethen, der sich selbst in seinem schnellbehenden Gange auszuprägen schien. Ein feuriges Temperament verrieth auch sein Mienen- und Geberdenspiel, überhaupt war innere Regsamkeit das schärfste Merkmal seines Charakters. Daher ist es nicht zu verwundern, daß er sich stets nach Abwechselung und mannigfaltiger Erregung sehnte, wie er das in seinen Gedichten mehrfach offen ausgedrückt hat. So verstehen wir auch, wie er bei der aufrichtigen Verehrung und innigen Liebe zu dem schlichten und einfachen Wesen seiner Gattin, doch in der Ehe und Häuslichkeit nie die volle Befriedigung fand, und überall, wo Schönheit, sprühender Witz, lebhafte Unterhaltungsgabe ein weibliches Wesen auszeichneten, wie von einem unwiderstehlichen Magnete angezogen wurde. Der Umgang mit schönen und geistreichen Frauen war für seine Natur ein Bedürfniß und mit mancher von ihnen blieb er zeitlebens in lebhaftem Verkehr.

Digitized by Google

„Feurig muß das Leben mir schäumen,
Soll es bekommen den Werth, der beglückt;
Sehnen will ich und schwärmen und träumen,
Phantasie nur befriedigt, entzückt"

sagt er in einem Gedicht über sich selbst. Empfänglich für alle Aufwallungen und Stimmungen machte ihn sein leicht erregbares Gemüth eben noch zu einem verspäteten, echten Sohne der Romantik, und seine Gattin, die dieses sein Wesen wohl verstand, blieb ihm stets mit gleicher Liebe zugethan, so daß die mit Kindern reich gesegnete Ehe des hohen Paares wohl nur selten eine Trübung erfuhr, zumal Ludwig sich mit wärmstem Eifer von früh an die Erziehung seiner Söhne und Töchter angelegen sein ließ, die denn auch an dem trefflichen späteren König Maximilian, seinem Erstgeborenen, sich aufs Beste bewährte.

Auf sein Aeußeres verwendete der König wenig Sorgfalt, seine Ausgaben für Toilette waren die erdenklich geringsten, das Sparsystem seines Staates wandte er in höchstem Maße bei sich selber an. Im Nationalmuseum befindet sich noch ein Hausrock, den er fast 50 Jahre lang trug; des Morgens kleidete er sich sofort ganz an; einen Schlafrock und einen Lehnstuhl hat er niemals besessen. Sobald ihn auf der Promenade ein Regen überraschte, ließ er sich einen alten Schirm holen, um den mitgenommenen zu schonen. Ueberhaupt lebte er stets so einfach, wie ein mäßig begüterter Privatmann, hielt überaus schlichte Tafel und litt nie ein französisches Menu. Ein Feind aller überflüssigen Schranzen, gab er bei seinem Regierungsantritte sofort den vielen Kammerdienern seines Vaters den Abschied, indem er sagte: „Anziehen kann ich mich selbst und ausziehen will ich mich nicht lassen." Solcher Lebensweise entsprach es auch, daß er nur ungern ritt oder fuhr und am liebsten zu Fuß ging. Mit einem regelmäßigen Spaziergang vor Tisch verband er meistens die Besichtigung eines Neubaues oder den Besuch eines Ateliers; so oft er in München war, besuchte er mit der Königin fast täglich das Theater, das unter seiner Regierung eine Reihe von bedeutenden Kräften aufwies, die in Ludwig stets einen der eifrigsten Beifallsspender fanden. Eben so sehr wie an den geweihten Stätten der idealen Kunst liebte er es aber auch, unter dem bunten Leben und Treiben seines Volkes zu verweilen. Ein Freund des Volksthümlichen, war er noch bis in seine letzten Lebensjahre ein nie fehlender Kirchweihgast am Pfingsttage in Großhesselohe, wo er gern dem fröhlichen Tanze zuschaute; auch liebte er es, unerkannt in entlegenen Straßen umherzuwandern, die Meinungen der Leute über sich zu vernehmen, die oft nicht die schmeichelhaftesten waren und dann die Ueberraschten und Erschreckten mit irgend einer königlichen Gabe zu belohnen. Vor allem liebte er die Freuden und Freiheiten des Karneval, gern drang er vermummt in verschiedene Gesellschaftskreise und ließ seinem Witz und Sarkasmus frei die Zügel schießen. Die Maskenfeste der Münchener Künstler gelangten unter seiner Protektion zur schönsten und reichsten Blüte.

Gottfried Keller schildert in seinem genialen autobiographischen Roman „Der grüne Heinrich" bei Gelegenheit eines Künstlermaskenfestes, dem der damals als Landschaftsmaler die Münchener Akademie

Digitized by Google

besuchende Dichter beiwohnte, eine kleine anmuthige Scene, die er selbst mit dem Könige nach einem früheren, dem schweizerischen Republikaner nicht sehr angenehmen Vorfalle, hatte. Wir können uns nicht versagen, die betreffende Stelle, die am besten die Art des Königs, mit den Künstlern zu verkehren und zugleich das stolze, unbedingte Majestätsbewußtsein, das unabweisliche Ehrerbietung forderte, zu illustriren geeignet ist, hierher zu setzen. Der Dichter läßt seinen grünen Heinrich folgendermaßen erzählen, nachdem der Maskenzug der Künstler in das Königsschloß hinübergezogen ist:

„Der zufriedene, ja vergnügt scheinende Monarch, welcher die rauschende und farbenstrahlende Festfreude gewissermaßen als den Lohn seines eigenen Verdienstes betrachten durfte, saß auf goldenem Sessel in der Mitte der Seinen und besah sich nun diese und jene Erscheinung des vorüberwallenden Zuges genauer und richtete an manchen einzelnen ein Scherzwort. Als ich in seine Nähe kam, hatte ich ein kleines Hühnchen mit ihm zu pflücken. Denn vor kurzer Zeit, da ich in der Abenddämmerung durch eine stille Straße ging, um den bescheidenen Abendtrunk aufzusuchen, begegnete ich dem mir unbekannten schlank-hageren Manne, der plötzlich seinen raschen Schritt anhielt und mich achtlos Vorübergehenden fragte, warum ich ihm nicht die gebührende Ehre erweise? Erstaunt sah ich ihn an; aber schon hatte er mir den Hut vom Kopfe genommen, mir ihn in die Hand gegeben und sagte: „Kennen Sie mich nicht? Ich bin der König!“ worauf er seinen Weg in die Dämmerung hinein fortsetzte. Heute erkannte ich, als ich an ihm vorüberging, sogleich, daß es der König gewesen. Die Narrenfreiheit benutzend, sprang ich aus dem Zuge heraus, trat vor ihn, streckte meinen Kopf dar und rief fröhlich: „Hei, Bruder König, warum greifst Du nicht an meinem Hut?“ Er sah mich aufmerksam an, erinnerte sich offenbar und verstand auch, daß ich die Disteln und Stechpalmen meinte (die Heinrich an seiner Narrenkappe trug), an denen er sich verletzen würde. Aber er sagte kein Wort, sondern faßte lächelnd mit spitzen Fingern zwei der aufragenden Schellenzipfel meiner Kappe, hob sie ganz sachte in die Höhe, so daß ich barhäuptig dastand, und ließ sie eben so sanft wieder nieder. Da sah ich, daß hier nicht aufzukommen war, ließ den Handel fallen und trollte weiter.“

Trotzdem Ludwig, wie wir auch hieraus ersehen, den höchsten Begriff von der Würde des Königsthums hatte, legte er doch eine tiefe Abneigung gegen Pomp und Etikette des Hoflebens zutage. Seine Promenaden unternahm er gewöhnlich wie ein Privatmann allein, und nicht selten hing er sich an den Arm eines Bekannten und plauderte mit ihm in vertraulichster Weise, auch litt er es bei schlechtem Wetter nicht, daß die Vorübergehenden den Hut zogen. Im persönlichen Verkehr mit ihm traten die mannigfaltigsten Züge von Güte und Wohlwollen in seiner Natur hervor, menschlich und theilnehmend zeigt er sich in den Briefen an seine Beamten. Indessen war er immer weit davon entfernt, nach Popularität zu haschen, denn die sarkastischen Bemerkungen, die er da und dort fallen ließ, waren oft durchaus nicht dazu angethan, dem Stolz des Angesprochenen zu schmeicheln. So redete er einmal einen vornehmen Herrn, dessen Brust mit Orden bedeckt war, ohne daß große Verdienste von ihm der Welt

Digitized by Google

bekannt geworden waren, mit den Worten an: „Ihr Herr Vater war ein sehr braver und gescheiter Mann!“ und fügte, indem er auf die Orden deutete, hinzu: „Die haben Sie wohl geerbt?“ Auch die Randbemerkungen auf eingegangenen Korrespondenzen, die der König stets selbst prüfte, sind oft sarkastischer Natur. Als ein preußischer Gesandter an ihn ein Glückwunschschreiben in französischer Sprache richtete, bemerkte er für seinen Sekretär an den Rand: „Könnte das nicht teutsch gesagt werden? Teutsch zu antworten!“ Seinen deutschen königlichen Stolz bewies Ludwig auch, als er, seine Abneigung gegen Paris überwindend, im letzten Sommer seines Lebens mit ungebrochener Rüstigkeit und lebhaftem Interesse die französische Weltausstellung besuchte. Der Kaiser und die Kaiserin begrüßten ihn mit außerordentlicher Artigkeit. Beim ersten Besuch aber, als Louis Napoleon, der mächtige Kaiser, seinem Gaste, weil er ja ein entthronter König war, nur bis zur Hälfte der Treppe entgegen kam, wartete Ludwig ruhig unten und machte sich mit einem Gardesoldaten zu schaffen, bis der Kaiser verwundert herabstieg. Und die Frage Napoleons, um welche Stunde sein Gast die Erwiderung des Besuchs am liebsten entgegennehmen wolle, beantwortete dieser: „Von 4 Uhr morgens bis 4 Uhr abends stehe ich allzeit zu Gebote.“ In der That stand Ludwig, auch nach den größten vorhergegangenen Anstrengungen und ohne Rücksicht auf die Dauer des Schlafes, jeden Morgen um 4 Uhr auf; des Königs Lampe war immer die erste, die über den stillen Residenzplatz schien; erst später erhellten sich allmählich die Werkstätten des frühgeschäftigen Handwerks. Mit einem außerordentlich treuen Gedächtniß verband sich bei Ludwig eine erstaunliche Arbeitskraft. Er war eigentlich keinen Augenblick eines Tages unthätig. Unmittelbar nach dem Aufstehen pflegte er als König, ehe er an die Erledigung der Regierungsgeschäfte ging, ein Kapitel in irgend einem Lieblings-Autor zu lesen. Auch auf Reisen führte er stets die Bibel, Homer und irgend ein Drama Schillers mit sich.

In den Morgenstunden schrieb er auch stets die Ereignisse des verflossenen Tages auf, so daß die Zahl seiner eigenhändig geschriebenen Tagebücher bis zu einer Höhe von 264 angelaufen ist. In früherer Zeit beschäftigte er sich vielfach mit Zeichnen und sind namentlich die Zeichnungen von Gipsabgüssen nach berühmten Antiken mit Eifer von ihm durchgeführt. — Den größten Theil seiner Muße aber widmete er schriftstellerischen Arbeiten. Außer einer großen Zahl Gedichte und den „Walhalla-Genossen“ bearbeitete er ein Drama „Konradin“, das noch in seinem Nachlasse begraben liegt. Auch beschäftigte er sich mit Uebersetzungen, namentlich aus dem Spanischen in das Deutsche und umgekehrt; denn während er fertig Französisch und Italienisch sprach, fließend Englisch schrieb, hatte er sich noch in späteren Lebensjahren spielend die spanische Sprache angeeignet. Sein Lieblingsdrama „Don Carlos“ übertrug er ins Spanische und übersetzte mehrere Lustspiele des Don Manuel Juan Diana, deren eins über viele deutsche Bühnen ging.

Ueber Ludwigs Gedichte, deren erste Bände im Jahre 1829 erschienen und großes Aufsehen erregten, ist sowohl im guten, wie im üblen Sinne viel albernes und ungerechtfertigtes gesagt und geschrie-

Digitized by Google

ben worden. Wir haben uns im vorstehenden Aufsatze bemüht, wo es anging und die Charakteristik des Königs unterstützte, möglichst verschiedenartige Proben aus diesen Gedichten anzuführen, damit der Leser sich selbst ein ungefähres Urtheil bilden könne. Manche, die vielleicht nur die Distichen aus den Elegien, welche die Ueberschriften bilden zu Rottmanns entzückenden Fresken in den Arkaden des Münchener Hofgartens, kennen, würden hieraus eine ganz falsche Anschauung von dem poetischen Können Ludwigs erhalten, da diese Verse, in mangelhafter Form und aus dem Zusammenhang herausgerissen, das Schwächste sind, was der König überhaupt geschrieben. Es kann gewiß keinem ernstlich Prüfenden einfallen, wie das früher allerdings geschehen ist, Ludwig unter die Dichter rechnen zu wollen. Er war eben ein dichtender Dilettant auf dem Throne, wie auch Friedrich der Große, vor dem er freilich den Vorzug voraus hatte, daß er deutsch dichtete. Im ganzen ist wohl die Auffassung des Königs die richtige über sein eigenes Schaffen, wenn er, obwohl nicht unempfindlich gegen Lob und Tadel seiner poetischen Produktion, mit edler Bescheidenheit äußert:

> „Daß Dich nicht täuschet das reichliche Lob, denn was Du gedichtet,
> Ungepriesen blieb's, säßest Du nicht auf dem Thron."

Von solchem bescheidenen Standpunkt aus aber können wir dem dichterischen Schaffen Ludwigs unseren Beifall und ein beschränktes Lob nicht versagen. Es ist weniger die Form, als der stets gediegene Inhalt, was uns in diesen Gedichten anzieht. Drei Elemente treten besonders charakteristisch darin hervor: Gottesfurcht, Kultus des Schönen in Natur und Kunst, und glühender Patriotismus, letzterer besonders in den Gesängen aus der Zeit der Befreiungskriege der Deutschen und Hellenen. An Zahl überwiegend aber sind die Stimmungsgedichte über die erhebenden Aufgaben, wie über die Schattenseiten seines Königsamts. In der Form sind die Gedichte nicht frei von manchen häßlichen sprachlichen Eigenthümlichkeiten, was indessen bei dem sonderbaren Prosastil des Königs, der bei seinem Bestreben kurz zu sein, eine merkwürdige Vorliebe für Partizipien hatte, und die Sätze und Worte oft wirr durcheinander schob, nicht allzusehr zu verwundern ist. Sicherlich wäre Ludwig ein eifriger Gegner der heutigen Puttkamerschen Orthographie gewesen, wenn er sie erlebt hätte. Er hatte seine eigene Rechtschreibung, an der auch bei Drucklegung der Gedichte nichts geändert werden durfte. Amüsant in dieser Beziehung ist das Schreiben, das er an Schenk, der die Korrektur der Druckbogen besorgte, unterm 14. Juli 1828 richtete: „Wie die Teutschen überhaupt nicht einig sind, so auch nicht über das Schreiben ihres Namens, ich, nicht wie Schiller, sondern mit Johannes Müller schreibe ihn mit T. Dieses, wie überhaupt meine Rechtschreibung soll beibehalten werden; sollte ich von derselben hie und da abgewichen seyn, fänden sich Böcke, so müßten diese freilich ausgemengt werden. Nicht an die neuere, sondern an die ältere Rechtschreibung halte ich mich." Goethe hat recht, wenn er an diesen Gedichten preist, daß hier ein Fürst sich seine schöne Menschlichkeit gerettet habe. Geist und Gefühl zeigen sich überall, auch wenn die Form noch so verwahrlost ist, fast immer sehen wir Lebensfragen behandelt, die an den Dichter herantreten, deren Räthsel er zu lösen

Digitized by Google

suchte. Schon die Fülle echter Lebensweisheit, die in alle dem ausgegossen ist, läßt uns eine Lektüre der königlichen Gedichte nicht bereuen und zeigt, wie ungerecht die zum Theil höhnischen und boshaften Schmähungen sind, mit dem diese bescheidenen Schöpfungen überschüttet wurden.

„In dem Süden ist die Liebe,
Da ist Licht und da ist Gluth!"

heißt es in einem Gedichte des Königs. Im Süden, fern von seinem Bayerlande, sollte er auch dem Leben, das er bis zum letzten Augenblicke geliebt, das ewige Lebewohl sagen. Die begeisterte Liebe zu Italien, zu der ewigen Stadt, die ihn schon in der Jugend erfüllt, drängte auch den Mann, den Greis immer wieder, die ehrwürdigen Stätten des Alterthums aufzusuchen. Im Jahre 1867 weilte er, ein Greis von nahezu 82 Jahren, der sich noch immer die wunderbarste Geistesfrische bewahrt hatte, zum letzten Male in Rom. Den ihn das Geleit gebenden Künstlern sagte er: „Ihr habt's gut, Ihr könnt immer in Rom bleiben!" Bei der Abreise trank er noch einmal wie gewöhnlich an der Fontana Trevi das Wasser der Quelle, das der Sage nach den Trinker stets mit unwiderstehlicher Gewalt nach Rom zurückziehen soll. Aber dabei weinte er heftig und schied schweigend von seinen Begleitern. Er schien zu fühlen, daß er nun von allen Kunstwerken, alten Freunden und guten Genien seiner Jugend Abschied habe nehmen müssen. Schon in den letzten Jahren hatten ihn Gesundheitsrücksichten häufiger nach Nizza geführt, dahin brach er auch Ende Oktober von München wieder zum Winteraufenthalt auf.

Bei seiner mäßigen Lebensweise hatte er sich bis ins höchste Alter eine vortreffliche Gesundheit bewahrt, nur einmal, im Jahre 1854, am Darmstädter Hofe hatte er eine schwere Krankheit durchgemacht. Jetzt aber begann die Auflösung rasch und schritt unaufhaltsam vorwärts. Nachdem er noch standhaft und geduldig eine schwere Operation überstanden, verschied er am Morgen des 29. Februar 1867 ohne heftigen Todeskampf, nachdem er um Mitternacht im Delirium noch die letzten Worte ausgestoßen: „Ein Uhr, und ich bin noch nicht todt!" Wie er am Leben hing und wie er über Tod und Jenseits dachte, zeigt am besten die charakteristische Aeußerung, die er nach dem Tode Friedrich Wilhelms IV. im Jahre 1861 gelegentlich gethan hatte:

„In Preußen heißt es immer „der höchstselige König", ich bin froh, wenn ich nur selig werde. Ich fürchte den Tod nicht, aber ich lebe gerne und verlange nur, gar nicht zu sterben. Denn man weiß, was man hat, aber nicht, was man bekommt und drüben hört aller Unterschied auf, da ist alles gleich!"

Am 9. März ward die Leiche des Königs in München unter dem Klange aller Glocken, begleitet von einem gewaltigen Trauerzuge, in der einfachen Gruftkapelle der Basilika beigesetzt. Die Künstlerschaft aber ehrte den großen Todten durch eine besondere Trauerfeier. Mit Fackeln und umflorten Fahnen zogen Hunderte, unter ihnen die bedeutendsten der Nation, auf den freien Platz vor der Glyptotek, deren Marmorfaçade im Licht bengalischer Flammen glänzte und umkränzten die Büste des geliebten Herrschers mit dem verdienten Lorbeer. Es war eine Trauerfeier von überwältigendem Eindruck und erschütternder

Digitized by Google



Die Verliebten.

Nach dem Originalgemälde von Silvio G. Rotta.

Digitized by Google

Romantik, entsprechend dem Andenken eines großen Fürsten und Menschen.

Wenn man einen Todten bedauern könnte, so sollte man um Ludwig trauern, daß er, der deutscheste Patriot, der noch den blutigen Frühlingssturm von 1866 miterleben und als Greis, wie in seiner Jugend, vor den Schrecken des Krieges aus Aschaffenburg in die Pfalz flüchten mußte, jenen Sommer der Vollendung nicht mehr sah, der wenige Jahre nach seinem Tode in Deutschland die herrlichsten Früchte reifte. Als der Uebermuth des französischen Kaisers im Jahre 1859 das deutsche Blut in Wallung brachte, hatte er noch, nicht begreifend, warum nicht sogleich Alldeutschland gegen den Ruhestörer zu Felde ziehe, die Verse geschrieben:

„Das mit dem Lorbeer hochbekränzte,
Das teutsch vor allem sich gezeigt,
In dem Befreyungskampfe glänzte,
Nur dies ist stille, — Preußen schweigt?"

Auch im Jahre 1841 bereits, als die Sprache der französischen Presse den Deutschen die Schamröthe in die Wangen jagen mußte und das Rheinlied Beckers, das für die Stimmung in jener Zeit die trefflichste Illustration liefert, binnen wenigen Wochen weltgeschichtliche Bedeutung gewann, war Bayerns König begeistert für die tiefgreifende Bewegung, die sich des deutschen Volksgeistes bemächtigt hatte, und zollte dem Dichter seinen Lohn, indem er ihm einen prächtigen Rheinweinbecher sandte und ein eigenhändiges Schreiben an ihn richtete, das wegen seines originellen Wortlautes, der am besten ein Beispiel von der wunderlichen Schreibweise des Königs liefert, hier eine Stelle finden möge: „Es sind Worte, zu seiner Zeit gesprochen, die in jeder zu wiederholen, die Ihr Lied: der teutsche Rhein, enthält, die Anklang finden in allen teutschen Herzen. Sie sind hinlänglich, damit ihres Verfassers Name unsterblich werde. Aus diesem vergoldeten, silbernen, von mir angegeben wordenen Pokale, den ich Ihnen hiemit schicke, trinken Sie oft, das singend: Sie sollen ihn nicht haben, den freien, teutschen Rhein!"

Die schönsten und kraftvollsten patriotischen Worte aber, die Ludwig gesprochen, sind wohl diejenigen, die er an Macirer, den Erzieher seines erstgeborenen Sohnes Max, gerichtet hat. Es heißt darin:

„Teutsch soll Max werden, ein Bayer, aber teutsch vorzüglich, nie Bayer zum Nachtheil der Teutschen. Wie die Britten sind wir Teutsche und mehr noch ein Volk, obgleich unter mehreren Fürsten. Abneigung flößen Sie meinem Sohne gegen Frankreich, Teutschlands Erbfeind, und gegen das französische Wesen (unser Verderben) ein. Wie kann ein Teutscher Frankreichs Freund sein! So lange es wenigstens Elsaß noch von Teutschland abgerissen, unterworfen behält, von Teutschland, zu dem es gehört und durch Sprache und Lage immer gehören soll."

Wie würde dieses Deutschen Herz gejubelt haben an dem Tage, wo durch sein stolzes Siegesthor, das nun erst seine heilige Weihe erhielt, in breiten, schimmernden Reihen das siegreiche Heer hereinwogte, als unter schmetterndem Hörnerklang und rollenden Trommeln die todesmuthigen Kämpfer von Weißenburg und Wörth, die vom Heroldsruf des Nordens wach gerüttelt und der alten Kraft bewußt den

Digitized by Google

bayerischen Löwenzorn in grimmigen Schlägen bewiesen hatten, die ruhmgekrönten Helden von Orleans, die blutgetauften Stürmer von Bazeilles, unter dem Flattern ihrer zerschossenen Fahnen, bestrahlt vom lichten Glanze der neu emporgestiegenen Reichssonne, die weite monumentale Ludwigstraße entlang zogen, überschüttet von Blumen und Kränzen und dem nicht enden wollenden Jubel des begeisterten Volks!

Ludwig hat sein deutsches Volk und Vaterland über alles geliebt. Als Deutsche wollen wir uns seiner würdig zeigen und ihm durch bleibende, ehrende Erinnerung in unseren Herzen unsern Dank abstatten.

Liebe fordert und verdient Liebe.

Das aber ist die schönste Gegenliebe, die sich im Danke der Nation gegen einen einzelnen ausspricht.

Heil dem Volke, das seine großen Todten ehrt und niemals vergißt, was es ihnen schuldet!

Digitized by Google

Im Reisfelde.*)

Erzählung aus dem Italienischen der Marchesa Colombi.
Uebersetzt von Leo Hanin.

I.

Zwischen Novara und Trecate lag ein Landhaus mit einem dazu gehörigen Grundstück, das in der Art eines Küchengartens kultivirt war.

Man gelangte dahin längs einer baumlosen Allee, welche, zu beiden Seiten von einer lebendigen Schotendornhecke bestrichen, in den Hof mündete. Im Hintergrunde des Hofes stand das Haus; hinter dem Hause dehnte sich der Küchengarten. Zur Rechten des in den Hof Eintretenden sprang ein Quell, ein bedeckter Kanal, der zur Bewässerung des Bodens, zum Waschen von Kräuter und Zeug, zum Schwenken der Gänse diente.

Das Haus glich allen übrigen Häusern in den Ansiedlungen des niederen Novara. Von der Quellseite war ein Heuboden, und unter dem Heuboden der Stall. An den beiden Flügeln im Erdgeschoß des Hauses gingen zwei Thüren, welche in zwei Küchen führten. Der Küche rechts hing noch eine gleichgroße Kammer an, welche zur Hälfte durch eine Bretterwand getheilt war, um eine Backstube an der rück-

---

*) La Marchesa Colombi (Maria Torelli Viollier), eine Hauptvertreterin der veristischen Schule in der zeitgenössischen italienischen Literatur, geboren 1846 zu Novara, trat zuerst unter ihrem Mädchennamen in die Oeffentlichkeit und errang 1870 mit „La Cartolina postale", welche in der von Salv. Farina herausgegebenen „Rivista minima" erschien, den ersten Erfolg, der sie in weiteren Kreisen bekannt machte. 1875 nahm sie das Pseudonym La Marchesa Colombi an, anspielend auf die komische Figur aus Paolo Ferraris Komödie: „La Satira-Parini", den Marchese Colombi, ein Typus von Ungereimtheit und Widersinn, der in Italien eine große Popularität erlangt hat, und veröffentlichte in verschiedenen Zeitschriften, vornehmlich in der „Illustrazione Italiana" Erzählungen, die ihr literarische Bedeutung sicherten. Dezember 1878 erschien „In Risaia" „Im Reisfelde", ein Meisterstück novellistischer Darstellung des Landlebens im Novaresischen, das vielfach die Kritik beschäftigte, ins Französische, Englische, Spanische und Schwedische übertragen wurde und die Autorin berühmt machte. Fortan erschienen „Il tramonto d'un ideale", das auch bereits in deutscher Uebersetzung vorliegt, „Troppo tardi", „Prima morire", und eine Serie unbetitelter Erzählungen „Senz amore", welch' letztere in ähnlicher Weise wie „In Risaia" Anklang fanden. Demnächst erscheint im Verlage von Guis. Galli: „Un matrimonio in provincia", ein Vorwurf aus dem borghesischen Provinzleben. L. H.

Digitized by Google

wärtigen und eine Schlafkammer an der vorderen Seite des Hauses zu ermöglichen. Diese Wohnung nahm zwei Drittel des Erdgeschosses ein. Das restliche Drittel bildete die Küche links.

Eine offene Holzstiege führte auf einen Holzbalkon mit zwei Thüren, die über jenen des Erdgeschosses lagen. Die Thüre links führte in eine einzige Schlafkammer, wie die Küche darunter. Die Thüre rechts führte in zwei Schlafkammern, eine über der Küche, die andere über der Backstube und der Kammer unten.

Dieses Landhaus vermiethete man zu zwei Theilen. Der eine Theil — Küche und Kammer darüber, mit einem Drittel des Küchengartens — war schon durch mehrere Hände gegangen, denn er war höchst armselig und reichte nicht zur Nothdurft. Im andern, größern Theile wohnte seit undenklichen Zeiten eine Familie Lavatelli, nunmehr aus Vater und Mutter, Sohn und Tochter gegliedert.

II.

Marianne, die Tochter der Lavatellis, hatte ihre Kindheit mit dem Hüten von Gänsen verbracht. Sie hatte deren zwölf, und die gaben sämmtlich schöne Federn, welche Magdalene, gleich allen guten Müttern, bei jedesmaligem Rupfen zur Seite legte und häufte, um später einmal daraus ein Hochzeitbett für das Mädchen zu machen.

Und Marianne that stolz auf ihre Gänse und auf jene Vorbereitungen für ihre kleine Person.

Als das Töchterchen etwas über zehn Jahre alt war, sagte die Mutter zum Vater:

„Man muß eine andere Kleine suchen, damit sie die Gänse auf die Weide treibe. Die Knaben, die die Kühe hüten, und die Mädchen, die die Gänschen treiben, begegnen einander auf den Feldern und vertändeln zusammen ihre Zeit. Und das ist gut so lange man im Alter der Unschuld steht; Marianne aber ist zehn Jahre alt, das Alter der Unschuld ist vorbei."

Martin fand alle Urtheilstiefe der sieben Weisen Griechenlands in dieser Sentenz seiner Hausfrau. Die Gänse wurden einem achtjährigen Mädchen anvertraut, und als diese aufgewachsen war, einem andern. Man hütete die Gänse vom April bis November für fünfzig Centesimi das Stück. Das machte jährlich sechs Lire, welchen Betrag die Familie verausgabte, um Marianne vor der Spielgemeinschaft mit den kleinen Hirten zu bewahren.

Und Marianne that stolz auch darauf, weil es ihr eine gewisse Ueberlegenheit über ihre Gefährtinnen gab.

Wenn sie ihnen begegnete, oder jenseit des Zaunes sie vorübergehen sah und sie herüberschrieen:

„He, Marianne, kommst Du nicht mehr heraus mit den Gänsen?" antwortete sie:

„Die Mutter will's nicht, weil ich schon über das Alter der Unschuld hinaus bin."

Aber es klang daraus ein Stolz, als ob sie sagte: „Weil ich eine Prinzessin bin." Dann fuhr sie mit Wichtigkeit fort:

„Wir bezahlen die kleine Margherite, damit sie die Gänse besorge"; und dabei lag es in ihrer Miene: „Wir haben Bedienung."

Digitized by Google

Doch war dies keine Bosheit; durchaus nicht. Es war jenes bißchen Stolz, das Kindern eigen ist, die ihre Angehörigen unausgesetzt um sich beschäftigt sehen. Sie denken: „Wenn die sich meinetwegen so viel mühen, so ist's klar, daß ich eine kleine Persönlichkeit bin."

Im übrigen behinderte der Stolz Marianne nicht, im Küchengarten nach Maß von Kraft und Fähigkeit zu arbeiten. Es kam ihr nicht einmal in den Sinn, daß man die Arbeit gering schätzen könnte. Sie säuberte die Beete, sammelte die Kräuter, wusch sie am Quell, half sie in Büschel ordnen, welche dann die Mutter auf den Markt von Trecate oder Novara trug.

Zur Zeit als Marianne zehn Jahre zählte, waren in jenem Landhaus keine andern Kinder, und die Fremden, welche die Wohnung links inne hatten, riefen dem Mädchen, sobald sie seiner nur ansichtig wurden, liebkosend zu:

„Hast Du die Möhren ausgegraben?" oder „Wäschest Du Salat, Mariannchen? O, Du braves Kind! Eigentlich bist Du schon eine kleine Frau."

Und wenn sie ihrem Vater oder ihrer Mutter begegneten:

„Guten Tag, Martin; guten Tag, Magdalene; und Marianne!"

Und an den Abenden, die man Sommers im Hof auf einem Balken, der gegen die Hausmauer als eine Art Bank gelegt wurde, und Winters im Stall verbrachte, war es immer Marianne, welche die Runde machte, bald an der Seite des einen, bald an der des andern. Man unterbrach die Gespräche, um mit ihr zu spielen; man schloß ihr die Augen, um sie rathen zu lassen, wer es wäre; man erzählte ihr Possen, unterhielt sich mit ihrem Spielzeug und mit ihren kleinen kindlichen Angelegenheiten. Das Brüderchen, theils seines männlichen Geschlechtes, theils seines schweigsamen und ungezogenen Wesens wegen, erwarb sich keine Liebkosungen; es blieb beiseite.

So gewöhnte sich denn Marianne frühzeitig, die Leute um ihre Person zu beschäftigen. Sie war von Natur leidenschaftlich, und jene ausschließliche Aufmerksamkeit, welche man ihr zollte, schuf um sie herum eine reizbare Atmosphäre, in welcher sie sich wohl und zufrieden fühlte.

III.

Die Zeit verstrich. Marianne wuchs auf und wurde schön. Sie war nicht allzusehr rüstig, aber gesund und stark genug für ein Mädchen, das in jenen Ebenen aufgewachsen war, die von Reisfeldern umgrenzt und von den ungesunden Ausdünstungen der Wiesengründe erfüllt sind.

Sie war etwas mager, aber anmuthig; schlank, mit einem gerundeten Gesichtchen, zwei großen grauen Augen, einem kleinen Mündchen; die etwas kurze Oberlippe ließ die Vorderzähne sichtbar. Ihre Haare waren von jenem gelben, glanzlosen Dunkelblond, wie man es allgemein bei den Bäuerinnen findet, die während des Kämmens den Zopf mit Wasser befeuchten und in der Sonne stehen. Aber sie waren dicht und lang, und wenn am Sonnabend die Mutter sie im Hof auflöste, um einen neuen Kopfputz zu machen, fielen sie dem Mädchen wie ein

Digitized by Google

glänzender Mantel bis unterhalb der Kniee. Und obgleich nach beendigter Frisur sie in zwei dicken Zöpfen, wie Seile, um den Nacken geschlungen waren, konnte man nicht umhin zu bemerken, daß ihr Gewicht ein großes, und daß bei anderer Vertheilung und anderer Pflege sie wunderbar gewesen wären.

Die Hautfarbe glich den Haaren. Sie hätte außerordentlich schön sein können. Aber ursprünglich weiß und glatt und fein, hatten Sonne und Luft sie ein wenig gebräunt, in ein leichtes, goldiges Braun.

Ungeachtet dieser Mängel war Marianne schön, und gewiß figurirte sie nicht schlecht neben den andern Mädchen, von denen keines weißer und schöner blond war. Bäuerinnen mit frischem Antlitz, wie Milch und Blut, und goldigem Haar, sind arkadische Gewächse.

Eines Winterabends, während die Familie, bevor sie zur Gesellschaft in den Stall ging, beim Abendbrod in der Küche versammelt saß, sagte die Mutter:

„Jetzt ist Marianne ein heiratsfähiges Mädchen."

„Wie alt ist sie?" fragte der Herr des Hauses, der in seiner männlichen Ueberlegenheit sich mit der Rechnung solcher Umständlichkeiten nicht befaßte.

„Sie ist zwei Jahre älter als Peter. Berechnet euch. Zur Zeit der Reissaat werden es siebzehn. Bedenkt doch, daß ich jenes Jahr nicht aufs Reisfeld konnte, weil ich in den vierzig Tagen war!"

„Was sind das die „vierzig Tage", Mutter?" fragte Peter.

„Die „vierzig Tage" sind .... vierzig Tage!" antwortete Magdalene mit der listigen Miene eines, der da eine geistreiche Ausflucht gefunden hat; dann fügte sie hinzu: „Man sollte vor der Unschuld niemals frei sprechen." So war denn keine Gefahr, daß Peter mit vierzehn Jahren nicht erriethe, wie dahinter irgend ein Geheimniß steckte. Dann begann sie von neuem: „Ich sagte, daß Marianne bald siebzehn Jahre alt ist und daß man ihr einen silbernen Haarkamm wird kaufen müssen. Diesen Fasching könnte sie an den Mann kommen, aber ohne Silber im Haar lockt sie keinen herbei."

Das war richtig; jener häßliche und kalte Silbernimbus ist die Wehr, womit unsere Dorfmädchen sich bekleiden, um in den Liebeskampf zu treten. Es giebt Vögel, die zur Zeit ihres Liebesfrühlings sich mit seltsam glänzenden Federn bedecken; unsere Bäuerinnen stecken silberne Haarnadeln in die Zöpfe; es sind das *ihre* Liebesfedern.

Es war richtig; aber die Jahre waren mager vorüber gegangen. Der Küchengarten trug wenig; der Pachtzins war geschraubt, und bei den Zahlungsterminen legte der Eigenthümer eine trostlose Pünktlichkeit an den Tag.

Die Hausfrau unterbreitete der weisen Erwägung ihres Mannes folgende zwei unbestreitbare Thatsachen: 1. daß die Silbernadeln mindestens drei Lire das Stück kosten; 2. daß, um die Runde hübsch voll zu machen, man deren vierundzwanzig brauche.

„Zweiundsiebzig Lire!" rief Marianne aus, die schon zu unzähligen Malen diese Rechnung an ihren zehn Fingern gemacht hatte, und seit ungefähr einem Jahr mit der Berichtigung derselben einschlief, um dann noch die Nacht über davon zu träumen.

„Zweiundsiebzig Lire!" schrie Peter im Uebermaß des Erstaunens.

Digitized by Google

„Man könnte dafür drei und ein halbes Ferkel kaufen!“ und dabei blickte er mit einer Art von Bewunderung zu seiner Schwester auf, die drei und ein halbes Ferkel in ihren blonden Zöpfen tragen sollte.

„Zweiundsiebzig Lire!“ seufzte die Mutter kopfnickend, als wollte sie sagen: „Ja, es ist in der That diese riesige Summe, die wir brauchen.“

Und auch der Vater ächzte:

„Zweiundsiebzig Lire! Woher nimmt man's?“

IV.

Zur Winterzeit, da Magdalene und die Tochter mit den Nachbarinnen im Stalle saßen und spannen, kam ab und zu mancher junge Mann, und unter anderen auch Gaudenzio, ein Fuhrmann, welcher für die Besitzer der Umgebung Verfrachtungen von Kalk, Kiessand und Dünger besorgte, und manchmal kleine Mengen von Brennholz für eigene Rechnung kaufte, die er dann auf den Markt von Novara führte.

Diesem Gaudenzio galt die Bewunderung aller Mädchen des Bezirkes.

„Er hat das Aussehen eines Städters“, pflegten sie zu sagen.

Und dies war auch der Grund, warum Marianne von dem Silberkamm träumte.

Wenn sie Gaudenzio im vorbeigehen sah, die Hände in den Taschen, die Ellbogen am Rücken, zuerst die eine, dann die andere Schulter hebend und den Kopf gemäß der Fußstellung neigend, sprach sie zu sich:

„Ah, wie er dahingeht! Sieh, so müssen wohl die Herren in Novara spazieren!“

Gaudenzio trug das Haar auf der linken Schläfe gescheitelt und zurückgekämmt auf die rechte in ein riesiges Büschel steifer Borsten, die eben so vielen Dolchen glichen, welche den Himmel herausforderten. Und just auf dem Scheitel ruhte ein winziges Hütchen, das nicht im geringsten Ebenmaß zu den unmäßigen Formen seines Kopfes und dem langen, komischen Männerhaar stand. Er setzte es mit niedergedrückter Krempe aufs linke Ohr, während die andere Krempe in vertikaler Linie nach aufwärts strebte. Es war wunderbar, wie dieser Hut zwischen Himmel und Erde schwebte. Nein, es gab keinen andern, der so wie Gaudenzio es verstände, sich zu kleiden und sich heraus zu putzen. Marianne war davon tief überzeugt. Und erst Gaudenzio! Er hielt sich in der That für unwiderstehlich. Mit frecher Miene, sich in den Seiten wiegend und glückselig lächelnd, pflanzte er sich hin vor den Gruppen schöner Mädchen in den Ställen. Und aus seinem ganzen Wesen errieth man die Albernheit seiner Gedanken: „Da bin ich; he, gefall' ich Euch? Nun, es hängt von Euch ab, welche mich kriegt! Doch, alle möchtet Ihr mich, nicht wahr?“

Und jedesmal, da er ein Mädchen ansprach, dachte sein armes Gehirnchen:

„Seht hier ein glückliches Mädchen, und dort andere, die es beneiden!“

Und sagen zu müssen, daß dem wirklich so war! Jenen Frauen gefiel die Frechheit des bäuerlichen Don Jouans.

Digitized by Google

„Ach, wenn ich den Silberkamm hätte!“ seufzte Marianne in ihrem jungen Herzen.

Doch, hätte sie ihn auch, Gaudenzio war nicht der Mann, die zarte Schönheit dieses Mädchens zu würdigen. Das Schönheitsideal war ihm etwas arabisches oder chinesisches. Er bewunderte untersetzte Schultern, hervorstechende Seiten, Füße wie Säulen, einen schwellenden Busen, der das Mieder zu platzen droht, und flammende Backen.

„Welch' prächtiges Exemplar von einem Frauenzimmer!“ rief er allemal beim Anblick eines jener massiven Bauernweiber, die vor Gesundheit strotzten. „Welche Brust! Welche Flanken! Die nenn' ich gut gebaut! Stark wie ein Baumstamm! Ein schönes Weib, beim Teufel!“

Und Marianne, die einen blinden Glauben an den unfehlbaren Geschmack des Fuhrmanns hatte, wünschte sich solch' unförmige Brust und solche vulgäre Flanken, sah bedauernd ihr schlankes Figürchen und seufzte demuthsvoll beim Anblick der rosigen, aber nur sanft erhobenen Rundung ihres jungfräulichen Busens.

Indeß vermochte die lange Winterruhe, diese Schutzwehr vor den schädlichen Ausdünstungen der sumpfigen Ebene, und die gesunde Kälte, die den Appetit stärkt, Marianne ein blühendes Aussehen zu geben, und mit unsäglicher Freude sah sie sich voller und farbiger als je zuvor.

In diesem Jahre dauerte der Fasching sehr lange, bis in den März hinein. Am letzten Abend kamen mehrere Jungen verkleidet in den Stall, und einer von ihnen brachte eine Harmonika mit, um zum Tanzen einzuladen.

Gaudenzio trug Pluderhosen nach türkischer Manier, die er aus irgend einem alten Weiberrock gefertigt, und um den Kopf hatte er nach Art des Turbans einen wollenen Shawl gewunden. Sein Gesicht war mit einem Tüchelchen verdeckt. Nichtsdestoweniger erkannte man ihn sofort am Gang und an der wunderbaren Art, den Turban aufs Ohr zu setzen.

Alle Mädchen umsprangen ihn, und sie hätten alle auf das Evangelium geschworen, daß in der ganzen Türkei kein schönerer Türke wäre, als dieser hier.

Bei seinem Anblick fiel es Marianne freudig ein, daß sie an diesem Tage ihr Festkleid in der Busenhöhe ein wenig zu eng befunden hatte, und sie überzeugte sich nochmals, daß hinter dem Brusttuch thatsächlich eine Spanne offen geblieben war.

Trotzdem machte sie sich ganz steif daran, den schönen Türken zu begrüßen; dieser aber bezeigte ihr seine Anerkennung, indem er mit ihr eine Polka tanzte und ihr sagte:

„Jetzt freilich geht es gut. Beginnt nun etwas fleischiger zu werden. Eure Ellbogen stoßen nicht mehr, und auch die Röcke fallen euch nicht mehr von den Flanken.“ Aber während er aus Bescheidenheit nur so viel sagte, schielte er nach dem Tuch, das die offene Spanne ihres Kleides auf der Brust verdeckte.

„Dies alles geht nur mich an“, erwiderte Marianne mit gleichgiltigem Blick. Aber obgleich diese rücksichtslosen Kommentare über ihre Person sie erröthen machten wie eine Erdbeere, stiegen sie ihr süß

Digitized by Google

zu Herzen, sie waren ihr Liebeszeichen, die sie in Gedanken immer wieder und wieder wiederholte, und die sie berauschten.

V.

Nach dem Gespräch, das zu Beginn des Winters stattgefunden hatte, und das vom Hausherrn mit den Worten „Woher nimmt man's?" geschlossen worden war, geschah des Silberkamms für Marianne keine Erwähnung mehr.

Aber nach Ablauf des Faschings begannen die Kommentare zu den in den Ställen geplanten Heiraten, um diese dann zu Ostern zu feiern.

Und Magdalene sagte:

„Diese steht im Alter Mariannes; jene hat kaum ein Jahr mehr, und die Schwester Menichinas ist sechs Monate jünger, und keine hat einen solchen Federvorrath wie unsere Marianne; wenn sie das Silber gehabt hätte, würde man auch um sie geworben haben."

Was nun den armen Martin betraf, so war dieser imgrunde gar nicht unzufrieden, daß seine Tochter noch einige Zeit im Hause verbleiben sollte. Ihm behagte der Anblick ihres blonden Kopfes, der wie ein schönes Bild vom grauen Grund der Küche abstach. Und wenn die Flamme auf dem Herde ungestüm aufflackerte und den Topf, der sie am freien Emporsteigen hinderte, umzingelte, umloderte, wie um ihn zu verzehren, und Marianne mit einem Rührlöffel bewaffnet sich vor den Kamin hinpflanzte und achtsam die Brühe herumrührte, genoß Martin einen Augenblick heller Freude, mit den Augen den feinen Umrissen dieses dunkeln Bildchens im flammenden Rahmen folgend.

Zwar sprach er nicht davon; er war nicht mittheilsam; aber innerlich gerieth er außer sich bei dem Gedanken, daß dieser Ausbund an Lieblichkeit und Anmuth von Gottes Gnaden seine Tochter war.

Sein Weib aber zeigte sich derart gekränkt, daß Marianne mit siebzehn Jahren noch nicht unter die Haube gekommen war, und selbst Marianne schien so betrübt darüber, daß der Vater seine Berechnungen wieder aufnahm.

„Nun, dreißig Lire könnt' ich noch zusammenkratzen", begann er.

Die Frau zuckte die Achseln und die Tochter schrie förmlich auf:

„Was sollen wir mit dreißig Lire machen?"

„Aber wenn ich nicht mehr habe? Wollt ihr denn, daß ich stehlen geh'?"

Armer Mann! Dreißig Lire! Dreißig schweißvolle Arbeitstage, dreißig Tropfen seines Blutes! Er gab sie, gab sie hin auf den Tisch, um dafür Silbernadeln zu kaufen; er, der von Gemüse und schlechtem Maisbrod lebte, kaum an Festtagen ein Stückchen Fleisch aß, die ganze Woche Wasser trank und jahraus, jahrein wie ein Sträfling arbeitete! Er war bewundernswerth in seiner Selbstverleugung; er war edelmüthig; er war groß. Und sie verachteten sein Geschenk! Wenn er diese grenzenlose Ungerechtigkeit hätte erfassen können, er würde gesagt haben, seine Frauen seien undankbar, ja, grausam.

Aber er sagte nichts. Das Herkommen machte jenen Aufwand so unerläßlich, daß die Forderung seiner Frauen ihm gerechtfertigt

Digitized by Google

schien; er war bloß gekränkt, nicht mehr geben zu können. Und er murrte von neuem:

„Wenn ich aber nicht mehr habe! . . .“

„Ich könnte im Frühling Reis umgraben gehen“, sagte Marianne.

„Du könntest nicht mehr als dreißig Tage arbeiten“, bemerkte Magdalene, „denn Mitte Mai dürften die Umgrabungen beendet sein. Dreißig Tage, zu fünfundsiebzig Centesimi den Tag . . .“

„Macht zweiundzwanzig Lire und fünfzig Centesimi“, fiel Marianne ein, deren starke Seite eben das Rechnen war. „Es würden dann noch zwanzig Lire fehlen.“

„Wenn ihr mich nicht im Hause braucht, kann auch ich aufs Reisfeld gehen“, schlug Peter vor.

„Freilich!“ bestätigte der Vater, zufrieden, diese relativ leichte Lösung des schwierigen Problems zu finden. „Du bist fünfzehn Jahre alt, kannst auch fünfundsiebzig Centesimi den Tag verdienen; den Lohn einer Frau.“

Peter war glücklich, zu den großen Kosten für das Silber beizusteuern. Er hatte das Herz seines Vaters.

VI.

Die beiden Kinder gingen eines Dienstags mit Martin auf den Markt von Novara und fanden bald einen Landpächter, der sie zu fünfundsiebzig Centesimi den Tag, wie es Magdalene vorhergesehen hatte, akkordirte. Im übrigen war die Löhnung gewöhnlich. Die Arbeitszeit reichte von Mitte April bis Mitte Mai, und die Besitzung lag nicht weit vom Heimatsdorfe, im Novaresischen, nahe Galliate. Der Pächter lieferte täglich zweimal Fleischbrühe und ein Viertel Kilo Maisbrod.

Auf dem Markte begegneten Marianne und Peter Nachbarn und Bekannten, die gleich ihnen arbeitsuchend gekommen waren; einige darunter wurden von demselben Pächter bedungen.

„Wir können den Weg mitsammen machen, wenn es aufs Reisfeld geht“, sagten mehrere Mädchen aus Trecate.

„Gewiß!“ erwiderte Marianne, „Ihr andern, die Ihr entfernter wohnt, holt uns im vorbeigehen ab.“

„Gefällt Dir die Arbeit auf den Reisfeldern?“ fragte eine Gefährtin Marianne.

„Ich war noch niemals dort, auch Peter nicht. Wir gehen diesmal hin, um das nöthige Geld für einen Silberkamm zu verdienen; der Vater allein kann diese Kosten nicht bestreiten.“

„Und es ist in der That hohe Zeit, daß Du einen Silberkamm bekommst. Es ist dort unten übrigens nicht so schlecht. Das Ganze hängt bloß von der Gewohnheit ab. Früh, um sieben Uhr geht's an die Arbeit; dann hat man eine halbe Stunde Frühstückszeit, arbeitet weiter bis Mittag, und hat danach wieder eine Stunde fürs Essen frei. In die Suppe geben sie Reis und Bohnen, dazu Brod; letzteres aber wird zu Ende der Woche sehr hart und säuerlich; darum wär's gut, wenn Du etwas eignen Vorrath für Freitag und Samstag aufbewahrtest; ein wenig Käse zum Beispiel, damit man die Säure des Brodes weniger spürt. Nach dem Essen arbeitet man bis sechs Uhr abends. Hernach ißt man zu Nacht, und alle übrige Zeit behält man frei.“

Digitized by Google

„Danke schön! Nachdem man neun und eine halbe Stunde mit dem Karst in den Händen gearbeitet hat“; sagte Marianne.

„Es ist lange, ja; aber man befindet sich dabei ganz fröhlich. Wir haben im Kontrakt eine Orgel ausbedungen. Wir waren unserer neun in Trecate, und da haben wir beschlossen, eine kleine Orgel zu verlangen. Der Herr hat's bewilligt, und nach dem Abendbrod, ein- oder zweimal wöchentlich, wird getanzt.“

Offen gestanden, hatte Marianne, trotz ihres Fleißes, noch niemals neun und eine halbe Stunden täglich gearbeitet; die Jugend aber ist unternehmend.

„Was die andern machen, das werde auch ich können“, dachte sie.

An einem Sonntagnachmittag verließ die Arbeitergesellschaft Trecate und zog, durch Zuzügler vergrößert, von einem Landhaus zum andern. Als sie bei den Lavatellis anhielt, war sie schon zahlreich. Bursche und Mädchen begannen zu singen und einige von ihnen drangen die Allee hinab bis zum Hof und riefen:

„Marianne! Peter! Seid Ihr fertig?“

Die anderen harrten indeß in Gruppen auf der Landstraße und in der Allee, stehend und auf der Erde liegend, plaudernd und singend.

Die beiden jungen Leute waren eben zur Abreise bereit und festlich gekleidet. Ihr Gepäck bestand bloß aus einem Bündel Arbeitskleider und einigem Mundvorrath.

Es war dies das erste Mal, daß sie für einige Zeit von ihren Eltern schieden. Trotzdem war die Trennung dem Anscheine nach gar nicht zärtlich. Landleute übertreiben die Schamhaftigkeit ihrer Empfindungen, auch der rechtlichsten. In ihren Augen sind Gefühlsäußerungen etwas herrschaftliches; eine überflüssige Geziertheit, die im Widerspruch steht mit der ihnen gewohnten Plumpheit. Zärtlichkeiten überlassen sie den Kindern und den Eheleuten. Und selbst letztere verbergen vor anderen ihre Zärtlichkeiten mit fortwährendem Ungeschick.

„Addio, Vater! Addio, Mutter!“ riefen die Kinder, indem sie flink aus der Küchenthür eilten.

„Addio, Kinder!“ rief der Vater, „bleibt gesund und guten Muthes.“

„Und vergeßt nicht die Morgen- und Abendgebete“, fügte die Mutter hinzu.

Und die beiden Alten folgten hinter den Kindern und geleiteten sie längs der Allee hinaus auf die Landstraße.

Dort gruppirte sich die ganze Gesellschaft. Die Frauen voran in einer Reihe, welche die ganze Straßenbreite einnahm, die jungen Männer hinterher.

Marianne nahm ihre Holzschuhe in die Hand, wie die Gefährtinnen, um leichter einherzuschreiten, und gesellte sich zu den andern.

Peter schloß sich den jungen Männern an.

„Addio, Kinder! Gott geleite Euch!“ schrieen die Alten nach.

„Addio, Vater! Addio, Mutter!“ wiederholten noch ein letztes Mal die beiden.

Dabei hob Marianne die Holzschuhe in die Höhe zu einer Art Gruß, dann setzten alle ihren Weg fort, das unterbrochene Lied wieder anstimmend.

An diesem Abend fand Martin sein Haus traurig. Und Mag-

Digitized by Google

dalene klagte, daß der Kamin stark rauchte und daß der Rauch in den Augen brennte.

Und in der That waren die Augen des armen Weibes roth und geschwollen, aber von Rauch merkte man nicht die Spur. Und Martin, der es sah, sprach mit einem tiefen Seufzer, als ob ihm ein Stein auf der Brust läge:

„Bah! Was willst Du denn anders machen? Wenn man arm ist, muß man Geduld haben.

VII.

Am Montag, seit sieben Uhr morgens, wimmelte das weite Reisfeld von Tagelöhnern. Die Frauen in kurzen Röcken, bloßfüßig, ein buntfarbiges Tuch auf dem Kopf; die jungen Männer in aufgestreifelten Hosen und weißen Hemden. Es waren hübsche Gestalten, eine recht lebhafte Scene; aber allen troff der Schweiß vom Gesicht.

Marianne versuchte zu singen, doch gelang es ihr nicht. Die Anstrengung beim Handhaben des Karstes während der Umgrabung des Terrains erschütterte sie jedesmal bis ins Innere.

„Man kann nicht singen“, sagte sie.

„Nein“, erwiderte eines der Mädchen aus Trecate, die ihr zur Seite arbeiteten. „Uebrigens weißt Du doch, daß man beim Karsten nicht singt. Oder hast Du noch niemals gekarstet?“

„Doch! Ich sang freilich nicht dabei, aber karstete auch nicht so viele Stunden hintereinander.“

„Singen!“ hub Therese, die Nachbarin Mariannes, von neuem an, „man singt bei der Jätung und bei der Ernte.“

„Jetzt arbeitet es sich recht verdrießlich“, seufzte Marianne.

„Ja, es ist traurig; aber heut Abend wird auf der Tenne getanzt, um den Beginn des Karstens zu feiern.“

„Kennst Du den Fuhrmann Gaudenzio?“ fragte mit einem Mal Marianne, der die Idee des Tanzens den verlockenden Gedanken, mit Gaudenzio zu tanzen, nahe gerückt hatte.

„Nein, ich kenn' ihn nicht“, antwortete Therese.

„Ah, das ist ein Tänzer! Es geht wie geschmiert.“

„Aber er ist ja nicht hier.“

„Es ist möglich, daß er herkommt. Meine Mutter sagte, sobald er in diese Gegend Verfrachtungen haben wird, werde sie mir durch ihn einigen Mundvorrath schicken. Alsdann wirst Du ihn sehen.“

„Ist er Dein Geliebter?“

„Ach nein! Ich habe noch keinen Silberkamm.“ Und bei jener Frage fühlte Marianne all ihr Blut in die Wangen steigen, doch mehr erröthen konnte diese nicht. Die Anstrengung bei der Arbeit hatte sie gleich zwei schönen Päonienblättern entflammt. Sie brach das Gespräch ab und karstete schweigend fort. Dieser Tag schien ihr nicht sehr beschwerlich und ging auch rasch genug vorbei. Die Geliebte Gaudenzios zu sein! Es war dies ein Thema, das unendlich viel zu denken gab: Sonntags, nach den Vespern, selbander nach Hause zu kehren, langsam den Weg entlang zu schreiten, eines an der Seite des andern, und so vieles einander zu sagen . . .

Marianne wußte nicht, was eigentlich die Verliebten einander

Digitized by Google

sagten, aber sie war sicher, daß es etwas schönes sein müßte; der bloße Gedanke daran bewegte sie so tief, wie eine klangvolle Litanei. Und dann, die leichten Stöße mit dem Ellbogen, und die tiefen, langen Blicke . . . O, dies hatte sie schon oft bei Verliebten bemerkt.

Am Abend jedoch war Marianne, trotz der schönen Gedanken, welche ihr die Arbeit erleichtert hatten, todtmüde.

„Ich habe zum Tanzen keine Lust", sagte sie. „Ich werde den andern zusehen." Und sie setzte sich auf den Balken vor der Faktorei, während die Tagelöhner vorn auf der Tenne tanzten.

Rund herum, über den bebauten Feldern, sah man einen dichten weißen Nebel mannshoch aufsteigen. Es schien, als ob diese Flächen dampften oder als wären sie ein weiter See, und der Hof mittinnen wäre eine Insel. Von weitem hätte man denselben Nebel kaum weniger dicht auch den Hof, das Haus, die kleine Orgel und alle Dinge einhüllen gesehen.

Marianne fühlte eine Feuchtigkeit durch ihre Glieder ziehen; die Kälte drang ihr bis an die Knochen; sie hatte Fieberschauer.

„Müde oder nicht, man muß tanzen!" sagte sie. „Wenn ich unbeweglich dastehe, geht mir der Frost bis ins Mark." Und sie begann mit den Gefährtinnen herum zu springen, welche schwitzten und keuchten wie Blasebälge.

VIII.

Am Donnerstag, etwa eine halbe Stunde nach dem Mittagessen, hörte Marianne auf der Heerstraße, die sich längs des Reisfeldes hinzog, das Rollen eines Karrens. Sie stellte den Karst auf die Erde, stützte sich den Stiel wie eine Krücke unter den Arm und blickte umher.

Sie glaubte den Karren und das Pferd Gaudenzios zu erkennen; aber weder vor noch hinter sich, noch auch zu beiden Seiten sah sie die wunderbare Gestalt des Fuhrmanns. Plötzlich hörte man zwei oder drei starke und eigenthümlich modulirte Peitschenknalle. Es waren dies Knalle aus Meisterhand. Dies konnte auch keines andern Hand sein, als Gaudenzios.

Marianne fuhr freudig zusammen und verharrte mit vorgestrecktem Hals und offenem Mund, um den ein Lächeln glücklicher Ueberraschung schwebte, das ihr ganzes Antlitz überstrahlte. Dieser Gaudenzio besaß alle Reize!

Marianne konnte ihre Entzückung nicht verbergen. Sie wandte sich an die Nachbarin und flüsterte ihr mit possirlichem Nachdruck zu:

„O, Therese! Es ist Gaudenzio!"

„Wo ist er?" fragte die andere.

„Dort unten auf der Straße. Siehst Du nicht jenen Karren? Es ist der seinige. Er selber muß auf dem Brennholz ausgestreckt liegen..."

In diesem Augenblick wiederholte sich das Peitschenkonzert und freudelächelnd begann Marianne von neuem:

„Ist das ein Dämon! Selbst im Peitschenschwung thut's ihm keiner nach!"

Und während sie lachte, rief eine schreckliche Stimme:

„Ooh! Marianne! Ooooh!"

„Oooooh!" erwiderte Marianne, die Hände zu einer Art Stimm-

Digitized by Google

träger um den Mund legend, mit allem Athem, den sie in der Lunge hatte. „Seid Ihr es, Gaudenziooo?“

„Jaaa! Ich erwarte Euch auf der Tenne—eeee!“

Die weitere halbe Stunde dauerte lange. Hätte Marianne für sich zu arbeiten gehabt, sie würde den Karst hingeworfen haben und fortgeeilt sein. Aber sie arbeitete für andere und mußte bis zum Mittagessen damit fortfahren.

Mit Gottes Hilfe läutete man endlich zu Mittag und alle Arbeiter versammelten sich auf der Tenne.

Marianne ging mit den andern, anscheinend langsam, als hätte sie keine Eile. Gaudenzio kam, sich in den Seiten wiegend, ihr entgegen und sprach sie an:

„Wie geht's, Marianne?“ Und indessen ließ er seine Blicke nach den Arbeiterinnen schweifen, den blühendsten und drallsten darunter zublinzelnd.

„Gut; und Euch, Gaudenzio? Und meiner Mutter und meinem Vater?“

Sie befanden sich beide wohl. Die Mutter hatte den Kindern frischgebackenes Brod, Käse und Salami mit der dringenden Anempfehlung gesandt, es nicht an Fasttagen zu verzehren.

Peter kam inzwischen der Schwester nachgeeilt, um seinen Theil an den Gaben und Neuigkeiten zu holen.

Während dessen vertheilte man Brühe an die Tagelöhner. Die Frauen saßen alle zusammen, auf der Erde und auf dem Balken, der an die Mauer gelegt war. Gaudenzio einigte sich mit der Wirthin, zahlte etliche Soldi und erhielt gleichfalls einen Napf mit Minestra.

Ah, bei solcher Gelegenheit mußte man ihn sehen! Die Vorbereitung zum Essen treffend, stellte er sich vor die Frauen hin, den rechten Fuß stramm und grad, den linken vorgestreckt, den Oberkörper zurückgebeugt, als wär' er im Begriff, im Walzertakt fortzueilen. Die Finger der linken Hand hielt er in Form eines Kelches erhoben, und auf den Spitzen derselben ruhte der Boden des Napfes. Er glich einem Gaukler, der vorhat, den Napf in die Luft zu werfen, ihn dann auf der Spitze seiner Gerte aufzufangen und herumwirbeln zu lassen.

Marianne war auf dem Kulminationspunkt des Entzückens. Sie blickte auf Gaudenzio, dann rechts und links nach den Gefährtinnen, um sich an deren Verwunderung zu weiden. Ihre Augen glichen zwei Fragezeichen:

„He? Ist das ein Bursch? Nun, und wer ihn kennt, das bin ich; und wenn er hierher kam, geschah's meinetwegen.“

Und gleichsam um diese Ueberlegenheit über die andern zu bekräftigen, rief sie ihm zu:

„Guten Appetit, Gaudenzio!“

„Guten Appetit allerseits“, antwortete Gaudenzio, dessen Eitelkeit ihm nicht gestattete, etwas zu thun oder zu sagen, was nicht die Aufmerksamkeit aller auf ihn lenken würde.

Für diesen Abend konnte Gauderzio am Tanz auf der Tenne nicht theilnehmen, weil er eine dringliche Ladung Brennholz nach Borgovercelli fahren mußte; doch er versprach, auf der Rückkehr hier vorbei zu kommen und sich über Sonntagabend daselbst aufzuhalten.

Digitized by Google

Nach seiner Abreise nahm Marianne noch den ganzen Abend hindurch eine bevorzugte Stellung unter jenen Leuten ein. Die Mädchen wagten zwar nicht, ihre Gedanken laut auszutauschen; doch insgeheim beschäftigten sie sich mit Gaudenzio, sei's, um ihn mit ihrem eigenen Galan zu vergleichen, sei's, um einen solcher Art sich zu wünschen. Die Frauen hingegen, die weniger schämig waren und sich auch keine betheiligte Rolle an alledem zu wünschen hatten, sprachen von ihm mit Bewunderung.

„Er hat vor keinem Furcht", sagte die eine, „er gleicht einem Fohlen."

„Mit welchem Anstand hielt er den Napf!" bemerkte ein junges Eheweib. „Er glich dem Kindlein Jesu, das die Welt regiert."

Beim Nachtessen versuchten die jungen Bursche, die sämmtlich in Peters Alter oder von ihm jünger waren, sich nach Art des Fuhrmanns zu betragen, den Napf zu hantiren wie er. Da gab es nun viele zerbrochene Näpfe, und die Frauen sagten:

„Ein böses Zeichen. Wenn Näpfe zerschlagen werden, giebt's Unglück oder Streit."

IX.

Und in der That blieben die Unglücksfälle nicht aus.

Jene Mädchen, welche stark und vergnügt, den Weg über singend vom Hause gezogen, wurden von Tag zu Tag verdrießlicher und abgezehrter. Zwei oder drei mußten schon nach den ersten Wochen die Arbeit verlassen und fieberkrank ins Spital gehen.

Selbst Marianne fühlte zu Ende des Tages ihre Glieder gleichsam gebrochen und die Lenden erstarrt, als hätte man sie mit einem Stock geschlagen. Oft ging sie unmittelbar nach dem Abendbrod zur Ruhe. Sonntags aber, wenn Gaudenzio anwesend war, sprach sie sich Muth zu und tanzte, tanzte bis zur vollständigen Erschöpfung ihrer Kräfte; theils mit ihm, um sich zu vergnügen, theils mit andern, um sich von ihm beobachten zu lassen. Späterhin verringerte sich auch die Tanzlust, und die vierte Woche ging so traurig vorüber, wie die Passionswoche.

Es war noch viel Arbeit zu thun; die Aufseher setzten den Tagelöhnern übermäßig zu, um rascher vorwärts zu kommen; die geringe Zahl der Uebergebliebenen mußte die Erkrankten ersetzen.

Den vorletzten Samstag wurde Marianne während der Arbeit von Fieberschauern gepackt; nur mit großer Anstrengung überdauerte sie den Tag.

„Ich habe das Wechselfieber", sagte sie abends zu Peter. „Vielleicht schon morgen werde ich mich nicht mehr rühren können."

Aber tags darauf fand sie sich wohler; die Anwesenheit Gaudenzios galvanisirte ihre untergrabenen Kräfte.

Am Montag fühlte sie sich noch unwohl; dann wieder gut am Dienstag.

So beendete sie ihre dreißig Tage mit je einem guten und je einem schlechten Tag. Aber in welchem Zustande befand sie sich danach! Sie war nicht mehr die Marianne von früher. — Den Heimweg entlang hielt sie sich nur mit großer Mühe aufrecht. Auch die

Digitized by Google

Gefährtinnen schlichen träge dahin. Die kräftigsten unter ihnen versuchten zu singen, wie damals, als sie den Weg heraufgekommen waren; aber solche gab es nur wenige, und ihr Gesang verstummte auf lange Strecken.

Marianne keuchte wie ein Blasebalg. Ihre Lippen waren weiß. Sie hatte nicht den Fiebertag, aber die anstrengende Fußreise nach der Arbeit, der Regen, der seit einer Stunde fiel, und die Abendluft machten ihre Pulse schneller schlagen.

Es schien ihr, als ob diese Reise niemals enden sollte. Sie zählte die Schotterhaufen auf der Landstraße, es kamen deren neun auf eine Telegraphenstange.

„Wie viel Telegraphenstangen stehen per Kilometer?“ fragte sie. Dann, mit der ihr eigenen Vorliebe fürs Rechnen, begann sie dieselben zu zählen, neun Schotterhaufen von Stange zu Stange, und es schien ihr, als verkürzte sie sich den Weg, indem sie ihn solcherart zertheilte.

Immer blieb sie aber hinter den andern zurück. Sie konnte kaum mehr gehen. Peter hatte ihr schon längst das kleine Gepäck abgenommen.

„Stütz' Dich auf meinen Arm“, brachte er in Vorschlag, „Du wirst Dich weniger anstrengen.“

Aber Marianne wollte nicht. Es wäre höchst lächerlich, so Arm in Arm einherzuschreiten wie Herren oder Eheleute.

Zum Glück ließ sich indessen das Rollen eines Karrens nach derselben Richtung vernehmen, in der die Tagelöhner sich bewegten. Sie blieben wartend stehen.

„Bittet jenen Mann, daß er meine Schwester aufnehme“, wandte sich Peter an die Frauen, da er selbst nicht wagte, ihn darum anzusprechen.

„Dummkopf!“ antwortete ihm zustimmend ein junges Weib. Und dem Fuhrmann entgegen gehend, der zur Seite seines Maulesels einherschritt, redete sie ihn an: „Wolltet Ihr ein Mädchen, das Fieber hat, auf Euren Karren nehmen?“

„Wenn sie hinaufsteigen will, meinetwegen . . .; aber es ist Kiessand oben, sie wird nicht weich sitzen“, erwiderte der Fuhrmann ohne anzuhalten.

„Eh, Weichheit ist nicht vonnöthen, wenn sie nur nicht gehen muß. Aber so haltet doch an!“

„Eeeh! Eeeeh!“ schrie der Fuhrmann, die Zügel langsam anziehend, dem Maulthiere zu. Und langsam wie er bisher gerollt hatte, blieb der Karren stehen.

Mit Hilfe der Gefährtinnen setzte sich Marianne rückwärts auf den Kiessand, die Füße hinabbaumeln lassend.

„Zieh' Dir die Holzschuhe an“, rief Peter, „Deine Füße sind eiskalt.“

„Aber was! Ich hatte die Holzschuhe bis jetzt an, hier oben fielen sie mir von den Füßen hinunter.“ Und Marianne blieb barfuß, während es weiter regnete.

Oben sitzend, auf dem nassen Kies, dachte sie:

„Wenn es der Karren von Gaudenzio wäre!“ Später, in Fieber-

Digitized by Google

phantasien, stellte sie sich vor, es wäre dies thatsächlich Gaudenzios Karren und sie läge auf einem Federbett.

Am Montag befand sich Marianne schlecht und am Mittwoch noch ärger.

Der Vater holte den Bezirksarzt von Treviso. Der Weg dahin war weit und der Arzt hätte denselben nicht alle Tage zurücklegen können, um die Kranke zu besuchen.

„Es ist ein Wechselfieber, das sich in die Länge ziehen kann", sagte er. „Das Mädchen muß viel Chinin nehmen und sich kräftig nähren. Es ist besser, daß Ihr sie nach Novara ins Spital bringt; sie wird dort eine ordentlichere Pflege haben, als in Eurem Hause. Habe schon viele, die sich im Reisfeld das Fieber geholt hatten, dahin geschickt!"

Martin ließ sich ein Armuthszeugniß geben, was ohne jegliche Schwierigkeit geschah. Armer Mann! Er hatte seine zehn Finger und die berühmten dreißig Lire aufs Silber; weiter nichts.

Donnerstag früh wurde Marianne auf dem Gemeindekarren nach dem Hospital von Novara gebracht. Magdalene begleitete sie, zur Seite einherschreitend, mit Körben voll Gemüse, das sie auf dem Markt verkaufen sollte.

Die beiden Alten hatten ihre Tochter recht herabgekommen befunden, betrachteten aber nichtsdestoweniger deren Krankheit ohne Bedenken. Unsere Landleute sind derart an das Fieber gewöhnt, daß sie es geradezu unterschätzen. Sie sagen:

„Das dreitägige Fieber macht die Jungen gesund und beschleunigt den Tod der Alten."

Marianne war jung, also hatte es keine Gefahr.

„Und dann weiß man, was für Fieber das ist, das man sich im Reisfeld holt!" bemerkte Magdalene. Armes Weib! Solche Betrachtung gab ihr neuen Muth.

Marianne blieb nahezu zwei Wochen im Spital. An jedem Besuchstag kam Magdalene, die Taschen vollgepfropft mit Eßsachen, die einem Gepäckträger Unverdaulichkeiten bereiten müßten. Und jedesmal wurde sie an der Thür untersucht, die Eßvorräthe wurden ihr abgenommen, und sie kam zur Tochter mit leeren Taschen und brummte gegen die strengen Verordnungen im Spital.

Dank diesen strengen Verordnungen jedoch beging die Kranke keine Thorheiten und konnte in kurzer Zeit genesen. Alle Feiertage besuchte auch Martin seine Tochter; er saß am Rande des Bettes, verhielt sich eine halbe Stunde lang mausestill und gerieth in Verlegenheit, wenn er vor dem Weggehen seine Tochter küssen sollte. Sprach er zu ihr, dann geschah es regelmäßig vom Silber: Die Mutter hatte es für sein und das im Reisfeld erarbeitete Geld gekauft. Die Haarnadeln wären sämmtlich geschliffen, hätten nußgroße Köpfe und glänzten!

„Du wirst so strahlen wie die Sonne! Man wird zu Dir nicht emporschauen können!"

Und er lachte und zeigte sich zufrieden, der Arme. Beim Weggehen, als er zwischen den zwei Reihen himmelblauer Betten, die Tochter hinter sich lassend, hindurchschritt, kam ihm der Gedanke, daß

Digitized by Google

die Kranken in den Nachbarbetten sterben könnten und Marianne zwischen zwei Todten zu liegen käme. Und er brummte:

„Verfluchtes Silber!“

X.

Als Marianne imstande war, das Hospital zu verlassen, kam die Mutter sie abzuholen und brachte mit sich das kostbare Silber, gut eingepackt in Papier und das Papier in einem Tüchel.

Marianne war außer sich vor Freude. Sie öffnete das Päckchen auf dem Bett, kleidete sich eiligst an und zum ersten Mal kämmte die Mutter sie mit dem glänzenden, leuchtenden Silberkamme.

„Jetzt erst bist Du ein heiratsfähiges Mädchen“, sagte Magdalene mit einem Blick der Bewunderung.

Marianne empfand, daß dieser Silberkamm ihr ein neues Leben, einen neuen Horizont eröffnete, und sie fühlte sich glücklich.

An der Seite Magdalenes die Straßen von Novara dahinschreitend, wendete sie den Hals nach jeder Handlung, um sich in den Auslagefenstern zu bespiegeln. Vor dem Café Cavour, das zu dieser morgendlichen Stunde weit offen stand, sah sie sich von einem schönen großen Wandspiegel lebensgroß zurückgestrahlt.

Doch begnügte sie sich nicht, im Fluge hinein zu blicken, wie es wohl ein modisches Fräulein gethan hätte. Sie lief und pflanzte sich stramm vor dem Eingang auf, grad dem Spiegel gegenüber, betrachtete sich von allen Seiten und rief einmal um das andere:

„O, Mutter! Seht, Mutter, seht!“

Und sie streckte die Hände vor, schlang sie sich ums Knie in ekstasischer Bewunderung und Freude, und lachte, bis ihr der Athem ausging; dann begann sie von neuem, sich zu mustern und von neuem zu lachen.

Der Silberkamm und die Zufriedenheit die von ihr ausstrahlten, ließen den Vater und den Bekannten Mariannes kaum merken, wie hager und blaß sie geworden war und daß sie fast weiße Lippen hatte.

Im übrigen entwickelte sie einen so starken Rekonvaleszenten-Appetit, daß sie binnen einer Woche wieder etwas Farbe bekam, weniger abgezehrt erschien und niemand an ihre Krankheit weiter dachte; sie selber am wenigsten.

Wenn sie ihren Gefährtinnen vom Reisfeld begegnete, fragten diese:

„Kommst Du zur Jätung aufs Reisfeld, Marianne?

„Ich weiß nicht; ich hab' mir dort das Fieber geholt.“

„Bah, was liegt daran! Jetzt ist es vorüber. Nur das erste Mal schadet es, dann gewöhnt man sich. Und bei der Jätung giebt's einen hübschen Verdienst! Im Beginn zahlt man eine Lire den Tag, aber je weiter es vorrückt, desto höher steigt der Lohn. Im vorigen Jahr hab' ich zu Ende Juni zwei Lire den Tag bekommen.“

„Und das Fieber hast Du Dir nicht geholt?“

„Doch, aber es ging schnell vorüber. Und inzwischen hatte ich nahezu vierzig Lire verdient. Um so viel mehr beträgt dann meine Mitgift, wenn ich heirate.“

Seit man zur Abendgesellschaft nicht mehr in den Stall ging, ließ sich Gaudenzio in dem Hause der Lavatellis selten blicken. Eines

Digitized by Google

Tages war er dort vorbei gegangen, und Marianne, die erst kürzlich vom Hospital zurückgekehrt war, eilte aus der Küche, um sich mit ihrem Silberkamm sehen zu lassen.

„Ah! Ihr habt schon das Silber!" rief er ihr zu. Dann, mit gewohnter Rohheit und indem er sich mit der flachen Hand über die Brust strich, wobei seine Blicke nach Mariannes Busen schielten, schloß er: „Aber es scheint, als hätte auch hier der Hobel des heiligen Josef geglättet."

Marianne verwirrte sich und lief, ihm den Rücken kehrend, in die Küche. Seither hatte sie ihn nicht wiedergesehen; die Arbeiterinnen im Reisfeld hatten es hierin besser. Beim Abschied hatte er ihnen zugerufen:

„Zur Jätung sehen wir uns wieder!"

Unterdessen waren schon die ersten Junitage herangerückt und Marianne fühlte sich über die lange Abwesenheit Gaudenzios beunruhigt. Schüchtern sagte sie zu den Eltern:

„Ich möchte Reis jäten gehen."

„Laß es heuer bleiben", erwiderte Martin. „Hast Dir schon das Fieber geholt."

„Was hat mir das Fieber geschadet? Ich bin gewachsen und habe einen bessern Appetit bekommen."

„Gewiß! Das dreitägige Fieber macht die Jungen gesund und beschleunigt den Tod der Alten", bekräftigte mit dem üblichen Sprichwort Magdalene, die der Tochter gefällig sein wollte.

Uebrigens war sie selber in ihrer Jugend regelmäßig zu allen Arbeiten aufs Reisfeld gegangen, hatte dort unter drei Malen zweimal das Fieber bekommen und war immer zurückgekehrt.

„Und bin davon nicht gestorben", pflegte sie zu sagen.

Freilich war sie davon nicht gestorben, wie es sich denn auch selten trifft, daß man an dem schlechten Leben dort stirbt; aber man zerrüttet seine Gesundheit und verliert seine Jugend. Mit dreißig Jahren ist man alt. Magdalene hatte kaum neununddreißig und sah für sechzig aus.

„Aber wohin willst Du gehen?" begann Martin wieder. „Jetzt hat die Jätung schon begonnen. Die Arbeiter von Trecate sind vorgestern abgereist."

„Beppo, der Sensal, sucht noch Arbeiterinnen, um diejenigen zu ersetzen, die erkranken", gab Marianne, die ihre geheimen Absichten hatte, zur Antwort. „Uebermorgen holt er die Therese aus Galliate und die Tochter des Bahnwächters, die auch schon beim Umgraben und dann mit mir im Hospital gewesen waren."

„Gut; mach' was Du willst", seufzte Martin. „Aber hüte Dich vor dem Fieber; das Jäten ist mühevoll, daß Du es weißt!"

„Aber, Väterchen! Es war die Abendkälte, welche mich krank gemacht hat. Im April regnete es beständig. Jetzt ist es selbst zur Nachtzeit heiß."

Und ganz Fröhlichkeit begann sie auszurechnen, daß ihr noch zwanzig Arbeitstage blieben, bevor die Jätung beendet wäre. Beppo, der Sensal, verbürgte eine Lire und achtzig Centesimi den Tag; das gäbe zusammen sechsunddreißig Lire, um die dann ihre Mitgift steigen

Digitized by Google

würde. — Und wem eigentlich brächte sie diese Mitgift? Das allein war es, was ihr zu denken gab. Sie sann zurück an das freche Benehmen Gaudenzios und an seine Eroberungen. Wer weiß? . . .

Tags darauf mußte Martin den alten Strumpf hervorziehen, wohin er mühsam den Miethzins zusammengescharrt hatte, und vier Lire, vier blanke, schöne Lire herausnehmen, um sie dem Sensal als Handgeld auf die zwanzig Arbeitstage seiner Tochter zu geben; zwanzig Centesimi den Tag.

Und zum zweiten Mal verließ Marianne das Elternhaus und ging aufs Reisfeld, unter Gottes Schutz.

XI.

Das Reisfeld, wohin diesmal der Sensal Marianne geschickt hatte, lag weit entfernt, im Gebiet von Borgo-Vacelli, etwa acht Meilen von Trecate.

Die Tagelöhnerinnen, und insbesondere jene, welche kurz zuvor krank gewesen waren, langten müde, mit wunden und geschwollenen Füßen dort an.

Marianne war erschreckt, als sie auf dem Stroh, das ihr zur Lagerstätte diente, saß und ihre armen Füße, die sie in den Händen hielt, in solchem Zustand erblickte.

Aber die kräftigsten unter ihren Gefährtinnen vertrösteten sie:

„Hab' keine Angst; schlaf nur. Morgen wirst Du so lange im Wasser stehen müssen, daß sich Deine Füße mehr als nöthig erfrischen"; und plaudernd legten sie sich aufs Stroh des Schobers und schliefen lachend ein.

Auch Marianne schlief endlich ein, und schlief, müde wie sie war, ununterbrochen bis zum Morgen, ohne im Schlafe sich zu wenden. Als sie erwacht war, starrte sie verdutzt um sich und sagte:

„Es ist noch immer Nacht."

Es war in der That noch nicht vier Uhr; doch müßte man um diese Zeit schon bei der Arbeit sein. Es begann kaum zu dämmern; die ganze unermeßliche Ebene war in einem grauen, schweren Qualm gehüllt.

Beim Betreten des Reisfeldes empfand Marianne ein Schauergefühl, und als sie bis oberhalb der Kniee im Wasser stand, den Kopf in jener weißlich schimmernden Wolke, die sie ganz umschleierte, empfand sie Athemnoth.

„Ach Gott!" seufzte sie; „mir däucht, dieses weiße Ding da sei Fieber und es schleiche sich in mich hinein durch die Nase, durch die Ohren, durch den Mund." Und es durchschauerte sie ganz.

„He, Mädchen, was machst Du denn?" schrie ihr der Aufseher zu.

Sie beugte sich eilig nieder und säuberte den Reis vom Unkraut. Aber sie fühlte sich sehr traurig und verlassen in dieser grauen Ebene; die Thränen kamen ihr in die Augen, und von Zeit zu Zeit blickte sie empor, ob nicht ein Sonnenstrahl den Dunst zertheilte, der ihr auf Herz und Lunge lastete.

Arme Marianne, was für seltsame Wünsche! Wenn die Sonne kam, eine heiße, sengende Junisonne, war es ihr, als kochte ihr Gehirn und als brennten ihre Kleider. Der Schweiß rann ihr den Hals

Digitized by Google

hinab, troff von der Stirn in dicken Tropfen, die dann in das stehende Wasser des Reisfeldes fielen und Kreise zogen, wie Kieselsteinchen. Und aus diesem sumpfigen, erwärmten Wasser stiegen müffige Miasmen empor, die zum Erbrechen reizten.

Gegen zwei Uhr brannte die Sonne so glühend, daß es Marianne schien, als schössen Feuerzungen umher, die ihren Körper beleckten und ihr Blut sögen. Und je höher die Hitze stieg, desto unerträglicher wurde der Gestank des Wassers.

Marianne empfand Uebelkeiten. Mit hervorquellenden Augen und durch das lange Gebücktstehen geschwollenen Stirnadern richtete sie sich empor.

„Das ist ja ein Höllenleben!“ rief sie trostlos.

„He, bück' Dich zur Arbeit nieder, Marianne!“ schrie der Aufseher.

„Laß uns singen!“ redete eine Nachbarin, die an solche Martern schon gewohnt war, sie an. „Die Zeit wird Dir schneller vergehen“, fügte sie hinzu; „nur noch zwei Stunden haben wir zu arbeiten.“ Und sie stimmte das Lied an:

Garibaldis Bersagliere
Mit der Feder auf dem Hut.

Aus der Nähe und Ferne einten sich die Tagelöhnerinnen zu dieser Melodie und bildeten einen Chor. Auch Marianne sang die erste Strophe mit, aber es war ihr allzu übel, sie konnte nicht fortsingen, und die gedehnten kadenzirten, seufzenden Töne machten sie weinen.

Als sie um vier Uhr, nach so vielen Arbeitsstunden, aus dem Wasser trat, konnte sie den blendenden Reflex der weiten, weißen, von der Sonne beschienenen Fläche nicht ertragen. Das lange Hineinstarren ins Wasser, das wie ein Spiegel glänzte, hatte ihre Augen geschwächt; wohin sie auch ihre Blicke wandte, sah sie eine blaue Kugel davor schwanken.

„Mein Gott, mein Gott!“ dachte sie, „wie werde ich das überstehen?“ Aber dann musterte sie ihre Gefährtinnen, die, ob auch erhitzt und schweißtriefend, fröhlich, wie nach gewohnter Arbeit zur Rast schritten, und sie machte sich von neuem Muth:

„Wenn die sich daran gewöhnt haben, werde auch ich mich gewöhnen.“

Inzwischen hörte sie das Gespräch zweier draller Mädchen, die wenige Schritte vor ihr gingen:

„Wie viel hast Du gefangen?“

„Fünf.“

„Hast eine Lire verdient. Das ist ein halber Tagelohn; und ohne Mühe.“

Ohne Mühe! In dem Zustand der Niedergeschlagenheit und Entmuthigung klang dieses Wort wie Musik ans Ohr der armen Marianne. Sie horchte weiter.

„Eine Lire?“ fragte die erste, „Du rechnest zwanzig Centesimi das Stück?“

„Freilich. Dies ist der Preis, den ich bekomme.“

„Und wo? Ich habe noch niemals mehr als drei Soldi erhalten.“

„Wer weiß, wem Du sie verkauft hast! Wenn Du Sonntag

Digitized by Google

mit mir nach Novara gehst, verschaff' ich Dir zwanzig Centesimi fürs Stück. Wirst's ja sehen!"

Marianne, begierig, das Geheimniß zu erfahren, wie man ohne Anstrengung Geld verdiene, fragte:

„He, Mädchen, was habt Ihr in Novara zu verkaufen?"

„Blutegel", antwortete stehen bleibend und wartend eine von den zweien.

„Und Du hast keine gefangen?" fragte die andere.

„Ich — nein. Sie krochen um meine Füße herum, aber ich trieb sie fort."

„Du Tapfere! Du trittst das Glück mit Füßen. Wir sind froh, wenn sie sich an uns saugen. Auf diese Weise fangen wir sie; sonst, wenn sie entwischen, gestattet der Aufseher wegen Zeitverlust nicht, ihnen nachzujagen."

„Aber so seht doch, wie viel Blut Ihr dadurch verliert", bemerkte Marianne, indem sie auf die braunen Füße der Mädchen wies, die aus mehreren Wunden bluteten.

„Bah, es ist nur das böse Blut, welches abfließt", entgegnete achselzuckend die eine. „Es verhütet eine Krankheit."

„Man legt Spinnengewebe drauf", fügte die andere hinzu, „und die Blutung hört gleich auf."

Unterdessen hielten sie vor der Tenne. Das eine Mädchen lief nach einem Winkel des Heubodens, sammelte Spinnengewebe und belegte damit die Wunden, die denn auch richtig zu bluten aufhörten.

„Es ist wahr", dachte Marianne, „man läßt kurz vor Arbeitsschluß die Blutegel sich ansetzen, so bleibt keine Zeit übrig, viel Blut zu verlieren. Und dann, was ist denn ein Glas voll Blut im Vergleich mit einem Tag, wie der heutige?"

Und sie begann auszurechnen, daß, wenn sie fünfzehn Tage hindurch nur drei Blutegel täglich finge, sie neun Lire würde verdienen, das ist der Lohn von fünf Tagen jener Höllenarbeit; und sie könnte dann, ohne an ihrem Geldbeutel Schaden zu erleiden, um so viel früher das Reisfeld verlassen.

Und durch diese Aussicht etwas getröstet, ging sie schlafen. Vom nächsten Tage an setzte sie ihre Füße, die gewiß kein überflüssiges Blut hatten, den wüthenden Bissen jener Apothekenbestien aus. Kaum daß sie sich angepackt fühlte, griff sie mit der Hand nach der Wunde und steckte den ersehnten Blutegel, der nicht mehr entschlüpfen konnte, in ein Fläschchen, das sie in der Tasche ihres Kleides verborgen trug.

An jenem Tag glückte es ihr, fünf Blutegel einzufangen, und eilends suchte sie nach Spinnengewebe, um damit die fünf Wunden zu bedecken. Sie war zufrieden, aber sie fühlte sich geschwächt, und mit Ungeduld erwartete sie ihren Napf mit Reis und Fisolen. Unglücklicherweise lieferte der Sensal, der die Arbeit in Unternehmung hatte, die Beköstigung selber, und er verstand auch, diese Spekulation gewinnreich zu nützen.

Der Eigenthümer bezahlte kontraktmäßig fünfzig Arbeiterinnen durch dreißig Tage zu zwei Lire täglich; überdies vierzig Centesimi für Kost. Der Unternehmer jedoch beschäftigte bloß vierzig Arbeiterinnen, die streng angehalten wurden, auch den Arbeitstheil der fehlen-

Digitized by Google

den Zehn zu besorgen, wobei sie trotzdem nur eine Lire und achtzig Centesimi täglich erhielten. Was die Beköstigung anlangt, gab er ihnen zerkochten Reis, gemischt mit harten Fisolen, ohne andere Würze als etwas Salz und ein Stückchen ranziges Fett.

Nach einem Tag jener Sträflingsarbeit jene Kost, von der selbst Sträflinge keine Ahnung haben!

Marianne konnte die Minestra nicht hinunter schlucken. Sie aß ein Stück Brod mit Käse, das sie mitgebracht hatte, und legte sich auf das Stroh des Heubodens, wohin ihr auch die anderen bald folgten.

XII.

Selbst die höchstgradige Abhärtung reichte nicht für jenes Leben aus. Sämmtliche Tagelöhnerinnen wurden von Tag zu Tag abgezehrter. Wenn sie im Morgennebel zu zweien, zu dreien an die Arbeit gingen, müde, bleich, mit eingefallenen Augen, herabhängenden Armen, trägem Schritt, glichen sie einem Zug Gespenster.

Und dennoch, am Sonntag, nach einer Arbeitswoche, waren sie sehr frühe auf, um zum Verkauf der Blutegel auf den Markt nach Novara zu gehen.

Marianne wäre gern noch länger in erfrischender Rast auf ihrem Strohlager ausgestreckt geblieben; aber der Verkauf der Blutegel drängte und dann hatte sie auch ihren kleinen Mundvorrath geleert. Die Mutter sandte keinen weiteren; vielleicht bot sich keine Gelegenheit. So mußte sie denn selber sich vorsehen, da sie von der Minestra, die man austheilte, kaum einige Löffel hinunterzuschlucken vermochte.

Mit Unlust stand sie auf, dehnte die erstarrten Glieder, zog sich das Festgewand an, das sie auf der Reise getragen hatte, nahm die Holzschuhe in die Hand und eilte mit den andern fort.

Singend zogen sie in Novara ein. Die gezierten jungen Stutzer, die beim Anblick eines unter dem Weiberrock hervorstehenden Damenfüßchens weiß Gott wie aufgeregt gewesen wären, traten aus den Cafés: „Das sind Arbeiterinnen vom Reisfeld“, sagten sie. Und mit Gleichgiltigkeit betrachteten sie alle jene braunen Füße, nackt bis ans Knie, beschuppt und hart wie Holz.

Sie waren erst achtzehn Jahre alt, die armen Kinder! Und ihre Nacktheit weckte nicht mehr sündige Wünsche.

Bei der Rückkehr war Marianne ganz erschöpft; ihre Verzagtheit wuchs von Tag zu Tag. Beim Karsten hatte sie doch noch den Bruder, der mit den tölpischen Bezeigungen seiner Zuneigung, an die sie von Haus aus gewohnt war, sie umgab. Aber jetzt fühlte sie sich ganz allein. Es sagte ihr niemand:

„Du bist müde, geh' schlafen. Du bist geschwächt, iß!“

Nichts sagte man ihr jetzt; das bloße Denken daran machte sie fast krank.

„Mir ist als wär' ich niemandes Tochter“, sagte sie. „Wenn mir die Mutter wenigstens den Gaudenzio geschickt hätte!“

Wenigstens! Es war das Meiste, was sie wünschen könnte. Und dieses Mal fand der Wunsch Gehör. Kaum daß die Mädchen, welche ihr voran schritten, der Tenne gegenüber kamen, liefen sie zurück und wisperten lachend:

Digitized by Google

„Marianne, der Karren!"

„Wo?" fragte sie, ohne zum Verständniß, wessen Karren sie meinten, weiterer Erklärungen zu bedürfen.

„Dort, auf der Tenne!" antworteten die Mädchen.

„Ganz roth vor Freude lief sie vor, kehrte aber bald zurück und lispelte:

„Das Pferd ist ausgeschirrt; Gaudenzio ist wohl in der Küche." Und ihr war's, als athmete sie leichter. Aber sie getraute sich weder in die Küche zu gehen, noch ihn zu rufen. Sie war ungeduldig, ihm ihre Rückkehr anzuzeigen und wußte nicht, wie dies zu thun.

„Singen wir, damit er's hört", brachte sie endlich in Vorschlag. Und nun stellten sich alle hinter dem Gitter vor der Tenne in einer Gruppe auf, blinzelten und lächelten einander zu, als erzählten sie sich eine Neuigkeit, und begannen aus voller Kehle zu singen:

Gestern, im Spazierengehen —
Sag' ihr's nicht!

Aus dem Stall, vom Heuboden, aus dem Schweinekoben, aus der Küche, kurzum alle Männer der Faktorei kamen hervor. Gaudenzio war unter ihnen.

Sich hin- und herwiegend, mit dem Hut auf dem Ohr, trat er einige Schritte nach vorne, lachte und sang:

Hab' ich eine Frau gesehen —
Sag' ihr's nicht!

Da fielen die übrigen ein:

Und sie that so lieb und fein,
Lud mich freundlichst zu sich ein —
Sag' ihr's nicht!

Der größte Theil unserer Volkslieder ist nicht korrekter und dezenter als dieses.

Die Männer umringten die Frauen, lachten, blinzelten einander zu und setzten im Chor das Lied fort, das sie mit wüstem Gelächter schlossen, als wär' es eine neue und seltene Unterhaltung.

Dann pflanzte sich Gaudenzio mit in die Hüften eingestemmten Händen vor Marianne hin, schüttelte den Kopf, und begann mit schlauer Miene wieder zu singen:

Gestern, im Spazierengehen —
Sag' ihr's nicht!

„Habt Ihr die Meinigen gesehen?" fragte Marianne.

„Ich sah sie gestern. Eure Mutter hat mir einige Sachen für Euch mitgegeben und will wissen, ob Ihr guten Muthes seid."

„Eh, nicht sehr", sagte Marianne.

„Das hab' ich wohl gewußt; Ihr seid kein Weib, das zur Arbeit taugt", bemerkte Gaudenzio.

Marianne fühlte sich beleidigt und erwiderte:

„O, warum? Mach' ich doch dasselbe, was alle anderen machen."

Als man aber die Minestra auftischte und Gaudenzio mit einem frischen Brod und einem hübschen Stück Eierkuchen, das Magdalene gesandt hatte, an das Mädchen herantrat, fühlte sich dieses so betrübt, daß es nach nichts verlangte. Es sah die andern essen und lachen und hätte gern ihnen gleich gethan, um zu zeigen, daß es von der

Digitized by Google

Arbeit nicht ermüdeter wäre, als jene; aber es gelang ihr dies nicht. Die Woche über hatte sie sich so abgemüht und so wenig und schlecht gegessen, daß sie ganz erschöpft war. Allein ging sie auf den Heuboden, streckte sich aufs Stroh und begann zu weinen, zu weinen, bis sie einschlief.

XIII.

Es war ein unruhiger, von beängstigenden Träumen erfüllter Schlaf. Sie sah sich als eine jener Bergbewohnerinnen von Boca oder Maggiora, deren wunderbare Rüstigkeit, frische Farbe, fröhlichen Humor, beharrlichen Arbeitssinn und kastanienbraune Stirnlöckchen sie oftmals hatte rühmen hören. Sie stieg vom Gebirge durch ein steiles Gäßchen hinunter, eine große Butte voller Steine auf dem Rücken, neben sich den Packesel, den sie an einer Schnur, die sie sich um den Arm gewunden, führte, und um die Zeit möglichst auszunützen, strickte sie im Gehen einen Strumpf.

Gaudenzio hatte so viele Male von dieser dreifachen Arbeit der Bergbewohnerinnen erzählt, daß Marianne immer daran dachte.

Aber es schien ihr, als würde der Esel störrisch, ließe sich förmlich schleppen und zerrte so stark am Strick, daß ihr die Strumpfmaschen von den Stricknadeln fielen. Und während sie sich eiligst und tief bückte — dieselben noch aufzufangen, schüttete sie sich die Butte voller Steine und Kies über den Kopf. Der Esel erschrak, begann zu laufen und lief und lief, sie am Arm hinter sich schleifend, durch Felder und Wiesen — er war scheu geworden. Und während dieses schrecklichen Laufes hörte sie von weitem den höhnischen Zuruf Gaudenzios:

„Ich hab' das gewußt! Ihr seid eben keine Frau zur Arbeit." Und der Fuhrmann lachte so laut, daß Marianne erwachte.

In der That scholl ein helles Gelächter von der Tenne herauf, aber dieses Mal wenigstens war Gaudenzio unschuldig an dem Spott, dessen ihn der Traum anklagte. Es war bereits spät am Nachmittag; unten tanzte man zu den Klängen der Orgel.

Marianne lächelte bei dem Gedanken an einen Tanz mit Gaudenzio und erhob sich, um hinunter zu gehen. Aber sie bekam Schwindel; ihr Kopf war so schwer und rundherum bewegte sich alles. Sie mußte sich im hinabgehen auf das Treppenholz stützen, um nicht hinunter zu fallen.

Selbst in ihrer Fieberkrankheit war es ihr nicht so schlecht gewesen. Es pfiff ihr in den Ohren und hämmerte im Kopf. Ihre Augen schmerzten krampfhaft und die Lider konnte sie nicht heben.

Muthlos kauerte sie sich in einem Winkel des Hofes nieder und starrte durch die halbgeschlossenen Wimpern vor sich.

Die Polka war beendet, als Gaudenzio sie erblickte. Den Hut auf dem Ohr näherte er sich ihr, reichte ihr den Ellbogen und sprach kopfnickend.

„Gehen wir! Auf!"

Doch sie konnte nicht aufstehen. Wie gerne hätte sie fliegen mögen, die arme Marianne! Sie stemmte die Hände auf die Kniee und versuchte sich zu erheben. Aber es schien, als wäre sie ganz aus Blei. Ihre Glieder waren so schwer, daß sie dieselben nicht bewegen konnte.

Digitized by Google

„Ich kann nicht!“ sagte sie mit einem Seufzer, der einem Winseln glich. „Mir ist so schlecht!“

„Ach, ich Aermster! Was das für ein Weib ist! Euch ist's immer schlecht“, antwortete der Fuhrmann, dessen Gesundheit und Selbstsucht kein Verständniß für ein Leiden zuließen. Auf den Absätzen sich herumdrehend, ging er nach der entgegengesetzten Seite der Tenne, um sich eine andere Tänzerin zu suchen.

Marianne fühlte sich unglücklich. Gaudenzio verachtete sie, und die erstbeste, die zwei Minuten im Walzertakt sich hätte schwingen können, würde er geachtet haben. Eigenliebe und Liebe, Furcht und Eifersucht gaben ihr eine unverhoffte Kraft. Mit einem Satz stand sie auf den Füßen, nahm die Holzschuhe in die Hand und überholte in zwei Sprüngen den Fuhrmann inmitten der Tenne.

„He, Gaudenzio“, rief sie ihm lachend und den Arm rundend zu, während sie sich einladend in Tanzposition stellte.

„Aber wenn Ihr nicht wohl seid!“ brummte der Fuhrmann.

„Was nicht gar! Ich hab' das zum Spaß gesagt. Ich befinde mich ganz vorzüglich. Bin ja nicht eine Dame, daß ich wegen so 'n bißchen Anstrengung mich gleich krank fühlte!“

„Euer Aussehen ist aber trotzdem häßlich“, bemerkte dieser ungesittete Galan, ihr Gesicht prüfend. Und mit diesem Kompliment erfaßte er ihre rechte Hand, umgürtete sie mit dem Arm, drückte die seinige auf ihren Rücken und begann in der nachlässigen, unanständigen Art der Landleute den Tanz. Eng an sie gepreßt, ihr bald das Gesicht, bald den Rücken zukehrend, schien es, als wollte er ihr die Glieder verrenken.

Und Marianne legte ihre linke Hand mit den hängenden Holzschuhen an Stelle eines parfümirten Tüchelchens auf seine Schulter; im Herzen empfand sie den Gegenschlag seiner Pressungen und Drohungen, indeß sein warmer keuchender Athem ihr in den Mund strömte. Inzwischen hämmerte es stark und stärker in ihrem Kopfe, und als bei den letzten Musikschlägen Gaudenzio sie im Wirbelwind herumdrehte, fühlte sie im Gehirn ein Surren und Schnurren, wie von einer Garnwinde; es schien ihr, als schwebte sie diagonal zwischen Himmel und Erde, und sich an ihren Tänzer klammernd, rief sie:

„Haltet mich, ich falle um!“ und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, im Glauben, sie fiele zusammen mit ihm.

Diese Ohnmacht dauerte kaum wenige Minuten. Es war ein Kopfschwindel. Gaudenzio hielt sie, und als sie die Augen öffnete, fand sie sich noch an seiner Schulter inmitten der Tenne. Sie machte sich von ihm los, ohne ihn anzusehen und setzte sich schweigend auf den Balken neben der Mauer. Und dort nahm ihr Unwohlsein immer mehr zu. Ihr Gehirn wirbelte fort, als hätte es während des Tanzes einen Schwung erhalten wie ein Kreisel.

Sie hielt es nicht mehr aus. Fast bewußtlos sank sie auf die Bank, legte den Arm unter den Kopf und demüthig seufzend verblieb sie in dieser Stellung.

Später näherte sich ihr Gaudenzio und fragte ein wenig bestürzt: „Nun, Marianne? Was ist Euch?“

Digitized by Google

Sie war ohnmächtig oder kraftlos. Sie vermochte nicht zu sprechen. Sie antwortete bloß mit einem Aechzen.

„Ist Euch so schlecht?“ fragte der Fuhrmann.

„Ich glaub', ich habe das Fieber; aber sagt nichts den Meinigen.“

„O, von mir aus — jetzt geh' ich nicht nach Hause. Ich hab' eine Ladung Holz zu verkaufen und weiß nicht, wann ich Magdalene sehen werde.“

„Besser so!“ stöhnte Marianne. „Besser so!“ Aber insgeheim schluchzte sie und war tief unglücklich, sich von den Ihrigen verlassen zu wissen.

Die Weiber blickten zuerst das Mädchen, dann einander geheimnißvoll und kopfschüttelnd an.

Eine von ihnen näherte sich fragend der Aeltesten, die mit der gravitätischen Miene eines, der mehr weiß als die andern, Marianne musterte.

„Es ist eine Kopfkrankheit, nicht wahr?“

Das Weib nickte zwei- oder dreimal mit dem Kopfe, preßte die Lippen zusammen, erweiterte die Augen und sprach:

„Freilich, just eine Kopfkrankheit ist's und noch dazu eine tüchtige.

„Also wirklich?“ fragte die erste von neuem halblaut, als konsultire sie einen Arzt.

„Gewiß! Wenn eine schwarze Henne da wäre ...“ Und leise sprachen und verabredeten sie untereinander. Dann näherte sich die Aerztin Marianne und sagte:

„Marianne, Du hast das Fieber im Kopf und es könnte was ernstes werden. Man muß Geduld haben. Wenn Du gesunden willst, laß Dich die Kosten für eine schwarze Henne nicht reuen. Die Wirthin hat deren welche.“

Marianne stieß einen langen Seufzer aus. Sie dachte:

„So ist's; da opfert man die Gesundheit, um wenige Groschen zu verdienen; dann opfert man die Groschen um die Gesundheit wieder zu gewinnen.“ Aber sie sagte nichts. Sie zog ein Tüchelchen hervor und reichte der Aerztin das eine Ende hin, daran ein Knoten gemacht war. Das Weib kannte diese Art Börsen. Sie löste den Knoten, zog das Geld heraus, das Marianne für die Blutegel erhalten und dort aufbewahrt hatte, und eilte fort, indem sie den Zurückbleibenden noch anbefahl:

„Zieht ihr den Silberkamm aus und löst ihr die Haare auf.“

Bald danach kam sie mit der Gefährtin, die ihr gefolgt war, zurück. Jede von ihnen hielt an einem Flügel und an einem Fuß das arme Opfer, das furchtsam gluckte. Marianne hatte das Geld bereits erlegt und die Haare in den Nacken zurückgekämmt.

„Sei bereit. Steh' auf!“ sagte das Weib, ein großes Küchenmesser ergreifend. Man vernahm ein lautes und verzweifeltes Gackern, und das arme Thier, vom Hals herab geviertheilt, wurde auf den schmerzenden Kopf Mariannens applizirt. Ueber Gesicht, Hals und Kleider floß ihr ein warmer Blutregen.

Danach führten die Frauen Marianne die Treppe hinauf und legten sie mit der seltsamen Haube aufs Stroh.

Digitized by Google

XIV.

Während der Nacht hatte Marianne heftiges Fieber. Ihr Gesicht flammte, ihre Augen waren blutunterlaufen, sie redete irre und gestikulirte krampfhaft. Kaum daß es tagte, mußte man sie auf dem Karren der Faktorei nach dem Hospital in Novara bringen, indeß Gaudenzio einen Brief schrieb, um ihre Eltern davon zu benachrichtigen.

Als Magdalene ins Hospital kam, erstaunte sie, ihre Tochter in dem gewöhnlichen Kreuzgewölbe nicht vorzufinden.

„Sie hat Typhus", sagte ihr die barmherzige Schwester; „der Doktor ließ sie auf die Abtheilung der ansteckenden Krankheiten bringen."

Weder in dieser, noch in der folgenden, noch auch in der dritten Woche erkannte Marianne ihre Mutter. Erst nach Ablauf eines Monats kam sie wieder zur Besinnung und ihr Zustand begann sich zu bessern. Zur Zeit, als sie in das Spital gebracht wurde, war ihr Kopf schrecklich zugerichtet. Nur nach und nach und mit der größten Anstrengung konnte man den verwesten Cadaver der schwarzen Henne vom Kopf entfernen. Aber Blut und sonstige Säfte hatten sich an die Haare geklebt und bildeten eine harte Kruste. Die Krankenwärterinnen hatten versucht, dieselbe loszulösen, doch stieß die Kranke dabei so heftige Schreie aus, daß man es lassen mußte. Dann hatte man ihr während dieser vier Wochen ununterbrochen Eisumschläge aufgelegt, und die Feuchtigkeit wie auch die Hitze des Kopffiebers begünstigten die Fäulniß jener organischen Substanzen, womit die Haare imprägnirt waren. Kaum daß der Krankheitszustand erlaubte, jenen unfläthigen und schmerzlichen Kloben zu entfernen, geschah dies mitsammt dem Haupthaar; nun aber entwickelte sich an der Kopfhaut eine neue Krankheit, und der arme Schädel stand voller Blattern.

Es war eine langwierige Krankheit und eine schmerzliche Kur. Und als nach sechs Monaten alles beendet war, blieb der einst so schöne, blonde Kopf Mariannens kahl und glänzend, wie ein Knie.

Diesmal war ihre Rückkehr vom Spital sehr traurig.

Nichts erfreute ihre verspätete Wiedergenesung. Sie bewunderte sich nicht mehr in den Schaufenstern; seufzend sah sie sich darin mit dem um den Kopf gewundenen Tuche und beweinte ihre verlorene Schönheit.

Zu Hause harrten ihrer neue Leiden, neuer Kummer.

Der Sensal, der sie zur Jätung bedungen hatte, war mit dem Geld auf und davon gegangen und ließ die armen Tagelöhner nach so vielen Mühen ohne Lohn.

Der Verlust des bißchen Geldes, darauf man gerechnet hatte, zwei Hände weniger zur Arbeit durch sechs Monate, die Besuche bei der Kranken, der man immerhin etwas schmackhaftes zum Trinken oder einige Orangen besorgen mußte, und ein herber Kummer im Herzen lasten schwer auf einer armen Familie.

Der Martinstag war seit kurzem vorüber; die Besuche des Eigenthümers im Landhaus wiederholten sich immer öfter, und das Geld für den Pachtzins fehlte.

Eines Abends sagte Magdalene zu ihrem Mann:

Digitized by Google

„Während Du heute bei der Kelter wegen dem bißchen Weintrestern warst, kam noch der Sekretär unseres Hausherrn."

„Will Geld haben, was?" seufzte Martin.

„Er will das Geld. Er sagt, daß er bis Sonntag wartet; dann wird er seine Schritte machen."

„Hm!" seufzte der arme Mensch von neuem. Dann blickte er lange und mitleidig zu Mariannen hinüber und sprach: „Ein Mittel wäre noch, um aus dieser Klemme hinaus zu kommen."

„Ein Mittel?" wiederholte Magdalene.

„Allerdings", fuhr er fort. „Da sind noch die Federn . . . was wollen wir denn damit jetzt machen?" und er winkte nach dem Mädchen.

Mariannen war das ein Schlag ins Herz. Ihre Federn, der große Gewinn an ihren Gänsen, ihr Hochzeitsbett — man wußte nicht, was damit machen! Bisher hatte sie gedacht, ihre Haare würden wieder wachsen. Die Worte ihres Vaters schienen ihr grausam, und mit Grimm dachte sie:

„Seht, um die Federn zu verkaufen, will er, daß ich ein Ungeheuer bleibe, daß ich nicht heirate!"

Ihr schien, der Vater begehe ein großes Unrecht gegen sie.

Auch Magdalene hatte bei jenen Worten die Tochter betrachtet, ihre Magerkeit, die eckigen Körperformen, den tuchbedeckten Kopf. Ihr Mund verzog sich zum Weinen bei dem Gedanken an das schöne Mädchen von einem Jahr vorher und an die schönen blonden Haare, in die sie zum ersten Mal den Silberkamm gesteckt hatte.

„Wer das gesagt hätte!" rief sie kläglich aus.

„Auch die Mutter findet, daß ich für immer zugrunde gerichtet bin", dachte Marianne, und auch die Mutter kam ihr grausam vor. Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und brach in ein zorniges, krampfhaftes Schluchzen aus, zerriß das Tüchelchen mit den Zähnen, strampelte mit den Füßen und sprach in sich hinein: „Sie sehen das Unglück und denken an kein Mittel dagegen; sie lieben mich nicht."

Die Alten sagten:

„Man muß sie austoben lassen", und sprachen nicht mehr von den Federn.

Aber am folgenden Tag trug Magdalene ein Probemuster auf den Markt und am Sonntag ging Martin nach Novara, um mit dem Erlös für Mariannens Hochzeitsbett den rückständigen Pachtzins zu bezahlen.

„So wäre auch dies überstanden!" sagte er, zurückgekehrt zu seinem Weib. „Wenn ich dran denke, thut mir das Mädel leid und die schönen Federn. Aber sie wären für die Motten geblieben. Marianne, wie sie nun einmal ist, wird nicht mehr heiraten."

„Geduld!" antwortete Magdalene. „Was Gott thut, ist wohlgethan."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Wechselfälle eines ungeheuren Vermögens.

Als Ludwig XIII. im Jahre 1643 starb, hinterließ er zwei Söhne, von denen der ältere als Ludwig XIV. bekannt, der jüngere, Philipp, zum Herzog von Orleans erhoben und durch die Freigebigkeit seines Bruders mit ausgedehnten Besitzungen beschenkt wurde. Seit diesem Zeitpunkt bildete der orleanistische Zweig der Bourbons eine in Frankreich, ja in ganz Europa berühmte Familie. Das Merkwürdigste derselben war stets ihr enormes Vermögen, das sich einmal verkleinerte, dann wieder vergrößerte, sich immer aber durch glückliche Ehebündnisse oder königliche Gunst auf beträchtlicher Höhe hielt. Philipps Sohn, der Herzog von Chartres, war schon reich, als er seinem Vater folgte und erhielt das Palais Royal als Theil seines Heiratsgutes. Als zweiter Herzog von Orleans war er Regent während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. und wußte seine Stellung so geschickt zu benutzen, daß die Töchter seines Hauses — Mademoiselle de Montpensier und Mademoiselle de Valois — ihre Mitgift nicht aus den Schätzen der Familie, sondern aus dem Säckel des Staates erhielten.

Der Sohn und der Enkel des Regenten bekleideten niemals eine hervorragende öffentliche Stellung, bekundeten aber reichlich die in der Familie scheinbar erbliche Eigenschaft, sich auf öffentliche Kosten zu bereichern. Im Jahre 1751 wurde die Grafschaft Soissons und der Gutsbezirk von Laon mit dem Landbesitz der Orleans durch Patentbriefe vereinigt, und 1766 bewarben sich jene um die Domänen von Marle, la Fère en Tardenois, Ham nebst St. Gobain, die ihnen auch zur Abrundung der Grafschaft Vermandois, welche die Familie Orleans in ihren früheren Grenzen wieder herzustellen wünschte, durch Königs Gnade zugestanden wurden. Philipp Egalité war aber nicht dazu geschaffen, mit großen Schätzen gesegnet, in würdiger Zurückgezogenheit zu leben. In ihm kam die ganze Extravaganz des Gründers seines Hauses wieder zum Durchbruch. Philipp Egalité war ein Verschwender in der Familie Orleans, und sein Kopf folgte überdies seinem

Digitized by Google

Vermögen, welches erst durch seine unsinnige Verschwendung vermindert und dann durch Revolutionsedikt eingezogen wurde.

Beim Tode seines Vaters übernahm Philipp Egalité aller Wahrscheinlichkeit nach ein Vermögen, welches eine Jahresrente von 5 Millionen Francs lieferte; einige Autoritäten schätzten dasselbe noch höher. Als er die Tochter des Herzogs von Penthièvre heiratete, welcher als einziger Erbin die sehr bedeutenden Apanagen der Bastarde Ludwigs XIV. alle zugefallen waren, wurden damit die Schätze der zwei reichsten Häuser in Frankreich, jener Zeit vielleicht in ganz Europa, vereinigt. Mit seiner Gattin erhielt Philipp von deren Vater 4 Millionen Francs in klingender Münze; im Jahre seiner Hochzeit machte ihm Ludwig XV. noch ein Geschenk von 100,000 Francs, und 1784 verkaufte er an Marie Antoinette für 6 Millionen, welche aus dem Staatsschatze bezahlt wurden, das Schloß zu Saint-Cloud, welches eigentlich der Krone gehörte, also Nationaleigenthum war. In der That bestanden fast alle Zuwendungen an die Familie Orleans aus Besitzungen, welche auf die eine oder die andere Weise nur der Krone an sich verliehen gewesen waren.

All' dieser Reichthum aber schmolz wie Schnee in der Hand des extravaganten Philipp Egalité, und um seinem in den Grundvesten erschütterten Vermögen wieder eine Stütze zu geben, mußte er sich zu großen Bauspekulationen entschließen. Er zerstückelte seine Residenz im Palais Royal, beraubte sie des bisherigen privaten Charakters, ebnete den Garten derselben ein, erbaute die Bogengänge mit Kaufläden, welche wohl jeder Besucher der französischen Hauptstadt kennen gelernt hat, und überließ die gewonnenen Räumlichkeiten und Bauplätze dem Meistbietenden. Infolge dieser Umwandlungen verlor das Palais Royal zwar an historischer Würde, brachte Philipp aber viel Geld ein und stärkte seinen politischen Einfluß, weil er Künstlern und Arbeitern, welche die sie nährende Hand recht wohl kannten, lohnende Beschäftigung gab. Trotz des finanziellen Erfolgs dieser Spekulation gerieth Philipp doch mehr und mehr in Verlegenheit. Dann erschien ein am 21. Dezember 1790 bestätigtes Gesetz, welches das System der Apanagen gänzlich aufhob, diese wieder auf die Krone, von der sie ausgegangen waren, vereinigte und an deren Stelle die jährliche Zahlung einer bestimmten Summe aus dem Staatsschatze setzte. Als dieses Gesetz rechtskräftig wurde, beliefen sich die jährlichen Einkünfte der Familie Orleans auf wenig unter 9 Millionen Francs. Zwei Jahre später waren dieselben bis auf den letzten Heller verschwunden und der Kopf Philipp Egalités folgte ihnen unmittelbar nach.

Jene ungeheure Revenue kam auf verschiedene Weise zusammen. Ueber 6 Millionen bestanden in Apanagen; nahezu 1½ Million floß aus sogenanntem „Patrimonialbesitz“; fast 100,000 Francs waren das Ergebniß zahlreicher Grundstücks-Hypotheken und 1,145,000 Francs ergaben die „Renten und Interessen“. Nach obigem Gesetze von 1790 erhielt Philipp als Entschädigung für eingezogene Apanagen einen Jahresgehalt von 2½ Millionen Francs neben einer Million als „traitement“; dazu wurde sein Eigenthumsrecht am Palais Royal auch nicht mit aufgehoben. Philipp blieb also immer noch ein Mann von überreichlichem Einkommen, dennoch gestaltete sich seine finanzielle

Digitized by Google

Lage nach und nach geradezu verzweifelt, so daß er zu Anfang des Jahres eine Versammlung seiner Gläubiger berufen mußte, um mit diesen einen Vergleich abzuschließen. Im August desselben Jahres kam dann die Abdankung Ludwigs XVI., einen Monat später die Republik und unmittelbar darauf la terreur, die entsetzliche Schreckensherrschaft. Philipp Egalité hinterließ, als sein Haupt in den Sand rollte, eine Schuldenlast von 74 Millionen Francs. Sein gesammtes Besitzthum kam unter den Hammer und wurde größtentheils vom Staate angekauft, der den Gläubigern — sich selbst als den Hauptbetheiligten hinstellend — eine Summe von 37,740,000 Francs, also wenig über die Hälfte des ganzen Betrags auszahlte.

Das Schicksal verfuhr grausam mit Louis Philipp, dem Sohne Egalités, so lange dieser zu den Emigrirten zählte. Er wurde in der Schweiz in feindseligster und ungastlichster Weise verfolgt. Selbst die Mönche des St. Gotthard, deren schöner Beruf es ist, ohne jede Erkundigung über die Person Schutz und Obdach zu gewähren, weigerten sich, den unglücklichen Louis Philipp aufzunehmen, und er wurde überall weggewiesen, wie ein Heimatloser, der ziellos umherirrt. Auch als er endlich einen scheinbaren Ruhepunkt gefunden und in Reichenau bei einer Schule Anstellung erhalten hatte, vertrieb ihn ein unerbittlicher Ausweisungsbefehl bald wieder von der Scholle. Die Schilderung seiner Wanderungen durch den Norden Europas, später durch Amerika, und wie er sich endlich nach unzähligen Wechselfällen auf Schloß Twickenham niederließ — alles das ist so bekannt, um hier unerwähnt bleiben zu können.

Die ersten Tage der Restauration von 1814 brachten den scharfsichtigen Louis Philipp, der von langjährigem Mißgeschick viel gelernt hatte, nach Paris zurück, wo er dem neueingesetzten Ludwig XVIII. seine Huldigung darbrachte. Ludwig nahm seinen Vetter sehr freundlich auf, verlieh ihm den Titel „Durchlauchtigst" und überwies ihm alles, was von seines Vaters Egalité Apanagen, welche der Staat zur Zeit der großen Revolution eingezogen hatte, noch nicht verkauft war. Der allgemeinen Schätzung nach bekam Louis Philipp durch diesen Akt ein Vermögen von nahezu 100 Millionen Francs wieder in die Hände. Sicherlich war er finanziell der Glücklichste von allen zurückgekehrten Emigranten aus dem königlichen Hause. Wir erwähnten schon, daß ein Gesetz, welches nicht etwa aus den Wirren der Revolution hervorging, sondern noch während der Regierung Ludwigs XVI. erlassen wurde, alle Apanagen abschaffte und die jährliche Zahlung ein für alle Mal fixirter Summen an deren Stelle setzte.

Soweit der ältere Zweig der Bourbonen in Frage kam, blieb dieses Gesetz auch jetzt noch in Kraft. Der Graf von Artois trat nicht wieder in Besitz seiner früheren Apanagen, sondern bezog nur die ihm bewilligte Rente. Auch für seine Söhne, die Herzöge von Berry und von Anjoulème, wurden keine Apanagen errichtet. Der Herzog von Orleans nur allein, der spätere Bürgerkönig, der Vorkämpfer für liberale Anschauungen und Gegner der alten Ordnung der Dinge bestand auf der Wiederbelebung gewisser Feudalrechte zu seinen Gunsten, während sich die Königsfamilie dem Gesetze treu zu manchen Opfern herbeiließ. Der König benahm sich in der That

Digitized by Google



Ueberredung.

Nach dem Originalgemälde von J. Leisten.

Digitized by Google

Digitized by Google

mehr als edelmüthig gegen den unglücklichen Ex-Schulmeister. Eigentlich hätten von dem väterlichen Erbtheile des letzteren doch wenigstens die 37 Millionen gekürzt werden müssen, welche der Staat bei Ausgleichung der Schulden Philipp Egalités bezahlt hatte; dieser Kleinigkeit schien sich der König aber gar nicht mehr zu entsinnen, und Louis Philipp mochte sich natürlich nicht berufen fühlen, jenen besonders darauf aufmerksam zu machen. Er begann eine zusammenhängende Reihe von Prozessen gegen den Staatsschatz, die Verwalter der königlichen Domänen, die Käufer von nationalem Eigenthum und sogar gegen seine eigene Mutter, Madame Louise de Bourbon-Penthièvre, Herzogin-Wittwe von Orleans. Zur Begründung seiner Ansprüche erhielt er durch königliche Erlaubniß aus den Staatsarchiven die ganze, gegen 700 Nummern betragende Sammlung von Akten und Dokumenten, welche sich irgend auf Vermögensverhältnisse der Orleans bezogen, leihweise ausgeliefert. Die hundert Tage unterbrachen den Fortgang seiner vielfältigen Rechtsstreitigkeiten und die Dokumente wurden den Archiven wieder zurückgegeben; nach der zweiten Restauration wußte Louis Philipp dieselben aber wieder zu erlangen und seitdem sind sie nicht mehr zurückerstattet worden. Er begann seine Prozesse aufs neue und betrieb dieselben — unter dem Tadel eines großen Theils der Nation — höchst nachdrücklich. Da Ludwig XVIII. nun gewahr wurde, daß die Streitigkeiten seines Vetters auch der Königsfamilie einen schlechten Namen im Lande machten, und er erfuhr, daß jener zur Sicherung eigentlich unbedeutender Rechte, welche er aus einigen alten Pergamenten ableitete, Klage gegen 300 Gemeinden des Departements La Manche erhoben hatte, wovon gegen 40,000 einzelne Eigenthümer berührt wurden, so befahl er ihm, diesen Rechtshandel fallen zu lassen. Louis Philipp weigerte seinem königlichen Vetter nicht den Gehorsam; er zog sich persönlich von der Durchführung jenes Prozesses zurück, cedirte die Klagansprüche aber einer Gesellschaft, welche ganz auf seinen Schultern stand und die Sache zu Ende führte.

Karl X. hatte bei seiner Thronbesteigung die Apanage der Orleans gleich in das Gesetz, welches die Civilliste ordnete, mit aufnehmen lassen und war auch später entgegenkommend genug, seinem Vetter, dem das Glück jetzt von Jahr zu Jahr mehr lächelte, den Titel „Königliche Hoheit" zu verleihen; nicht lange vorher war nämlich seine Mutter gestorben und er erbte deren Vermögen, das nach der Wiederansammlung unter Ludwig XVIII. etwa 26 Millionen betrug. Daß die Herzogin so viel hinterließ, geschah im Widerspruche mit einem französischen Gesetze, welches Ludwig einfach unbeachtet ließ. Ihr Besitzthum bestand im ganzen aus den ihrem Vater gewährten Apanagen. Nach einer Ordonnanz Karls IX. (1536) konnten Apanagen aber niemals auf die weibliche Linie übergehen, sondern fielen in Ermangelung männlicher Erben an den Staat zurück. Die Apanagen des Herzogs von Penthièvre hätten demgemäß niemals auf seine Tochter und folgerichtig auch nicht auf deren Sohn übergehen können. Louis Philipp erstritt sich für viele daraus herzuleitenden Ansprüche aber die Wohlthat der Verjährung und verglich sich wegen anderer noch rechtskräftiger durch eine Zahlung von 12 Prozent des

Digitized by Google

Betrags. Seine Freunde behaupten, er habe zur Regelung dieser Angelegenheit 10 Millionen Francs, immerhin noch weniger als die Summe seiner jährlichen Revenuen, verwendet.

Die Revolution von 1830 stürzte den gealterten, etwas beschränkten Karl X. vom Throne und erhob dafür Louis Philipp als „Bürgerkönig" auf denselben. Letzterer benahm sich dabei so gewitzigt, wie es nur jemand hätte thun können. Er widersetzte sich eben nicht seiner Erwählung, vergaß dabei aber niemals die weise Lehre, nicht alles, was er besaß, auf eine Karte zu setzen. Er war zu vertraut mit Revolutionen geworden, um nicht zu ahnen, daß auch ihn eine solche hinwegfegen könne. Es gab einen Artikel in der französischen Konstitution, welcher bestimmt, daß alles Privatvermögen desjenigen Prinzen oder jedes anderen, welcher die Regierung antritt, in der Krone aufgehe oder mit andern Worten dem Staatsschatze zuwachse. Louis Philipp konnte es aber nicht passen, diese Vorschrift auf seinen Fall angewendet zu sehen; er beschloß deßhalb, sich seines Privatbesitzes zu enteignen und ganz mittellos den Thron zu besteigen. Noch Generallieutenant des Reiches, war er doch de facto, wenn auch nicht de jure König desselben; letzteres wurde er erst zwei Tage nachdem er am 7. April 1830 seinen Kindern, mit alleiniger Ausnahme des Herzogs von Chartres als präsumptiven Thronfolger, sein gesammtes Privatvermögen als Freilehen überwiesen hatte, obwohl er sich einen lebenslänglichen Rentengenuß von demselben vorbehielt.

Hierbei entsteht die Frage, welchen Werth wohl das Eigenthum gehabt haben möge, welches Louis Philipp damit seinen jüngeren Kindern überwies. Nach den Verzeichnissen in der registrirten Schenkungsurkunde belief sich der Jahresertrag des Grundbesitzes auf nicht mehr als 1,365,523 Francs. Abgesehen von dem einen, ziemlich auf der Hand liegenden Grunde, zwecks Herabminderung der nicht zu umgehenden Schenkungssteuern die betreffenden Ziffern möglichst niedrig aufzustellen, unterliegt es doch keinem Zweifel, daß das auch noch aus anderen Gründen gethan worden war. Thouvenel und Cormenin, zwei Mitglieder einer mit Bestimmung der für Louis Philipp auszuwerfenden Civilliste betrauten Kommission, unterrichteten sich auch über den Werth des Privatvermögens, welches den Gegenstand jener Schenkung „mit warmer Hand" (d. h. bei Lebzeiten des Schenkgebers) bildete, und diese Herren schätzten den Betrag der sich daraus ergebenden Jahresrevenue — deren Nießbrauch Louis Philipp sich vorbehalten hatte — auf 7,523,000 Francs, welche Summe der König neben seiner zu 13 Millionen Francs fixirten Civilliste bis zu seiner Entthronung im Jahre 1848 bezog. Alles in allem erhielt also Louis Philipp während der Dauer seiner Regierung eine Summe von nicht weniger als einer halben Milliarde Francs oder den 10. Theil der nach dem letzten Kriege an Deutschland gezahlten Entschädigung.

Noch reicher wurde die Familie durch den Tod des letzten der Condés. Seine Adoption des jugendlichen Herzogs von Aumale, des vierten Sohnes Louis Philipps, so wie das demselben zugewandte ungeheure Vermächtniß, war unzweifelhaft das Resultat einer sehr niedrigen Intrigue, auf die wir hier nicht weiter eingehen wollen. Mit voller Zuverlässigkeit kann aber ausgesprochen werden, daß, wenn

Digitized by Google

das Leben des Prinzen von Condé nicht gerade mit jenem Zeitpunkte endigte, wo es geschah, d. h. wenige Tage nachdem die exregierende Königsfamilie den französischen Boden verlassen hatte, jedenfalls der Graf von Chambord und nicht der Herzog von Aumale sein Erbe geworden wäre.

Der unvermeidliche endliche Krach kam auch über Louis; sein Kopf folgte aber nicht seinem Vermögen nach, wie es bei seinem Vater Philipp Egalité der Fall gewesen war. Das Glück begünstigte ihn so weit, daß er nach England übertreten konnte, wo er zuletzt einen freundlicheren Zufluchtsort für seine alten Tage fand, als jenes amerikanische Schulhaus, das die Zuflucht seiner Jugend gewesen war. Eine der ersten Thaten der Revolutionsregierung bestand nun darin, alle Besitzthümer der Orleans zu sequestriren. Das darauf bezügliche Dekret vom 26. Februar 1848 ist seinem Inhalt nach sehr umfassend; es bezieht sich auf alle Besitzthümer, „tant ceux de l'ex-roi, que ceux des membres de l'ex-famille royale“. Später wurde das Vermögen der Orleans für vollständig verfallen erklärt und zum besten des Staatsschatzes konfiszirt. Das geschah auf Grund eines Beschlusses des gesetzgebenden Körpers vom 22. Januar 1852, für den sich ein Präcedenzfall in der Einziehung des Vermögens der Familie Bonaparte durch ein Dekret Ludwigs XVIII. nach der ersten Restauration vorfand. Nur zwei Objekte wurden davon ausgenommen, diese können jedoch finanziell nicht als belangreich gelten, die Kapelle Ferdinand in Neuilly und die Familiengruft in Dreux. In dem erwähnten Beschlusse war darauf hingewiesen, daß die Familie Orleans, wenn deren Besitzthümer auch dem Staate, dem sie zweifellos gehörten, wieder zufielen, doch noch im Besitz eines Baarvermögens von 100 Millionen Francs bleibe, was mehr als hinreichend sei, um im fremden Lande den ihrem Range entsprechenden Aufwand zu decken. Es ist freilich nicht recht erkennbar, wie die Urheber jenes Beschlusses zu einer begründeten Abschätzung des Betrages der von Louis Philipp geborgenen Summen kommen konnten, die öffentliche Meinung neigte jedoch ebenfalls zu der Annahme, daß „er sich für stürmische Tage schon ein hinreichend warmes Nest bereitet haben werde“. Man behauptete, er besäße Grundeigenthum in Europa wie in Amerika und habe in auswärtigen Banken sehr beträchtliche Summen niedergelegt. Andererseits meinten freilich einzelne, die Familie sei ziemlich entblößt ins Exil gegangen und habe von König Leopold von Belgien, dem Schwiegersohne Louis Philipps, Unterstützung annehmen müssen, um standesgemäß leben zu können.

Nach Konfiskation des Orleansschen Vermögens und nach Wiederauslieferung desselben an den Staat, von dem es ohne Frage zum größten Theil einst ausgegangen war, ergriff man jede Gelegenheit, zu Gunsten des öffentlichen Schatzes über dasselbe zu verfügen. Es ist niemals bekannt gegeben worden, welche Summen aus dem Verkaufe der eingezogenen Güter gelöst wurden — man sprach nur von 50, 80, auch von 100 Millionen Francs, doch ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß die letzte Annahme der Wahrheit am nächsten kommen wird. Wir führen hier nur acht der beträchtlichsten Besitzungen an, welche infolge jenes Beschlusses von 1852 verkauft wurden:

Digitized by Google

Das Schloß von Aumale mit Park, Wald und sonstigen Appertinenzen bei Chantilly. Das Besitzthum wurde durch Vermittelung der Herren Coutts u. Comp. von der Familie Orleans heimlich angekauft und das Schloß eine Reihe von Jahren während des Kaiserreichs von einem gewissen Tremouille bewohnt, der es nach der Thronentsetzung Napoleons zu Gunsten der ursprünglichen Besitzer räumte; das Schloß und der Park zu Le Raincy in der Nähe von Paris; Schloß, Park und Meierhof La Ferte Vidame, bei Nogent-le-Rotrou, an der Straße von Paris nach Chartres; die Waldungen von Rousseau und Irry bei Paris; Park und Residenzschloß zu Neuilly; Schloß, Park und Forsten von Bisy und endlich die Waldungen von Vernon, nahe Evreux.

Vier andere große Besitzungen wurden theilweise veräußert, nämlich: die in Amboise, ein Schloß, das der französischen Herrscherfamilie seit der Zeit Karls VII. angehört hatte und das 1847 bis 1852 von Abd-el-Kader bewohnt wurde; ein Theil des Waldes von Bondy; das Besitzthum bei Joinville mit verschiedenen Wäldern, welche im letzten Kriege beträchtlich litten; die Grundstücke und Werke von St. Dizier bei Chalons-sur-Marne. Hierüber kamen auch noch fünf in Paris und anderwärts gelegene Paläste zu verschiedenen Zeiten zum Verkauf. Hätte das Kaiserreich einen etwas längeren Bestand gehabt, so ist es höchst wahrscheinlich, daß auch der letzte Acker der großen Orleansschen Besitzungen unter den Hammer gekommen wäre.

Bekanntlich gab das Jahr 1870 aber dem Glücksrade eine unerwartete Wendung, und schon im nächsten Jahre waren die Mitglieder des Hauses Orleans keine Verbannten mehr. Als die für jene Zeit dringlichsten Staatsangelegenheiten einigermaßen geregelt waren und die Nationalversammlung Zeit gewann, an andere Dinge zu denken, wurde ihr durch den Finanzminister der Thiersschen Regierung ein Gesetzesvorschlag unterbreitet, der darauf hinausging, der Familie Orleans alle die im Jahre 1852 konfiszirten Güter zurückzugeben, welche noch nicht für öffentliche Rechnung verkauft worden waren. Gegen diese Maßregel trat die extreme republikanische Presse zwar in schärfster und wirklich gemeiner Weise auf, Thiers betrachtete dieselbe aber als einen Akt staatlicher Ehrenhaftigkeit und wurde in seiner Auffassung durch die Royalisten und gemäßigten Republikaner unterstützt. Die Familie Orleans selbst verdient übrigens die Anerkennung, gegenüber dieser Angelegenheit den würdigsten Anstand bewahrt zu haben. Die ganze Sache war weder auf deren Veranlassung angeregt worden, noch sprach irgend ein Mitglied derselben, wenigstens nicht öffentlich, nach der oder jener Richtung einen speziellen Wunsch aus. Es wäre eine widerliche Aufgabe, die für oder gegen jenen Vorschlag angeführten Argumente hier zu wiederholen; daher genüge die Thatsache, daß derselbe im Jahre 1872 zum Gesetz wurde und der Staat den Nachkommen Philipps von Frankreich den Rest ihrer Besitzungen wieder überlieferte. Nur zwei Eigenthumsobjekte erhielten sie übrigens unversehrt zurück, das Château d'Eux in der Nähe von Dieppe, das vorzüglich in England bekannter wurde durch einen Besuch, den die Königin Victoria in der ersten Zeit ihrer Regierung Louis Philipp daselbst abstattete; und das Schloß nebst Umgebung von Dreux, die

Digitized by Google

erste Heimat wie gleichzeitig der letzte Ruhesitz der Familie Orleans. Im Departement Creuse, zu Lepaude, liegt auch noch ein anderes Besitzthum, welches aber kaum der Erwähnung werth ist, da es keinen Ertrag liefert. Es wäre mehr als dreist, genau sagen zu wollen, wie viel Jahreseinkommen jene beiden geretteten Güterkomplexe liefern; man darf jedoch getrost behaupten, daß dasselbe ein sehr beträchtliches ist, und mit ihrer Wiederauslieferung an die Familie Orleans schließt — sagen wir „vorläufig“ — die Reihe merkwürdiger Wechselfälle, denen dieses kolossale Vermögen bisher ausgesetzt gewesen ist.

Elend.

Langsam wie Wetter kam's gezogen
Und hat die Seele mir verhüllt —
Was ich geliebt, hat mich betrogen,
Was ich gehofft, blieb unerfüllt.

Die beste Kraft ist heut' zersplittert,
Die schönsten Jahre sind geraubt —
Und in der Brust, da zuckt und zittert
Ein Herz, das nimmer liebt und glaubt.

Es giebt nichts mehr, das ich begehre —
Nichts mehr auf Erden, das mich hält,
Ich sterbe an der eig'nen Leere,
Mit mir zerfallen und der Welt!

Hermance Potier.

Digitized by Google

Am Kamin.

Kindererziehung auf Reisen.*)

Ein Herbstgespräch. Mitgetheilt von Fritz Mauthner.

[Viktor und Else treffen einander im Thiergarten; während ihre Begleiterinnen miteinander plaudern, dürfen auch die Kinder einander die Erlebnisse der letzten Woche erzählen.]

Else. Gut, Viktor, daß Du wieder hier bist. Da können wir wieder Reisen spielen.

Viktor. Ich spiele nicht mehr Reisen. Ich war mit Papa und Mama in der Schweiz und am Rhein und im Seebad. Ich bin kein Kind mehr.

Else (traurig). Und gestern hörte ich Mama sagen: Elschen wird noch recht lange ein Kind bleiben.

Viktor. Du bist auch erst zehn Jahre; ich schon beinahe zehn und ein halbes. Und dann hast Du in Thüringen auch noch nie das „Table d'hôte“ mitgemacht.

Else. Was ist denn das: Zappeltodt?

Viktor. Das ist sehr fein und theuer. Sechsmal werden die Teller gewechselt und immer giebt es eine neue Speise, die nach allem möglichen schmeckt. Und die Kellner müssen mir gerade so höflich davon anbieten, wie den andern; und ich darf mir den Magen verderben, so viel ich will, wenn ich nur die Gabel immer in der linken Hand halte und beim Fisch das Messer nicht anrühre.

Else. Wir hatten täglich nur eine Schüssel; aber Papa meinte, das wäre gesünder.

Viktor. Pah, wie lumpig! Was nutzt die Gesundheit, wenn man das Leben nicht genießt? So sagte immer der alte Herr, der mit dem Papa auf dem Rigi Karte spielte. Auf dem Rigi ist es schön, Du, da giebt es sogar sieben Schüsseln. Aber der Champagner taugt nichts. Mir wurde ganz schlecht, weil ich mit einer Komtesse eine Flasche ausgetrunken hatte.

Else. Du, Viktor, man darf nicht lügen!

Viktor. Das läßt Du Dir immer noch einreden? Sei doch nicht gar so furchtbar dumm! Die Großen reden uns ja nur ein, daß man nicht lügen darf, damit wir es gleich eingestehen, wenn wir

---

*) Mit Genehmigung ter Verlagshandlung der sehr gut eingeführten neuen Zeitschrift „Siegfried“, entnommen. Dieselbe erscheint unter Redaction von Paul Lindenberg in Berlin im Verlage von Meinhard & Reis in Beerfelden i. O. zum Abonnementspreise von 1 Mark vierteljährlich für drei Monatshefte frei ins Haus. Der „Siegfried“ steht auf echt deutschnationalem Standpunkte, bringt von hervorragenden Schriftstellern Romane, Humoresken, Schilderungen aus Natur und Leben, Gedichte u. s. w. und hat sich die sehr dankenswerthe, zeitgemäße Aufgabe gestellt, der schädlichen Kolportage-Literatur entgegen zu wirken und statt der Schauer- und Räubergeschichten eine anregende, unterhaltende und belehrende geistige Kost zu bieten. Wir begrüßen die neue Zeitschrift und ihr Programm auf das Freudigste!

Digitized by Google

genascht haben, und damit sie uns dann ganz bequem auszanken dürfen. Aber die Großen selbst lügen viel mehr als wir. Wir lügen doch nur, wenn wir z. B. dem Papa die Cigarrenspitze zerbrochen haben und die Schuld auf das Dienstmädchen schieben wollen. Aber die Großen, die lügen zum Vergnügen, so wie sie Cigarren rauchen.

Else. Vielleicht die andern großen Menschen. Aber die Papas und Mamas gewiß nicht!

Viktor. Die erst recht! Von den andern weiß ich's gar nicht einmal so sicher. Im Gasthof sagte Mama allen Damen, wie lieb sie sie habe, und nachher lachte sie über alle; und dabei erzählte sie von zwei kirschrothen und drei nilgrünen Kleidern, die sie zu Hause gelassen haben soll, was doch gar nicht wahr ist, denn sie hat alles mitgenommen. Vier Koffer für sich allein. Papa sprach immer von dem Bureau und von der Meierei auf seinem Landgute, wo er zu arbeiten hat. Und dabei hat er doch nur in seiner Käsefabrik etwas zu thun. In Ostende sollte ich einmal Schläge haben, weil ich Mamas Fächer hatte im Meere schwimmen lassen; aber da habe ich Papa gedroht, von der Käsefabrik zu erzählen, und bekam einen großen Pfirsich. Du, die sind dort theuer!

Else. Ich habe auch Obst bekommen. Dort, wo ich mit den Eltern war, durfte ich mir Kirschen von dem Baume pflücken.

Viktor. Bauernmädchen! Du solltest Dich was schämen, daß Du wie ein Straßenjunge auf Bäume kletterst.

Else (betrübt). Aber wenn Mama mir es erlaubt?

Viktor. Dann sollte Deine Mama sich schämen, daß sie Dich so schlecht erzieht.

Else. Meinst Du wirklich?

Viktor. In Baden-Baden durfte ich mit einem sehr hübschen Mädchen nur deßhalb nicht spielen, weil ihre Mutter es keine Handschuhe anziehen ließ.

Else (immer betrübter). Aber ich durfte ja auch keine Handschuhe tragen. Papa meinte, dazu ginge man nicht aufs Land.

Viktor. Dann wissen Deine Eltern nicht, was sich schickt.

Else (sehr zornig). Jetzt hab' ich Dich gar nicht mehr lieb! Meine Eltern wissen alles am besten. Und außer dem Kaiser ist überhaupt niemand besser und gescheiter und mächtiger als Papa.

Viktor (höhnisch). Das habe ich früher auch geglaubt. Jetzt soll es mir aber kein Mensch mehr weiß machen. Ja, man muß unter große Menschen kommen, da wird man aufgeklärt. In der Schweiz, was eine Republik ist, weißt Du, wo es gar keine Kaiser giebt, nur Kronprinzen, da bückte sich Papa auf allen Bergen vor den Grafen und Adeligen, und aus den Fremdenbüchern suchte er zu erfahren, ob jemand noch reicher war, als er. Und mit den Grafen und mit den Reichen sprach er ganz leise, so wie mit Mama, mit den ärmeren Reisenden aber schrie er ganz laut, so wie mit mir. Der Klügste kann er auch nicht sein. Denn ich hörte ganz gut, wie in Rolandseck die beiden Herren neben mir, die mich immer betrunken machen wollten, unaufhörlich über Papa Witze machten. Mama hörte es auch und verzog keine Miene. Und gar so gut ist Papa auch nicht. Zu Hause, da giebt er immer zu den öffentlichen Sammlungen viel Geld für die

Digitized by Google

Armen; auf der Reise aber, weil ihn niemand kennt, wie er sagt, giebt er keinen Pfennig her.

Else. Das mag sein, daß Dein Papa so ist. Meiner aber nicht, und kein anderer Papa.

(Viktor lacht; große Pause.)

Else. Es war aber doch schön in Thüringen. Jeden Morgen um sechs Uhr sind wir in den Wald gegangen.

Viktor. Wir sind immer nur im Wagen gefahren.

Else. Da kann man doch die schönen Blumen, die Felder nicht so lange ansehen.

Viktor. Dafür kann man alles schneller machen. Wir haben in acht Tagen die ganze Schweiz gemacht.

Else. Was heißt das: Ihr habt die Schweiz gemacht? Habt Ihr sie denn nicht gesehen?

Viktor (nachdenklich). Nein, gesehen haben wir sie nicht. Aber Mama hat überall Photographien gekauft; die wird sie mir zu Hause zeigen. Da hat man auch Zeit dazu, sagte sie.

Else. Wir sind in Thüringen immer auf derselben Stelle geblieben, in Friedrichroda. Da kenn ich fast jeden Baum.

Viktor. Das ist auch was Rechtes! In den berühmtesten Hôtels von Europa muß man gewesen sein, die muß man kennen, sagt Papa.

Else. Du glaubst aber Deinem Papa sonst doch nichts mehr.

Viktor. Nein. Nur aufs Reisen versteht er sich. Wir sind meistens im Schlafwagen gefahren, und in Frankfurt am Main hat Papa sogar ins Beschwerdebuch eingetragen, daß man den Schaffner entlassen soll, weil er zu mir „Du" gesagt hat. Für mich ist doch ein ganzer Platz genommen worden!

Else. Ach, das muß schön sein, „Sie" zu heißen, zu mir sagt jeder Du.

Viktor. Weil Du Dir alles gefallen läßt und nicht ordentlich auf Reisen gehst. Am Vierwaldstätter See, weißt Du, wo Wilhelm Tell den Apfel entzwei geschossen hat, weil dort Aepfel so billig zu haben sind — es ist auch kein wahres Wort an der Geschichte.

Else. Um Gottes willen!

Viktor. Nein, kein wahres Wort! Also dem Rütli gegenüber, da hab' ich den Oberkellner selbst einen dummen Kerl schimpfen dürfen, weil er mit der Spargelschüssel an mir vorübergegangen ist. Papa hat ihm ein Trinkgeld gegeben und gelacht.

Else (zögernd). Willst Du mit mir auf den Spielplatz kommen?

Viktor. Sand schippen? Habe ich nicht einmal in Ostende gethan, weil's so langweilig ist.

* *
*

(Am Abend desselben Tages Else weinend zur Mutter:)

Ich will nicht mehr mit Viktor spielen. Er ist auf der Reise so häßlich geworden, als ob er schon groß wäre und einen Bart hätte.

Digitized by Google

Dresdener Brief.

Mai 1886.

Die künstlerische Welt Dresdens ist seit einigen Tagen in großer Aufregung. Man debattirt, kritisirt und raisonnirt — und das alles hat Lenbach mit seinem Papstbild und Wereschagin mit seinem Kolossalgemälde: „Der Einzug des Prince of Wales in Indien" hervorgerufen. Und damit das ruhige und gemüthliche Dresden nicht zur Ruhe komme, hat sich auch Professor Graef, der berühmte und berüchtigte Künstler, mit seinem „Märchen" eingestellt. Sie gestatten mir wohl einige Worte über dieses Trifolium.

Das Bildniß des Papstes Leo XIII. von Fr. von Lenbach, das im Lokale des sächsischen Kunstvereins im Brühlschen Palais ausgestellt ist, stellt einen ehrwürdigen Greis dar, der im weißen Talar mit pelzverbrämtem Purpurkragen über den Schultern im Lehnstuhle sitzt. Lenbach hat hier die alten Meister zum Vorbild genommen, indem er eine Behandlung gewählt, die dem Porträt den Anschein eines alten Gemäldes verleiht. Dieser Papst Leo XIII., der soeben den preußischen Kulturkampf beendet, ist keine moderne Figur, sondern der mit einem spärlichen Kränzchen weißen Haares umrahmte Kopf mit der wuchtigen, etwas vorgeneigten Stirn, die scharfgeschnittenen, vornehmen Züge, den fast stechend auf den Beschauer gehefteten Blick, alles erinnert an die Päpste der Reformationszeit. Was die Technik des Werkes betrifft, so stehen sich die Lobredner und Tadler desselben einander scharf gegenüber. Die einen rühmen die Porträtähnlichkeit und Treue, die anderen tadeln aufs heftigste die nachlässige Ausführung. Es ist Thatsache, daß die Technik viel zu wünschen übrig läßt. Unglaublich, aber wahr ist, daß die Hände, das Tuch in der Rechten, das weiße Gewand, das an manchen Stellen wie die Palette des Künstlers aussieht, durchaus den Eindruck des Unfertigen machen. Nur in der Ferne wirkt das Bild, in der Nähe macht es einen recht ungünstigen Eindruck. Doch muß dem Kopfe die höchste Anerkennung gezollt werden. In diesen Zügen ist prickelndes, sprühendes Leben. Die Denkerstirn, die klug und scharf blickenden Augen und das ganze seelisch und lebensvoll durchleuchtete Antlitz — all' das macht eine wunderbar harmonische Gesammtwirkung. Immerhin gehört dieses Bildniß nicht zu den bedeutendsten Leistungen Lenbachs: Uebertreibung in der Charakteristik und in der absichtlich flotten Mache treten zutage. Die Neigung Lenbachs, Hände und Ausläufer des Figürlichen unverantwortlich zu vernachlässigen, verdient den schärfsten Tadel. Das Bild ist von der Münchener Pinakothek angekauft worden.

Im alten Ausstellungsgebäude auf der Brühlschen Terrasse ist eines der bedeutendsten und größten Gemälde Wereschagins: „Der Einzug des Prinzen von Wales in Indien" ausgestellt. Wereschagin ist bekanntlich durch und durch Tendenzmaler; aber bei seinen indischen Bildern, die der damals kaum fünfundzwanzigjährige Mann nach der Expedition des russischen Generals Kaufmann vollendete, machte sich die Tendenz noch nicht so bemerkbar. Das Bild wirkt frisch und zeigt Gediegenes und Interessantes für das Studium indischer Kunst und indischen Lebens. Mit Meisterschaft hat Wasil Wereschagin auf einer Riesen-

fläche den Einzug des Prinzen von Wales dargestellt. Um von dem Kolossalen des Gemäldes eine Vorstellung zu geben, sei hier nur erwähnt, daß die ersten fünf Elephanten im Zuge des englischen Thronfolgers und ebenso die geharnischten Reiter auf edlen arabischen Pferden in Lebensgröße dargestellt sind. Hoch auf dem vordersten der Elephanten thront auf reich vergoldetem Sitz der dunkle Maharadscha mit dem Prinzen von Wales, der sich ihm in lebhafter Wendung des Kopfes zuneigt. Auf den folgenden Elephanten befinden sich je ein Begleiter des Prinzen mit einem der Maharadscha. Reizend sind die Dekorationen der Elephanten, als da sind: Elephantensättel mit silbergestickten Dächern, goldgestickte Teppiche, Tätowirung und Färbung der Rüssel ꝛc.

Den meisten Staub wirbelt natürlich auch hier das Graeffsche „Märchen“ auf, welches im Viktoria-Hôtel ausgestellt ist. Das Sujet des Bildes ist bekannt. Der Lichteffekt auf dem Bilde ist bezaubernd. Die Hautfarbe ist lebenswarm und von seltenem Schmelz und Glanz. Was die Veränderung des Bildes, welches 1881 auf der Berliner Kunstausstellung zum ersten Male erschien, betrifft, so hat der Künstler dieselbe, wie eine mitausgestellte Farbenskizze zeigt, hauptsächlich in der Plastik der Figur vorgenommen. Graef zeigt auch im „Märchen“, daß er bei seinem Wiedergeben des menschlichen Körpers mit poetischer Auffassung und mit gereifter Erkenntniß des Malerischen arbeitet. Die künstlerische Weihe kann dem schwergeprüften Künstler nicht abgesprochen werden.

Auf der Berliner Jubiläumsausstellung sind zahlreiche hiesige Künstler mit zum Theil namhaften Werken betheiligt; Professor Große stellt sein großes Bild: „Das Urtheil des Midas“ aus; Professor Pauvels: „Johann von Flandern läßt Gefangene frei“, Professor Kießling: „Dithyrambe“, Professor Hofmann: „Nymphe und Schwan“, Professor Oehme: „Im Thierpark“ und noch verschiedene Maler — einschließlich der Aquarelle 60 — haben Bilder beigesteuert. Die Bildhauerwelt ist durch 29 plastische Werke vertreten, unter anderen hat auch Professor Hähnel seine: „Evagruppe“ ausgestellt.

Dr. Adolph Kohut.

Nippsachen.

Der Sultan amüsirt sich. Der Spezialberichterstatter eines ungarischen Blattes in Konstantinopel erzählt sehr nette Geschichten aus dem Yildiz-Kiosk. Am 30. Oktober verschmachtete die Bevölkerung Konstantinopels am linken Ufer des Goldenen Horns vor Durst; die Wasserleitung war trocken, soviel man auch die Hähne drehen mochte. Die Südschis hatten guten Markt; sie forderten für einen Krug Wasser, den sie sonst gerne um 10 Paras hingeben, 3 Piaster. Es war ein besonderer Glücksfall, daß der nächtliche Südwind einen ergiebigen Platzregen brachte; die Cisternen füllten sich mit Wasser, und nun hatten Gläubige und Ungläubige wieder etwas zum Trinken. Die Wasserleitung aber versagte noch immer, denn man hatte sie gründlich geleert.

Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß der Sultan dieses kolossale Wasserquantum konsumirte, und zwar auf folgende Weise: Seit Wochen schon flüsterte man davon, das im Parke von Yildiz sich etwas ganz besonderes vorbereite. Hunderte von Soldaten arbeiteten seit vielen Wochen hinter den hohen Steinmauern, aber niemand wußte woran. Es hieß nur, daß sie eine riesige Grube graben. Als die vollbracht war, begann des Nachts eine unabsehbare Wallfahrt von Mauleseln, die große, weiße Steine den Berg emporschleppten, denn die Grube sollte auch ausgemauert werden.

Digitized by Google

Eines Abends wieder ging ein englischer Dampfer vor dem Tschiraganpalaste vor Anker, wo sonst kein Sterblicher seinen Nachen anlegen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, von den Wachen Murads V. erschossen zu werden. Dem Dampfer wurden riesige Colli entnommen und nach Yildiz gebracht — und dann versiegten die Wasser in der Leitung.

Nun ist das Geheimniß heraus: der Sultan wurde vor einigen Wochen von dem sublimen Gedanken befallen, in dem Parke seines Palastes einen großen Teich anlegen zu lassen, um auf demselben mit seiner Favoritin in einer aus England gekommenen Dampfbarkasse lustfahren zu können. Und damit das Projekt noch bizarrer werde, ließ der Padischah diesen Teich mit blauem Glas überdachen, die Ufer mit exotischen Pflanzen besäumen, künstliche Grotten errichten, in denen Spieluhren angebracht wurden, die durch einen gemeinschaftlichen Hebel in Bewegung gesetzt werden und dann zu spielen, zu summen und zu surren beginnen. Der Spaß verschlang ungeheure Summen.

Der Padischah amüsirt sich trotz seiner unglaublichen Furcht vor Attentaten und Palastrevolutionen. Die „Künstler" aus dem perotischen Tingel-Tangels werden der Reihe nach in den Palast citirt und dann fürstlich belobnt. Die französische Chansonnettensängerin, der griechische Gaukler, der englische Schnellzeichner, die ungarische Riesendame, die centnerschwere Steine auf ihrer Brust zertrümmern läßt — sie waren alle schon in Yildiz und erhielten Honorare von je 3000 bis 4000 Francs. Freilich mußten die „Künstler" beim Verlassen des Palastes von ihrem Honorar erklecklichen Bakschisch an die Beamten des Hofes entrichten. Der Sultan ist überhaupt ein großer Freund der Musik, und seine Huldigung der Künste manifestirt sich darin, daß er Spieluhren, Klavier-Drehorgeln und Maschinen-Orchester massenhaft aufkauft; aber diese Künstlerautomaten werden nicht immer baar bezahlt — ein Schicksal, das sie mit den Lieferanten von Zucker und Kaffee theilen.

König Milan von Serbien brachte einen Theil seiner Jugend, vom zehnten bis zum vierzehnten Altersjahre, in Paris zu. Er besuchte als Externe das Lycée Louis-le-Grand. Einer seiner damaligen Klassengenossen, Lucien Nicot, erzählt heute in der „France", der junge Serbe sei als Faulpelz erster Sorte den Professoren verhaßt gewesen, aber auch die Kameraden hätten ihn nicht leiden mögen wegen seines hochmüthigen und zänkischen Wesens; die in dem Lycée ziemlich zahlreichen jungen Rumänen, mit denen sich die einheimische Jugend sehr gut vertrug, pflegten ganz besonders Milans Zorn zu erregen. Eines schönen Tages, als die Klasse eben mit einer Rede im Livius gelangweilt wurde, ließ der Provisor den Schüler Milan Obrenowitsch herausrufen und am Abend erfuhren die Mitschüler, daß er nach Belgrad abgereist sei, um seinem ermordeten Vetter Michel auf dem serbischen Throne nachzufolgen. „Als König", so meint Nicot, „entbehrt Milan Intelligenz und Würde. Das Beste, was er seit den siebzehn Jahren seiner Herrschaft gethan hat, ist seine Heirat; Natalie von Keschko, die Tochter eines russischen Obersten, ist nicht nur die schönste Frau der slavischen Länder, sondern auch, wie alle, die sie kennen, versichern, die sanfteste und beste."

Münchhausiaden aus der Gascogne. Das „Journal des Gascons" veröffentlicht folgende Unterhaltung zwischen zwei Gascognern. „Denke Dir nur, mein Lieber, ich hatte ein Dienstmädchen, das wirklich von fabelhafter Zerstreutheit war. Vor einigen Tagen gab ich ihr einen Brief, damit sie ihn auf die Post trage. Was thut die Gans? Sie legt den Brief aufs Trottoir und wirft sich selber in den Briefkasten." — „Ach, mein Freund", entgegnete der andere, zürne dem armen Mädchen deßhalb nicht; es giebt viele Leute, die zerstreut sind. Neulich bringe ich meinem Schuster ein Paar Stiefel, damit er sie besohle. Ich sagte ihm aber, daß ich sehr pressirt sei. Der Schuster, der gerade beim Mittagessen war, will mich nun schnell bedienen, und da passirt es ihm, daß er die abgetrennte Sohle verschlingt und dafür sein Beefsteak auf meine Stiefel hämmert." — „Das ist freilich etwas stark", sagte der erste, „aber es passiren viele sonderbare Dinge in der Welt. Da läßt neulich in der Gegend von Tarascon ein Bauer aus Unvorsichtigkeit ein Streichholz auf seinen Acker fallen und im nächsten Jahr, als er denselben wieder betritt, ist ein ganzer Tannenwald daraus entstanden." „Ach", sagt der zweite, „das ist noch gar nichts. Neulich spaziere ich auf einem gutgedüngten Ackerfeld, und dabei verliere ich einen Knopf von meiner Hose. Denke Dir nur, wie ich acht Tage später wieder vorbei komme, finde ich ein Paar prachtvolle Hosen, nach dem neuesten Schnitt angefertigt, vor." „Na, na", meint der erste, „sollte dies nicht ein wenig übertrieben sein? Aber freilich, in unserm Jahrhundert ist alles möglich. Neulich hat ein Luftschiffer in Bor-

Digitized by Google

deaux mit einem seiner Freunde gewettet, daß er mit seinem Ballon so hoch steigen könne, daß es ihm ein leichtes sei, einen Nagel in den Mond zu schlagen. Und richtig, er hat Wort gehalten, ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen, wie er den Nagel mitten in die Mondscheibe hineingehämmert hat." „Das beruht allerdings auf voller Wahrheit", meinte der andere, „ich habe mich aber doch über diesen gottlosen Unfug geärgert. Darum habe ich mir einen andern Ballon gemiethet, bin unserem Landsmann in die Lüfte gefolgt und habe mit einem großen Stück Glaserkitt das Loch in dem Monde sofort vernietet."

Unter der Ueberschrift „Bouillabaisse" (eine Art Fischragout, das Lieblingsgericht der Südfranzosen) lesen wir in demselben Blatte: „An einem der heißesten Julitage des vergangenen Sommers treffe ich einen Freund aus Tarascon auf dem Boulevard des Capucins. „Donnerwetter", sagte ich, „heute aber ist es warm!" „Ach!" sagte er, „bei uns in Tarascon ist es noch viel wärmer. Das ist ja hier in Paris die reine Wintertemperatur. Wenn es bei uns nur so heiß ist, wie heute bei Euch in Paris, dann fällt sicher der Schnee in dichten Flocken." — Neulich fragte man einen Gerichtsvollzieher in Bordeaux, der in einem einsam gelegenen Landhause eine Exekution zu vollstrecken hatte, welche Aufnahme er bei dem säumigen Zahler gefunden habe. „O", sagte er, „ich wurde sehr liebenswürdig aufgenommen; man wollte mich durchaus zum Essen dabehalten!" Man hatte nämlich ein paar fürchterliche Hunde, die ihn zu zerfleischen drohten, auf ihn losgelassen. — Folgende Scene spielte sich in einem der vornehmsten Restaurants in Marseille ab. Gast: „Kellner, nehmen Sie sich doch in Acht. Sie haben eben eine ganze Weinflasche auf meinen neuen Paletot ausgegossen." Kellner: „Ach, lieber Herr, das thut nichts." Gast: Wieso?" Kellner: „Na, Wasser fleckt nicht." — Ein Gascogner und ein Pariser gerathen in Zwist, doch kommt es nicht zum Duell, da die Sache gütlich beigelegt wird. Darauf spricht der Südfranzose zu seinem Gegner: „Sie können von Glück sagen, daß Sie nicht mit mir angebunden haben. Beim ersten Anlauf hätte ich sie gepackt und so hoch in die Luft geworfen, daß die Sperlinge Sie aufgegessen hätten, ehe sie wieder zum Erdboden gekommen wären." — Mitten in der Nacht weckt man einen Gascogner auf, um ihm den plötzlich erfolgten Tod seines Vaters mitzutheilen. „Ach", seufzte er, indem er sich auf die andere Seite dreht, „wenn ich morgen früh aufwache, werde ich gewiß sehr betrübt sein." — In Montpellier erscheint ein Maurer vor Gericht, der angeklagt ist, einen anderen Maurer, mit welchem er auf einem Bau arbeitete, über das Gerüst geworfen zu haben. „Erzählen Sie den Hergang der Sache", herrschte ihn der Präsident an. „Ja, mein Präsident, der Kamerad foppte mich immer, und das kann ich nicht vertragen. Da packte ich ihn beim Kragen und hielt ihn ein bißchen über das Gerüst. Na, und da ließ ich los." — „Ja, mein Lieber", sagte ein Bordeleser zu einem Tarasconer, „Du kannst es mir aufs Wort glauben, ich habe im letzten Kriege allein hundertundsiebenundzwanzigtausend Preußen todtgeschossen. „So", erwiderte der Landsmann Tartarins, „sieh mich aber einmal an. Weißt Du, was ich damals erlebt habe? Ich bin mausetodt geschossen worden."

Ueber den Fürsten von Monaco wird der „N. Züricher Ztg." von einem Schweizer geschrieben: „Wie man über diesen Herrn im eigenen Lande denkt, geht aus folgender Auslassung des „Echo de Monaco" hervor: „Dieser Fürst, dessen Thron auf Leichen ruht und dessen Geldquellen aus der größten Immoralität fließen, bewohnt Marchais, ein Dorf im Departement de l'Aisne. Schon bald seit zwei Jahren wagt dieser Elende nicht mehr in „seine Staaten" zurückzukehren, Staaten, in denen die Prostitution mit der größten Unverschämtheit getrieben wird und das Spiel alle diejenigen ausraubt, die sich ihm nahen. Ohne Zweifel beschämt durch dieses unedle Handwerk, welches er ausübt und das ihn mit einem Strauchdieb höheren Ranges auf eine Linie stellt, überläßt er seine Staaten, allen Lastern offen, der Obhut eines der schmutzigsten Ehebrecher, welchem selbst das Kaiserreich nie eine Präfektur übertragen hätte." Wie groß aber auch die gerechte Verachtung für den Fürsten von Monaco sein mag, auf sein Geld erstreckt sie sich nicht, wie folgende Beispiele lehren: Vor einiger Zeit schenkte der Fürst der Musikgesellschaft von Sissone ein Banner. Der Bischof in partibus, Theuret, segnete es ein und hielt eine Rede. Kurze Zeit darauf errichtete die Gemeinde Marchais „mit der frommen Mithilfe Ihrer fürstlichen Hoheit" ein Beinhaus. Triumphbogen schmückten die Hauptstraße und die Farben des Fürsten von Monaco und des Papstes glänzten zu beiden Seiten des Schloßweges. Der Magistrat war vollzählig bei der Feier anwesend.

Digitized by Google

Salon-Büchertisch.

Paynes Illustrirter Familien-Kalender, welcher im Vorjahre in der notariell beglaubigten Auflage von 392,045 Exemplaren erschien, liegt uns in seinem 31. Jahrgange bereits für 1887 vor. Nicht allein als Kalender, sondern auch als treffliches Unterhaltungsbuch verdient derselbe volle Beachtung. Bei prächtiger Ausstattung, geschmückt mit über 150 Illustrationen, enthält der Kalender gemüthvolle Erzählungen, drastische Humoresken und Anekdoten, fast sämmtlich mit Bildern versehen und diesen folgen in bunter Reihe belehrende Artikel, Weltereignisse, Nekrologe, das Mitgliederverzeichniß des Reichstags, Wahlkreise des deutschen Reichstags, schnelle Hilfe in Krankheitsfällen, die gebräuchlichen Thermometer, Bilder der Zeit, Räthsel, Rebus, mystische Inschriften und noch vieles andere, so daß wohl mit Recht behauptet werden kann, kein anderer Kalender bietet auch nur annähernd so viel des Angenehmen und des Nützlichen wie Paynes Illustrirter Familien-Kalender. Nun kommt aber noch dazu, daß jeder Käufer dieses Kalenders fünf werthvolle Beilagen erhält und zwar ein prächtiges Oeldruckbild: „Die Herzensfrage", einen Portemonnaie-Kalender, einen Damen-Almanach, einen Wandkalender und ein Panorama der Elbe von Tetschen bis Cuxhaven in Roth-, Blau- und Schwarzdruck, 1 Meter 55 Centimeter lang, 21 Centimeter breit mit 39 Illustrationen, und dies alles zusammen für nur 50 Pfg. — Es sollte keiner unserer verehrten Leser säumen, dieses vielseitige und nützliche Buch sich anzuschaffen; wohl noch niemals ist auf diesem Gebiete etwas besseres und amüsanteres bei einem so billigen Preise geboten worden.

Irländische Märchen. Wiedererzählt von Karl Knortz (Newyork). Zürich 1886. Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 134 S. gr. 8°.

Im ganzen sind diese Märchen weniger ausgeführte romantisch-feenhafte Erzählungen, wie wir sie z. B. von Musäus haben, denn Sätzchen von acht und neun Zeilen dürften kaum als „Märchen" gelten können, als Notizen aus den dämonologischen Anschauungen der Iren, gemischt mit Reminiscenzen aus der Urgeschichte Grün-Erins. Hexen, Nixen, Kobolde verüben in großer Zahl ihre mehr oder weniger guten Scherze und Hänseleien, und sehr glücklich hat der Verfasser den kindlichen Humor der Iren, der oft mit der Gefahr spielt ohne sie zu erkennen, sich wiederspiegeln lassen. Das Werkchen bildet eine recht amüsante Lektüre und giebt uns ein Bild, wie im Geiste der Iren noch heute der Spukglaube lebendig ist; es ist ein Stück Kulturgeschichte der Smaragdinsel. B.-R.

Gegenüber dem immer mehr und in der That nicht mit Unrecht um sich greifenden, durch einige unserer kritischen Blätter grundsätzlich vertretenen Vorurtheil gegen Frauenschriftstellerei, ist es gewiß erfreulich, wenn es einer Frau gelingt, nicht nur ein wirkliches Kunstwerk zu schaffen, sondern mit demselben auch — aller Gegnerschaft zum Trotz — durchzudringen und Erfolg zu erwerben. Mit aufrichtiger Genugthuung sehen wir die zweite Auflage der nach großartigem Plane in meisterhaften Versen behandelten nordisch-germanischen Göttersage: „Odin" von Agnes Kayser-Langerhanns (Fr. Bruckmanns Verlag, München) vor uns liegen. Wie es die Dichterin verstanden hat, in das schwierige, von mystischem Halbdunkel verschleierte Gebiet unserer herbschönen, noch lange nicht genug bekannten Göttermythe einzudringen und dieselbe mit Nachempfindung kraftvoll und zartpoetisch zu gestalten, ward bei Gelegenheit des ersten Erscheinens des Buches allgemein anerkannt. Einzelne Gesänge sind von hervorragender Schönheit, daß wir uns nicht versagen möchten, unsere Leser durch Hervorhebung einiger Verse zu erfreuen. So lautet der Anfang des Kapitels: „Odin und Frigga":

Wer könnte Götterleben schildern,
Von sel'gem Frieden eingewiegt,
Wenn Stern an Stern mit gold'nen Bildern
Die lichtgedämpfte Nacht besiegt?
Wenn Luft und Quellen, traumversunken
Von Duft berauscht die Bahnen zieh'n,
Und Schatten selbst, wie schlummertrunken,
Vor Asgard's Mondeszauber flieh'n?
Leis schreitet Wonne in den Hainen,
Wo alles nur zur Lust erwacht,

Digitized by Google

Wo Augen leuchten, die vom Weinen
Nicht um den reinen Schein gebracht.
Wo Duft und Glanz in eins zerfließen,
Das Ohr die Harmonie versteht,
Die Urgeists Athem Paradiesen
Verheißungsvoll hat zugeweht.

Nicht minder schön beginnt der Gesang: Hermodes Ritt nach Helheim:

Es galt einen Ritt durch Wolken und Sturm,
Ueber Berg und Felsenriff.
In der Tiefe lauschte der Mitgardwurm
Auf ein wogenzerschelltes Schiff.

Das flattert und fliegt — ein wildes Heer —
Sind's Geister, die Sturm verschlägt,
Die Nordlands Nebel weit umher
Zur Todtenfeier trägt?

Die Prachtausgabe, in der das sicher noch zukunftsreiche Werk vor uns liegt, ist mit 12 Illustrationen in Lichtdruck von C. Fleischer geschmückt. Die ganze Ausstattung ist der Schönheit des Inhalts würdig.

Von derselben Verfasserin erschienen kürzlich im Verlag von W. Friedrich: Gedichte in vierter Auflage. Vorherrschend ist hier ein heiterer, gemüthvoller Ton, eine freundliche und doch tiefe Weltanschauung, die uns namentlich aus einem der besten Gedichte „Ein Kranz auf Andersens Grab. Andersen lebt!" geradezu erquickend entgegenweht. Feinabgetönte Naturbilder gelingen der Dichterin zuweilen gleichfalls auf überraschende Weise, wie der Anfang des Gedichtes: „Mondnacht" besagt:

Langsam steigt ein zarter Schein
Hinter Wolken auf,
Streift der Berge Wellenreih'n
Leicht im stillen Lauf.

Dem Buche zuträglicher und dem schönen Talente der Verfasserin würdiger wäre es gewesen, wenn sie vieles Gelegentliche, was nur für pietätvolle Freunde Werth hat, nicht mit in die Sammlung aufgenommen hätte. Le talent oblige — in diesem Falle zu einer gewissen Reserve und Vornehmheit in Bezug auf Auswahl der Stücke. Jedenfalls hätte mindestens in Bezug auf einen gewissen Korb Sizilianerwein (Seite 65) die rechte Hand nicht zu wissen brauchen, was die linke that. x.

Vorträge für die gebildete Welt. Von August Hagemann, herausgegeben von Paul Hagemann. Dorpat-Riga, Schnakenburgs Verlag. Leipzig, Gustav Brauns. 1885. In Heften à 1 Mark.

1) Schillers Braut von Messina. (51 S.) In fesselnder und eleganter Darstellung wird zunächst der Entwickelungsgang Schillers als Dramatiker, dann die Entstehungsgeschichte der „Feindlichen Brüder" geschildert und die Frage erörtert, ob dieses Drama eine Schicksalstragödie in des Wortes verwegenster Bedeutung sei? Ferner die Frage, ob der Chor bei Schiller und in der modernen Tragödie berechtigt sei? Beide Fragen werden an der Hand der antiken Oedipustragödie des Sophokles verneint.

2) Goethes Iphigenia auf Tauris (69 S.). Nachdem die Entstehungsgeschichte der Goetheschen Iphigenia und ihre historisch beglaubigte Wirksamkeit auf der Bühne dargelegt und der Iphigeniamythus und seine Dramatisirung durch antike Tragiker, namentlich durch Euripides, besprochen, wird eine Vergleichung zwischen dem Drama Goethes und des Euripides gegeben. Wir finden in diesem Vortrage manchen Hinweis, dieses wahre Kunstwerk des Altmeisters aus großen, allgemeinmenschlichen, ästhetisch-idealen Gesichtspunkten zu betrachten und in seinen innersten Kern einzudringen.

3) Lessings Emilia Galotti (32 S.). Zur Würdigung dieses Dramas und zur Vergegenwärtigung der Zeitverhältnisse, unter denen es entstand, schildert der Verfasser zunächst den Zustand der deutschen dramatischen Literatur zur Zeit Lessings, dann den Entwickelungsgang des Dramatikers bis zum Dichten dieses Dramas, dann die Ausführung der Tragödie, endlich wird Lessings Selbstgeständniß: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter!" kritisch beleuchtet.

Digitized by Google

Die ganze Reihe dieser „Vorträge“ ist als Erholung bietende, belehrende Lektüre bestens zu empfehlen, nicht nur für Haus und Familie, sondern auch für Gelehrte, denn die Gegenstände werden streng wissenschaftlich behandelt und vielfache Citate aus den namhaftesten Literarhistorikern beigebracht. Wir sehen den etwaigen weiteren Heften mit größtem Interesse entgegen. B.-R.

Sphinx. Monatsschrift für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage. Herausgegeben von Hübbe-Schleiden. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau). Heft 1. 84 S. Lexikon 8°. 1 Mark; vierteljährlich 2 M. 50 Pf.

Wie oft hat der Spiritismus seit 1880 glänzend Fiasko gemacht! Frau Corner, ehemals Fräulein Florence Cook, wurde in London, der von Zöllner für echt erklärte Eglinton in München, Bastian in Wien beklappt; in London erschien ein Aufsehen erregendes, von Professor Fritz Schultze in Dresden auszüglich übersetztes Buch: „Bekenntnisse eines Mediums“; in Berlin und Leipzig geben in das Wesen der Sache eingedrungene Männer den Spiritismus arg bloßstellende Vorstellungen! Von großer Zuversicht in die übersinnliche Welt zeugt es, wenn all' dem gegenüber eine neue spiritistische, höchst elegant und splendid ausgestattete, verhältnißmäßig billige Zeitschrift in das Leben tritt, die zu ihren Mitarbeitern hervorragende Gelehrte in Deutschland, England und Amerika und sogar Brahminen zählt. Erfreulicherweise ist jedoch diese neue Zeitschrift nicht eine vom gewöhnlichen Schlage, sondern etwas außerordentliches! Wir wünschen dem Unternehmen die besten Erfolge, obwohl wir zu den Ungläubigen gehören.

Der Inhalt des vorliegenden ersten Heftes ist vorzüglich und muß bei jedem gebildeten Nicht-Spiritisten das höchste Interesse finden. Karl du Prel behandelt die monistische Seelenlehre; Sellin Spiritismus und Wissenschaft in Deutschland; dann folgt ein Bericht über die „Gesellschaft für Seelenforschung“ in London nebst allerdings sehr übersinnlich aussehenden Abbildungen übersinnlicher Gedanken. Uebertragung: Karl Kiesewetter, die Rosenkreuzer, eine Arbeit, die jedes Chemikergemüth erfreuen wird; die hier nur in acht Zeilen genau die Ordensregeln umfassen bei Sincer Renatus („Die Warhaffte und vollkommene Bereitung des philosophischen Steins der Brüderschafft aus dem Orden des Gülden- und Rosen-Creutzes“, 1710) nicht weniger als 20 Seiten mit 52 Paragraphen nebst Eid und „Gebeth, So nach abgelegtem Jurament insgesammt verrichtet wird“; Morad Ali Beg, das Lebenselixir, eine indische Studie; zum Schlusse eine Bücherschau und kürzere Bemerkungen.

Bei Festhalten an ihrem Programm, auch kulturgeschichtliche Forschungen umfassend zu berücksichtigen und keine Partei zu vertreten, wird die „Sphinx“ der Kultur- wie der Naturforschung große Dienste leisten. B.-R.

Das Buch der Zeit. Lieder eines Modernen von Arno Holz. Zürich 1886. Verlags-Magazin.

Wir gestehen offen, daß uns seit langer Zeit kein Buch so mächtig frappirt hat, wie diese Gedichtsammlung. Nachdem die jüngste Zeit uns hinreichend daran gewöhnte, die widerlichsten, wunderlichsten und ungeheuerlichsten Auswüchse von Selbstbewußtsein und Selbstverhimmelung unter den jüngeren Vertretern unserer Literatur wuchern zu sehen, konnte uns Arno Holz, mit dem, was er in dieser Beziehung leistet, kaum noch überraschen Eine echte, schöne Ueberraschung war für uns hingegen die mit dieser etwas verdächtigen Großsprecherei gepaarte — wirkliche Großartigkeit des Könnens, die Macht und Pracht der Verse, die hinreißende Melodie der Sprache, die Gewalt des Gefühls, die uns aus diesen Liedern eines Modernen entgegenquillt.

Welch' eine Wirkung hätte der junge Autor mit diesem Buche ausüben können, wenn er das Gold von den Schlacken zu sondern gewußt hätte!

Wie die Sammlung jetzt vor uns liegt, macht sie uns den Eindruck, als ob sie den widersprechendsten Empfindungen ihr Entstehen verdankte, von denen jede mit zwingender, hinreißender Gewalt in der Seele des jungen Dichters zur Geltung gekommen ist. Welche wunderlichen Widersprüche liegen immer infolge dessen nebeneinander: Spott und Hohn über die hergebrachte Lyrik, Verachtung aller Natur- und Gefühlspoesie, dann wieder eine warme, in den wunderbarsten Versen niedergelegte Verehrung Geibels und eine zarte, innige eigene Naturanbetung — hier ein Heroldsruf, der Deutschlands Auferstehung so klangvoll, so tiefpoetisch feiert, daß er schöner

Digitized by Google

nicht gedacht werden kann, und der an der Spitze die Orientirungsnote trägt, daß er ein überwundener Standpunkt des Dichters sei(!) — dort wieder ein brüderliches Umfassen des Franzosenthums (Und dennoch ruf' ich: **Vive la France, Hony soit qui mal y pense!**) Wunderbar ist es, wie über diesen unvermittelt nebeneinander liegenden Meinungsgegensätzen der gleichmäßig ausgespannte blaue Himmel der Schönheit, der holde Duft der zartesten, leuchtendsten Poesie schwebt.

Am unbegreiflichsten ist uns der Dichter in seiner durch das ganze Buch konsequent ausgesprochenen Verachtung seiner Zeit, seinem demokratischen Haß und Ekel gegen das Bestehende. Denkt der junge Messias, daß unsere unvollkommene Welt je eine bessere gesehen hat, eine bessere ja sehen wird? Es macht einen sonderbaren Eindruck und keineswegs den Eindruck der Reife, wenn der Autor das Weh, welches er mit scharfem, mitleidigem Auge überall hervorgrinsen sieht, und welchen er die tiefsten ergreifendsten Klänge seiner mächtigen Harfe weiht, als Uebelstand unserer Zeit auffaßt, statt als die uralte, in der Menschennatur so fest begründete tiefeingerissene Nothwendigkeit.

Jedenfalls hinterbleibt als letzter Eindruck der Sammlung eine warme Sympathie für den genialen Dichter, ein Sichfreuen auf das, was er einst sein wird, wenn er mit seiner Meinung fester gegründet und gereifter dasteht.

Ein so durchaus ungewöhnliches Talent, wie es z. B. aus der erschütternden Dichtung: „Phantasus" aus dem entzückenden Genregemälde: „Samstagsidyll", aus den von dem höchsten und tiefsten lyrischen Empfinden durchzitterten „Tagebuchblättern", aus dem mächtig schönen „Heroldsruf", dem herrlichen „Nachruf an Geibel" zu uns spricht, verdiente wenigstens allgemein gekannt, von der Kritik nicht nur flüchtig erwähnt, von den eigenen jugendlichen Kollegen nicht obenhin, wohl auch achselzuckend, oder gar mit billigen Wortwitzeleien, abgethan zu werden, nein, — es verdiente, daß die Blicke aller erwartungsvoll auf ihm ruhten, und daß diese Erwartung ihm zur Nöthigung würde, künftig — das beste zu geben! —x.

Unser Bildertisch.

Das erste unserer Bildchen, welche das vorliegende Heft des „Salon" schmücken, veranschaulicht höchst ergötzlich ein Katzenfrühstück, dasselbe spricht in seiner drolligen Situation so deutlich zum Auge des Lesers, daß das hübsche Bild keines Kommentars bedarf. Der Hund und die Katze sind ja die Freunde des Hauses und der Kinder. Man thut der Katze bitteres Unrecht, wenn man sie als „falsch" verschreit. Sie ist auf ihre Art ebenso anhänglich, wie der Hund und jedenfalls eine sehr drollige Spielgefährtin für die fidelen Kindergemüther. Ernster ist das zweite Bild auf den ersten Blick. Großmutter und Enkelin haben in ihrem kleinen Dorfhäuschen vor dem einfachen Mahle ihre Hände gefaltet und beten ein „Unser täglich Brod gieb uns heute". Während das alte Mütterlein mit Andacht die Worte spricht und auf ihre runzeligen Hände herabschaut, schweift der Blick des jungen Mädchens hinaus über des Zimmers Enge. Ihre Augen schauen so sinnig und um den Mund spielt es wie ein halbes Lächeln, schalkhaft und liebreizend. Es ist nicht schwer zu errathen, an wen das hübsche Kind wohl denken mag. Vielleicht ist es gar eine Situation, die sie herbeisehnt, wie sie unser drittes Bild darstellt. Verliebte sind es, die hier trauliche Zwiesprache pflegen, ihre Zukunft besprechen und daran denken, wie sie ihr Häuschen am Meeresstrande einrichten wollen. Stören wir sie nicht in der angenehmen Beschäftigung und lauschen wir ein wenig der Ueberredung, welche auf dem vierten Bilde ein Klosterbruder einem vornehmen Krieger gegenüber unternimmt. Es betrifft gewiß eine kirchliche Streitaffaire. Vielleicht soll der streitbare Degen, der wohl ein berühmter Kriegsheld ist, für die Sache der apostolischen Kirche zu einem Unternehmen gegen die abtrünnigen Lutherischen gewonnen werden. Es sieht ja ganz so aus, als würde das Pfäfflein seinen Zweck erreichen.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Sommerhut „Herzogin".

Dieser sehr hohe Hut hat einen breiten Rand, welcher auf der rechten Seite herabgeht und links nach oben gebogen ist. Derselbe ist von mais- und fischotterfarbigem Stroh angefertigt. Im Innern ist der Hut mit hellfischotterfarbenem Sammet besetzt und um den Kopf mit einer breiten maisfarbigen Blonde, welche von rechts sich um denselben windet und nach links oben vom Kopftheile herab-



Nr. 1. Sommerhut „Herzogin".

fällt, verziert. Sechs prachtvolle maisfarbene Federn sind oben auf den Blondenfalten angebracht und neigen sich nach dem Schirm herab.

Nr. 2. Sommerhut „Berrichonne".

Derselbe ist aus gelber Strohspitze und holzfarbigen Blüten zusammengestellt. Den Rand des Hutes umgiebt ein dicker Kranz Veilchen in verschiedenen Tönen der Holzfarbe. Auch auf dem Kopf befinden sich solche, überragt von einer hochstehenden Schlupfenpartie aus holzfarbigem Failleband mit strohgelben Pikots. Die breiten

Digitized by Google

Bindebänder bilden vorn eine große Schleife und ziehen sich glatt über den Hinterkopf des Hutes. Diese Bänder sind ebenfalls holzfarbig.

Nr. 3. Sommerhut.

Der vorn in eine Spitze nach oben gebogene Hut ist von silberfarbenem Strohgeflecht. Hollunder (Fliederzweige) in zwei Farben sind sowohl an der Spitze des Hutes nach der Stirn fallend angebracht, als auch hoch emporstehend, untermischt von einem Schlupfenbüschel johannisbrodfarbigen Bandes. An beiden Seiten von der Spitze ausgehend legen sich Fliederzweige an den Rand des Hutes. Dieser ist ohne Bindebänder und hat einen hohen, hinten abgeflachten Kopf.



Nr. 2. Sommerhut „Berrichonne".

Nr. 4. Reise-Mantel.

Dieser praktische Mantel wird von undurchdringlichem, wasserdichtem Stoff angefertigt, doch auch ebenso oft von gewöhnlicher Beige oder staubgrauem, grobem Wollengewebe. Der Rücken desselben ist fest anliegend und bildet am Rocktheil einige Falten. Ein Capuchon geht vom Schluß des Mantels vorn spitz zulaufend über die Schultern auf den Rücken und schließt am Hals mit einem Stehkragen. Vorn ist der Mantel bis unten hin mit großen Knöpfen geschlossen. Die Vordertheile sind glatt. Die Aermel gehen unten zusammen und sind am Handgelenk faltig in ein Bündchen gefaßt. Der hohe Hut von grauem Stroh hat einen hinten aufgeschlagenen Rand, welcher mit fischotterfarbenem Sammet überzogen ist. Die obere Verzierung des Hutes besteht aus grauer Faille und Federn in derselben Farbe.

Nr. 5. Visite „Péruvienne".

Der Rock dieses Anzuges ist aus Madras angefertigt. Derselbe ist vorn glatt

Digitized by Google

und hat an jeder Seite eine Watteaufalte aus beigefarbener Faille. Der untere Theil des Rockes ist mit einem breiten, maronenfarbenen Sammetstreifen, welcher dreifach an der obern und untern Kante mit gelblicher Schnure aufgesetzt ist, verziert. Dieser Streifen befindet sich unterhalb der beiden Seitenfalten. Die Draperie des Rockes besteht aus Madras, diese ist an den Hüften in Falten genommen und wird durch eine große Schnalle befestigt. Die Visite „Péruvienne" ist von schwarzer seidener Grenadine mit broschirter Chenille angefertigt und mit Perlen und Schmelz benäht. Eine solche reiche Kante verziert die Ränder der weiten Aermel, sowie die Visite unten herum. Die Achseln haben ebensolche Verzierungen von Perlen und Schmelz, wie auch der kleine Kragen. Die Capote von Stroh ist mit braun-



Nr. 3. Sommerhut.

rother Faille überdeckt und im Innern mit Rüschen verziert. Gelbliche Bandschleifen und Phantasieblumen sind vorn hochstehend angebracht.

Nr. 6. Morgenkleid.

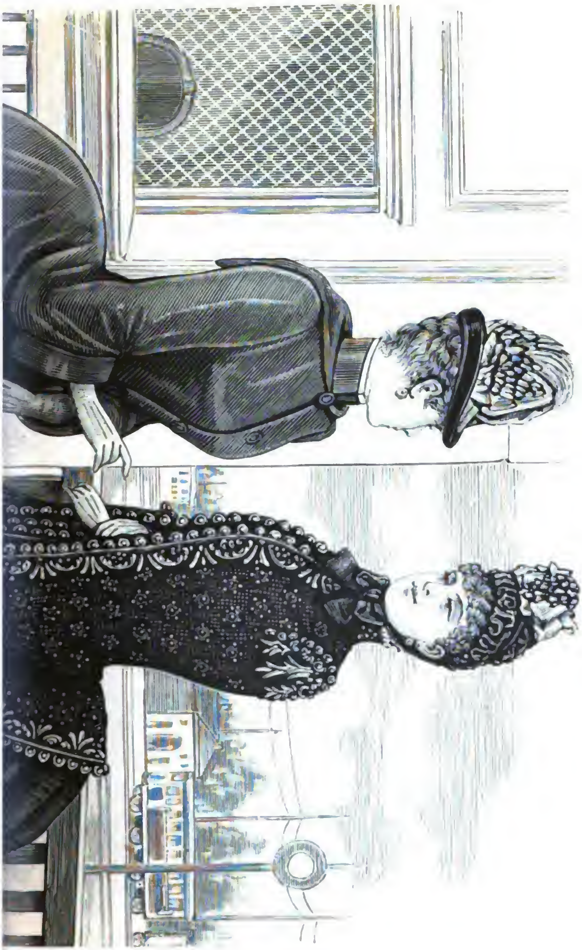
Dasselbe ist aus Caschmir von beliebiger Farbe mit einem Blousentheil von weißem Caschmir. Der Rücken ist nur halb anliegend und bildet am Rocktheile einige Falten. Die Vordertheile sind lose und lassen ein eingesetztes Theil von weißem Caschmir als Blousentheil erscheinen, welches an beiden Seiten, vom Hals bis unten herab, mit Spitzen besetzt ist. Der Stehkragen, die Aermel und die Taschen sind mit Spitze besetzt. Der Kragenschluß ist durch eine Bandschleife bedeckt und die Taille umschließt ein breites Band, welches vorn in langen Schlupfen und Enden auf den eingesetzten Theil herabfällt. Zu diesem Morgenkleid bedarf man an Stoff: 5 Meter Caschmir von 1 Mtr. 20 Centm. Breite, sowie 1 Mtr. 30 Centm. weißen Caschmir, 4 Meter Spitzen und 3 Mtr. 75 Centm. Band Nr. 12.

Digitized by Google



Nr. 4. Reise-Mantel.   Nr. 5. Visite „Péruvienne“.

Digitized by Google



Digitized by Google

Nr. 7. Drapirter Rock.

Dieser Rock ist aus Wollenstoff angefertigt und mit zwei keilförmigen Stickereitheilen besetzt. Die andere Seite des Rockes ist mit tiefen Falten bedeckt,



Nr. 6. Morgenkleid.

sowie dem Rückentheil ein Puff aufgesetzt ist, welcher nach der andern Seite geht und dessen Rand mit Chenillebällchen eingefaßt ist. Auch auf den breiten gestickten Streifen sind eine Reihe Chenillebällchen schräg vom Gürtel nach vorn laufend angebracht.

Digitized by Google

Nr. 8. Promenaden-Anzug.

Der erste Rock dieses Anzuges ist aus tabakfarbigem Foulard angefertigt und befindet sich über einem falschen Rock von Taffet. Dieser Foulardrock hat nach hinten dicke Falten und ist vorn ziemlich glatt. Die Polonaise ist von tabakfarbigem, gleichfarbig abgetöntem karrirtem Madras hergestellt. Die Vordertheile sind anliegend und im ganzen mit den Rocktheilen geschnitten. Die Vordertheile lassen ein Latztheil von einfarbigem Foulard sehen; dieselben sind an beiden Seiten in Falten genommen, welche nach dem Gürtel zu auslaufen. Die Vordertheile der Polonaise gehen bis zum Saume des ersten Rockes herab und werden an den Hüften in Falten heraufgenommen. Die Rückentheile sind ebenfalls mit dem Rocktheile im ganzen geschnitten, sowie auch das linke Seitentheil. Das rechte Seitentheil wird



Nr. 7. Drapirter Rock.

klein geschnitten und die Falten des Rocktheiles daran gesammelt. An der Taille vorn werden die Rocktheile in Falten genommen, das linke Theil legt sich nach hinten zu in drei große Falten, endigt nach dem Rücken zu erst glatt und dann in einigen kleinen Falten, die sich unter dem Puff verlieren. Auf dem Latztheile sind zwei zackig geschnittene Sammettheile angebracht, welche unter dem Vordertheile befestigt und deren Spitzen über dem Latztheil zusammentreffen, wo sie mit einem kleinen Beil von Metall festgehalten werden. Die Aufschläge der Aermel zeigen dieselbe Verzierung, ebenso der Stehkragen von Sammet, dessen Schluß an der Seite ist. Der sehr hohe Hut von weißem Stroh ist mit tabakfarbigem Sammet gefüttert und mit Blumen obenauf verziert. An Stoff zu diesem Anzug bedarf man: Zu dem untern falschen Rock von Taffet nimmt man 4 Mtr. 20 Centm. Stoff von 0,60 Centm. Breite. Zu dem zweiten Rock bedarf man an einfarbigem Foulard von 0,70 Centm. Breite, 6 Mtr. 60 Centm., welche in sechs Theile ge-

Digitized by Google

schnitten werden. Von karrirtem Foulard zur Taille und Tunika ist erforderlich: 11 Mtr. 45 Centm. Stoff von 0,70 Centm. Breite. Dieser wird wie folgt eingetheilt: 1 Mtr. 70 Centm. zum linken Rückentheile. 1 Mtr. 25 Centm. zum Ergänzen desselben in der untern Breite, davon wird etwas zum Aermeltheil erübrigt. 1 Mtr. 35 Centm. für das linke Seitentheil, auch davon bleibt etwas zum



Nr. 8. Promenaden-Anzug.

Aermeltheil. 1 Mtr. 70 Centm. zum rechten Rückentheil, 1 Mtr. 30 Centm. zum Ergänzen desselben in der untern Breite. 1 Mtr. 65 Centm. für das linke Vordertheil, dieses ergänzt vom rechten Rückentheil. 1 Mtr. 50 Centm. zum rechten Vordertheile, 1 Meter daran gefügt zum vordern Rocktheile. Das kleine Seitentheil erhält noch Stoff davon.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Digitized by Google



Bei der Waldfrau.

Nach dem Originalgemälde von Otto Ruprecht.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Wasserzauber.

Novelle von F. Meister.

Sie möchten also gern wissen, wie man so etwas fertig bringt?" sagte der Maëstro, nachlässig die Frage wiederholend, die der ihm gegenüber sitzende Herr, ein etwas vierschrötiger, blonder, junger Mann, soeben an ihn gerichtet hatte.

Wir befanden uns im Rauchzimmer des Restaurants „Zu den drei Sceptern". Die goldumrahmte, achteckige Schlaguhr über der von syrischen Vorhängen verhüllten Thüre wies auf Mitternacht. In früher Abendstunde hatte unser Klub sich vollzählig zusammengefunden, um an der Ovation theilzunehmen, die dem Maëstro heute, zur fünfzigsten Aufführung seiner herrlichen Schöpfung, im Opernhause dargebracht worden war, und dann hatte eine Anzahl von uns den Gefeierten im Triumphe zu dem Souper entführt, das nun seit etwa einer Stunde beendet war. Die übrigen Gäste des Restaurants hatten sich fast alle bereits entfernt, und wir saßen ganz ungestört.

Die Oper „Dante" war die neueste Ueberraschung gewesen, welche von der Intendanz der königlichen Theater der kunstfreudigen Bewohnerschaft der Residenz bereitet worden. Das großartige Meisterwerk hatte seit Beginn des Winters an jedem Abend wiederholt werden müssen; es war dies ein Erfolg, der in der Geschichte der königlichen Bühnen ohnegleichen dastand.

Der Mann, welcher dieses Wunder zuwege gebracht, dieser Liebling der Götter, dieser Beglücker und Veredler der Menschheit, war unser Maëstro; seit der ersten Aufführung seines „Dante" lebte sein Name in aller Munde. Die Jungen auf der Straße pfiffen seine Melodien; schöne Frauen stritten sich in ihren Boudoirs um seine Souvenirs; die Gecken auf den Promenaden äfften seine Kleidung, seinen Gang und seine Geberden nach, und die Künstler beneideten ihn um sein Genie. Und neben all der Gunst und der Begeisterung, die der seinem Hirn entsprungenen Schöpfung zutheil wurde, sah er

sich auch persönlich in einer Weise verehrt und umworben, die nahe an Abgötterei grenzte.

Und dieser Triumphator, dieser Titan saß hier mitten unter uns, wie der gewöhnlichsten Sterblichen einer. Seine wunderbare rechte Hand, die dem göttlichen Werke die sichtbare Form verliehen, nahm die Cigarre von seinen Lippen, hob das Glas, kurz, verrichtete alle jene tausendfältigen Dinge, die die Hände anderer Leute auch ausführen, ohne daß jemand Notiz davon nimmt. Diese Hand, welche zu führen der flügelrauschende Genius aus Aetherhöhen sich herabgelassen, ergriff gerade jetzt den langen Hals der Flasche Chambertin und entleerte die letzten Tropfen des Inhalts derselben in den zarten Kelch des rosenfarbenen Glases. Jede Bewegung des Maëstro war so indolent und lässig, wie die eines Türken; er schien kaum Willenskraft und Energie genug zu besitzen, den blauen Rauch wegzublasen, der sein Haupt in trägen Wolken umkräuselte; war es da ein Wunder, daß unter Baron von Krackewitz' dicker Hirnschale endlich ein dumpfes Erstaunen die Oberhand gewann und ihn plötzlich zu der plumpen Frage veranlaßte:

„Wahrhaftig, Maëstro, ich möchte wohl wissen, wie Sie's eigentlich fertig gebracht haben!"

Mit dem ihm eigenen, matten Gleichmuth hatte der Maëstro diese Frage mechanisch wiederholt, ohne dabei die Cigarre aus den Zähnen zu nehmen; nach einer kleinen Weile belebte sich sein Antlitz, ein Lächeln erhellte seine edlen, bleichen Züge, und er fügte hinzu:

„Ich will's Ihnen sagen."

Sogleich rückte ein Kreis aufmerksamer Zuhörer um ihn zusammen; er lehnte sich bequem in seinen Armsessel zurück, ließ die Augenlider apathisch herabfallen und begann in seiner gedehnten, langsamen Weise:

„Zunächst also besorgt man sich das geeignete Papier, Notenpapier, beste Qualität. Hat man das, dann wählt man sich einen möglichst bequemen Stuhl aus — so einer, wie der meine hier, wäre zum Beispiel sehr zu empfehlen. Sodann legt man sich einige Federn zurecht; goldene sind für solchen Zweck die besten. Hierauf füllt man das Tintenfaß mit violetter Tinte; besitzt man ein von einer Dame geschenktes Schreibzeug, vielleicht mit einem Amor oder sonst einem sentimentalen Figürchen darauf, so verwendet man dieses; so etwas erhöht immer die Inspiration. Ist der Schreibtisch auf diese Weise arrangirt, dann setzt man sich davor und beginnt. Mit der Ueberschrift macht man den Anfang, wie Sie ja wohl wissen werden. Ein guter Titel ist die Hauptsache, ja, ich gehe sogar soweit, zu behaupten, daß ein guter Titel alles ist; er besticht sowohl die Theaterbehörden wie das Publikum. Ich kann Sie versichern, daß mich die Wahl meines Titels wenigstens zehn Minuten angestrengtesten Nachdenkens gekostet hat, aber dann hatte ich ihn. Von da ab ist die Sache leicht; man segelt gleichsam vor dem Winde nach Belieben ins Blaue hinein, bis man meint, weit genug zu sein; hierauf trennt man das Ding in fünf Theile und schreibt über die einzelnen Abschnitte Atto primo, Atto secondo etc. Es ist allerdings nöthig, daß man ein bißchen Italienisch versteht. Dann sucht und findet man jemand, der etwas

Digitized by Google

Grips im Kopfe hat, und läßt sich von ihm das Libretto dichten; schließlich schreibt irgend ein armer Teufel gegen eine kleine Vergütigung die ganze Geschichte sauber ins Reine, und die Sache ist gemacht. Darf ich um eine andere Cigarre bitten."

„Donnerwetter, meine Herren", sagte der Baron von Krackewitz mit einem Lächeln gutmüthiger Verwunderung auf seinem wein- und wettergerötheten Gesicht, „ich hätte wahrhaftig nicht geglaubt, daß das Ding so einfach sei!"

Dabei reichte er dem Maëstro die Cigarre hinüber.

„Immerhin", fuhr er fort, wird es mit dem „bißchen Italienisch" wohl noch so seinen Haken haben."

„Keineswegs", entgegnete der Maëstro. „Sie finden die paar Worte, wie zum Beispiel scena, aria, coro und strofe, mit Leichtigkeit in jedem italienischen Lexikon; und die Handlung erfindet Ihnen, wie gesagt, ein anderer."

„Es geht doch nichts über so einen kleinen Blick hinter die Coulissen", lachte der Baron, und dabei schaute er um sich wie ein Mann, der eine Entdeckung gemacht hat.

„Sehr richtig", nickte der Maëstro. „Warum versuchen Sie es nicht selber einmal? Es giebt gar keinen besseren Sport; man trinkt dabei Ströme von Wein und ißt Diners über Diners ausschließlich auf anderer Leute Kosten. Und dann, Sie sind durchaus nicht verpflichtet, jeden Abend Ihre eigene Musik anzuhören. Gebrauch ist nur, daß man bei der ersten Aufführung zugegen ist, gleichsam als gutes Beispiel für das Publikum, wie etwa auch eine Mutter zuerst von der Medizin kostet, die ein Kind nicht willig nehmen will, nur um dem Göhr zu zeigen, daß sie nicht allzuschlecht schmeckt; später können Sie wegbleiben, ohne daß jemand daran Anstoß nimmt."

Auf solche Weise, durch einen Scherz oder eine humoristische Persiflage, pflegte er gewöhnlich jede Annäherung an die Pforten seines gegenwärtigen oder vergangenen geistigen Lebens abzuweisen.

Wir brachen bald danach auf. Ich befand mich beim Hinausgehen zufällig an der Seite des Maëstro. Der Mond stand voll am Himmel und goß sein weiches Licht über die ganze Stadt aus, deren Straßen aber trotzdem zum großen Theil im Schatten lagen, weil Hindernisse, von Menschenhand errichtet, dem milden Schein den Zugang wehrten. Und so kann auch der Mensch gar vieler Segnungen nicht theilhaftig werden, weil die Dinge und Umstände, mit denen er sich umgiebt, einen festen Wall gegen dieselben bilden.

„Ich gehe zu Fuß", sagte der Maëstro, als wir miteinander vor der Thür der „Drei Scepter" standen. „Wollen Sie mich begleiten?"

„Mit Vergnügen", entgegnete ich, denn ich folgte dieser Aufforderung gern.

Er legte die Hände auf dem Rücken zusammen und ging mit gesenktem Haupte mäßigen Schrittes die Straße hinab. Wir schlugen eine nördliche Richtung ein, dem älteren Theil der Stadt zu, wo die Straßen eng und krumm sind und die hohen Gebäude den Himmel fast ganz verdecken. Ich achtete seine Schweigsamkeit, indem ich stumm an seiner Seite dahinschritt, und dabei erschien mir seine Wortlosigkeit gar nicht wie ein Schweigen; sie war mir eine der Stimmun-

Digitized by Google

gen des großen Mannes und als solche viel beredter, als jene halb gutmüthige, halb sarkastische Art des Plauderns, in welcher er sich in der Gesellschaft gefiel. Die Thatsache, daß er mich in seiner gegenwärtigen Stimmung zum Gesellschafter erwählt, sagte mir, daß er mir sein Vertrauen schenke, ein Bewußtsein, welches mich mit Stolz erfüllte.

Endlich lagen die düsteren Straßen hinter uns und wir kamen ins Freie hinaus, wo der Fluß zwischen den granitenen Uferböschungen seinen monotonen Weg verfolgt. Das Wasser plätscherte melodisch und leise in den Löchern der Quadern und auf den Treppenstufen; seine glitzernde, schwankende Oberfläche warf leuchtend und breit den weißen Mondschein und röthlich funkelnd die Lichter der Laternen zurück. Hier setzte er sich am Rande des Bollwerks nieder und fing an, die kleinen, in seiner Nähe liegenden Steinchen hinab ins Wasser zu werfen; gedankenvoll beobachtete er die schnell in die Weite verschwimmenden Ringe, und lauschte dabei dem heller oder dumpfer tönenden Plumpsen der Kiesel, dem Gemurmel des Flusses zwischen dem Gepfähl der Fischkasten, oder dem schwellenden Rauschen des Nachtwindes in den dichtbelaubten Kastanienbäumen des gegenüberliegenden Parks. Nach einer Weile sprach er wieder.

„Ich trage mich mit dem Gedanken einer neuen Oper", sagte er. „Der Schauplatz derselben soll Venedig oder ein ähnlicher Ort sein, der am Meere liegt, und der Held soll sein Ende in den Wogen finden. Die Stimme des Wassers übt einen unlöslichen Zauber auf mich aus. Seit lange studire ich sie in allen Modulationen. In solchen Nächten, wie die heutige, erscheint sie mir unendlich bestrickend, schmeichelnd, verlockend . . . Ja, ich werde eine Wasseroper komponiren oder aber selber ins Wasser gehen. Ich bin noch unentschieden, welches von beiden ich thun werde. Inzwischen gehe ich hierher und lausche und studire."

Er schwieg, und da auch ich nicht sogleich eine Erwiderung fand, so behielt das plätschernde Wasser allein das Wort. Dann hob er von neuem an:

„Ganz dieselbe Ruhelosigkeit, ganz dieselbe verzweifelte Niedergeschlagenheit beherrschte mich in der Zeit kurz vorher, ehe ich meinen „Dante" begann. Damals wußte ich nicht, was das alles heißen sollte, heute aber bin ich mir ganz klar darüber, und die einzige Frage ist nur noch die, ob ich mich in einer dieser wundervollen Mondnächte hier ins Wasser gleiten lassen, oder ob ich eine neue Oper schreiben soll."

„Schreiben Sie eine neue Oper!" rief ich.

„Wenn ich nur wüßte, zu welchem Zweck. Um Reichthümer aufzuspeichern? Bei meinen Anschauungen und bei meiner Lebensweise habe ich für Reichthümer keine Verwendung, Müssiggang und Bequemlichkeit aber halte ich für die Quintessenz der Mühen. Auch nicht um Ruhm, denn der erfordert als Opfer unser eigenstes Selbst. Als ich noch in Ihren Jahren war, da fehlte es auch mir nicht an Eifer und Enthusiasmus, allein, ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Ich hab's versucht. Und wenn ich Ihnen rathen darf, geben Sie Acht auf

Digitized by Google

sich; ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht einst ganz ähnliche Erfahrungen machen werden, wie ich sie hinter mir habe."

„Sie treiben Ihren Scherz mit mir", lachte ich, „wie Sie es vorhin mit dem dicken Baron gethan; ich halte das nicht für fair, Maëstro!"

Er lächelte, zuckte leicht die Achseln und fuhr fort:

„Das würde ich mir nie erlauben. Ihre Gabe ist das feine, durchdringende Verständniß, welches der schöpferischen Kraft nahe verwandt, derselben aber meines Erachtens weit vorzuziehen ist. Befolgen Sie meinen Rath und gehen Sie nie über diese Ihre Sphäre hinaus. Doch ich schwatze hier leere Worte, denn solch' ein Rath läßt sich nie befolgen! Versuch's nur mal einer, sich zu beherrschen, der sich im Delirium befindet! Ich hätte niemals daran gedacht, unter die Komponisten zu gehen. Als junger Mensch studirte ich meine Musik, wie ein junger Mensch eben auch alles andere studiren würde, und ich drückte mich von meinen Aufgaben so oft sich dies nur irgend thun ließ. Mein seliger Vater, ein gründlicher Mann, unterwies mich eifrig in der Orthographie und Grammatik der Musik, wenn ich mich so ausdrücken soll; allein er starb früh und hinterließ mir kaum etwas mehr als seine Geige und ein leichtes Herz.

Mit sehr spärlichen Mitteln ausgerüstet, machte ich mich jetzt auf die Fahrt, um die Herrlichkeiten der Welt zu schauen und mich ihrer zu freuen. Und diesen Zweck erreichte ich so vollständig, wie dies nur wenigen anderen Reisenden gelungen sein mag. Mein Gepäck drückte mich nicht und mein bißchen Geld verursachte mir auch keine Sorgen. Ich fürchtete weder Taschendiebe noch Straßenräuber, und da bei meiner offenkundigen Armseligkeit weder Wirthe noch Händler den Versuch machten, mich zu übertheuern, so lernte ich auch die Menschheit nur von ihrer besseren Seite kennen, was zu meinem Wohlbefinden wesentlich beitrug.

Und so war ich heute hier und morgen da. Bei den Orchestern, in denen ich Dienste fand, stand ich gewöhnlich nicht im besten Ansehen; man hielt mich für faul, wenn nicht gar für einen ausgemachten Taugenichts. Ueber die zweite Geige kam ich in der Regel nicht hinaus, da ich nie lange genug auf einer Stelle blieb, um eine Beförderung zu erreichen. Zuweilen aber mußte ich ausharren, wenn meiner Börse wieder aufgeholfen werden sollte, denn die Kleider wachsen einem nicht auf dem Leibe und des Lebens Nahrung und andere Nothdurft findet man nicht auf der Straße.

Endlich führte mich mein Geschick nach Florenz. Mit einer Beschreibung des Eindrucks, den die alte Stadt auf mich hervorbrachte, will ich Sie verschonen. War ich schon vorher kein besonderer Freund einer geregelten Thätigkeit, so that ich hier absolut nichts, was vielleicht der Luft und dem Beispiel des trägen Volkes dort unten zuzuschreiben war. Ich trieb mich in den Straßen, auf den Feldern und in den Wäldern herum, vollständig zufrieden mit der Thatsache, daß ich lebte und daß ich sehen und hören konnte. Wenn der Hunger mich trieb, dann stellte ich meine Geige irgend einem der zahlreichen kleinen Orchester der Stadt zur Verfügung; war der Verdienst auch

Digitized by Google

gering; so reichte er dennoch weit, denn meine Bedürfnisse kosteten nur herzlich wenig.

Während jenes Sommers aber lebte ich in einer Welt von Tönen, in einer mir ganz neuen Welt, die ich dort erst entdeckte, die aber mit den armen Worten unserer Sprache nicht in Begriffe zu fassen ist. Wir verfügen über zwei oder drei Worte, die den Gesang des gewaltigen Chors der Winde veranschaulichen sollen, die ihre Aufgabe aber nicht zum tausendsten Theile erfüllen; fast dieselben zwei oder drei Worte, mit wenigen Zusätzen, sind es, durch die man sich die melodischen Cadenzen des Wassers begreiflich zu machen abmüht. Eine dünne Reihe anderer Worte sollen den Sturm, den Charakter des meeraufwühlenden Orkans wiederspiegeln; ein schwächliches Vokabularium hat die Aufgabe, die tausendfältigen Töne, die Konsonanzen und Dissonanzen darzustellen, welche das tägliche Leben der Menschen und das Treiben derselben hervorruft: Der Schall ihrer Tritte, das Geräusch ihrer Werkstätten, das Durcheinander ihrer Stimmen; ihre Freude und ihr Leid, ihre Verzweiflung und ihre Wonne; die lärmenden Spiele ihrer Kinder, die Laute der mit ihrem Leben verwobenen Thierwelt . . . Das ist der ganze Aufwand, den die Sprache der Welt für den Lebensklang der Welt zu machen imstande ist. Die Musik aber vermag alle diese Myriaden von Stimmen des Lebens zu umfassen und in sich aufzunehmen, und sie formt daraus eine neue Sprache, deutlich und ausdrucksvoll wie die Sprache des Mundes, wenn auch, wie eine jede andere, uns fremde und neue Sprache, nicht gleich von vornherein für jedermann verständlich. Das war in kurzen Worten, die Wissenschaft, die sich mir im Laufe jenes Sommers erschloß. Das hohe Entzücken, unter solchen Umständen zu leben, wenn jede neue Stunde eine neue Entdeckung, eine neue Offenbarung bringt, kann nur empfunden, nicht geschildert werden. Von Tag zu Tag wurde mein Verständniß klarer und umfassender. Was mir anfänglich nur als ein verworrenes Geschwätz erschien, gewann bald die Form bestimmten Ausdrucks und genau gekennzeichneten Charakters, und mit gierigem Eifer lauschte ich den Geheimnissen der Natur. Eine Zeit lang ließ ich mir an dieser neu erworbenen Kenntniß genügen, und nur durch einen Zufall wurde in mir der Wunsch geweckt, dieselbe verständlich wiederzugeben.

Eines Abends kehrte ich nach einem in Wald und Feld köstlich verbrachten Tage in meine armselige Dachwohnung zurück, und hier kam mir's zum Bewußtsein, daß ich eigentlich recht hungrig sei. Ich hatte keinen Heller in der Tasche und konnte mir also nicht einmal ein Stück Brod kaufen. Jedoch, ohne Abendbrod schlafen zu gehen, war mir durchaus nichts absonderliches; nachdem es den Reiz der Neuheit verloren, war es mir längst zur leichten Gewohnheit geworden, und so schickte ich mich auch heute an, den Umständen ohne Murren Rechnung zu tragen. Aber während des Entkleidens bestand mein Magen, der einzige praktische Theil meines Ich's, hartnäckig darauf, mir vorzuhalten, daß er an diesem Tage nicht nur kein Abendbrod, sondern auch kein Mittagbrod empfangen habe, und ferner deutete er mir mit nicht mißzuverstehender Energie an, daß auch morgen an ein Frühstück gar nicht zu denken sein würde. Das machte mich

Digitized by Google

denn doch etwas nachdenklich; ich stellte mich ans Fenster und überlegte, auf welche Weise wieder etwas eßbares ins Haus zu schaffen sei. Lange trommelte ich vergeblich an den Scheiben; endlich, da sich mir kein anderer Ausweg zeigte, beschloß ich, die frischen Eindrücke des heutigen Tages aufs Papier zu bringen. Ich that es und erhielt am nächsten Morgen von einem mir bekannt gewordenen Musikalienverleger zehn Skudi für die Arbeit. Der Mann drang in mich, ihm mehr dergleichen zu bringen, und das Phantasiestück, welches ich „Herbstabend" genannt hatte, wurde in kurzer Zeit in Florenz allgemein und mit größtem Beifall gespielt.

Dem Herbst folgte der Winter, und wie die Grille, die in den milden. sonnigen Tagen sich zirpend ihres Lebens freut und keine Vorsorge für die rauhe Jahreszeit trifft, so sah auch ich, als die Kälte einsetzte, nichts anderes vor mir, als den Tod durch Entbehrung. Ein Ekel am Dasein erfaßte mich, die natürliche Folge eines in Trägheit verbrachten Lebens, und so führte mich oft mein Weg hinab zum Arno; aber das Wasser war moderig und wenig einladend, nicht so klar, so traulich wie dieses hier", und er wies auf die glitzernde Fläche, die sich leise murmelnd unter unseren Füßen vorüberschob. „Und so hob ich mir das große Finale jedesmal für eine spätere Gelegenheit auf.

Inzwischen wurde das Wetter immer schlechter. Ich konnte kaum noch meine Dachkammer verlassen, und in einer der finsteren Stunden, denen ich ab und zu ausgesetzt bin, war ich nahe daran, zum Stricke zu greifen — übrigens eine Todesart, die mir ebenso widerlich wie verächtlich erscheint. Sie können hieraus ermessen, in welche Verfassung ich gerathen war, und gerade in dieser Verfassung komponirte ich das Gegenstück zu meinem „Herbstabend", den „Wintertag", eine Arbeit, die ich heute noch nicht mit ruhigem Blute zu spielen oder anzuhören vermag, die aber dennoch von der Welt beifällig aufgenommen worden ist und, wie Sie wissen, sich sogar einiger Berühmtheit erfreut.

Mein Verleger gerieth fast in Verzückung über das Stück und verhieß mir eine Zukunft, sofern ich mich nur zur ernstlichen Arbeit entschließen könnte. Ich lachte über seinen Enthusiasmus, denn damals glaubte ich ebensowenig an meine Fähigkeiten zu arbeiten, wie an die Möglichkeit künftigen Ruhms. Auf dem Heimwege schlenderte ich an dem kleinen Bücherstand eines Antiquars vorüber; der Titel eines der ausgestellten Bücher zog mich an; ich nahm den Band von seinem Brette und schlug ihn auf. „Vita Nuova" so lautete der Titel. Ich hatte am Bücherlesen von jeher nur wenig Gefallen gefunden, allein dieser Titel reizte einigermaßen meine Neugier; auch mir lag ja gegenwärtig so wenig an meinem alten Leben, daß mir ein neues sehr wünschenswerth erschien. Vielleicht, so dachte ich, hat ein anderer armer Sterblicher sich in ähnlicher Lage befunden und die Geschichte seiner Leiden und Kämpfe hier in diesem Buche niedergelegt. Vielleicht hat er auch wirklich ein neues Leben ausfindig gemacht und kann mich durch sein Beispiel belehren. Genug, ich erstand das Buch und eilte damit heim in meine Dachkammer. Dort angekommen setzte ich mich nieder und begann ohne Aufenthalt und mit Eifer zu

Digitized by Google

lesen. Ich hatte dabei die dumpfe Empfindung, als ob mein Geschick mit diesen vergilbten Blättern irgendwie im Zusammenhang stehen könnte, und der Bann war so stark, daß ich das Buch ohne Unterbrechung bis zu Ende las.

Das innere Titelblatt war abhanden gekommen, aber über dem Text der ersten Seite befand sich in schöner, fester Handschrift die Notiz, daß der Autor kein anderer als Dante Alighieri sei. Ich klappte das Buch zu und that einen tiefen, erleichterten Athemzug. Ich fühlte, daß ich den Weg zu meinem „Neuen Leben“ gefunden hatte. Ich beschloß die Geschichte, die ich soeben gelesen, in Musik zu übertragen, und mein Held sollte Dante sein.

Dante, der fröhliche, leichtlebige Student, jetzt über den Wissenschaften brütend, dann wieder fortgerissen von dem Strudel jener Vergnügungen, die er so rückhaltlos geschildert hat; dann wiederum Dante, der Krieger, der Patriot, der Liebende, der Verbannte . . . zugleich das große Florenz des dreizehnten Jahrhunderts mit seinen ehrsüchtigen Bestrebungen, mit seiner Eifersucht und seinem Parteihaß, mit seinen Schlachten, seiner Gelehrsamkeit, seiner Begeisterung und seiner Poesie, wiederum verkörpert in der Person des großen Dante. Und auf dem Hintergrund von dunklen Wirrnissen, von gewitterschwüler Romantik, sollte, wie eine schön geschnittene, weiße Camee auf rosenrother Folie, die fleckenlose Gestalt Beatricens erscheinen.

Eine gewaltige, seltsame Veränderung war mit einem Schlage über mich gekommen. Vorher ein Opfer der Rastlosigkeit und Ungeduld, wurde ich jetzt ruhig und systematisch; meine frühere gleichgiltige Schlaffheit hatte einem thatkräftigen Ernste Platz gemacht. Mein Vorsatz wurde zur einzigen, großen Leidenschaft meines Lebens, und ich erprobte an mir selber die Wahrheit des Wortes, daß eine große, wahre Leidenschaft selbst die Natur zu überwinden imstande ist.

Ich machte mich an mein Thema mit der Ruhe und Vorsicht eines in solcher Arbeit ergrauten Veteranen. Ich vertiefte mich in die Geschichte und in die Literatur jener Zeit und studirte alle Biographien Dantes, deren ich habhaft werden konnte, vornehmlich aber die aus der Feder Boccaccios. Ich identificirte mich gleichsam mit dem dreizehnten Jahrhundert, machte mich genau bekannt mit den Sitten und Gebräuchen der damaligen Menschen und mit ihrer Denkungsart, und dann arbeitete ich mein Libretto aus.

Der Vorhang geht auf; ein festliches Gelage zeigt sich den Blicken; man tanzt und musizirt. Auf einem purpurnen Sessel sitzt eine dunkeläugige Sirene; der Held stützt sich auf die Lehne des Sessels, spielt mit den Locken der Schönen und blickt ihr zärtlich in die Augen. Das Klappern der Würfel, das Rauschen der seidenen Gewänder begleitet ein kurzes Recitativ; das Orchester leitet hinüber in die erste Arie „Weib oder Wein“, die der Held scherzend der dunkeläugigen Dame vorsingt; er preist die Reize der Schönen und die Glut des Traubenblutes und am Ende jeder Strophe wiederholt der Chor „Weib oder Wein!“

Die Sirene erhebt sich, nimmt einen Becher von der Tafel, naht sich dem Sänger und fragt in süßem Ton: „Warum aber trennen die Gaben der Götter, Donate?“ Und mit ihrer weißen Hand führt

Digitized by Google

sie den Pokal an seine Lippen. Seine Antwort: „Du fandest die Lösung, o reizendes Weib" endet in einem Duett, nach welchem er seinen Arm um ihre Hüfte schlingt; mit einem rauschenden Walzer endet der erste Akt.

Der zweite beginnt mit Alarm und Kriegsgeschrei; reisige Völker ziehen aus dem Stadtthor und singen im Chor ein Lied zum Preise des Waffenhandwerks und des Soldatenruhms. Dante erzählt in einem Solo die Schlechtigkeit des Verräthers Arezzo, er betont die Nothwendigkeit des Krieges und erhebt den Beruf des Kriegers. Darauf entfaltet er das Banner der gelben Lilie und in feierlichem Enthusiasmus ertönt jetzt das Quartett: „Hehre Lilie, Preis Dir und Ehre!"

Auf hohem Balkon aber, unbeachtet, steht die Sirene und singt in höhnischer Bitterkeit vom Wankelmuth des Soldaten. Mädchen erscheinen mit klagenden Geberden und flehen die Krieger an, sie nicht zu verlassen; eine Mutter hebt ihr Kind empor und beschwört den Vater, nicht davon zu ziehen. Und wiederum erhebt Dante seine Stimme, tempestoso: „Wer darf hier reden vom Zögern, vom Weilen, wenn uns das heilige Vaterland ruft?" Der Chor der Frauen und Mädchen aber entgegnet: „Wir, eure Mütter und Schwestern und Weiber!" Aber in stolzer Zurückweisung beginnen die Krieger von neuem den Gesang: „Hehre Lilie, Preis Dir und Ehre!" Die schrille Klage des Soprans aber dauert fort, die Bewaffneten brechen auf, und über dem verworrenen Tumult fällt der Vorhang.

Im dritten Akt kehrt der Held siegreich aus der Schlacht von Campaldino zurück. Unter der frohen Menge, die dem Ueberwinder entgegeneilt, befindet sich Beatrice. Sie gleicht einem Engel des Friedens, wie sie, die erste unter den festlich gekleideten Jungfrauen, Blumen auf den Pfad des heranziehenden Heeres streut. Enthusiasmus glüht in ihrem Auge, als sie zu Dante emporblickt. Dieser Blick aber entzündete seine ganze Seele und im nächsten Augenblick steht er an ihrer Seite. Der laute Begrüßungschor verstummt allgemach, während das Orchester in das Recitativ stimmt:

„Holde Jungfrau, Deine Hand ist schöner als Deine Blumen, laßt mich sie berühren."

„Schöner noch sind Deine Thaten, o Held."

„Meine Thaten reichen nicht an meine Liebe zu Dir,"

„Wahrheit weilt nimmer im Munde des Kriegers."

„In seinem Munde nicht, in seinem Herzen doch."

Dann beginnt er das Lied: „Der Liebe Gott, des Krieges Gott", welches vom Chor der Bewaffneten aufgenommen und beendet wird. Das Heer marschirt vorüber und er ist gezwungen ihm zu folgen.

In der nächsten Scene treten Dante und sein Freund Cavalcante auf. Der erstere spricht nicht von seinem Feldzuge, sondern von seiner Liebe. Sein Freund räth ihm Mäßigung und lobt die Segnungen der Philosophie. Dante entgegnet ihm mit einem begeisterten Liede, welches die Reize Beatricens beschreibt. Cavalcante hält ihm den Anspruch vor, den das Vaterland in seiner Noth an ihn zu machen berechtigt ist. Seine Antwort lautet, daß Vaterland, Ehrgeiz, Philo-

Digitized by Google

sophie, ja, die Mutter Erde selber nichts als wesenlose Schatten seien, daß nichts wirkliches bestehe, als allein die Liebe.

Die dritte Scene zeigt einen Straßentumult; man schreit und flucht, man stößt und schlägt sich, und dazwischen tönen die Alarmglocken. Die feindlichen Parteien in der Stadt sind aneinander gerathen und rufen zu den Waffen. Im Getümmel sieht man Dante und Cavalcante, und umringt von rohem Volke erscheint ab und zu das bleiche Antlitz Beatricens. Dante arbeitet sich durch bis an ihre Seite, geleitet sie zu den Stufen eines nahen Kirchenportals und beschützt sie hier mit seinem Schwerte, bis die Kämpfenden zerstreut sind. Sie nennt ihn ihren Retter und dankt ihm in weichen Tönen. Sie trennen sich, er bittet sie um ein Wiedersehen und der Akt endet mit dem „Lebewohl".

Der vierte Akt ist mein größter. Die Liebenden finden einander in einem Garten. Der Abend sinkt hernieder. Dante giebt seiner Leidenschaft den innigsten Ausdruck und fleht um Erhörung. Beatrice aber dämpft seine Glut durch ihr hehres, stilles, gütiges Wesen und dann redet sie mit heiligem Feuer von jener höheren Liebe, die weder durch Zeit, noch durch Trennung, noch durch Tod vernichtet werden kann, die so hoch über der von ihm geschilderten Empfindung steht, wie der stille Aether über der tobenden See, wie der Himmel der Seligen über der in Noth und Elend liegenden Erde; sie ist das Gefühl, allein würdig für einen Helden und seine Erkorene, für einen Dichter und seine Geliebte. Dante lauscht in Verzückung, dann stürzt er ihr zu Füßen mit dem Gesang: „O ewige Reinheit, o himmlische Schöne!" Seine poetische Seele ist durchdrungen von jener idealen, höheren Liebe, und vereint singen sie nunmehr das Duett: „Ewige Treue", welches Ihnen so gut gefallen hat.

Bis hierher hatte ich von der Musik noch keine Note geschrieben, jetzt aber trieb mich ein unwiderstehlicher innerer Drang zum Beginnen. Ich fühlte, daß an dem Gesange Beatricens das Wohl oder Wehe der ganzen Arbeit abhängen würde, und deßhalb schob ich denselben auf bis zuletzt; denn komponirte ich ihn schon jetzt, und gelang er, dann mußte mir das ganze übrige Werk flach und schal erscheinen; mißglückte er aber, dann war ich mit einem Schlage entmuthigt. Ich fing also ruhig mit der Ouverture an und wies in derselben oberflächlich auf die Schätze hin, welche die Oper in ihrem Verlauf bringen würde.

Dann komponirte ich den fröhlichen ersten Akt, dessen Grundidee das Vergnügen ist.

Ihm folgte der zweite, militärische Akt, in welchem ich den Ehrgeiz darzustellen versuchte.

Dann kam der dritte, mit der Liebe als Thema.

Sie sehen, daß bis hierher mein eigenes Leben mit seinen Erfahrungen mir hinreichend Material für meine Aufgabe zu bieten vermochte. Dazu handelte es sich um die Wiedergabe des geräuschvollen Lebens und Treibens der großen Stadt, und dabei kam mir das Verständniß zugute, welches mir während der letztverflossenen sechs Monate aufgegangen war.

Mein vierter Akt aber nahm einen höheren Flug; hier galt es,

Digitized by Google

etwas größeres als Liebe, Ehrgeiz und Lust darzustellen. Hier mußten die irdischen Laute schweigen; eine einfache Cavatine wird zu einem Seraphsgesang, weltliche Empfindungen weichen der Begeisterung der Unsterblichkeit, und alle Lust erschauert in harmonischen Himmelsahnungen.

Bis zu diesem Punkte war ich erfolgreich und mit hoffnungsfreudigem Muthe vorgedrungen. Wohl war ich oft auf Schwierigkeiten gestoßen, aber ich hatte dieselben frisch angegriffen und dadurch auch überwunden. Geduld und Ausdauer hatten mich nicht verlassen; hier aber verlor ich plötzlich jegliche Kraft. Ich schrieb und schrieb, jeden Tag von neuem, um das Geschaffene am Tage darauf wieder zu vernichten. Dann saß ich tagelang müßig und grübelte; vergebens. Mein Ideal, das mir in der Entfernung in so schöner Klarheit und so verständlich erschienen war, zerfloß jetzt bei jeder Annäherung in haltlosen Nebel. Ich hatte dem Wunsch mit seiner Darstellung das Werk zu beginnen, Zügel angelegt, mit dem Entschluß, diesem Akte die große Signatur des Ganzen aufzudrücken, und nun fand ich hier den Stein des Anstoßes. Auf diesen Punkt hatte ich alles berechnet, gesteigert und zugespitzt; hier wollte ich meine ganze Kraft konzentriren, hier das Motiv des Ganzen zeigen. Wie in athemlosem Eifer hatte ich die Stufen bis hierher erklommen, um nun vor meinen Blicken ein ödes Nichts zu finden.

Geist und Gemüth waren unter der Anstrengung endlich zusammengebrochen; der Enthusiasmus hatte meinen Körper erschöpft und ich war ausgemergelt, blutleer.

Und nun begann ein Ringen zwischen Geist und Materie. Mein Ideal war unerbittlich; es zwang mich zu immer erneuten Versuchen, es zu erfassen; es schwebte immer vor meinen Augen, aber es entwich dem Griff der Hand. Ich floh aus meiner Dachkammer und schweifte planlos durch Wald und Feld, über Berg und Thal, bis die Beine mir den Dienst versagten und ich mich nur mühsam zurückschleppen konnte in meine öden vier Wände, wo der Versucher, mein Ideal, lächelnd meiner wartete. Ich vermochte unter dieser Geißel weder mehr zu schlafen noch zu essen. Ich magerte ab bis zum Skelett, aber der Versucher kannte kein Erbarmen. Er zwang mich, trotz meines elenden Zustandes, zu denken, zu grübeln, mir das Hirn zu zermartern, zur Feder zu greifen und Noten zu schreiben, bis mir die Ohren brausten, die Schläfe pochten und die Augen in Feuer zu stehen schienen. Es war mir, als könne ich diesem quälenden Gespenst nur entfliehen, wenn ich meinem Dasein ein Ende machte. Der Aufenthalt in meinem Zimmer wurde mir so unheimlich, daß ich mich nur zur Nacht in demselben einfand; dabei war mir völlig unbewußt, wo ich den Tag verbrachte. Außerdem hatte ich mir in den Kopf gesetzt, daß das Ideal, jetzt mein Schreckgespenst, während meines Schlafes leise an mein Bett geschlichen käme und, über mich gebeugt, die besten Theile meines Gehirns herauslöse und verzehre.

Es wäre damals schwer zu bestimmen gewesen, wie weit mein Geist vom Wahnsinn ergriffen war und wie weit nicht. Vom Genie zur Verrücktheit ist's nur ein kleiner Schritt.

Und nun geschah das Unglaubliche. In diesem Zustande, an des

Digitized by Google

Abgrunds äußerstem Rande, als meine Hand bereits so schwach geworden, daß ich kaum noch die Feder zu halten vermochte, da erweckte mich eines Morgens aus tiefem Schlafe eine Stimme, die dicht an meinem Ohr die Worte sprach: „Ans Werk!" Ich will nicht behaupten, daß ich diese Worte thatsächlich hörte, aber ich glaubte sie zu hören. Ich meinte, daß das Gespenst, wie es vorher sichtbare Gestalt gewonnen, jetzt auch eine hörbare Stimme erhalten habe. Von Furcht geschüttelt gehorchte ich. Ich zog meinen kleinen Tisch an das Fenster heran, damit der Schimmer des Morgengrauens ihn erhelle, und in dem kalten Lichte des anbrechenden Tages komponirte ich meinen vierten Akt. Ich schrieb langsam und mit Mühe, denn meine Hand zitterte vor Schwäche; jede Note, jedes Zeichen erforderte einen Aufwand von Anstrengung, aber endlich war ich fertig.

Wie lange die Arbeit gedauert, weiß ich nicht. Die alte Waschfrau, die jede Woche einmal bis zu mir heraufkletterte, fand mich auf dem Bett, in wilden Delirien. Ob ich dort erst seit Stunden, oder bereits seit Tagen so gelegen, war durch nichts mehr festzustellen.

Die alte Frau unterrichtete die Behörde von meiner Krankheit und meiner verlassenen Lage, und so wurde ich ins Hospital geschafft, ohne daß ich wußte, was mit mir vorging. Zwei Monate lang lag ich im Nervenfieber, dann kehrte ich langsam ins Leben zurück, aller Illusionen ledig und so hilflos wie ein Kind. Nach und nach kam die Erinnerung an den Zustand zurück, der meiner Krankheit vorhergegangen war, und ich sah in den damaligen wüsten Phantasien die Vorboten des Fiebers und in den kompositorischen Arbeiten nichts als Hallucinationen. Denn eine solche Energie, wie die in jener Zeit bewiesene, erschien mir als meinem innersten Wesen und Charakter so zuwiderlaufend, daß ich dieselbe jetzt, in nüchterner Verfassung, nur für ein „Sympton" erachten konnte.

Wünsche und Ehrgeiz waren in meiner Brust erstorben. Ich wollte jetzt nur noch still liegen und mit geschlossenen Augen ruhen. Aber auch das war mir nicht lange vergönnt, denn eines Tages wurde ich für genesen erklärt und mußte einem Bedürftigeren den Platz räumen.

Ein glänzender Frühlingstag lag über Stadt und Land, als ich zum ersten Male wieder ins Freie trat und den Weg nach meinem Dachstübchen, meinem einzigen Zufluchtsort, einschlug. Ich fand meine geringen Besitzthümer, wie ich dieselben verlassen, denn ich hatte kurz vor meiner Erkrankung die Miethe für einige Monate im voraus erlegt. Ermüdet setzte ich mich auf einen Stuhl; ich empfand jene Niedergeschlagenheit, die sich aller Rekonvalescenten nach der geringsten Anstrengung zu bemächtigen pflegt. Meine Blicke schweiften im Zimmer umher. Auf dem Tische lagen, sorgfältig geschichtet, meine Manuskripte; sie reizten meine Neugierde nicht im geringsten. Etwas anderes interessirte mich mehr: eine kleine Summe Geldes, die ich in einer Spalte des Gebälks versteckt hatte und die ich jetzt unberührt wiederfand.

Nach und nach kehrte meine Kraft zurück und mit ihr auch ein Theil meines geistigen Gleichgewichts. Ich nahm meine alten Spaziergänge wieder auf, beschränkte dieselben aber auf die Promenaden der Stadt und die öffentlichen Plätze. Egoistisch wie alle Kranken, wid-

Digitized by Google

mete ich mich gänzlich der Sorge um meine Wiederherstellung. Schon der bloße Gedanke an Arbeit oder Anstrengung irgend welcher Art erfüllte mich mit Widerwillen. Den Tisch mit den Manuskripten hatte ich in eine dunkle Ecke gerückt, um so wenig als möglich an die unheimliche Zeit des vergangenen Winters erinnert zu sein.

Endlich war auch das überwunden und ich fühlte mich wieder als den Alten. An einem regnerischen Tage, als ich es für vernünftiger gehalten hatte, nicht auszugehen, verfiel ich auf den Gedanken, mir mit dem Lesen des Geschreibsel, das ich damals unter dem Banne des nahenden Fiebers zuwege gebracht, die Zeit zu vertreiben. Ich las und verlebte die herrlichste Stunde meines Lebens. Denken Sie sich mein Erstaunen, meine Freude! Die Arbeit jener grauen Morgenstunde war — ich darf es heute ohne Anmaßung aussprechen, da die Welt es seitdem hundertfältig bestätigt hat — ein Meisterwerk.

Wohl war es noch roh und ungeglättet, wohl fehlt es ihm noch hier und da, allein es enthielt schon ganz die große, erhabene Idee. Ich hatte meine Gedanken in Musik übertragen, und sie waren eine schöne, gewaltige Musik geworden.

Wiederum erfaßte mich mächtig der Ehrgeiz, oder wie immer jene treibende Kraft genannt werden mag, die uns zwingt nach dem Höchsten, nach Vollkommenheit zu streben — nicht um unserer eigenen Ehre, sondern um des Werkes willen — und ich machte mich an die Beendigung der Arbeit, die mir bisher so trefflich gelungen war.

Vom fünften Akt war noch nichts vorhanden; es war mir aber ein leichtes, denselben zu arrangiren, da er nur die Entwickelung des vorangegangenen zu sein brauchte. Das Motiv der „Ewigen Treue" wiederholt sich in allen möglichen Formen und gleitet fugenartig durch jede Scene. Es schwebt über dem Streit und Hader der Parteien, es begleitet Dante in die Verbannung, es harrt bei ihm aus in der Fremde, eine Versinnlichung der tröstenden, stärkenden, himmelwärts weisenden Liebe Beatricens. Jetzt wird es von den Flöten getragen, hoch, silberhell und leidenschaftslos: jetzt steigt es empor von den vibrirenden Saiten der Violinen; dann klagt es in den Tönen der Holzinstrumente: der Klarinetten, der Oboen, des Bassons. Das Cello wiederholt, und ab und an dringt aus unsichtbaren Fernen die Stimme der Geliebten an sein lauschend Ohr und bringt ihm die süße Gewißheit ihrer ewigen Treue. Auf seinem Sterbelager erscheint ihm ihr seliger Geist. Leise, leise singen sie noch einmal das Duett, und dann ertönt von unsichtbaren Engelchören ein Sieges-Päan, in welchem alle Leidenschaften, alle Versuchungen, alle Kämpfe seines armen Menschenherzens, geläutert von der großen, ewigen, erlösenden Liebe, in ewigen Frieden dahinschmelzen.

Im Herbst war ich mit der Arbeit fertig. Einige Monate vergingen noch, dann kam die Aufführung mit ihren unvermeidlichen Folgen. Die Welt heulte vor Entzücken; aber über die Hälfte aller derer, die mich preisen, hat keine Ahnung von dem, was sie schwatzt. Die Leute bilden sich ein, daß sie mir Ehre erweisen, mir! Und außerdem bilden sie sich ein, daß ich infolge dessen glücklich sei.

Können Sie einen Menschen für glücklich halten, der in fortwährender Furcht lebt, das alte Gespenst wieder plötzlich vor sich auf-

tauchen zu sehen? Können Sie einen Menschen für glücklich halten, der von einem bösen Geist, einem Teufel besessen ist, der ihn jeden Augenblick zwingen kann, wie ein irrsinniger Derwisch die Glieder zu verdrehen, schäumenden Mundes in Zuckungen zu verfallen oder in die Wüste zu enteilen, mitten unter die nächtlichen Schreckgebilde der grausigen Oede? Können Sie einen Menschen für glücklich halten, der nicht weiß, wann der in ihm nur leise schlummernde Wahnwitz erwachen wird, der eines Tages aber sicher erwachen muß? Nun, ich bin ein solcher Mensch.

Eine Reihe von Monaten nach der Beendigung der großen Arbeit hatte ich Frieden. Es schien, als habe mein Geschick eine wohlwollendere Gesinnung gegen mich angenommen und als ob es mich zu meiner alten, sorglosen Lebensweise zurückkehren lassen wollte. Eitle Hoffnung! Ich erkannte nur zu bald, daß ich diese gänzlich außer mir selbst liegende Existenz fortzuführen gezwungen bin, diese Existenz, die mir Aufgaben stellt, an denen der sterbliche Organismus zugrunde gehen muß, die er nicht ausführen kann, ohne in tödtliche Agonie zu verfallen. In jenem Leben, wenn die Seele sich befreit emporgeschwungen hat, dann mag man solchem Ansinnen vielleicht ohne Schwierigkeit Genüge leisten, allein hier unten . . .

Komposition — ein Fremdwort, aber was für ein leichtes Wort! Jedes Kind kann Ihnen erklären, was damit gemeint ist; aber wenn die finstere Macht sie faßt und Sie zwingt, das, was Ihre innerste Seele unter diesem Begriffe versteht, von sich zu geben, dann wird Ihnen früher oder später das Leben wohl noch zur Last werden.

Ich hatte mein Werk der Welt übergeben mit dem beglückenden Bewußtsein, nunmehr erlöst zu sein, und mit dem festen Vorsatz, mich durch nichts zu einem ähnlichen Unternehmen wieder verleiten zu lassen. Ich fühlte, daß sich mein ganzes Können in diesem Werke erschöpft hatte, daß ich ein gleiches nicht mehr zu schaffen vermöchte, selbst wenn ich wollte.

Und jetzt? Der unselige Bann hat bereits seine dunklen Maschen von neuem über mich geworfen und die Erde hat keine Freude mehr für mich. In der Freiheit der Wälder und der Felder bin ich ein Gefangener und der Wein bringt mir kein Vergessen. Das All ringsumher ist für mich mit Tönen, Tönen, Tönen angefüllt, sie umschmeicheln und umtosen mich, mein Inneres lauscht und antwortet ihnen und jenes tückische Gespenst steht wieder vor mir und will sich nicht fassen lassen. Wie kann ein so gehetzter Mensch noch Freude am Dasein haben?

Vor allen anderen sind es die Stimmen der Wasser, die mich verfolgen, der Wasser, die sich noch im Schoße der Wolke wiegen, der Wasser, die im Regen zur Erde rauschen, die im Bache plätschern, flüstern und murmeln, die in der Stromschnelle heulen, gurgeln und zischen, die im Ozean brüllen und brausen.

Ja. Es ist unabwendbar. Ich werde eine neue Oper schreiben; ein Zaubermärchen vielleicht, um meinen Ideen den weitesten Spielraum zu verschaffen. Das Libretto erfinde ich selbst und später bitte ich einen Freund um den Dienst, die Verse zurecht zu stutzen und meinem Rhythmus anzupassen . . . Ja, ich werde ein neues, großes

Digitized by Google

Werk schaffen, das heißt, ich werde wiederum drei Monate in Aufregung, Angst und Agonie verbringen und dann der ganzen Geschichte dadurch ein Ende machen, daß ich in einer so schönen Nacht, wie die heutige ist, hier in den Fluß springe. Ich schwelge oft in der Vorstellung, wie dann die weichen, kosenden Wellen leise über mein Gesicht hingehen und wie die schweigenden, dunklen Fluten mich sanft im Schlafe wiegen werden. In des Vergessens kühlsten Tiefen ruht dann die Hand, die die Feder nicht mehr zu führen braucht, ruht auch das arme Gehirn, das nicht mehr vergeblich nach Verständniß zu ringen und sich nicht mehr um Interpretationen zu zermartern braucht. Das muß ein süßer, schöner Tod sein! Mein nächster Held soll im Wasser sein Ende finden. Einen Theil der Musik habe ich bereits niedergeschrieben, den „Wasserzauber"; die melodischen Tropfenperlen klingen mir unablässig vor den Ohren und locken mich Tag und Nacht. Wie, wenn ich der Lockung folgte?"

Er schaute mit seltsam sehnendem Blick hinab in die Flut, und ich legte erschrocken die Hand auf seinen Arm. Ich gedachte seiner Worte: „Vom Genie zur Verrücktheit ist's nur ein kleiner Schritt." Ein Schauer durchrieselte mich.

„Kommen Sie, Maëstro", sagte ich, von unheimlicher Ahnung ergriffen. „Kommen Sie, ich geleite Sie nach Hause."

Ich begann zu fürchten, daß die „Wasseroper" niemals aufgeführt werden würde.

Und nicht eher fand ich an jenem Abend Beruhigung, als bis ich ihn sicher in seinem Schlafgemach wußte; seinem treuen Diener aber gab ich die ernstliche Weisung, den Herrn heute Nacht keinen Schritt mehr aus dem Hause thun zu lassen, ohne ihm auf dem Fuße zu folgen.

Bei meiner nächsten Begegnung mit dem Maëstro fand ich an ihm keine Spur mehr von seiner früheren Melancholie. Als ich mir erlaubte, dies leise anzudeuten, fragte er mich lachend, ob er mich damals mit seiner finsteren Laune erschreckt habe. Er saß fest und graziös auf einem feurigen Rosse und erschien mir mit seinem klaren, heiteren Auge, seinen schnellen, energischen Bewegungen und seiner frischen, lauten Stimme wie ein Urbild lebensfreudiger Kraft. Sein ungeduldiges Thier gönnte ihm nur kurze Minuten an meiner Seite, dann stürmte er dahin in einem Staubwirbel, der ihn im Abendsonnenlichte wie eine goldene Wolke umgab. Die Leute auf der Promenade blieben stehen und schauten ihm nach, reizende Frauen erwiderten lächelnd seinen Gruß und vornehme Herren fühlten sich stolzer durch den kordialen Wink seiner Hand.

Meine Befürchtungen waren zerstoben.

Eine Woche später brachte eine Zeitung, die im Erforschen von anderer Leute Angelegenheiten merkwürdig geschickt ist, die folgende Mittheilung:

„Wir vernehmen aus zuverlässiger Quelle, daß der berühmte Komponist X. gegenwärtig an einer neuen Oper arbeitet, mit welcher er im nächsten Frühjahr in die Oeffentlichkeit treten will. Die musikalische Elite der Hauptstadt sieht diesem „Ereigniß" mit Spannung entgegen."

Digitized by Google

An demselben Tage meldete die Abendausgabe derselben Zeitung den plötzlichen Tod des gefeierten Mannes. Er war in den Fluß gestürzt und ertrunken.

Die lockenden Wasser hatten ihren Willen gehabt.

Am Grabe des Heimgegangenen spielte das Orchester der königlichen Oper den „Wasserzauber“.

Noch oft besuche ich in stiller Nacht das Bollwerk des Flusses, wo das Wasser in dem Gepfähl der Fischkasten murmelt und lispelt und wo drüben in dem dunklen Park der Wind in den Wipfeln der Kastanien rauscht. Mitunter scheint mir's dann, als habe die Flut ihre Stimme verändert und als höre ich nichts als Schluchzen.

Einem Mädchen.

Hold bist Du wie die Frühlingsflur,
Umfächelt von der Maienluft;
Bleib' unschuldsvoll wie die Natur
In Maienglanz und Blütenduft.

Gleichwie Natur mit reinster Lust
Durch ihre heil'ge Pracht entzückt,
So auch die Jungfrau unbewußt
Durch kindlich reinen Sinn beglückt.

Paul Baehr.

Digitized by Google

Gustav Freytag.

Ein Gedenkblatt zu seinem 70. Geburtstage am 13. Juli 1886.

Von Dr. Adolph Kohut.

Wir leben in einem Zeitalter der Denkmalsweihen und der Jubiläumssucht — das ist wahr. Kaum ist das Grab über die irdische Hülle eines namhaften Menschen geschüttet, und sofort erscheinen Aufrufe zur Errichtung eines Monuments zu Ehren des Verblichenen, obgleich derselbe im Leben oft von denjenigen, die ihm jetzt einen Denkstein setzen wollen, gern gesteinigt worden wäre. Ebenso ist kein berühmter Mann oder keine berühmte Frau davor sicher, daß wenn er oder sie das 50., 70. oder 80. Jahr erreichen, nicht in Wort und Bild gefeiert werden. Dieses Zeichen der pietätvollen Anerkennung wäre ja in hohem Grade erfreulich, wenn derartige Banketts, Festessen, Zeitungsartikel einem inneren Trieb des Volksbewußtseins ihren Ursprung verdankten.

Das ist aber nur in seltenen Fällen zutreffend. Im allgemeinen erscheint die heutige Jubiläumssucht nur als ein oberflächlicher Sport, der mit berühmten Namen Fangball spielt, als eine Modekrankheit, wenn nicht sogar als Eitelkeitsausdruck der Festarrangeure, die unter dem Mantel des großen Geistes nur ihren winzigen Korpus bergen. Treffend hat kürzlich Gustav Freytag, der am 13. Juli dieses Jahres seinen siebzigsten Geburtstag begeht, diese Manie unserer Zeit in einer launigen Epistel gegeißelt, worin es heißt: „... Ich frage kummervoll mit Conrad Bolz: was brauen Sie mir da für eine Bowle? Ist das die Folge der „Journalisten", und meiner anderen Schreiberei, daß Sie zuletzt mich als Obersten a. D. behandeln, mir ein Fest redigiren und Briefe, Gedichte, Adressen und Deputationen in das Haus leiten? Was sollen unsere lieben Deutschen sonst noch Wohlwollendes für den erwähnten Tag erfinden? Sollen Sie etwa gar Geld sammeln? Dagegen müßte ich erklären, wie der arme Schmock, nur mit besserem Grunde, ich habe alles in Ordnung: Rock und Stiefel, ich habe so viel Geld in der Tasche, als

Digitized by Google

ich für mich und die Meinigen irgend brauche. Aber eine kleine Sammlung zu wohlthätigem Zwecke, die dem Jubilar feierlich übergeben, damit er sie nach Ermessen verwende? Das ist das allertrübseligste Vergnügen für alle Betheiligten und ich protestire dagegen. Wer die Verfügung über eine solche Sammlung erhält, der hat nur die Noth und Sorge, wie er sie verwenden soll. Es ist zu wünschen, daß solches Sammeln zu einem guten Zweck, der noch niemand klar ist, überhaupt nicht wieder versucht werde. Dann also ein hübsches Artefact, vielleicht in irgend einem Stil: assyrisch, pepuanisch oder barock? Ich danke artig im voraus. Solches Prachtstück wird einige Mal betrachtet, dann unter Hülle und Kapsel irgend wohin gestellt. Was bleibt also zuletzt noch übrig zur erhebenden Festfeier? Das alte deutsche Zweckessen mit Toasten und Liedern. Aber wenn unser Freund Piepenbrink uns im Festsaale Reden hält, so wissen wir von der Feder ja im voraus ganz genau, was er sagen wird. Auch wahre Empfindung qualmt bei solcher Gelegenheit fast unvermeidlich in Phrasen. Und ich habe zuweilen die Besorgniß, daß wir Deutschen seit zwanzig Jahren nach dieser Richtung viel zu viel thun" . . . Gewiß hat Gustav Freytag mit diesen Aeußerungen den Nagel auf den Kopf getroffen. Trotz alledem giebt es auch Ausnahmen, wo das Jubiliren eine Pflicht ist und die Nation in der Feier des Jubilars ihren Dank für einen Genius aussprechen muß; wenn es nämlich gilt, einem großen Dichter, der seit Jahrzehnten Gewaltiges geschaffen und für sein Volk und die Kulturgeschichte Unsterbliches geleistet, zu zeigen, daß sein Name bei seinen Zeitgenossen hoch gehalten wird; wenn es gilt, den Beweis zu erbringen, daß man einen Festgruß darzubringen versteht, welcher Verständniß für die Verdienste des Gefeierten ausspricht, ohne sein einfaches und schlichtes Wesen zu Akten der Ueberschwenglichkeit und der Phraseologie zu mißbrauchen — und eine solche Ausnahme liegt hier vor. Auch unser Journal will den Tag, an welchem der Welt vor siebzig Jahren ein so herrlicher Genius von Gottes Gnaden geschenkt wurde, nicht vorübergehen lassen, ohne dem Greis einen frischen Lorbeer zu reichen . . .

Gustav Freytag ist ohne Zweifel der Lieblingsdichter unseres Volkes und unserer guten Gesellschaft. Dieser gesunde und frische Dichter, der „das deutsche Volk bei der Arbeit aufgesucht" und dessen Romane wie Dramen höchst anmuthige und gelungene Kunstwerke sind, ist einer der bahnbrechenden Geister auf dem Gebiete der nationalen Entwickelung. Wenn auf jemand, so passen auf Gustav Freytag die Worte, in denen er selbst die Wirksamkeit Karl Mathys zusammengefaßt: „Vielen Zeitgenossen hat dieser Mann ihr Leben berührt, und sie halten Grund mit Gedanken und Anschauungen, die er ihnen in die Seele gelegt, fahren täglich dahin, auf den Geleisen, die er ihnen gezogen und streiten und kämpfen um das Ziel, das er ihnen gesteckt; . . . und wenn sie in der Stunde heiterer Ruhe empfinden, daß von seiner Sicherheit etwas auf sie übergegangen ist und wenn sie in der Stunde der Versuchung eine Festigkeit erkennen, die der Verkehr mit ihm in sie gelegt, dann mögen sie sich fröhlich bewußt sein, daß sein Bild und Wesen in ihnen fortlebt und aus ihnen über-

Digitized by Google

geht in ihre Nachfahren. Denn ein tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert fort im Gemüth und Thun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes."

* * *

Das Leben Gustav Freytags war ein stilles und von den Stürmen mächtiger Leidenschaften oder großer Katastrophen wenig bewegtes — die phantastische Biographie-Schreiberei findet hier in keiner Weise ihre Rechnung. Geboren am 13. Juli 1816 in Kreuzburg in Schlesien, studirte er zuerst Philologie in Berlin und Breslau und habilitirte sich hier als Privatdocent. Für sein Vaterland Schlesien hat Freytag stets eine große Vorliebe gehabt. In vielen seiner Werke, z. B. in „Soll und Haben", ist Schlesien, speziell Breslau, die rührige Handelsstadt, der Schauplatz der Ereignisse, und auch fern von der Heimat hegte er immer warme Sympathie für alles, was mit seinem engern Vaterlande zusammenhing. Er selbst urtheilt über den Schlesier einmal also: „Er ist lebhaft, gesellig, gesprächig, leicht erregt und leicht befriedigt, schnell im Erfassen des Neuen, aber nicht ebenso stark an Ausdauer, an beharrlicher Kraft. Eifrig und sanguinisch, wird er leicht von einem Extrem ins andere gezogen, seine Phantasie schafft ihm leicht Ideale, aber sein leichter Sinn läßt ihn nicht zu einem tragischen Kampf mit der Wirklichkeit kommen. Schlesien ist das Land der Gelegenheitsgedichte, der geselligen Kalenderfeste, der Ressourcen, Klubs, Harmonien und Humanitäten. Als Arbeiter ist der Schlesier gutwillig und anstellig, aber er schafft weniger als der Norddeutsche. Freilich ist er auch genügsamer." Trotz seines schlesischen Ursprungs hat er wenig von den hier geschilderten Eigenthümlichkeiten in seinem Wesen. Sein Charakter ist umgangsscheu, er ist wortkarg und von einer gewissen Leichtlebigkeit ist bei ihm nichts zu finden. Aber das kernige, sparsame und arbeitsame Geschlecht der Schlesier übte auf den Knaben wie auf den Jüngling eine mächtige Wirkung aus und, nie verleugnete er in seinen Dichtungen den klaren, nüchternen Geist, den regen Sinn für das Maßvolle.

In Breslau las der junge Docent über allgemeine und neuere Literaturgeschichte vor einem großen Auditorium. Es ist nur wenigen bekannt, daß Gustav Freytag zuerst als Lyriker debutirte. Unter dem Titel: „In Breslau" hat er 1845 bei Johann Urban Kern einen Band Gedichte herausgegeben. Dieselben hat der Autor dem Kaufmann Theodor Molinari, dem Urbild von T. O. Schröter in „Soll und Haben", gewidmet. Doch zeigt sich schon hier, daß Freytag kein Lyriker von Beruf ist. Der Epiker blickt aus jedem Gedicht heraus und auch den späteren vollendeten Meister der Form wird man hier vergebens suchen. Ueberall, wo er zu schildern hat, also episch wird, überrascht er jedoch durch das Plastische seiner Gestalten und Situationen. Neben einigen Gedichten, welche ihren jungdeutschen Ursprung nicht verleugnen können, begegnen wir zarten Kindern der Fee Romantik. Hier und da tritt schon die kräftige Denkungsart des jungen Dichters markig zutage. Man lese nur die folgenden Verse:

Digitized by Google

Was ruft in die Tiefe der Zeiten, Du Thor, Dein toller Mund?
Wie jene dereinst gesungen, wird nimmer, nimmer kund,
Was ihnen durchs Herz gezogen, das haben sie offenbart,
Das kann zu allen Zeiten ein jeder in seiner Art.

Denn jedem schläft im Innern sein eigenes gutes Lied.
Und jeder nach dem Fremden umsonst die Kreise zieht
Nur was in Dir selbst erklungen, giebt reinen, vollen Ton,
Und kannst Du den nicht wecken, so schweige, Dichtersohn.

Der dreiundzwanzigjährige Jüngling scheut sich nicht, den Studenten wegen ihrer Duelle einige bittere Wahrheiten zu sagen, die noch heutzutage, nach vier Jahrzehnten, sehr am Platze sein dürften. Mag nur die folgende Stelle aus dem Gedichte: „An die Studenten" hervorgehoben werden:

Auch ihr seid Krieger, sollt zum Kampfe fahren,
Ihr habt geschworen zu der Weisheit Fahnen,
Den Schatz des Wissens und des Geistes Bahnen,
Der Menschheit Gabe seit viertausend Jahren,
Die sollt ihr treulich hüten und bewahren.
Und wachen sollt ihr bei der jungen Saat,
Die auf dem Grunde der Vergangenheit
Ergrünt als schönste Hoffnung unserer Zeit.
Ihr sollt das Wissen härten bis zur That,
Das Eisen des Gedankens bis zum Stahl
Für euren Kampf mit Riesen und Gezwergen.

Der große Schilderer deutscher nationaler Sitte erkannte schon damals das eigentliche Wesen des deutschen Volkes: seine innere Zerrissenheit und Uneinigkeit. Man höre:

. . . Großes will die Zeit,
Doch klein hat sie ein Volk gefunden,
Den Wunsch lebendig, aber schwach die That;
Schnell wird ein Lorbeer um das Haupt gewunden
Und schnell zerrissen, Regiment und Rath
Erziehen alles, steh'n an jeder Pforte,
Und kräftig rauschen nur papierne Worte.

Doch verzagt er nicht und giebt sich nicht — wie Heine und Börne — pessimistischen Betrachtungen hin, sondern hofft freudig auf die Zukunft, auf die innere Kraft der Nation:

Und dennoch birgt von allen Völkerzweigen
Der deutsche Lindenast den reinsten Saft;
So warm das Fühlen, rührend selbst das Schweigen,
Unendlich groß, nur ungeübt die Kraft.
Jetzt ist es Zeit, daß Mann zum Manne stehe,
Und prüfend förd're des Genossen Werke,
Selbst wo der Freund in and're Farben gehe,
Noch am Kontrast das eig'ne Sein verstärke,
Denn wie verschieden auch die Saiten klingen,
Wird jeder Ton nur einzeln voll und rein,
So müssen sie unwiderstehlich sein,
Wie sie vereint das ganze Land durchdringen,
Das hoffen wir. — Du hast ein starkes Leben
Der Pflicht, den Deinen, uns'rer Zeit gegeben.
Ich machte — Verse, weihe jetzt die rauhen

Digitized by Google

Gesänge Dir; es ist mein bester Kauf,
Du gabst mir Lieb' und männliches Vertrauen,
In Reimen zahl' ich Dir; sie steigen auf,
Wie aus dem Strome schwebt die Wolke,
Dorther, wo unser Herz ist, aus dem Volke . . .

Die Stellung eines Universitätslehrers sagte ihm auf die Dauer nicht zu, er gab schließlich diese Carrière auf, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, worin er seinen eigentlichen Beruf fühlte. Er übersiedelte zuerst nach Dresden, dann nach Leipzig. Hier übernahm er mit seinem kürzlich verstorbenen Freunde Julian Schmidt im Jahre 1848 die Redaction der politisch-literarischen Zeitschrift: „Die Grenzboten", die unter ihm einen großen Aufschwung nahmen und der nationalen Sache große Dienste leisteten. Später begründete er eine andere: „Im neuen Reich", die später von Alfred Dove und Conrad Reichardt fortgeführt wurde. Er wechselte seinen Wohnsitz zwischen Gotha, wo er in freundschaftlichen Beziehungen zu dem Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha stand, und seiner Besitzung Siebleben in der Nähe dieser Stadt und Leipzig. In jüngster Zeit siedelte er nach Wiesbaden über. Seit Jahren hat er sich von der Journalistik, wie von der Schriftstellerei ganz zurückgezogen — zum großen Verlust der deutschen Literatur, die von ihrem Freytag noch manche edle Spende erwartet.

* * *

Bevor ich hier auf die schriftstellerische und dichterische Bedeutung Freytags näher eingehe, gebührt noch seiner publizistisch-politischen Thätigkeit ein Wort der Würdigung. Er vertrat öffentlich und in seinen zahlreichen Journalartikeln schon 1848 die Ansicht, daß das Heil Deutschlands nur in einer Verständigung der Regierungen mit dem Volke zu suchen sei: „Die Grundlagen jeder segensreichen politischen Thätigkeit", schreibt er einmal, „ist Kompromiß und zwar Kompromiß des Wählers mit dem Wahlmann, des Schriftstellers mit dem Leser, des Deputirten mit seinen Parteigenossen, der Partei mit der Gegenpartei, der Regierung mit den Parteien, der Staaten untereinander. Der Einzelne, welcher sich solcher Parteisubordination nicht unterwerfen will, mag als einzelner freilich dahinleben, aber er muß auf jede nützliche Theilnahme an der Politik verzichten. Es versteht sich von selbst, daß dadurch niemand Sklave der Partei wird, jedem steht Austritt und Rückzug ins Privatleben frei und keinem kann a priori das Recht genommen werden, eine neue Partei zu bilden." Stets hat er fest daran gehalten, daß Deutschlands Heil bei Preußen stehe und daß Oesterreich der Hegemonie in Deutschland entsagen müsse. „Ein konzentrirtes Deutschland", schreibt er einmal lange vor dem deutsch-österreichischen Kriege, „kann nicht bestehen ohne ein starkes souveränes Kaiserthum Oesterreich . . . In Wien Deutschland würde die Hauptstadt einer Grenzprovinz, in dem neuen Oesterreich die Hauptstadt eines mächtigen Ganzen . . . Es wird der Weg von Linz nach Frankfurt nicht weiter werden, was in Leipzig oder Berlin gedacht oder geschrieben würde, wird in Wien ebenso schnell und vollkommen genossen werden als bisher." Wie sind doch diese prophetischen Worte in Er-

Digitized by Google

füllung gegangen! Dem ersten deutschen Reichstage gehörte Freytag als Vertreter der nationalliberalen Partei des Kreises Erfurt-Schleusingen-Ziegenrück an. Doch war er als praktischer Politiker nicht vom Glück begleitet. Politische Reden zu halten ist nicht seine Sache, und so lehnte er dann eine Neuwahl bestimmt ab. Als publizistischer Schriftsteller verbindet er größte Klarheit mit glänzender Sprache und Dialektik. Die hervorragendste politische Schrift des Dichters ist sicherlich die 1870 erschienene Arbeit: „Karl Mathy, die Geschichte seines Lebens“. Dieselbe trägt die Widmung: „Dies schrieb der Freund dem Freunde, ein Journalist dem anderen, ein Preuße dankbar dem Badenser.“ Beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges lud ihn der deutsche Kronprinz zu sich, um dem Kriege im Hauptquartier der dritten Armee beizuwohnen. Freytag folgte dieser Einladung. Die Kriegsberichte, welche er an die „Grenzboten“ sandte, gehören zu dem besten, was in jener Zeit geschrieben wurde. Seit dem Eingehen des Blattes: „Im neuen Reich“ — Verlag von Hirzel — hat er sich schmollend nach Siebleben zurückgezogen, allerdings einem behaglichen Tusculum, wo sich ein Dichter viel heimischer fühlen muß, als im Gewoge der Tagesschriftstellerei und des politischen Kampfes. Ich war, trotzdem ich die große Freude genieße, durch das Wohlwollen Gustav Freytags ausgezeichnet zu sein, noch nicht in Siebleben, doch dürfte dem Leser die lebendige Schilderung Sieblebens durch Alfred Dove, jetzt Professor in Breslau, nicht unwillkommen sein. „Auch die Dörfer haben in Deutschland bisweilen literarhistorische Erinnerungen. Auf dem Kirchhof zu Siebleben ruht Friedrich Melchior Grimm, der deutsch-geborene Freund der Pariser Encyclopädisten, der seine Lebensaufgabe darin sah, als deutscher Journalist über französische Literatur zu berichten. Die Revolution warf ihn ins Vaterland zurück, wo er verkümmert starb, ein entfremdeter Schiffbrüchiger auf heimischer Düne; der wirkliche deutsche Journalist hat ihm den verwitterten Grabstein wieder hergestellt. Das Häuschen selbst aber, in dem jetzt Freytag übersommert, gehörte in jenen Tagen dem Minister von Frankenberg und hieß bei dessen Weimarer Freunden, die dort gern einsprachen, wie Goethe, Voigt und Karl August, „die gute Schmiede“ . . . Das Haus ist einfach, aber ländlich behaglich, gegen die Dorfstraße zu, den alten Frachtweg nach Erfurt, von geborstenen Linden flankirt. Auf der Rückseite steigen Rosen und Blumen an, von stattlichen Bäumen umrahmt, die dort, wo sie droben zusammentreten, doch noch einen Eckblick freilassen, bis zum Seeberg vorüber, auf die dunkle Höhe des fernen Inselberges. Dazwischen mag man den Dichter an hellen Tagen umherwandeln sehen, scheinbar mit Gärtnerssorgen beschwert, in der That aber langsam über dem poetischen Plane brütend, der dann schnell zur Ausführung kommt. Was zuerst in der Erfindung fertig ist, diese oder jene Partie, nicht nach der inneren Reihenfolge, wird diktirt; ehedem der Gemalin, hernach einem Schriftgelehrten des Dorfes, dem freilich Montags häufig die zitternde Hand versagte. Freies Diktat, das jedoch natürlich stets sorgsam überarbeitet wird, sind ursprünglich von den Jamben der „Fabier“ ganze Seiten. „Die Ahnen“ haben Freytag öfters bis in den Winter in Siebleben festgehalten; doch griff ihn dann das rauhe

Digitized by Google

Klima an, und er mußte mehrmals in Wiesbaden Erholung suchen, einmal selbst in Italien, wo ihn nach seiner Weise das Volksleben gemüthlicher ansprach als die Kunst."

* * *

Nach seinem ersten Debüt als Lyriker folgte sein erstes historisches Lustspiel: „Maximilians Brautfahrt". Dieses hat die Rettung dieses Fürsten aus der Gefangenschaft zu Brügge durch seinen Hofnarren Kunz von der Rosen zum Gegenstande. Schon hier zeigten sich die treffliche Charakteristik und die Fülle des Details als Hauptvorzüge. Die Sorgfalt, die der Dichter auf Technik und Ausführung legt, die Genauigkeit, womit er die feinsten Nüancen der Scenerien behandelt, verleihen schon diesem Erstlingslustspiel einen hohen Werth. Dieselben Vorzüge finden sich noch in erhöhtem Grade in den folgenden Dramen: „Die Valentine" und „Graf Waldemar", welche dem modernen gesellschaftlichen Leben entnommen sind. Beide Dramen zeichnen sich durch hohen sittlichen Ernst aus. Vor der Bewegung von 1848 geschrieben, verkünden diese Stücke die Lehre, daß nur das sittliche Gesetz glücklich mache, und daß Entsagung und Pflichterfüllung auch in den verwickeltsten Verhältnissen eine rettende, heilende Kraft besitzen. In beiden Stücken wird der Hauptheld durch einen kräftigen und klaren Charakter, durch die reinigende Gewalt einer reinen Liebe gerettet. In Valentine wird eine groß angelegte Frauennatur aus der ungesunden Atmosphäre eines kleinstaatlichen Hoflebens befreit, wo sie Gefahr läuft, zur herzlosen Intriguantin zu werden, befreit durch den imponirenden, echt männlichen Saalfeld. In „Graf Waldemar" wird eine gewisse Art der Aristokratie, die oft mit sich und anderen ein ebenso kühnes als frevles Spiel treibt und die aus Mangel an großen Lebensaufgaben blasirt wird, meisterhaft geschildert. In „Valentine" sowohl wie in „Graf Waldemar" dokumentirt sich bereits der Dichter als Lobpreiser des in der harten Schule des Lebens herangebildeten freien Bürgerthums, welches die ehrliche Arbeit zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat. „Der soziale Gegensatz zwischen Bürgerthum und Adel", sagt Conrad Alberti in seiner vortrefflichen Schrift über Gustav Freytag „die Versöhnung beider durch eheliche Verbindung, diese Freytagsche Grundidee tritt auch hier deutlich hervor, nur umgekehrt wie in der „Valentine". Dort rettet der Bürger die Aristokratin vom Rande des Abgrunds, an dem sie bereits steht, hier das Bürgermädchen die Aristokratin, welcher mit einem Theil seiner Seele schon halb den finsteren Mächten der Verzweiflung, der moralischen Haltlosigkeit verfallen war. Diese Grundidee bezeichnet zugleich aber auch die Grenzen und Schwächen der Freytagschen Lebensanschauungen, über den Bürger-, Adel- und Hofkreise dringt sein Blick nicht hinaus, die Lebensverhältnisse des geistlichen Standes, die doch, wie z. B. Gutzkow im „Zauberer von Rom" bewiesen, durchaus nicht des poetischen Gehaltes entbehren, liegen seinen Anschauungen und Neigungen ebenso fern, als der in den letzten Decennien heftig entbrannte Kampf des nach Macht und Einfluß ringenden vierten Standes."

Selbst Robert Prutz, Zeit seines Lebens ein leidenschaftlicher

Digitized by Google

Feind der Freytagschen Dichtung, rühmt an den beiden Dramen die Eleganz und Sauberkeit der Form. Wie schon damals, so auch später blieb sich der Dichter in Bezug auf langsame und bedächtige Form gleich. Er kennt nicht die jähe Hast und nicht den ewig nagenden Stachel des Ehrgeizes, der andere, ihm innerlich nahe verwandte Dichter zu immer neuen und schwächeren Produktionen treibt. Er ist eine innerlich kühle, phlegmatische Natur, ohne jene fliegende Hitze und nervöse Reizbarkeit, die z. B. Gutzkow so viel zu schaffen machte. Freytag ist in seinen Dramen eine überwiegend weibliche Natur: zart, sinnig, verschämt, selbst wo er frivol ist, vermeidet er doch sorgfältig jeden irgendwie anstößigen Ausdruck.

Freytag hat nur eine Tragödie geschrieben, und zwar: „Die Fabier“, ein Trauerspiel aus der römischen Geschichte. Das Stück ist hochpoetisch und errang sich zwar den Schillerpreis, hat sich aber wenig lebensfähig auf der Bühne bewiesen, woran nicht nur der antike, etwas entlegene Stoff die Schuld trägt, sondern auch ein Zug doktrinärer Auffassung.

Eine unvergängliche Blüte seiner dramatischen Dichtung, das klassischste deutsche Lustspiel, das Gustav Freytag die Unsterblichkeit sichert, sind „Die Journalisten“. Es war von vornherein ein überaus glücklicher Gedanke, die sechste Großmacht, welche in der Gegenwart eine solche Rolle spielt, zum Träger der Handlung zu machen. Freytag schuf dadurch frische und neue Typen auf der Bühne. Und nun erst die vis comica, der goldene Humor dieses Lustspiels! Die Situationskomik, die gesunde Heiterkeit, die Feinheit der ganzen Anlage, die Noblesse der Durchführung — all' dies ist hier aufs glücklichste vereinigt, um dem Stücke einen dauernden Werth zu verleihen. Freytag steht hier ein glänzender, blendender Witz, eine scharfe Beobachtungsgabe, ein großartiges Malertalent zu Gebote. „Die Journalisten“ erschienen zuerst 1854. Sie wirkten geradezu fascinirend und traten durch alle Bühnen Deutschlands ihren Triumphzug an. Auch hier steht der Mittelstand im Vordergrund der Handlung und des Interesses. Die Gestalten des Bolz, Piepenbrink und Schmock sind unsterblich, und sie werden stets dankbare Charakterrollen bleiben. Ich habe an einer anderen Stelle*) ausgeführt, daß in den Journalisten die jungdeutschen Schrullen des Dichters bereits ganz verschwunden sind. Der Dichter war nun im Volke, er kennt dessen politische Bestrebungen, ihm ist der Staat und die Thätigkeit für denselben das Höchste geworden. Professor Oldendorf in den „Journalisten“ ist entschlossen, die Braut seiner politischen Ueberzeugung zu opfern, und Bolz, der prächtige, lustige Bolz, ist sich völlig bewußt, wie viel Resignation zum Journalistenberufe gehört und doch ist er mit ganzer Seele dabei. Alles klappt hier: spannende Handlung, edle Tendenz, welche den tüchtigen Journalisten verherrlicht und die Troßknechte und Marodeurs dieser sechsten Großmacht, die Schmocks und Blumberge, der verdienten Lächerlichkeit überliefert, die urwüchsigen, originellen und lebensvollen Gestalten und der sonnenhelle Humor — all' das vereinigt

*) „Moderne Geistesheroen“. Von Dr. Adolph Kohut. Berlin, 1886. W. Ißleib (Gustav Schuhr). S. 83 ff.

sich, um den „Journalisten“ einen glänzenden und dauernden Erfolg zu verschaffen und für alle Zeit zu sichern.

Der Schwerpunkt der dichterischen Bedeutung Gustav Freytags liegt aber im Roman, und besonders die kulturhistorische und soziale Art desselben ist das Gebiet, wo er die höchsten Triumphe erntete. Kein moderner Roman (auch „Problematische Naturen“ von Spielhagen nicht ausgenommen) stellt sich an Bedeutung und Wirkung neben „Soll und Haben“. Die schon gerühmten Vorzüge einer lebenswahren Charakteristik, eines großen Reichthums der Erfindung, einer Fülle der sorgsamst durchgearbeiteten Details und eines wohlthuenden Humors der Darstellung treten hier in schönster Vollendung hervor. Hierzu kam der geistige, kulturhistorische Werth des Inhalts. Freytag hat dem Buche ein Motto Julian Schmidts vorgesetzt: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es zu finden ist, bei der Arbeit“. Die Schilderung der Arbeit bildet in der That den Mittelpunkt der Handlung. Der Schauplatz ist ein großes kaufmännisches Haus in Breslau, welche Stadt zwar nicht genannt wird, aber zweifellos gemeint ist. In der Figur T. O. Schröters hat Freytag seinem Freunde dem Kaufmann Molinari ein schönes Denkmal gesetzt. Bewunderungswürdig ist — sagt Emil Brenning — mit welcher Kunst um das, was man so gern als die Verkörperung der Prosa betrachtet, der Schleier der Dichtung gebreitet wird und erreicht wird dies doch nur durch die Genauigkeit der Detailmalerei und die Vorzüglichkeit der Personenschilderung . . . „Soll und Haben“ ist das Buch des soliden, tüchtigen Bürgerstandes, das Tendenzbuch der Bourgeosie gegenüber Feudalismus und Adelsprivilegien und darum der modernen Auffassung des Liberalismus so entsprechend. Das Wort „Tendenz“ soll hier nicht in dem bösen, der echten Kunst feindlichen Sinne genannt sein, es soll nur die Grundanschauung seines Dichters bezeichnen. Und der eigentliche Reiz liegt auch nicht darin, sondern in dem kräftigen, gesunden Realismus und der unvergänglichen Frische der Darstellung.

Im übrigen erfordert es die literarische Gerechtigkeit, hier hervorzuheben, daß die Idee, das Kleinleben der Kaufmannswelt zum Gegenstande eines poetischen Gemäldes zu machen, an und für sich nicht so neu war, wie man denken sollte; wir erinnern nur an Hackländer, der in seinem schon 1846 erschienenen „Handel und Wandel“ ganz dieselben Kreise geschildert hatte.

Neben der in „Soll und Haben“ gefeierten materiellen Arbeit mußte, besonders bei uns, dem „Volke der Denker und Dichter“, auch die geistige Arbeit nothwendigerweise zu ihrem Rechte kommen. Freytag löste diese seine Aufgabe zehn Jahre nach dem Erscheinen von „Soll und Haben“ in dem zweiten Kulturroman, in „Die verlorene Handschrift“. Hier wird die gelehrte Arbeit, die höchste und freieste geistige Thätigkeit, geschildert in den akademischen Kreisen einer Universitätsstadt, in der man unschwer Leipzig erkennen wird. Dem soliden Reichthum eines tüchtigen Kaufmannshauses entspricht — als Gewinn der mit rechtem Sinn getriebenen Arbeit — die höchste und feinste Bildung, welche harmonisch den ganzen Menschen nach allen Seiten seines Wesens umschließt. In denselben Gegensatz, wie die

Digitized by Google

beiden eben bezeichneten Richtungen zur segengekrönten Arbeit des Bürgers, wird zu diesem Erwerbe echter Bildung gestellt: einmal der Fälscher, der gleichsam unsolide, betrügerische Geschäftsmann des Geistes und dann die Spitze der menschlichen Gesellschaft, der fürstliche Kreis. Dieser ist — wie Brenning richtig bemerkt — von Haus aus in dem Besitz der höchsten und feinsten Bildung, aber auch diese ist ihm mitgegeben, gleich mit dem frühesten Beginn des Lebens anerzogen. Und darum kann auch der Fürst sie gleichfalls wohl für einen Raub halten und mit der formellen Seite derselben zufrieden, arge Rohheit des inneren Lebens damit bedecken, ja wie der Fürst des Romans vor dem Greuel einer unbedachten Unthat nicht zurückscheuen. Wie man sieht, liegt der Inhalt beider Bücher ganz parallel und man wird einräumen müssen, daß der Satz, worin der Inhalt des ersten formulirt werden könnte, hier seine konsequente und sachgemäße Ergänzung gefunden hat. Auch dieselbe Grundanschauung ist hier wie dort vorhanden. Gestaltenfülle, Realismus der Darstellung zeichnet diesen Roman aus wie jenen, ja in dem Charakter Ilsens hat Freytag eine so glückliche Hand bewährt, wie in Frauengestalten nur selten wieder. Doch hat der Roman nicht die gleiche Anerkennung gefunden wie jener erste. Ob er unter der von vornherein wohl mit bestimmter Absichtlichkeit erfaßten Tendenz leidet? Der Humor waltet hier auch nicht überall mit gleicher Freiheit. Mehrere kleine Züge erscheinen etwas gesucht oder gezwungen. Immerhin ist es ein Buch von hervorragender Bedeutung und reich an werthvollem Inhalt, namentlich entzückenden Einzelschilderungen . . .

Nach diesen zwei Meisterwerken machte Freytag eine längere Pause in seiner Dichtung. Es erschien eine fein und gründlich gearbeitete „Technik des Dramas“, ein trefflicher Führer für junge Dichter; ferner die bereits oben erwähnte ausgezeichnete Schrift über Karl Mathy, den späteren badischen Minister. Aufs neue lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich und wand ein neues Blatt in seinen Ruhmeskranz durch seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, welche sieben Bände füllen. Hier legte er die Früchte seiner gründlichen und umfassenden Studien nieder. Genaue Kenntniß des Quellenstoffs und der Literatur und vollendete Darstellung verleihen diesem Unternehmen einen hohen Werth. Als Aufgabe des Geschichtsforschers erscheint dem Autor, das schaffende Leben der Nationen zu erforschen: „Ihr, der historischen Wissenschaft, sind die Seelen der Völker, die höchsten geistigen Gebilde, welche der Mensch zu erkennen noch befähigt ist. In jeder einzelnen suchend, jedem erhaltenen Abdruck des Vergangenen nachspürend, auch die Splitter der zerstörten beachtend, alles Erkennbare verbindend, sucht sie als letztes Ziel das Leben des ganzen Menschengeschlechts auf der Erde als eine geistige Einheit zu erfassen, mehr ahnend und deutend als begreifend. Unermeßlich ist die Arbeit des Forschers. Ihr höchstes Ziel ist: das Göttliche in der Geschichte zu suchen. „Nicht philosophische Erörterungen, sondern prächtige mit geschichtlicher Treue entworfene Bilder sind es, die Freytag uns darbietet. Mag Freytag — sagt Adalbert Horawitz — mit uns in dem Chatten-Lager einkehren und des Tacitus „Germania“ erklären oder mag er uns an dem Bericht des Priscus des grimmen Etzel Hunnen-

hof darstellen, mag er mit freudiger Bewunderung bei den Heldenthaten der christlichen Bekehrer, mit theilnahmsvoller Wärme bei dem Klosterleben der Mönche des heiligen Gallus weilen, hier wie bei den sinnigen Arbeiten der Humanisten, bei den Schützenfesten deutscher Bürger, bei den Kämpfen des dreißigjährigen deutschen Krieges, bei der Werbetrommel des Friedländers, wie bei den Bataillonen des großen Friedrich und den Kämpfen von 1813—1815, überall finden wir einen hellen erfreulichen Zug wieder: das lebhafteste, eindringendste Verständniß in Wesen und Eigenart unseres Volkes und die hoffnungsreiche Ueberzeugung, daß wir das jugendlichste der Kulturvölker sind.

Das großartige Werk schließt im Jahre 1867 mit folgenden hoffnungsreichen Worten: „. . . Es ist eine große Freude, in unserer Zeit zu leben. Eine herzliche Wärme, das Gefühl junger Kraft erfüllt Hunderttausende. Es ist eine Freude geworden, Deutscher zu sein. Nicht lange und es mag auch bei fremden Nationen der Erde als eine hohe Ehre gelten . . . Wir meinen, für den Deutschen ist jetzt die Zeit gekommen, wo seine Seele über die Vergangenheit des eigenen Volkes dahinfliegen darf, wie die Lerche am Frühlingsmorgen über den dämmerigen Grund. Frohlockend fühlen wir, daß wir etwas werden; wir begreifen jetzt, wie wir geworden sind, und wir vermögen in den zweitausend Jahren unseres geschichtlichen Lebens eine Weisheit und Vernunft zu ahnen, deren Walten uns glücklich macht."

Dieses Werk, welches Freytag zu den Meistern der historischen Wissenschaft gesellte, bildet den Hintergrund seiner letzten großen, berühmten Dichtung, des Romancyclus: „Die Ahnen", welcher sechs Bände umfaßt. Die ersten Bände der „Ahnen" haben einen außerordentlichen Erfolg erzielt. Dieser Romancyklus bietet ein wunderbar behandeltes, großartiges Kulturgemälde deutschen Lebens dar. „Die Ahnen" sind kein archäologischer Roman, der die Spuren der Studierstube an sich trägt, es sind vielmehr echte Menschenschicksale mit ihrem Glück und Leid, ihrer Liebe und ihrem Haß, ihrem Edelsinn und ihren Lastern und Leidenschaften, die uns hier entgegentreten. Es sind die großen Epochen der deutschen Geschichte, die Freytag behandelt. „Ingo" spielt in der heidnischen Zeit im vierten Jahrhundert; „Ingraban" zeigt das Eindringen des Christenthums; „Das Nest der Zaunkönige" das Erstarken des Königsthums auf Kosten des kleinen freien Landesfürstenthums unter Heinrich II.; „Die Brüder vom deutschen Hause" versetzen uns in die Zeit der Kreuzzüge; „Marcus König" spielt in Thorn und schildert den Eintritt der Reformation sowohl wie den feindlichen Gegensatz der Nationalitäten; der fünfte Band unter dem Gesammttitel: „Die Geschwister", führt in seinem ersten Theil: „Der Rittmeister von Alt-Rosen" in die Zeit des dreißigjährigen Krieges, in seinem zweiten Theil: „Der Freikorporal vom Markgraf Albrecht" in die der Erhebung Preußens unter Friedrich Wilhelm I. und zeigt die Anfänge Friedrichs II. „Aus einer kleinen Stadt" ist der Schilderung der napoleonischen Zeit gewidmet und giebt in einem Anhang die Eindrücke der Revolution von 1848.

Das Werk hinterläßt, trotz all' seiner Schwächen und Eigenthüm-

Digitized by Google

lichkeiten, im allgemeinen einen sehr wohlthuenden Eindruck. Der Werth der einzelnen Theile ist verschiedenartig. Am gelungensten ist wohl der erste Band. Alles ist hier helden- und hünenhaft. Die Schlußscene des „Ingo", die Erstürmung der Burg durch die Mannen der Königin, der Flammentod der Gatten — all' dies ist wunderbar schön. Auch „Ingraban" enthält einige sehr ergreifende Schilderungen. Die Liebesscenen in den „Ahnen", wie z. B. diejenigen zwischen Hildegard und Immo, Ivo und Hedwig, Georg und Anna, sind von bestrickendem Reiz. Man hat weidlich darüber gespottet, daß der letzte der Ingosöhne ein — Journalist ist, der durch eine Zeitung am besten der Wahrheit der Menschen zum Ausdruck zu verhelfen sucht. Aber warum sollte nicht auch im Roman, wie im Lustspiel ein tüchtiger Zeitungsschreiber einen Held der modernen Zeit abgeben können? Ich sehe in dem Berufe selbst wahrlich kein Hinderniß! Die Quintessenz der Moral der „Ahnen" spricht Marcus König am Schlusse der sechsten Abtheilung aus, indem er u. a. folgendes sagt: „ . . . Was wir uns selbst gewinnen, an Freude und Leid durch eigenes Wagen und eigene Werke, das ist doch immer der beste Inhalt des Lebens, ihn schafft sich jeder Lebende neu. Und je länger das Leben der Nation in den Jahrhunderten läuft, umso geringer wird die zwingende Macht, welche durch die Thaten der Ahnen auf das Schicksal der Enkel ausgeübt wird, desto stärker aber die Einwirkung des ganzen Volkes auf den Einzelnen und desto größer die Freiheit, mit welcher der Mann sich selbst Glück und Unglück zu bereiten vermag. Dies aber ist das Höchste und Hoffnungsreichste in dem geheimnißvollen Wirken der Volkskraft."

Nicht unerwähnt darf die gewählte, saubere und originelle Sprache und Ausdrucksweise bleiben. Der etwas gezierte Faltenwurf paßt vortrefflich zu dem Gesammtcharakter dieser Dichtung.

* * *

Nach all dem bisher Gesagten erhellt, daß wir in Gustav Freytag einen der ersten Dichter der Gegenwart verehren. An seinem siebzigsten Geburtstage wird die ganze deutsche Nation, deren Zierde er ist, im Geiste pietätvoll theilnehmen. Denn nehmt alles nur in allem — wir haben niemand in der deutschen Literatur, den wir ihm an die Seite stellen könnten! Mag er uns noch lange erhalten bleiben!

Digitized by Google

Im August.

Ueber sonnige Felder
Schwirret der Heimchen Lied;
Dunkel schweigen die Wälder:
Liebchen, der Sommer flieht!

Spärlich Vögel noch singen,
Grausam die Blumenflur
Mähten die hastigen Klingen:
Liebchen, schon darbt Natur.

Könnt' ich Blüten und Lieder
Schattige Waldeslust,
Finden reicher nun wieder,
Liebchen, an Deiner Brust!

Mögen Lenze vergehen,
Laß mir nur, an Dich geschmiegt,
Liebchen, den Lenzhauch wehen,
Welcher den Tod besiegt!

Walther Bormann.

Digitized by Google

Al Hariri.

Es giebt, sagt La Rochefoucould, zwei Arten von Wißbegierde, die aus Interesse, Kenntniß zu erlangen von Dingen, welche uns selbst Nutzen zu bringen versprechen, neben der andern aus Ehrgeiz, die uns das zu lernen anregt, was andere nicht wissen. Diese beiden Empfindungen können bei Betrachtung des Hauptwerkes Al Hariris befriedigt werden. Es quillt fast über von moralischen Lebensgrundsätzen und hat für die meisten Gebildeten in Europa noch den Reiz der Neuheit, obwohl im Mittelalter dessen Ruf vom Atlantischen Ozean bis zur Bai von Bengalen reichte und der Name seines Verfassers auch noch heute unter dessen Landsleuten einen Ruhm besitzt, den man unter Sterblichen unsterblich zu nennen pflegt. Im fernen Osten ist es eine Nothwendigkeit für jeden Gelehrten und Angehörigen der besseren Stände, Al Hariri zu kennen, wie bei uns Schiller und Goethe. Er ist reich an vielseitigster Belehrung, gewährt dabei aber ebenso viel edle Unterhaltung. Obwohl wir nicht mit einem seiner begeistertsten Verehrer die Anschauung theilen können, er verdiene schon gelesen zu werden, um zu beobachten, mit welcher Gewandtheit er eine gewisse arabische Partikel von verschiedener Bedeutung anwendet, so hat er doch gerechten Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit aus anderen umfänglicheren, mehr populären und gefallenerweckenden Gründen.

Arabische Eigennamen übertreffen an Länge noch die der spanischen Hidalgos. Der vollständige Name Al Hariris lautet: Shaykh al Rais Abu Muhammad al Kasim ibn Ali ibn Muhammad ibn Uthman al Hariri al Basri al Harami. Von all' diesen vielen Zunamen ist Al Kasim der einzige, den Al Hariri bei der Geburt oder Beschneidung empfangen hat; das ist demnach sein eigentlicher Name und unter demselben sind seine Schriften ursprünglich klassifizirt worden. Der Titel Al Hariri, unter dem er allgemein bekannt ist, bezeichnet „einen Seidenhändler" und kam früher wohl seinem Vater oder irgend welchem anderen Vorfahren zu, der ein solches Geschäft betrieb.

Digitized by Google

D'Herbelot erwähnt beiläufig, Hariri sei der Name einer persischen Stadt, in der jener gewohnt habe; doch ist das wahrscheinlich nicht richtig. Ibn Ali ibn Muhammad ibn Uthman verkündet den Nachlebenden, daß er der Sohn Alis, dieser der Sohn Muhammads und letzterer endlich der Sohn Uthmans war — ganz in der Weise biblischer Genealogien. „Abu" Muhammad belehrt uns darüber, daß er der Vater Muhammads, seines ältesten Sohnes, gewesen. Das Vorwort Shaykh entspricht ganz unserm Scheik und bezeichnet einen bejahrteren Mann, ein Ausdruck, der bei uns etwas unbestimmte Grenzen hat, während er im Arabischen alle Männer von über fünfzig Jahren umfaßt. Im vorliegenden Falle wird er noch als Auszeichnung für einen Gelehrten und eine Respektperson gelten können. „Rais" enthält die Hindeutung auf eine gewisse Obergewalt, und diese Bezeichnung wurde häufig den Schiffsführern beigelegt. Die einzigen noch übrigen dunklen Punkte unseres philologischen Problems wären also die Worte Al Basri und Al Harami. Die ersteren bedeuten nun, daß er ein Eingeborner von Basra war, das jeder Leser von Tausend und eine Nacht als Balsora kennt, gelegen am Shat el Arab oder dem westlichen Ufer des Euphrat, und Sitz einer berühmten Hochschule, die mit der in Kufa um den Vorrang stritt. Die letzteren sagen aus, daß er in der besonderen Straße oder mindestens in dem Quartier Banu Haram gewohnt habe, daß seinen Namen von einem Stamme arabischer Beduinen, die sich einst daselbst niederließen, herleitete. Der eigentliche Geburtsort Al Hariris war Mascham, etwas nördlich von Basra und ein Ort, der sehr viele Dattelbäume, aber leider sehr ungesunde (Sumpf-) Luft hatte. Mascham entwickelte sich infolge der letzten Eigenschaft daher zu einer Art Botany Bay für moslemitische Verbrecher. Von jenen Dattelbäumen soll Al Hariri 18,000 Stück besessen und muß sich demnach in günstiger Vermögenslage befunden haben. Seinen Stammbaum verfolgte er von Rabiat al Faras bis auf Ismael und Abraham zurück. Dem Berufe nach war er Munschi oder ein Beamter der Regierung, welcher die offizielle Korrespondenz zu führen hatte. Jener Zeit galten die Munschi freilich für nicht viel mehr als öffentliche Spione. Al Hariri hatte sich seine reichen Kenntnisse wahrscheinlich schon in sehr früher Jugend erworben, wie es durch ihn selbst von Johannes dem Täufer in der neunzehnten „Sura" mit dem Titel „Marie" berichtet wird. Die Hochschule von Basra konnte ihm trotz erfahrener Verbesserungen doch nicht jene Schärfe des Geistes einimpfen, durch die er so große Berühmtheit erlangte. Die Wissenschaften hatten seiner Zeit an Ansehen stark eingebüßt. Er beklagt sich darüber ganz ebenso wie sein berühmter Zeitgenosse, der Mathematiker Umar Khayyam. „Jetzt", schreibt er, „sind die Leuchten der Literatur erloschen und ihr Lufthauch ist eingeschlafen." Dennoch gelang es ihm vor seinem Ableben, sich von den Grenzen Persiens bis zu den Säulen des Herkules bekannt zu machen. Er starb 1122 im Alter von 68 Jahren.

Al Hariri ist der Verfasser verschiedener Werke. Die „Perle des Tauchers" enthält eine Abhandlung über die Sprachfehler gebildeter Araber und hochgestellter Männer. Ein ähnliches deutsches Werk ist unseres Wissens nicht vorhanden; in England entspricht ihm etwa

Digitized by Google

Dean of Canterburys „Queens English". Die „Freuden der Syntax" bilden ein kleines Werkchen mit grammatischen Lehrgedichten begleitet von einem prosaischen Kommentar. Er schrieb auch einen „Divan" (Sammlung von Abhandlungen in Briefform) und verschiedene Gedichte.

Das Werk aber, welches ihn am meisten bekannt machte und die Hauptthätigkeit der letzten zwanzig Jahre seines Lebens beanspruchte, war seine „Makamat". Mutarrazi, einer seiner vielen Kommentatoren, erklärt das Wort als „Unterhaltungen in Gesellschaften". Daneben wurde es freilich noch mannigfach gedeutet, als Versammlungen, Gespräche, Sitzungen, Nationen, Gemeinplätze oder General-Kapitel. Da nun offenbar kein anderes Einzelwort, dessen Sinn vollständig deckt, erscheint es gerathener, die Originalbezeichnung beizubehalten. Von diesen „Makamat" (das Wort ist eine Pluralform) schrieb er fünfzig auf Wunsch eines — es ist ungewiß, welches — der beiden Vezire des Khalifats Mustarschid Billah; eines, wie er in der Vorrede bemerkt, dessen bloßer Wink ein Befehl war, der unweigerlich Gehorsam verlangte. Eine wirklich ordentliche Eintheilung fehlt den Makamat; es ist nicht einmal der Umfang der Einzeltheile beachtet, der Uthman bei der Vertheilung der Kapitel des Koran als Richtschnur diente. Da die Makamat aber eine nur lose verbundene Reihe von novellenartigen Erzählungen bilden, von denen jede für sich abgeschlossen ist, so erwächst daraus kein besonderer Nachtheil. Alle sind durch Titelnamen unterschieden, die sich meist, wenn auch nicht durchgängig, auf die Oertlichkeit beziehen, wo sich der Inhalt derselben abspielt. Die erste ist z. B. die von „Saana", der Hauptstadt von Yemen oder dem Glücklichen Arabien, genannt; die letzte als die von „Basra" bezeichnet, dem Geburtsorte des Autors, den er in dieser Makamah mit großer Vorliebe preist. Bis auf diese Ausnahme findet sich nur wenig von lokaler Färbung in dem ganzen Werke.

Die Unterhaltungen in Bagdad und Barkaid, in Damietta und Damaskus könnten ebensogut irgendwo anders stattgefunden haben. Man behauptet, Al Hariri habe seine Arbeit damit eines wesentlichen Reizes beraubt. Scenische Schilderung war aber einmal nicht seine Sache. In den wenigen Fällen, wo die Makamat nicht nach einem Orte benannt sind, haben sie einen Titel, der sich auf die Hauptpersonen des Inhalts bezieht. Die vorletzte z. B. heißt „Sasan", nach einem Führer umherziehender Bettler; die vierundvierzigste „Winter", und die dieser vorhergehende „Die Jungfrau". Die dritte Makamah führt den Titel „Der Dinar", und wir werden später sehen, welch' wichtige Rolle diese Münze in derselben spielt. Al Hariri war übrigens nicht der erste, der solche Makamat zusammenstellte. In seiner Vorrede erwähnt er unter der Bezeichnung „Wunder der Zeit", eines gewissen Abu'l Fadl Ahmad ibn al Husayn, eines Gelehrten aus Hamadthan in Persien, der davon auch den Beinamen Al Hamadthani führt und der ein Jahrhundert vor Hariri vierhundert Makamat verfaßt hatte. Diese sind kürzer als die seines Nachfolgers, und auch weniger geistvoll.

Al Hamathani zeichnet sich durch überraschendes Gedächtniß und ätzende Schärfe aus. Er war auch Improvisator, Al Hariri dagegen

Digitized by Google



In der Erntezeit.

Nach dem Originalgemälde von H. Werner.

Digitized by Google

Digitized by Google

nicht. Seine Lebenslage scheint keine allseitig günstige gewesen zu sein und deutlich läßt er seine Unzufriedenheit beziehentlich seiner Heimat durchblicken. Sie ist, wie er in einem zierlichen Verse sagt, die schlechteste aller Städte; ihre jungen Männer gleichen den alten an Schurkensinn und die alten den jungen an Einsicht und Verstand. Er wurde übrigens im Alter von 40 Jahren lebendig begraben. Ueber dieses Vorkommniß hat der berühmte Biograph Ibn Khallikan eine sehr eingehende Beschreibung mit allen entsetzlichen Zügen desselben hinterlassen. Hoffen wir, wie die alte Dame zu dem Geistlichen sagt, der sie durch Vorlesung der Qualen der Verdammten zur Buße zu bekehren sucht — hoffen wir, daß nichts davon wahr ist. In seiner Vorrede drückt sich Al Hariri bei Vergleichung seiner eigenen Person mit Al Hamadthani sehr bescheiden aus. Er kann nur von dem Ueberflusse seines Vorgängers, dieses Meisters der Wunder, auffammeln. Das lahme Pferd, sagte er, kann niemals den Renner einholen. Er gebrauchte auch die Worte: „Al Hamadthani war das Wunder eines Jahrhunderts; ich bin nur das eines Tages.“ Gegen Ende der 47. Unterhaltung wendet sich freilich das Blatt. In derselben hört man den Haupthelden im Gespräch mit seinem Sohne ausrufen: „Beim Himmel, o Lebenslicht meines Herzens, sage, ob Deine Augen je einen andern gleich mir gesehen, dessen Zauberstab jede Hülle sprengt, der jeden Verständigen für sich gefangen nimmt und ernste Dinge mit dem Wasser des Scherzes durchmengt. Vor meiner Zeit gab es nur den einen Al Hamadthani, wie der Sprühregen dem vollen Regenschauer vorausgeht; den Segen, den der letztere bringt, bringt aber nicht der erste.“ Diese Worte mögen hier Platz finden gegenüber einem von Al Hariri gern citirten Spruche, der etwa dasselbe wie das deutsche Sprichwort „Wer zuerst kommt, führt die Braut heim“ ausdrückt.

Von Hamadthani entlehnte er auch zwei Hauptpersonen seiner Erzählungen: Abu'l Fath, einen schlauen Spitzbuben aus Alexandria, und Isa oder Jesus ibn Hasham, der von jenem fortwährend verfolgt und betrogen wird. Diese beiden Namen sind, wie Al Hariri seinen Lesern mitzutheilen nicht unterläßt, ganz unbestimmte und unbekannte. Nach dem Beispiele seines Vorgängers hat auch unser Autor zwei Figuren von Bedeutung auf seiner Leinwand dargestellt, Harith ibn Hammam, entsprechend obigem Jesus ibn Hasham, und Abu Zaïd, das Ebenbild des alexandrinischen Erzschelmen. Der gelehrte Golius richtet beiläufig den Blick auf diese Charaktere Al Hamadthanis als seine lebenden Vorläufer und beklagt, daß man so wenig von ihnen wisse, indem er sein Bedauern in den Worten ausdrückt: „Nulla feruntur superesse monumenta.“ Bezüglich der Namen Harith und Hammam gilt es als Ueberlieferung vom Propheten, daß dieselben die passendsten Namen für Kinder sind, indem Hammam einen bezeichnet, der ängstlich ist, und Harith einen, der für seinen Lebensunterhalt arbeitet. Kombinirt drückt sich durch sie die Bestimmung aller Menschen aus. Harith ibn Hammam eröffnet stets die Unterhaltungen, gewöhnlich als Erzähler eines Schelmenstreichs Abu Zaïds. Dieser stammt aus Basra und darf etwa als Repräsentant des Autors betrachtet werden. Das hat jedoch weniger Bedeutung, weil diese Persönlichkeit stets ziemlich farblos ist. Der Name Abu Zaïd besitzt eine

Digitized by Google

weniger bestimmte Bedeutung als Harith. Zaïd entspricht etwa unserem Hans Narr und dem gebräuchlichen Balbus oder Caius der orientalischen Schriftsteller. Er stammt aus Saruj bei Harran, einer Stadt Mesopotamiens, her, die unter dem späteren byzantinischen Kaiserthume den Einfällen der Griechen ausgesetzt war. Von Abu Zaïd wird angenommen, er sei aus seiner Heimat durch Kreuzzügler unter Balduin, dem Bruder Gottfrieds von Bouillon, vertrieben worden, und ihn darf man vielleicht als einen Zögling des Verfassers ansehen. Abu Zaïd nun ist der eigentliche Held des Buches. Immer unter wechselnder Verkleidung auftretend, bewegt er sich, gleich Don Juan, fortwährend unter allen Völkern und befolgt hierbei sorgfältig die Lehren des Apostels Paulus. Abu Zaïd ist ein leibhaftiger Vertumnus oder Proteus. Einmal und zwar gewöhnlich, arm; einmal wieder reich; ein andermal ist er blind, hinkend oder gar gelähmt. Jetzt tritt er in einem erdichteten Rechtshandel als Bittsteller vor dem Kadi auf, bei dem eine, seinen Sohn oder seine beiden Frauen betreffende Klage anhängig ist; dann erscheint er als Pilger mit Stab und Becher, mit Rosenkranz und härenem Gewande. Wir begegnen ihm, dieser Personifikation jeder Zufälligkeit, als verspäteten Wanderer, als Mufti, Sklavenhändler, als alte Frau, zerlumpten Bettler, als Reiseprediger, Amuletverkäufer, als Quacksalber, Lehrer und Redner. Wir treffen ihn im Khan wie in der Moschee, auf der Wiese und in einer Karawane, im Beduinenlager und am Gerichtshofe, bei den Zusammenkünften von Gelehrten und bei den Hochzeitsfesten der Bettler, in der Wüste und auf dem Meere. Wo er nur einen Dinar wittert, da ist Abu Zaïd auch zu finden. Bei seinen Gesuchen ist er ebenso frei von mauvaise honte wie, nach arabischer Sage, der Wolf vom Blute des Sohnes Jakobs. Der Verfasser der „Empfindsamen Reisen“ verräth uns, während er davon erzählt, wie ein Bettler zwei Vestalinnen, jungfräulichen, von den Versuchungen der Liebe unberührten Schwestern, eine ziemlich reiche Gabe abgelockt, daß er diesen Erfolg geschickt angebrachten Schmeicheleien zu verdanken hatte. Abu Zaïd versteht sich darauf ebenso gut wie Sternes Bettler. Beide waren gründliche Kenner der menschlichen Natur. Bei dem Araber gilt freilich das quocunque modo rem. Kann er durch milde Mittel nichts erlangen, so greift er zu mehr drastischen; bleibt seine lobpreisende Bewunderung fruchtlos, so versucht er es mit der Verwünschung. Sein „frommer, gutmüthiger Herr“ wird, wenn er nichts von ihm erhält, zum glitzernden weißen Kiesel im Thale, sein gelehrter und gottesfürchtiger Doktor zum Bilde der sandigen Wüste. Er sagt es mit einem Worte allen von ihm vergeblich Angesprochenen ins Gesicht, daß sie sich schämen sollten. Er ist freigebig, wenn er Geld hat, und zudringlich, wenn ihm dasselbe fehlt. Doch ob reich oder arm, ob er in den gleich nacheinander gespielten Rollen des Priesters und des Schwelgers heilige und profane Dinge vermengt, oder als Moralist und Sprachkundiger muhammedanische Ethik mit experimenteller Philologie untereinander wirft, immer ist er bereit und von dem Verlangen erfüllt, die Nacht beim Zechgelage bis zur „falschen Abenddämmerung“ — eine arabische Bezeichnung für das Zwielicht des Morgens — oder bis sich „der Schweif des Löwen im Osten röthet“,

Digitized by Google

hinzubringen. Der Philosophie des Indifferentismus anhängend, scheint er, gleich dem weisen Ulysses im „Ajax“ des Sophokles, alle Menschen nur als Bilder, als eitel Schatten zu betrachten. Außer der Liebe zum Gelde macht sich bei ihm nur noch eine Empfindung geltend — die Liebe zur Heimat. Er hat viele Länder durchwandert, diese aber nicht wie de Monthrons Kosmopolit alle gleich schlecht gefunden. Im Gegentheil, er sagt wie der französische Dichter:

Plus je vis l'étranger plus j'aimais ma patrie.

Er wird zu echten Thränen gerührt, wenn überhaupt bei ihm etwas echt sein kann, durch die Zerstörung seiner Heimat. Die Gefangenschaft seiner Tochter, wenn er je wirklich eine Tochter besaß, entlockt ihm traurige Klagen. Er schwört einen feierlichen Eid bei der Heiligkeit seines, von hohen Säulen getragenen Hauses, wenn er je ein Haus sein nannte, daß er sein Kameel als seinen Sohn betrachten und behandeln wolle, wenn es ihm heil und gesund nach den grünen Gärten und lachenden Wiesen von Saruj zurückträge. Dahin kehrte der drollige Improvisator und Rabelaisianische Witzkopf endlich auch zurück. Beständig nur im Unbestand, ist das Bild dieses Erzschelmen und Schmarotzers, nach der Augustanischen Kritik, bis zum Ende ebenso gehalten, wie es am Anfange erscheint. Seine vorletzte Auslassung ist eine belebte und beredte Apologie des Bettelns, in der er seinen Sohn wie durch mündliches Testament ermahnt, den Fußtapfen des Vaters streng zu folgen. Erst in der letzten Unterhaltung (Novelle) wird Abu Zaïd — der, gleich dem klassischen spanischen Bettler der **novela picaresca**, trotz seiner Streiche oder vielleicht gerade wegen derselben immer bei allen in Gunst steht — ein ernsthafter Büßer und der Imam oder Vorsänger seiner heimatlichen Kirche; eine ebenso plötzliche und merkwürdige Bekehrung wie die von Aymons berühmten Sohne Renaud von Montauban. Jetzt tritt keine Erinnerung an seine frühere Lebensweise mehr hervor. Die Aufrichtigkeit seiner letzten Buße wird auch nicht durch fleischliche Versuchung auf die Probe gestellt. In dieser Makamah scheiden der Held und der Erzähler, Abu Zaïd und Harith, der Sohn Hammams, von einander, um sich nicht wieder zu begegnen.

Die Makamat sind gemischt in Versen und Prosa geschrieben. Die Prosa gehört jedoch zu der Art, welche „Saj'“ genannt wird nach angeblicher Aehnlichkeit der Laute mit dem Gurren der Turteltaube, einer gewissen nichtmetrischen Kadenz, welche bei den arabischen Klassikern ganz allgemein vorkommt. Bei dieser halb rhythmischen Schreibweise haben nicht nur die verschiedenen Theile eines Satzes die nämliche Endung, sondern öfters findet auch jedes Wort eines Theiles sein Parallelwort oder eine Assonanz in dem andern. Diese verbundenen Wörter, wie sie genannt werden, oder „Wörter mit ähnlichen Fransen“, sind geschickt wiedergegeben worden von drei Uebersetzern Al Hariris, deutsch von unserm Rückert, französisch von Monk (auch spanisch von Al Harizi). In der dritten Makamah lautet z. B. eine Stelle nach Rückerts freier Uebertragung:

„Und während wir nun die Fäden der Reden hin und wieder

Digitized by Google

spielten — Und im Schwanken der Gedanken uns unterhielten — Mit Geschichten — und Berichten — und Gedichten" ꝛc.

Der Franzose giebt denselben Satz folgendermaßen wieder:

„Et lorsque nous engageâmes d'aimables conversations, — Et que nous nous égâyames par d'agréables improvisations" etc.

Wenn solche Uebertragungen auch kaum je vollständig genau sein können, erwecken sie doch in bewundernswerther Weise eine Vorstellung von der Form ihres Originals. In einer so wortreichen Sprache wie der arabischen neigen freilich viele, welche dieser Schreibart huldigen, danach hin, den Inhalt ihrer Arbeit seiner Form, den Geist dem Fleische zu opfern. Die berühmten Moallakat sind hiervon, wie von andern literarischen Schnitzern, denen man auf vielen Seiten unseres Autors begegnet, vollkommen frei. Die Dunkelheit der „Cassandra" von Lykophron, wie die Schwierigkeiten vieler Psalmen Davids rühren wohl hauptsächlich von den unbequemen Fesseln des Stils her, mit denen sich die Verfasser solcher Sammlungen, ganz wie Al Hariri, die Hand banden.

Die Art der Schreibweise unseres Autors überwiegt aber doch nur selten das Interesse am Inhalt, und man kann kaum mit denjenigen übereinstimmen, welche seine Makamat nur für die Gerüste linguistischen Schmuckwerks erklären wollen. Die Makamat huldigen einfach dem utile dulci und wollen neben der Belehrung auch Unterhaltung bieten.

Sprüche aus dem heiligen Koran entlehnt — denn dieser „Prälat seines Zeitalters", wie Ibn Khallikan ihn nennt, war nicht der Ansicht, daß die Anführung der heiligen Schriften außerhalb der Kirche als Blasphemie zu erachten sei — seltene alte Wörter und Sinnsprüche der Beduinen, rhetorische Blumen und grammatische Figuren, Räthsel und Palindrome, Wortspiele und Alliterationen, sprachliche Saltomortales, die jeder Uebersetzung spotten, nehmen den Leser immer und immer wieder gefangen. Nach des Verfassers eignen, in der Vorrede zu findenden Worten sind diese Makamat ernst und doch ergötzlich, ihre Sprache gewählt und zart. Sie enthalten Denkmale der Beredtsamkeit und deren Perlen, die Schönheiten der Literatur und deren Seltenheiten. Sie sind gleichsam umgürtet mit schönen Metaphern und Versen aus dem Koran, und gespickt mit literarischen Leckerbissen und arabischen Sprichwörtern. In ihnen finden sich grammatikalische Räthsel und Wortspiele bietende Sätze, schüchterne Wendungen und reichgeschmückte Reden, Scherze, die das Lachen erregen, und Vorkommnisse, welche Thränen auspressen.

Die Kommentatoren stimmen darin überein, daß bezüglich der Komposition und der Zeit ihrer Entstehung die achtundvierzigste Unterhaltung als die erste zu gelten habe. In dieser allein tritt Abu Zaïd als einziger Sprecher auf und erzählt seine eigene Geschichte, während in den übrigen Harith für ihn als Erzähler eintritt. Diese Unterhaltung führt den Titel „Herami" von dem Stadtviertel, in dem Al Hariri wohnte.

Hier sagte Abu Zaïd: „Nachdem ich mein großes, langschwänziges, weibliches Kameel gut gesattelt hatte, sagt' ich Weib und Kind lebwohl und kam nach dem, ebenso wegen seiner Gelehrtenschulen, wie

Digitized by Google

wegen der Märtyrergräber berühmten Basra. Hier ging ich eines Tages sehr frühzeitig aus, als das nächtliche Dunkel kaum verschwand und der „Vater der Warnung“ (d. i. der Hahn) die Schläfer wachzurufen begann. Ich durchschweifte die Straßen bis zum Aufgange der Sonne und gelangte dann nach einer Moschee, in welcher Männer saßen, die über verschiedene Urkunden verhandelten.“ Abu Zaïd zeigt sich hier, wie in anderen Makamat, damit bekannt, daß die Leute, wenn sie einer frommen Unterredung pflegen, am leichtesten bereit sind, ihre Taschen aufzuthun. Er gesteht ganz naiv zu, den geheiligten Raum weit mehr zur Aufsuchung pekuniärer Unterstützung als grammatikalischer Belehrung betreten zu haben. Plötzlich, erzählt er, erschallte der Ruf des Munzzin, nach dem sich ordnungsgemäß der Imam oder Vorsänger vernehmen ließ, und nach diesem trat ein Mann in mittleren Jahren auf, der an die Zuhörer eine Predigt richtete. Dieser Mann hatte auf eigenen Antrieb für sich ein Gelübde der Enthaltung des Weines ausgesprochen, in einem unvorsichtigen Augenblick aber vergaß er alle Rücksichten, netzte die Lippen mit derselben Flüssigkeit und brach also sein Gelübde. Er war sogar so weit gegangen, sich beim Anbruch des Sabbaths einen wirklichen Rausch angetrunken zu haben. Nun erst fragte er bestürzt seine Zuhörer um guten Rath. Abu Zaïd erkannte sofort die günstige Gelegenheit, sein Lieblingsthema anzuregen. In einer „Kasidah“ oder langen Reihe von Versen mit den sich wiederholenden Endsilben, erzählt er dem Manne in mittleren Jahren mit den höflichsten Ausdrücken, daß er ein Mittel gegen seine Krankheit kenne, und beginnt sofort seine Lebensgeschichte. Er sei, sagt er, ein Eingeborner von Saruj, das eine sehr gottesfürchtige Bevölkerung hat, und sei ursprünglich ein Mann von großem Ansehen und Reichthum gewesen. Hierauf folgt eine Aufzählung seiner vielfachen wohlthätigen Handlungen. Nach seinen eigenen Worten erkaufte er sich das Lob anderer durch Geschenke. Das ist, beiläufig bemerkt, das Gegentheil von seinem sonstigen Verhalten bei der Unterhaltung, wo er sich immer Geschenke durch Lob erkauft. Ein Feuer wurde auf seinem Hügel angezündet, wenn gewöhnliche Leute das ihrige löschten. Keine durstige Seele, welche bei dem Aufleuchten seiner Versprechungen nach einem Regenschauer verlangte, that das vergeblich. Derjenige, der an seinem Feuerzeug ein Licht entzünden wollte, fand immer den erwünschten Funken.“ Alles das sind gebräuchliche, dichterische Redensarten der Araber für das Gebahren eines mitleidigen, begüterten Wohlthäters. Das ging so fort, bis Gott seine Verhältnisse änderte und das Volk von Rom seinen Harem sammt seinen Schätzen raubte. Das Volk von Rom bilden übrigens, nach einigen Schriftenerklärern, die Nachkommen Jakobs, doch versteht man darunter auch alle Christen in den Gebieten, welche das römische Reich umfaßten. Seine Tochter wurde gefangen genommen und er konnte nicht einmal das Lösegeld aufbringen. „Hier habt Ihr nun“, wendete sich Abu Zaïd jetzt an den Mann in mittleren Jahren, „das passende Heilmittel. Unterstützt mich, und Eure Reue wird vor Gott Gnade finden.“ Es ist ein Grundgedanke des moslemitischen Glaubens, und auch vieler anderer, wenn nicht aller Religionen, daß man sich durch Almosengeben an die Armen am besten die göttliche Gunst sichern könne. Dabei wird auch ge-

Digitized by Google

wöhnlich verstanden, daß die Priester sich dem Einsammeln unterziehen. Abu Zaïd erhält wirklich genug, um sich in der nächsten Weinschänke gütlich thun zu können, und trottet dann, frohlockend über den Erfolg seiner List, nach seinem Schlupfwinkel. Das ist das Thema, welches vielfach variirt, in den Makamat doch immer wiederkehrt. Obgleich dieselben in jeder Uebersetzung nur ohne den knappen nervösen Stil des Originals erscheinen und nothwendigerweise der pikanten Form des Ausdrucks beraubt sind, so verliert der Inhalt der Schilderungen doch nur selten an Interesse.

Die dreißigste Unterhaltung heißt „Der Dinar", weil der Empfang zweier Geldstücke dieses Namens den Hauptinhalt derselben bildet. Sie führt wohl auch den Titel „Kaylah" nach dem Namen einer sehr vornehmen Dame, von der Abu Zaïd mit gewohnter Unverschämtheit seine Abstammung herleitete. „Bei einer Berathung", sagt Harith, „zu der meine Freunde und ich zusammengetreten waren, erschien plötzlich ein hinkender, mit zerfetzter Kleidung bedeckter Mann. Er eröffnete uns, daß er ein vornehmer, freigebiger Mann gewesen sei, bis das Unglück über ihn kam und sein Handteller leer war, er nur ein Bett von Steinen hatte, seine Familie wehklagte und er die Schuhe der Noth anzog, mit Seufzern sich nährte, die Augen mit dem schwarzen Rand des Wachens bemalte, bis er Tragakanth für seinen Fuß weich fand, seine gänzliche Auflösung für eine Gnade hielt und den entscheidenden Tag doch nur langsam sich nähern sah." Jetzt ist diese Persönlichkeit genöthigt, von den „vornehmen Herren" ganz im Tone des modernen Bettlers Unterstützung zu erflehen. Harith bietet ihm einen Dinar, wenn er in Versen dessen Lob singen wolle. Abu Zaïd — natürlich ist der hinkende, zerlumpte Bettler kein anderer als er — thut das in einigen sehr schwierigen und doch formvollendeten Zeilen, in deren jeder derselbe Reim zweimal wiederkehrt. Sie handeln von dem Dinar als mächtigen Reisebegleiter, von der allgemeinen Liebe der Menschen untereinander, die jetzt aus deren Herzen verschwunden sei; von der dreisten Hochmüthigkeit dessen, der ihn in der Tasche hat; von seiner Macht, das Heer der Sorgen zu verjagen, und seiner Fähigkeit, Vollmonde der Schönheit herabzuzaubern; „endlich", sagt Abu Zaïd, „würd' ich von ihm, wenn es meine Selbstachtung zuließe, wie von einem Gotte sprechen." Harith giebt ihm die Münze, und er steckt sie sofort in den Mund — ein Zeichen von Ehrerbietung oder Aberglauben, das man auch heutzutage noch da und dort beobachten kann — fleht Gottes Segen auf ihn hernieder und faßt den Saum seines Gewandes, um weiter zu ziehen.

Da zieht Harith aber noch einen zweiten Dinar hervor und bietet ihm denselben unter der Bedingung, das Geld jetzt ebenso geschickt zu verdammen, wie er es vorher gepriesen hat. Abu Zaïd beginnt sogleich den „gelben Sklaven", wie es in „Timon von Athen" heißt, zu verdammen; er verflucht den Dinar wegen seines doppelten Gesichts, als ein Ding, das dem, der es liebt, den göttlichen Zorn zuzieht, das die Hand des Diebes abhaut, den Habsichtigen abhält, dem nächtlichen Wanderer Unterkommen zu gewähren; den Gläubiger veranlaßt, über die Säumigkeit des Schuldners zu klagen, und welches „das böse Auge einladet". Es könne einem Manne nur nützen, wenn

es von ihm entweicht wie ein flüchtender Sklave, und es ist ein Glück für den, der, wenn es ihm ins Ohr flüstert, es von sich weist. Hierauf erhält Abu Zaïd den zweiten Dinar und will, indem er auch diesen in den Mund wirft, zufrieden mit dem frühen Tagewerke seines Weges ziehen. Da erst erkennt Harith etwas spät, daß der Empfänger der beiden Dinars sein alter Bekannter ist, dem er wegen der geheuchelten Lahmheit bittere Vorwürfe macht. Der letztere entschuldigt sich aber in einigen Schlußversen durch die gewöhnliche Ausrede der zwingenden Armuth. Abu Zaïd zeigt sich bei dieser Gelegenheit als ein ebenso gewandter Redner, wie der Gründer der Neuen Akademie, der berühmte Philosoph von Cyrene. Der Censor Cato war freilich nicht so nachsichtig, als Karneades an einem Tage die Gerechtigkeit pries und am nächsten Tage alles, was er gesagt, selbst widerlegte, um seine Lehre von der Unzuverlässigkeit menschlichen Wissens zu begründen. Er sandte denselben unverzüglich nach Griechenland zurück, statt ihn mit einem Goldstücke zu belohnen.

Von der einundvierzigsten Makamah kann man sagen, daß unser Held in ihr den Gipfel der Kunst der Heuchelei erklommen hat. Sie ist bekannt als die von „Tennis“, einer Stadt Unter-Aegyptens im Delta des Nils, welche dessen Tanitischer Mündung den Namen gegeben hat. Die jetzt verfallene Stadt war einst, nach dem Scholiasten Zamakhschari, hochberühmt wegen ihrer schönen Kleider, Turbans und gestreiften Stoffe. Ermüdet von den Thorheiten der Jugend, von seinen Freuden in der Gesellschaft schöner, zärtlicher Frauen, und auch von seiner Vorliebe für Musik zurückgekommen, tritt Harith eines Tages in eine dortige Moschee ein. Graue Haare, die Mahner an das Ende, haben sich bei ihm eingestellt, und die goldenen Tage der Jugend sind vorüber. Er will Allah — nach einem Sprichworte — ausliefern, was in und an ihm vom Bösen ist, und sich zu Gott wenden, gleich einer verblühten Maid, wenn kein Mann sich mehr zu ihr wenden will. Hier findet er inmitten großen Gedränges einen Mann, der mit kräftiger Ueberzeugung und klarer Stimme eine Ansprache an die Versammelten hält. Er verbreitet sich, nicht ohne vielfache Wortspiele, über die crassos dies lucemque palustrem, wie Persius sie nennt, über die im Dunkel des Irrthums und im Pfuhle der Lust vergeudeten Tage. „Ach“, ruft er, „über das Elend des Menschensohnes, der sich auf eine Welt stützt, die selbst der Stütze entbehrt, und von etwas Kraft und Ausdauer erwartet, dem selbst jede Beständigkeit mangelt. Er wird durch seine weltlichen Neigungen einem langsamen Tode ohne Messer überliefert. Er verharrt in seiner thörichten Liebe zum eigenen Verderben. Er trotzt dem Höllenfeuer, um für seine Nachkommen Gold und Ländereien zu sammeln.“ Er bereitet, wie der römische Satiriker sagt, seine Suppe aus dem Kopfe eines vertrockneten Ferkels und einer Nessel, damit sein Sohn sich an Gänseleber mäste. Nun folgt aber der praktische Theil von des Predigers Rede, der als der wichtigste auf christlichen und muhammedanischen Kanzeln immer bis zum Schlusse aufgespart bleibt. „Eure Pflicht ist es“, ruft er, „die Schwinge des Edeln, wenn sie kahl geworden war, wieder mit Federn zu versehen. Möge bald untergehen, wer das unterläßt! Hebt den Gefallenen empor, der Euch

Digitized by Google

anruft; Ihr könntet es vielleicht selbst sein, die von ihm vor dem letzten Gericht emporgerichtet werden.“ Nach diesen Worten tritt ein Jüngling — wie wir aus einer andern Makamah erfahren, „in der Form der Schönheit gegossen“ — mit lieblichen Locken um die Stirn vor die Versammlung und verkündet dieser, es sei nun Zeit zu beweisen, daß die Worte des Predigers nicht fruchtlos verhallt wären. Daraufhin füllt sich wirklich seine Börse, seine Quelle, wie der Erzähler es ausdrückt, erhält wieder neuen Zufluß, seine Wüste grünt neu auf, und er selbst zieht von dannen. Der Prediger folgt ihm nach. Harith geht aber auch dem Prediger nach und entdeckt, daß es wiederum Abu Zaïd und der Jüngling, dessen Sohn ist — der Herkunft nach sein Sproß, in Geschäften sein Lockvogel. Ohne irgend welche Verlegenheit zu zeigen, ladet Abu Zaïd den Harith zu einem Becher Wein in seinem Hause ein. Harith ist wie gewöhnlich empört über des Landstreichers Frechheit, und die Erzählung schließt mit einigen von Abu Zaïd improvisirten Versen im Charakter Epikurs.

Es giebt eine bekannte Stelle in dem „Lokman“ betitelten Surat, welche die Bestrafung derjenigen betrifft, die der Menge nutzlose Geschichten und leere Fabeln vortragen, oder, wie es in einem andern Kapitel heißt, nächtliche Unterhaltungen bieten, welche die Leute vom rechten Wege verlocken. Al Hariri giebt auch in seiner Vorrede, die wie gewöhnlich zuletzt geschrieben, der Novellensammlung aber vorangestellt ist, der Befürchtung Ausdruck, er könne für einen dieser Uebelthäter gehalten oder, wie er in einem Citat aus dem Koran sagt, mit denen zusammengeworfen werden, die zwar viel von ihren Werken erwarten, deren Streben auf dieser Erde aber vom rechten Wege abgewichen ist und die dennoch glauben, gut gewirkt zu haben. Er fürchtet kaum den Rohen, Unwissenden und Uebelwollenden entgehen zu können, welche das Verdienst seiner Sammlung herabwürdigen und sie als durch göttliches Gesetz verboten hinstellen würden. Der Einsichtige werde ihren Nutzen schon erkennen und sie in dieselbe Reihe setzen mit Erzählungen, welche von Thieren und unbelebten Dingen handeln, und denen noch niemand das Ohr zu leihen sich weigere. Wer Erzählungen wie diese zur rechten Zeit vorträgt, kann keinen Tadel verdienen. Uebrigens ist die Absicht ja die Hauptsache. Die ergötzlichen Erzählungen Al Hariris bezwecken aber, die Sorglosigkeit aufzurütteln, nicht das Schlechte zu übergolden; Besserung zu lehren, nicht Betrug. Jedenfalls, so schließt der Autor, will ich zufrieden sein, wenn ich meinen Wunsch erreiche und die Kredit- und Debetseite meiner Rechnung ohne Defizit aufgeht. Gewiß ist sich niemand besser der Gefahren und Schwierigkeiten des Schreibens bewußt. Wer in Eile eine Armee von Worten zusammenrafft, wird eine oft ebenso unregelmäßige und verlotterte Musterkarte wie Falstaff aufstellen; und was die Gefahren angeht, sagt eine arabische Ueberlieferung, so lebt der Mann glücklich, der nie einen Vers dichtete oder ein Buch verfaßte; außerdem giebt es auch ein Sprichwort, auf welches Al Hariri gelegentlich anspielt, daß der, welcher einen oder zwei Verse singt oder eine Gruppe Wörter zusammenstellt, sich zur Zielscheibe der Kritik macht, wenn er Erfolg hatte, und gesteinigt wird, wenn es ihm mißglückte.

Al Hariri kann wegen der Lebhaftigkeit seiner Phantasie und

Digitized by Google

der großen Anzahl von Kommentatoren mit Shakespeare verglichen werden. Fünfzig solche erstanden allein in Arabien. Die hervorragendsten derselben sind Al Razi, Al Okbari, als Tiblebi, der Führer und die Quelle Schultens; ferner Al Mutarrazi, der sich auf die Erklärung der grammatischen Schwierigkeiten des Autors beschränkte. Al Sherischi, so genannt, weil er von Xeres herstammte, lieferte die umfänglichste Arbeit über Al Hariris Werk; Al Zanakschari endlich stellte diese Makamat in dieselbe Reihe mit den Mu'allakat oder den hochberühmten sieben, im Tempel zu Mekka aufgehängten Gesängen, deren Melodien der in Beirut 1873 veröffentlichten vortrefflichen Ausgabe beigefügt sind. Die meisten jener Erklärer schrieben etwa ein Jahrhundert nach des Autors Ableben. Die meisten derselben wurden von de Sacy bei seiner bekannten ausgezeichneten Ausgabe benutzt. Die meisten verrathen große Gelehrsamkeit, sagen aber nach der Gewohnheit jener Volksstämme am wenigsten über die größten Schwierigkeiten. Einzelne Theile der Sammlung Al Hariris sind von den Tagen Yehuda al Harizis, eines spanischen Rabbiners des 12. Jahrhunderts, bis zu denen Thomas Chenerys (vor etwa sechzehn Jahren) übersetzt worden. Unter den „hervorragenden Händen“ und „gewandten Federn“, welche auf diesem Felde thätig waren, sind Johann Fabricius aus Danzig, Golius, Schultens, Peiper, de Sacy, Monk, Rückert und Preston zu nennen. Von diesen wieder verdienen Schultens und der Spanier besonders hervorgehoben zu werden. Der erstere ist schon wegen der begeisterten Bewunderung seines Gegenstandes bemerkenswerth. „Ich bekam“, sagt er, „schon als Knabe einen Vorgeschmack von Al Hariri durch einen Tropfen, der meine Lippen netzte und in meinen Adern den unlöschbaren Durst erweckte, der mich die volle, reich fließende Quelle aufzusuchen trieb, um meine Brust zu erfrischen und zu sättigen.“ Nachdem das geschehen, erzählt er, habe er sich begnadeter gefühlt als ein persischer König. In Al Hariris Werke Makhabberoth steht Ithiel für Harith und Heber der Kenite für Abu Zaïd. Das Hauptverdienst desselben besteht in der Gewandtheit seines Verfassers, Stellen aus dem Talmud und der Bibel mit den Fäden seiner Erzählungen zu verknüpfen.

Al Hariri hat von allen Seiten das lauteste Lob geerntet. Ibn Khallikan, der gegen hundert Jahre nach dem Dichter lebte, spricht von ihm als einem der befähigtsten Schriftsteller seiner Zeit. Er betont seine eminenten Verdienste, seine große Intelligenz und umfassende Gelehrsamkeit. Seine Arbeit rangirt nach jenem gleich nach dem Koran. Diejenigen, sagt Schultens, welche ihn nicht richtig erfaßt und denen die von ihm gebotenen Genüsse nicht in Mark und Blut übergegangen sind, werden von gebildeteren Arabern als Leute beurtheilt, die überhaupt nichts gelesen und verstanden haben. Einer aus der Menge seiner staunenden Kommentatoren findet in ihm ein lebendes Beispiel der erhabenen Beredtsamkeit, die im Buche Hiob, im Jesaiah, in den Sprüchen Salomonis und dem Psalter unsere Bewunderung erregt; während andere Schriftsteller ihn als den Cicero des Morgenlandes ehren. Einmal verdient er, wie die Minerva des Phidias geheiligt und in der Akropolis des Orients aufgestellt zu werden; dann wieder sollen seine Werke in Cedernholz aufbewahrt und, wie Zamak-

Digitized by Google

shari, der berühmte arabische, als Nachbar Gottes bekannte Grammatiker unter Bezugnahme auf seinen Namen (Al Hariri = der Seidenhändler) nur auf Seide in Gold geschrieben werden.

Menschliches Glück hat aber stets auch seine Schattenseiten; der Sonnenschein des Erfolgs bleibt, nach Aussage des Moralisten, nie ohne eine Wolke. Al Hariri war gleich Aesop von verunstalteter abstoßender Erscheinung. Diesen Mangel ersetzte er durch die Schärfe seiner Zunge und war somit, wie Bacon behaupten würde, quitt mit der Natur. Eines Tages weilte ein Besucher bei ihm und ließ sein Mißfallen an der persönlichen Erscheinung des Dichters bemerken. Al Hariri improvisirte sofort einige Verse, in denen er seinen Gast als nächtlichen Reisenden hinstellte, der den Mondschein irrthümlicherweise für Tageslicht gehalten, und als einen, der beim Suchen nach einem Weideplatze schon entzückt gewesen sei über das dürftige Grün, mit dem wenige Gräser einen Haufen Dünger bedeckten. „Ich", schloß Al Hariri, „gleiche Al Maaidi; mir zuzuhören ist besser als mich zu sehen." Unter Citirung Schikkas, des Sohnes Hindas, meint er, Männer wären nicht, gleich Kameelen, zum Geschlachtetwerden bestimmt, sondern sollten nach ihren kleinsten Körpertheilen, nach Zunge und Herz, abgeschätzt werden. Es wird auch berichtet, der Dichter sei mit unheilbarem juckendem Friesel behaftet gewesen, das bei den Arabern als die „Fuchsplage" bekannt ist. Er wurde durch diese Krankheit so herabgebracht, daß seine Kinder sich veranlaßt sahen, des Vaters Hände in dessen Taschentuch einzunähen. Eines Tages, als er den Vorgänger Mustarschid Billahs durch seine poetischen Leistungen entzückt hatte, bot ihm dieser Fürst an, sich eine Provinz auszuwählen. „Sir", antwortete der Poet, „ich danke Eurer Majestät, meine Wünsche reichen aber nicht so hoch hinaus. Ich möchte nur die Möglichkeit haben — hierbei hielt er die Hände in die Höhe wie die unglückliche Lavinia in „Titus Andronicus" die Armstumpfe — mich nach Herzenslust — kratzen zu können, damit meine Kinder sehen, daß Allah einem Manne Autorität über seinen eigenen Bart gegeben hat." Solcher Art war, wenn die ganze Geschichte nicht auf eine Erfindung des geistreichen Biographen hinausläuft, der Dorn im Fleische Al Hariris, des größten Dichters von Basra.

Nur wenig, doch wohl fast zuviel für den Umfang eines Journalartikels, ist hier gesagt über eine der merkwürdigsten, je in den westlichen Garten verpflanzten Blumen des Orients. Die größere Menge aller den Dichter charakterisirender Züge ist noch unerwähnt geblieben. Nichts ist z. B. bemerkt über die difficiles nugae, die den Einfluß des Dichters vom Indus bis zum Guadalquivir, von der Nigermündung bis zum Wolgastrande verbreiteten. Nichts ist gesagt von seinen Briefen an alle „Bräute ohne Flecken"; nicht ein Wort von seinen Metaphern, Synonymen, den Versen, von denen ein ganzer Theil weggenommen werden kann, ohne deren Sinn und Rhythmus zu stören, oder von seinen Palindromen, in Vergleich zu denen das berühmte S. P. Q. R. (eigentlich bekanntlich Senatus populusque romanus) mit seinen zwei Deutungen: „Sancte Pater, quid rides?" und rückwärts: „Rideo quia Papa sum", nur wenig Werth beanspruchen kann. Nicht ein Wort ließen wir einfließen von seinen Räthseln,

Digitized by Google

denen er gefällig gleich die Lösung beifügte, sonst wären sie wohl, wie das berühmte Räthsel Simsons, stets unerrathen geblieben; nicht ein Wort von seinen zauberischen Kunststücken, durch welche er Reisende vor Räubern schützte und die Geburt von Kindern erleichterte; nichts von seinen double ententes, welche, wie leider zu bekennen ist, ihn freilich zuweilen vom rechten Pfade züchtiger Sitte verführten und uns zuweilen nur wie Bilder hinter kaum durchsichtigem Glase erscheinen, da nicht wenige von ihnen so dunkel sind, daß sie seine Erklärer schon in volle Verzweiflung brachten. Wahrscheinlich bezieht er sich auf diese und seine Räthsel, wenn er in der Vorrede um Verzeihung bittet, für den Fall, daß böse Leidenschaften ihn einmal auf zweideutiges Gebiet gedrängt hätten. Vielleicht tröstete er sich mit der Hoffnung, dieselben möchten bald ebenso betrachtet werden, wie die mystischen Monogramme vor verschiedenen Kapiteln des Korans, die niemand versteht und die deßhalb natürlich als göttlichen Ursprungs gelten. Die literarischen jeux d'esprit Al Hariris, seine Stegreif-Beredtsamkeit, die im Arabischen durch ein Wort bezeichnet wird, welchem am besten das Holländische op staande voet (auf stehendem Fuße) entspricht; seine Erklärungen moslemitischer Gesetze; seine paläozoïschen Beispiele des Bettler-Jargons erwarben ihm Millionen bewundernder Leser im Orient, aber nur wenige außerhalb desselben.

Sie sind hier also, wie der Araber sagt, „gefaltet in den alten Falten" geblieben, und wir haben nicht den Mund unseres Autors geöffnet, um alle seine Zähne zu untersuchen. Es ist aber auch etwas an ihm, das den Osten und den Westen gleichmäßig anzieht. Als Satiriker ist er stets bereit, volksthümliche Irrthümer bloßzustellen und zu korrigiren. Die Falschheit der großen und immer zunehmenden Klasse von Leuten, qui Curios simulant etc. hat keiner mit lebhafteren Farben gemalt als er. In den mannigfachsten Wechselfällen des Lebens ist er stets der Wahrheit und Natur treu geblieben. Das sind die Ursachen, welche Al Hariris Makamat manche andere Makamat überleben ließen; eben dieselben werden auch seinen Ruhm, soweit das von irdischem Ruhm denkbar ist, ewig erhalten.

Digitized by Google

Im Reisfelde.

Erzählung aus dem Italienischen der Marchesa Colombi.
Uebersetzt von Leo Hanin.

(Schluß.)

XV.

Ihrer Gefühlsweise entsprechend, glaubte Marianne, ihre Familie hätte alles aufbieten sollen, um das Unglück, welches sie betroffen, möglichst abzuwenden; man hätte Aerzte konsultiren und Heilmittel kaufen sollen, welche ihr die verlorene Schönheit wiederbrächten. Und für den Fall, daß dieses Mirakel nicht gelänge, hätten Vater, Mutter, Bruder, Verwandte und Freunde doch wenigstens den Rest ihrer Tage mit Lamentationen verbringen sollen aus dem einzigen Grunde:

„Sie hat keine Haare mehr, diese arme Marianne!

Und sie hatte ein so reiches Haar!

Und es war so schön!

Und wer weiß, ob sie noch einen Mann bekommt! Wird sie einen noch fesseln können? Wird sie keinen mehr fesseln können?“ Und immer wieder und wieder in allen Tönen und Halbtönen des Erstaunens, des Schmerzes, des Mitleids: „Arme Marianne!“

Aber dieses Bettelvolk, das mit der Morgendämmerung auf den Beinen war und bis zum Sonnenuntergang arbeitete, um das elende Problem des täglichen Brodes zu lösen, hatte keine Zeit, über Mariannens Haarflechten und Kahlheit Grillen nachzuhängen.

„Was Gott thut, ist wohlgethan“, hatte Magdalene gesagt, und es war dies die Quintessenz der christlichen Ergebung; denn sie, die arme Mutter, sah es wohl, daß in dieser Fügung Gottes für sie das Ende allen Stolzes und aller Freude und für die Tochter ein stetes Cölibat und ein Leben voller Erniederungen einbegriffen war. Und dies ging ihr nahe, der Aermsten; aber was ließ sich thun? Für Heilmittel fehlte Geld und für Klagen Zeit. Sie war ein resolutes Weib und sagte:

„Jedesmal, daß man von ihrem Unglück spricht, härmt sich dieses Mädchen, ohne daß es dadurch besser würde. Wir sprechen besser nicht mehr davon und so wird sie sich schließlich daran gewöhnen.“

Digitized by Google

Martin fand wie immer, daß sein Weib recht habe, und so sprach man denn nicht mehr von Mariannens Krankheit und deren Folgen, gleichsam als hätte sich diese Katastrophe niemals ereignet.

Marianne hingegen war über dieses Schweigen ungehalten und interpretirte es sich in Gedanken gerade verkehrt:

„So lieben sie mich! Mein Kummer macht ihnen nicht die geringste Sorge. Sie denken gar nicht daran. Für sie ist es gleichgiltig, ob ich heirate oder nicht. Und doch hab' ich nichts verbrochen, um derart behandelt zu werden. Es giebt keine Gerechtigkeit."

Und wenn sie so dachte, wurde sie aufgebracht, behandelte alle mit Unart und betrachtete alles von der schlechten Seite.

Einmal sagte ihr Martin: „Marianne, steh' nicht beständig in der Sonne! Du könntest Dir was Uebles holen."

„Was wollt Ihr, daß ich mir hole? Haare habe ich keine mehr zu verlieren", antwortete das Mädchen mit Bitterkeit.

Der arme Mensch blickte seufzend sein Weib an und murrte:

„Man weiß nicht, wie sie anzufassen ist."

„Es ist besser, ihr nichts zu sagen", rieth Magdalene, die in ihrer Zärtlichkeit immer bedacht war, die Tochter nicht zu reizen.

Und so vermieden sie alle Bemerkungen und wagten kaum, der Tochter die Sorge um ihre eigene Person anzuempfehlen; Marianne aber dachte:

„So! Weil ich häßlich bin, kümmern sie sich nicht um mich. Da ich noch schön war, hörte man „Marianne" hier, „Marianne" dort, „Marianne, treib' nicht die Gänse; Marianne, behalte das Geld; arbeite nicht so viel; ermüde Dich nicht; gieb Acht, daß Du nicht krank wirst". Jetzt, da ich häßlich bin, haben Sie keinen einzigen Gedanken meinethalb. Ich kann gehen, wohin ich will."

Die Urtheile verhalten sich zu einander wie die Rockknöpfe; wenn der erste falsch gesteckt ist, geht es schief bis zuletzt.

Marianne sah schließlich in jedem Wort eine Verspottung, einen Vorwurf, eine Bosheit; in jedem Schweigen ein Zeichen der Fahrlässigkeit oder der Schmähung. Sie wurde in sich gekehrt; sie wiederkäute jenen Vorrath von Bitterkeit, der sich von Tag zu Tag in ihrem Herzen häufte; sie hielt sich für mißhandelt, bedauerte und beweinte sich, ohne daß ihr jemand auf ihre insgeheimen Beschuldigungen widersprechen konnte; zeigte sich immer mehr und mehr gereizt, bis zuletzt dieser aufgebrachte Zustand ihr zur Gewohnheit blieb.

All' diejenigen, welche nicht litten, schienen ihr schuldig, an ihrem Unglück nicht theilgenommen zu haben. All' die Leiden der anderen betrachtete sie als einen Akt der Gerechtigkeit, von der Vorsehung eigens erfunden, ihr damit eine persönliche Genugthuung zu geben. Sie hatte ein perfides Lied erlernt, das in jenem Jahr aufgekommen war und das sie unfehlbar mit aller Bosheit, die sie im Herzen hatte, sang, wenn sie jemand in Erbitterung sah:

Wenn Du Dich ärgerst
Und ich mich freue,
Freut es mich doppelt,
Daß Du Dich ärgerst.

Digitized by Google

XVI.

Die langen Novemberabende verbrachte Marianne allein in der kalten Küche an der Spindel, um sich im Stall nicht sehen zu lassen. Als es aber im Dezember zu schneien begann und die Abende frostig und noch länger wurden, brachte es Magdalene nicht weiter übers Herz, das Mädchen in dieser Weise frieren zu lassen.

„Komm lieber in den Stall hinab", sagte sie ihr, „was willst Du denn sonst machen? Früher oder später mußt Du Dich doch sehen lassen."

Offen gestanden, trieb Marianne ihre Empfindsamkeit nicht so weit, daß sie sich nicht hätte sehen lassen wollen. Sie ging in die Messe und auch auf den Feldern konnte sie jeder schauen. Im Stall aber konnte Gaudenzio erscheinen, und der Gedanke, so häßlich, wie sie nun einmal geworden, vor ihn hinzutreten, hielt sie zurück.

„Was habt denn Ihr davon, wenn ich in den Stall gehe?" antwortete sie. „Ich ziehe vor, dazubleiben."

„Aber hier erstarrt man", sagte Magdalene, „und wir sind nicht in der Lage, zu heizen."

„Hab' ich etwa verlangt, daß man heizen soll?" entgegnete Marianne unwirsch.

„Nein; aber warum willst Du hier allein frieren, während Du unten Gesellschaft und Wärme hast?" Und als Marianne darauf ein finsteres Gesicht machte, suchte das arme Weib im Interesse der Tochter nach anderen Gründen, um sie willig zu machen, ohne zu beachten, ob diese Gründe nicht noch mehr ihr verbittertes Herz aufreizen könnten. „Hier werden Dir die Finger steif, Du kannst nicht spinnen und dann braucht man für Dich Licht den ganzen Abend."

Marianne sprang auf, wie eine losgeschnellte Triebfeder; verächtlich warf sie den Stuhl hinter sich und schrie, zur Thür eilend:

„Genug! Fürchtet nicht, daß ich Euren Flachs spinne und Euer Oel brenne. Wenn die im Stall sich über mich lustig machen, was liegt daran, wenn Ihr nur kein Licht für mich aufgewendet habt!"

Die Mutter blickte seufzend in die Höhe und folgte der Tochter in den Stall, ohne zu antworten. Aber abends in der Kammer erzählte sie ihrem Manne diesen Vorfall und fügte hinzu:

„Schicksalsschläge machen entweder heilig oder schlecht."

„Marianne haben sie nicht heilig gemacht", sagte Martin, dessen gerades Gemüth durch jene Ungerechtigkeit der Tochter gegen sein Weib aufgebracht war.

Im übrigen waren die Befürchtungen des Mädchens übertrieben. Jener Stall, wo einige Leute reiferen Alters und ein häßliches Mädchen zusammen kamen, hatte keine Anziehungskraft für Gaudenzio, der in jenem Jahre ein einziges Mal hingekommen war. Aber dies eine Mal brachte Marianne genug Bitterkeit mit, die übrigen hundertzwanzig Abende der vier Wintermonate damit zu vergiften.

Mit gewohnter Rohheit hatte ihr der Fuhrmann gesagt:

„O, Marianne! Und der Silberkamm?"

Marianne hatte mit den Achseln gezuckt und weiter gesponnen.

„Wenn Ihr ihn wieder aufsetzen wollet, um zu heiraten", hatte

Digitized by Google

der Fuhrmann weiter gemeint, „wird man ihn Euch in den Kopf pflanzen müssen, wie die Hörner der seligen Panacee.“

O Gott, es war, als hätte er ihr jene Hörner ins Herz gebohrt! Sie dachte an ihre jungen und glücklichen Gefährtinnen, die mit dem Silberschmuck im Haar umher gingen und die Burschen anlächelten, und sie empfand einen heimlichen Groll gegen sie, wie gegen eben so viele persönliche Feindinnen.

Von nun an verbitterte sich ihr Gemüth immer stärker und stärker. Sie sprach äußerst wenig und ihre Worte klangen scharf und rauh; zum mindesten war der Blick, mit dem sie dieselben begleitete, scheel. Sie mied jede Gesellschaft, arbeitete schweigsam und ohne Lust, obgleich sie sich immer beschäftigte. Dies lag in ihrem Wesen. Sie ging nicht mehr zur Reisjätung, weil ihr diese Arbeit im Wasser zu verhängnißvoll geworden war und auch ihre Kräfte überstieg. Aber seit einem Jahr ging sie zur Ernte, und wußte, mit der traurig erworbenen Erfahrung, sich derart zu regeln, daß sie ziemlich gesund verblieb. Für Tanz und Unterhaltungen auf der Tenne empfand sie kein Interesse mehr. Nach der Arbeit aß sie und zog sich zur Ruhe auf den Heuboden zurück, ehe die Feuchtigkeit mit ihren ungesunden Dünsten die Luft erfüllte.

So verstrichen sieben Jahre. Die Haare wuchsen Marianne nicht wieder. Der Arzt hatte es vorhergesagt und er war leider ein guter Prophet gewesen.

Heiratskandidaten stellten sich keine ein. Dies hatte wieder Martin vorhergesagt, und leider war auch er ein guter Prophet gewesen. Die frühere Schönheit Mariannes war mit der freundlichen Güte verschwunden, welche sie in ihrer ersten Jugend beseelte.

Zuweilen, wenn ihre Gedanken in die Vergangenheit zurückschweiften und sie sich ihrer einzigen, kaum geträumte und niemals offenbarten Liebe erinnerte, wurden ihre Blicke liebreich und ihr Lächeln wieder freundlich wie einstmals.

Dann dachte sie, daß alle jene Freuden, Hoffnungen und Träume für immer geschwunden wären; daß fortan ihr Leben zerstört, daß all die Tage ihr gleichgiltig seien; daß ihrer keine Liebes- und Ehefreuden harren, kein eigener Herd, keine eigenen Kinder. Und während sie in diese trostlose Zukunft blickte, schnürte ihr ein tiefes Weh das Herz zusammen und eine tiefe Betrübniß bestrahlte ihr Antlitz mit trauriger Schönheit.

Aber mit einem Mal sah sie einen Mädchenschwarm vorüberziehen, der den jungen Burschen, die ihm folgten, unschöne Worte zurief; oder es kam jemand, ihr zu erzählen:

„Weißt Du, daß Josephine, die vor sieben Jahren Deine Gänse hütete, sich verlobt hat?“ oder: „Die Krämerstochter, die den Weber-Anton geheiratet hat, gebar ein Kind.“

In solchen Augenblicken nagte ihr der Neid am Herzen. Sie verglich jene so gewöhnlichen Existenzen mit der ihrigen, jene Süßigkeiten mit ihren Entbehrungen, und fragte bloß:

„Warum?“ Sie erhob ihre Fäuste gegen den Himmel. Sie haßte alle Glücklichen wegen jenes Glücktheils, dessen sie sich beraubt wähnte.

Digitized by Google

XVII.

So hatte sich Marianne aller Sympathien entfremdet; die eigenen Verwandten liebten sie nur mehr instinkt- und gewohnheitshalber, seit sie weder ihre Schönheit noch ihre Güte bewundern konnten und immer wieder in den Fall kamen, ihr Ungerechtigkeiten zu verzeihen.

Mit vierundzwanzig Jahren war Marianne kräftiger und rüstiger geworden als je zuvor, und ihr Antlitz bekam wieder etwas jugendlich Frisches. Durch das beständige Tragen des Kopftuchs, hatte sie eine Art Fertigkeit erlangt, dasselbe mit Geschick und ohne daß es sie entstellen würde, über dem Kopf zu drapiren.

Auf den Reisfeldern ward sie gewahr daß sie nicht auf jedermann abstoßend wirke. Im Gegentheil! Es hatte sich da einer gefunden, der, allerdings nicht mehr blutjung, etwa in den Dreißigern, sie durchaus nicht mit scheelen Blicken betrachtete.

Die Geschichte war nicht weit gediehen. Sie arbeiteten zusammen bei der Aussaat. Er hatte sie mit den Worten angesprochen:

„Ihr sähet wohl gern einen andern an meiner Stelle, nicht wahr?"

„O, von mir aus — ob Ihr oder ein anderer, ist gleichviel", hatte sie erwidert.

„Lügen! Die Mädchen haben immer jemanden, den sie sich nahe wünschen."

„Mag sein, doch ich bin nicht wie die andern, denn ich habe keinen solchen Jemand."

„Habt Ihr denn keinen Geliebten?"

„Was fällt Euch ein! Seht Ihr nicht meinen Kopf?"

Der betreffende wußte indeß nicht, daß unter dem Tuche ein so übel zugerichteter Kopf steckte. Er hatte bloß gemerkt, daß er kahl war.

„Richtig!" erwiderte er. „Es ist wahr, Ihr habt noch kein Silber. Gleichwohl seid Ihr kein Kind mehr; Eure Jahre sieht man Euch an."

„Schont besser Eure Augen", antwortete Marianne achselzuckend und fuhr zu arbeiten fort. Aber das Gespräch war hier nicht stehen geblieben. Später hatte der Tagelöhner wieder begonnen:

„Gebt Bescheid, Mädchen . . . Wie heißt Ihr?"

„Marianne."

„Gebt Bescheid, Marianne! Hab' Euch nicht beleidigen wollen, wenn ich sagte, daß man Euch Eure Jahre ansieht. Ich seh' eben, daß Ihr nicht alt seid. Wie alt mögt Ihr wohl sein? Sagt frischweg! Achtundzwanzig?"

„Jaaa! Dreißig! — Bin vierundzwanzig alt."

„Gut. Vierundzwanzig, achtundzwanzig — gleichviel! Ihr seid doch immer ein schönes Mädchen. Es giebt ihrer ja viele, die mit achtundzwanzig Jahren noch keinen Mann gefunden haben und erst später einen bekommen. Auch Ihr werdet einen finden."

„Ich suche keinen."

„Braucht auch nicht zu suchen, wird von selbst kommen."

„Ja! Ich warte schon auf ihn!" hatte Marianne erwidert, indem sie den Daumen an die Nase legte und die andern Finger ausstreckte. In diesem grob-koketten Gespräch heiterte sie sich auf, was ihr seit langem nicht begegnet war.

„Wollt Ihr wetten, daß er vor der Erntezeit kommt?"

Digitized by Google

„Wetten wir! Was giebt's?"

„Zuckerwerk; einverstanden?"

„Ja; und es wird sich zeigen."

„Aber Ihr müßt mir sagen, wo Ihr zu Hause seid, damit ich weiß, wo anzufragen, wer die Wette gewonnen hat?"

Und Marianne bezeichnete ihm das Landhaus und den Weg, der dahin führte, und sie begriff, daß der Gegenstand der Wette er selber wäre."

Er war ein noch leidlich hübscher Mann; sie hatte kein Recht, spröde zu thun. Es genügte ihr, sich verheiraten zu können, wie die andern. Zweifellos hätte sie den Gaudenzio, der bloß um drei Jahre älter war als sie, den Vorzug gegeben; . . . Gaudenzio war eben Gaudenzio! Doch er war jetzt keine Partie mehr für sie.

Die Reaktion war heilsam. Marianne kehrte vom Reisfeld erträglicher und weniger erregt als früher zurück. Manchmal sah man sie sogar bei guter Laune, lächelnd. Sie hatte sich überzeugt, daß ihre Zukunft noch nicht ohne Hoffnung war, daß sie noch geliebt werden konnte. Sie beschäftigte sich wieder mit dem Falten und dem Knoten des Kopftuchs, blickte beim Ausgang aus der Kirche um sich, gesellte sich ein wenig zu den andern Mädchen. Ihre Eltern waren von diesem Wechsel zufrieden und sagten:

„Das hat Mühe gemacht; aber sie hat sich doch darein ergeben."

Marianne war indeß von einer Ergebung entfernter als je. Ihre Augen glänzten geheimnißvoll, als wollte sie sagen:

„Es wird sich zeigen!"

XVIII.

Unglücklicherweise zeigte sich aber nichts. Der Sommer ging vorüber, die Ernte war beendet, und kein Schatten von einem Werber! Marianne wurde schwermüthig und nachdenklich. Doch fiel sie nicht von neuem in die Verbitterung zurück. Wenn jener Mensch sein Wort auch gebrochen hatte, blieb noch immer die Thatsache übrig, daß er Marianne im Reisfelde nach seinem Geschmack befunden, ihr vor anderen den Vorzug gegeben und auf sie seine Absichten gerichtet hatte. Dieser Gedanke erhob sie in ihren eigenen Augen, sie dachte: „Wenn ich diesem gefallen konnte, werde ich wohl auch einem anderen gefallen können." Und von der Zuversicht belebt, ihr Theil Anziehungskraft und ihr Theil Glück in der Zukunft noch zu haben, beneidete sie ihre Gefährtinnen weniger und war weniger aufbrausend. Sie war nur betrübt, daß sie jenen einen verfehlt hatte, und ungeduldig erwartete sie den andern, da die Jahre vorübergingen und sie sich altern fühlte.

Es war am Martinitag, den elften November. Der Himmel war grau und ein dichter Herbstregen fiel hernieder. Die Männer -- denn auch Peter war ein Mann und dazu ein Fuhrmann geworden — waren außer dem Hause: Martin zapfte im Tagelohn Wein und der Sohn war unterwegs mit Verfrachtungen beschäftigt. Die Hausfrau bereitete die Minestra und Marianne saß auf der Thürschwelle und ordnete in die umstehenden Körbe mit Grünzeug, das für den Markt bestimmt war.

Die Bewohner der linken Hälfte des Landhauses, zwei alte Leute

Digitized by Google

die ihre Kinder verheiratet hatten und allein geblieben waren, zogen fort. Die Frau kam zur Thüre, um sich von den Nachbarn zu verabschieden, während der Mann mit der Aufladung des ärmlichen Hausraths auf den Karren nahezu fertig war.

„Ist die Mutter nicht da?“ fragte das Weib Marianne.

„Ja, sie ist da. Sie macht Feuer. He, Mutter!“ Diese Antwort gab sie, ohne sich zu erheben und die Thüre zu öffnen. Landleute machen keine Umstände. Sie sah, daß jenes Weib keine Zeit zu einem Besuch hatte und so ersparte sie sich unnütze Worte und Handlungen.

Magdalene trat in die Thüre und blieb auf der Schwelle hinter Marianne stehen.

„Ihr geht fort, Menghina?“

„Ja, es ist Zeit. Der neue Miether wird bald da sein.“

Einige Augenblicke schwiegen alle drei; dann begann Menghina: „Also, mit Gott, Magdalene. Grüßt mir Eure Männer.“

„Ich werde sie grüßen, seit dessen gewiß.“

„Und auch Ihr, Marianne, mit Gott! Und verzeiht mir beide, wenn ich während aller dieser Jahre Euch Unannehmlichkeiten gemacht habe.“

„Nicht doch, sagt das nicht; wir haben uns gegenseitig als gute Nachbarn behandelt; eher solltet Ihr Marianne vergeben, wenn sie manchmal etwas mürrisch gewesen war.“

„Ja, Menghina, wenn ich Euch irgendwie beleidigt habe, bitte ich Euch um Verzeihung“, sagte Marianne.

„Aber was, aber was! Wir haben alle unsere bösen Augenblicke. Vergeben wir uns wechselseitig und scheiden wir als gute Nachbarn und als gute Christen.“

Und nach dieser Ceremonie, welche von den Landleuten stets beachtet wird, tauschte man nochmals Grüße; dann eilte die Alte ihren Mann einzuholen, setzte sich rückwärts auf den Karren und beide wiederholten:

„Addio, Magdalene, addio, Marianne!“

„Addio; wer weiß, ob wir uns nicht wiedersehen, he?“

„Wer weiß! Wir gehen weit fort. Wenn wir uns nicht in dieser Welt wiedersehen, so doch in jener andern.“

Und der Alte gab dem Pferd einen Peitschenhieb; langsam rollten sie fort.

„Schade!“ sagte Magdalene, zum Kochtopf zurückkehrend, in welchem Fisolen sotten. „Schade, es waren gute Nachbarn; es war, als wären sie gar nicht da. Jetzt weiß Gott, wen wir herbekommen!“

„Bah!“ entgegnete Marianne; „man sagt es kämen junge Eheleute; noch ließen sie sich nicht sehen. Der Alte, der dagewesen war, Haus und Grund zu besichtigen, ist der Vater der Frau.“

„Sie werden bis jetzt bei den Ihrigen gewohnt und gewartet haben, um ein eigenes Heim zu gründen, bis dieser Haustheil frei wird.“

Marianne erwiderte nichts auf diese Voraussetzung Magdalenes und schweigend setzte jede ihre Arbeit fort.

Eine halbe Stunde später hörte man von weitem das Knarren eines Karrens. Marianne hob den Kopf und verblieb in der Erwartung. Die Erinnerung an Gaudenzio hatte sich niemals aus ihrem

Digitized by Google

Herzen ganz verwischt. Aber die Eehs! Eeehs!, die diesmal herübertönten, rührten nicht von Gaudenzio her.

„Die neuen Nachbarn sind's!" sagte Marianne.

Und die Ellbogen auf die Kniee, die Fäuste unters Kinn stemmend, blickte sie erwartungsvoll die Allee entlang. Immer deutlicher ließ sich das Knarren des Karrens vernehmen; man hörte irgend ein Geklingel, die Eeehs! des Fuhrmanns schollen immer lauter, bis das letzte ihm in der Kehle stecken blieb. Der neue Miether hatte, als er in den Hofraum angelangt war, Marianne erkannt, und auch sie erkannte ihn.

Es war der Mann, der ihr während der Aussaat auf dem Reisfelde den Hof gemacht hatte; der halbversprochene Bräutigam. Aber er kam spät und nicht allein. Auf dem Karren saß, auf einer Matratze bequem gestreckt, ein junges Weib, blaß, leidend, der Niederkunft nahe. Marianne betrachtete sie mit Neugier. Sie war durchaus nicht in jenen Mann verliebt; sie hatte ihn zu heiraten gehofft, ihn so gut wie einen andern, im eigensten Interesse, aber ohne Leidenschaft.

Dennoch empfand sie etwas wie Genugthuung beim Anblick des jungen Weibes, das weder schön noch blühend war. Sie empfand eine Art Dankgefühl gegen diese Rivalin.

„O, guten Tag, Mädchen", grüßte der neue Ankömmling, „ich glaubte nicht, Euch hier zu treffen."

„Ihr habt ein kurzes Gedächtniß", erwiderte Marianne mit einiger Bitterkeit.

„Nein; ich erinnerte mich dessen, was Ihr mir gesagt hattet. Aber ich dachte, daß Ihr übersiedeltet und daß es Euer Haus wäre, welches man für uns gemiethet hat."

Inzwischen schickte sich das junge Weib an, vom Karren hinab zu steigen und Marianne und der Gatte eilten helfend hinzu. Das arme junge Weib lächelte beide mit dem melancholischen Lächeln der Kranken an und betheiligte sich zum ersten Mal mit einem versöhnlichen, gütigen Wort an dem Gespräch.

„Es ist besser, daß Ihr geblieben seid", sagte sie; „und da Ihr Pacifico nun einmal kennt, werden wir einander gute Nachbarn sein."

So geschah es auch. Pacifico machte fortan auch nicht die geringste Anspielung auf die Begegnung mit Marianne im Reisfelde und sie ihrerseits begriff, daß sie sich damals selber getäuscht, und daß sie jenem Gespräch eine Bedeutung beigelegt, die Pacifico nicht beabsichtigt hatte.

Die Hoffnung erstarb ihr ein zweites Mal im Herzen und damit verschwand jenes bißchen Frohsinn, das sie wiedergewonnen hatte. Gleichwohl war sie immer freundlich der jungen Nachbarin gegenüber, die nach einem Monat von einem zarten, schwächlichen Mädchen genas. Die junge, blasse Mutter hatte eine schwache Gesundheit, das Stillen des Kindes gab ihr den Rest.

„Die Reisfelder haben mich zugrunde gerichtet", sagte sie.

Von ihrem Mann wurde sie mit großer Güte behandelt; er gab sich ihretwegen alle erdenkliche Sorge. Doch hielt das den sich steigernden Verfall ihrer Kräfte nicht auf. Sie war lungenkrank und starb

Digitized by Google

binnen Jahresfrist nach der Niederkunft, Pacifico mit dem Kind von elf Monaten auf den Händen als Wittwer hinterlassend.

Landleute können sich nicht den Luxus verstatten, einer verstorbenen Frau Treue zu bewahren, wenn diese Kinder hinterlassen hat. Die Wittwerschaft ist kostspielig. Sie fordert Erziehungsanstalten, Gouvernanten und anderes, was Geld verlangt. Die Armen, welche vor Sonnenaufgang bis in die späte Abenddämmerung hinein außerhalb des Hauses arbeiten müssen, sind gezwungen, ihre Kinder der Obhut einer Stiefmutter anzuvertrauen.

Doch Pacifico dachte nicht daran, sich wieder zu verheiraten. Er bat Magdalene, ihm ein kleines Mädchen ausfindig zu machen, das während der Stunden, die er draußen bei der Arbeit verbringen müßte, auf sein Kind acht hätte. Sie selber aber bat er, über beide zu wachen.

„Könntest selbst auf das kleine Ding acht geben“, sagte Magdalene zu ihrer Tochter; aber Marianne hatte nach ihrer letzten Enttäuschung die frühere Rauheit und Herbheit wieder angenommen und gegen Pacifico war sie insbesondere unfreundlich geworden. Sie gab zur Antwort, sie liebe keine Kinder, sie wolle keine Sekaturen; sie holte eine kleine Gouvernante von zehn Jahren herbei, deren Eltern auf Magdalenes Fürsprache gestatteten, daß sie dem Wittwer während dessen Abwesenheit vom Hause sein Kind warte und pflege.

XIX.

Es verstrichen zwei Jahre. Eines Abends hatte Magdalene wie üblich die Minestra aufgetischt. Marianne saß mit ihrem Napf auf der Thürschwelle, um stillschweigend ihr Mahl zu halten. Dies war ihre Gewohnheit, wie es die Gewohnheit Peters war, sich mit seinem Nachtessen auf den Balken im Hof zu setzen, um mit Pacifico zu plaudern und mit der Kleinen zu scherzen, die bereits anfing, sich zu verständigen. An jenem Abend aber hatte Peter ein verdüstertes Gesicht und setzte sich zum Essen an den Tisch, wo Vater und Mutter saßen.

„Hast Du die Düngerverfrachtungen schon beendet?“ fragte ihn Martin.

„Nein“, antwortete Peter mürrisch.

„Wie viel Karren bleiben Dir noch?“

„Drei.“

„Trachte, damit in dieser Woche fertig zu werden und schau Dich gleich weiter wegen des Brennholzes aus dem Walde des Menico um. Er sagte mir, daß er Geld braucht; wenn Du es ihm nicht Dienstag auf den Markt von Novara fährst, wird er einen andern Fuhrmann nehmen.“

Peter antwortete nicht.

„Und der andere, das wird Gaudenzio sein, verstehst Du wohl?“ begann Martin von neuem. „Der weiß, wo Arbeit zu finden! Kaum daß er gewahr wird, es gäbe irgend etwas zu verfrachten, da ist er schon mit seinem Karren da, und mit guten und schönen Worten ist's ihm auch gleich gelungen, das Geschäft abzuschließen.“

„Weil Gaudenzio an nichts anderes zu denken hat!“

„Ja, an was hast denn Du zu denken? Essen hast Du — Gott sei Dank!“

Digitized by Google

„Man lebt nicht allein um zu essen. Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, daß Ihr's wißt!“

„Versteh' wohl. Du möchtest heiraten, he?“

„Ich glaub' es wär' Zeit. Ich verdiene genug, um ein Weib zu ernähren.“

„Hast Dir schon eine ausgesucht?“

„Pacifico hat unsere Bekanntschaft vermittelt. Sie ist aus seiner Gegend; ein hübsches Mädchen; und Hausgeräth hat sie auch.“

Marianne hörte alles. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen; ihre Hand zitterte, daß sie den Löffel nicht mehr führen konnte.

Der Alte blickte auf Magdalene, die nach der Tochter wies, und sagte: „Was macht man aber mit dem Mädel, das wir im Hause haben?“

„Ist's meine Sache, daran zu denken?“ entgegnete Peter. „Verheiratet sie, wenn's Euch gelingt. Aber ich will nicht ewig deßhalb ledig bleiben, weil sie keinen findet, der sie mag.“

„Verheiratet sie . . . das ist bald gesagt; doch mit wem?“

„Fragt Pacifico um Rath. Er giebt ein bißchen den Unterhändler ab und bringt Euch einige Partien in Vorschlag.“

Marianne warf krampfhaft den Löffel auf die Thürschwelle und erhob sich zitternd vor Aufregung.

„Ich brauche niemanden, daß er mir einen Mann suche. Bin ich so häßlich, daß ich nicht von selber einen finde, gut, so bleibe ich lieber alte Jungfer; aber ich will mich nicht durch einen Sensal verheiraten lassen.“ Und sie lief in den Hof hinaus und brach in Weinen aus.

Der Vergleich zwischen dem jungen und hübschen Mädchen, welches Peter zu heiraten begehrte, und ihr, die sich niemand wünschte, die so herabgekommen war, daß man sie einem Händler zur Versorgung übergeben wollte, hatte sie tief erniedrigt. Ihr Herz war verbittert. Mit einmal durchzuckte sie ein anderer Gedanke, ein anderer schmerzlicher Gedanke. Alles Blut wallte in ihr auf. Ungestüm trat sie wieder in die Thüre und schrie mit zitternder Stimme voll Verachtung:

„Hättet Ihr nicht meine Federn verkauft, ich würde einen Mann gefunden haben!“

„Gut; find' ihn; ich werde Dir das Hochzeitbett bestellen“, sagte Peter, der einiges Geld für sich beiseite gelegt hatte und es gern hingab, um diesen Anstoß wegzuräumen.

Marianne entfernte sich wieder. Sie schweifte allein im Garten umher zwischen den Halbschatten der Dämmerung und überdachte lange ihre Lage; dann, in der Nacht auf ihrer Kammer, sann und sann sie von neuem. Der Gedanke an eine hübsche Schwägerin, an eine Ehefrau, welcher alle Komplimente machen würden, die aller Blicke auf sich zöge, während sie, Marianne, ihr zur Seite stände, häßlich, alt, verachtet wie ein Lappen — dieser Gedanke zerriß ihr Herz. Den Zärtlichkeiten ihres Bruders beizuwohnen, während mit ihr, der alten Jungfer, niemand zärtlich thäte; die Mutterfreuden der Schwägerin zu sehen, während sie selber niemals ein eigenes Kind hätte; die Kinder einer andern zu pflegen, ja, der Dienstbote der Neffen und Nichten

Digitized by Google

zu werden, das war eine schreckliche Perspektive! Sie haßte diese Schwägerin, bevor sie dieselbe noch kannte, sie haßte deren Kinder, die erst geboren werden sollten. Und so beneidete sie jenes achtzehnjährige Mädchen um die Freuden, welche ihm vielleicht niemals beschieden würden.

Wodurch hatte jene verdient, zu heiraten, während sie, die ihre ganze Jugend hindurch gearbeitet und gelitten, dieses Glückes für immer beraubt war?

Dann gedachte sie Peters Vorschlag, ihr das Hochzeitbett zu bestellen, nur damit sie heirate und sie dem Pacifico anzuempfehlen, damit er ihr einen Mann aussuche. Also war's möglich, einen ausfindig zu machen. Und sie hatte es ausgeschlagen! Aber hatte sie es wirklich für immer abgelehnt? Könnte ein Bräutigam, den ein Sensal in Vorschlag gebracht hätte, nicht ein so guter Ehemann sein, wie ein anderer? Jetzt stellte sie ja keine großen Ansprüche. Auf Gaudenzio hoffte sie nicht mehr. Wenn sie nur einen Mann fände, der jung und gut wäre und sie lieb hätte; wenn sie sich nur verheiraten könnte gleich anderen Mädchen und nicht im Schatten der Schwägerin altern müßte, sie würde nichts mehr verlangen.

Und sie überließ sich den Träumen, den Entwürfen für die Zukunft. Es kommt der Vorschlag, es kommt der Bräutigam. Ein Mann in den Dreißigern. „Wenn Ihr mich mögt“, sagt er, „so bin ich bereit, mit Euch durchs Leben zu gehen.“ Und sie giebt ihre Einwilligung; ihr Herz, liebelechzend, fühlte sich jenem idealen Menschen schon gewogen. Dann gehen sie nach Novara, um Ohrgehänge, Halsgeschmeide und einen Ring zu kaufen; die Hochzeit findet statt. Die Schwägerin findet sie schon verheiratet vor; auch sie ein eheliches Weib. Sie zieht aus dem Haus, weit, weit fort. Da sieht sie ihr Haus. Die Küche mit dem Backtrog, den Tisch, die Näpfe, die Milchgelten; die Kammer mit dem geräumigen Bett und zu den Füßen desselben die Kiste mit der Ausstattung. Sie sieht sich selber als Frau und Herrin in ihrem Häuschen, sie stellt sich ihr Gebahren im Laufe des Tages vor, die Beschäftigungen der Wirthin, worauf die Frauen und namentlich die Bäuerinnen sich so viel zugute thun, die Gänge auf den Markt, um für eigene Rechnung Verkäufe zu besorgen, die Plaudereien mit den Nachbarinnen; die Arbeiten im Küchengarten und zuletzt, ganz zuletzt, die Rückkehr des Mannes am Abend, die gemeinschaftlich zu verzehrende Minestra bei geschlossenen Thüren, wenn sie beide allein sind und zu einander zärtlich sein dürfen, fern allem Zwang der Welt ... Auf dieses Bild richtete sie ihre Gedanken, sie fixirte dasselbe leidenschaftlich, ihr Herz pochte ungestüm und sie fühlte sich zu Thränen bewegt. Nachdem sie die ganze Nacht so meditirt hatte, wurzelten sich jene Gedanken ihr so stark in Sinn und Herz, daß sie darauf nun und nimmer verzichten mochte. Sie wunderte sich fast, noch nicht verheiratet zu sein; es schien ihr unmöglich, daß jene Freuden, die sie in der Vorstellung so lebhaft empfunden hatte, ihr erst in weiter Ferne bevorständen, ja, nicht einmal gewiß wären ....

Der Sensal, tags zuvor verachtet und verflucht, wurde jetzt im stillen gesegnet.

Digitized by Google

XX.

Am Nachmittag, als Marianne am Brunnen das Grünzeug wusch, das Magdalene tags darauf auf den Markt tragen sollte, trat Pacifico aus der Küche und kam gleichfalls mit einem Korbe zum Brunnen, um Kohl und Kürbißstücke zu schwenken, die er für die Minestra vorbereitet hatte.

„Guten Tag, Marianne!“ sagte er, den Korb mit Wasser füllend und das Grünzeug schwenkend.

„Guten Tag! Ihr spielt die Wirthin, was?“ erwiderte Marianne.

„Bah! Was läßt sich machen? Da nun einmal der liebe Gott meine Frau zu sich berief . . .“

„Und wisset Ihr, daß mein Bruder sich verheiraten will?“ fragte Marianne, den Ausfluß des Wittwerschmerzens egoistisch unterbrechend.

„Ja, mit Rosette aus Cerano. War ich's doch, der diese Bekanntschaft vermittelt hat! Sie ist ein schönes Mädchen.“

„Wer weiß das nicht! Es sind nur die Schönen, welche an den Mann kommen.“

„Was nicht gar! Auch die Häßlichen. In den Schlachtbänken bleibt niemals Fleisch übrig.“

„Ich indeß, die ich häßlich bin, habe keinen Mann gefunden.“

„Und wenn ich Euch einen verschaffte, Marianne?“

Sie begriff, daß der Vater mit ihm darüber gesprochen, und beugte sich, ohne zu antworten, über den Quell, um die Freude, welche ihr wider Willen aus dem Antlitz lächelte, nicht merken zu lassen.

„Sagt, würdet Ihr ihn nehmen, wenn ich ihn Euch aussuchte?“ fragte Pacifico neuerdings. Marianne beugte sich noch tiefer und biß sich auf die Lippen. Sie zitterte vor Freude. Sie glich einem Kranken, der von einem langen Leiden, daran er zu sterben glaubte, genaß. Die Liebe belebte sie, sie sah sich als Braut, und sie hatte alle Hoffnung doch schon aufgegeben!

Als Pacifico ihr Lächeln bemerkte, nahm er aus dem Korb ein Stückchen Kürbiß und warf ihr dasselbe an den Hals, während er die Frage wiederholte.

„Also sagt, Marianne! Würdet Ihr ihn nehmen?“

„Vorerst findet einen, hernach wird sich's zeigen“, erwiderte Marianne spröde, lächelte ihm beleidigend zu und lief ins Haus.

Er hat schon einen im Sinn, dachte sie. Jetzt bin ich schon so gut wie verheiratet. Es hielt doch nicht so schwer, als man dachte!

Indeß verstrich die ganze Woche, ohne daß irgend jemand um ihre Hand angehalten hätte. Wenn sie sich nochmals täuschte?

Peter zeigte sich inzwischen im Hause mürrisch, blieb oft aus, und die Eltern sagten:

„Das muß anders werden! Dieser Junge verliert den Kopf.“

Und vor Marianne stand wieder das Gespenst der Schwägerin. Sie zitterte.

Sonntag endlich, als sie vom Abendgebet kam, trat mit einer geheimnißvollen, vielversprechenden Miene Pacifico an Martin heran. Marianne, die einen Schritt hinter ihnen ging, beeilte sich, an ihnen vorbei zu kommen, um irgend ein Wort zu erlauschen.

Digitized by Google

„Ich muß Euch sprechen“, sagte Pacifico. „Wollt Ihr auf ein Gläßchen Wein kommen?“

Marianne hörte es und ging schmunzelnd, ohne aufzuschauen an ihnen vorüber.

„Guten Tag, Marianne!“ schrie ihr Pacifico nach.

Sie wandte sich um, lachte und ging weiter. Ihr Herz frohlockte. Sie war sicher, daß ein Werber da war. Sie brauchte ihm nur noch einen Korb zu geben, um anderen Frauen gleich zu sein.

An diesem Abend, während alle sich zum Abendessen versammelten, nahm sie ihre Schüssel mit Reis und ging damit in den Hof hinab, in der Hoffnung, der Vater würde nachkommen und ihr das Projekt von Pacifico berichten. Aber Martin ließ sie in Ruhe zu Nacht essen, und als sie damit fertig war, rief er sie ins Haus. Er wollte, daß diese feierliche Unterredung vor der versammelten Familie statthabe.

„Nun, Marianne“, begann er, „willst Du oder willst Du nicht heiraten?“

„O, von mir aus . . .“, sagte Marianne achselzuckend und ihm schämig den Rücken kehrend; aber ihre Augen glänzten und sie sah vor sich einen hübschen Burschen mit frecher Miene, eine Nelke im Knopfloch und den Hut auf dem Ohr. Vernunft genügt nicht, um die Phantasie im Zaume zu halten.

„Ein Werber wär' da“, fügte der Vater hinzu.

Marianne lehnte schon in süßen Gedanken am Arm des Burschen, sie bewunderte sich in ihrem halbseidenen, schillernden Brautkleide und lächelte.

Martin schwieg nach den letzten Worten und zog einige Mundvoll Rauch aus seiner Pfeife, den er gedankenvoll vor sich blies. Marianne war ungeduldig, weiteres zu erfahren. Sie wandte sich ein wenig um und blickte den Vater kichernd an.

„Ist's also gut?“ fragte der Alte.

„Sprecht nur weiter“, antwortete Marianne.

„Was giebt's da noch zu sprechen? Hast doch gesehen, wer es war, der mich nach der Vesper angesprochen hat.“

„Pacifico.“

„Ja, Pacifico. Er sagt, daß die Obhut seines Kindes ihm den Kopf zur Arbeit verdirbt; ihm würde eine Frau genügen, die keineswegs schön und jung zu sein braucht, keine Grillen hat und an seiner armen Kreatur Mutterstelle vertreten wollte.“

Marianne wurde es kalt ums Herz. Der kecke Bursche, die Nelke, das schillernde Brautkleid, alles schwand, wie von einer Wolke umzogen. Sie erschien sich mit einmal häßlich, ohne den Silberschmuck im Haar, alt an der Seite eines alten Mannes, der sie nicht für sich, sondern für sein Kind begehrte, damit sie demselben eine Stiefmutter wäre. Sie sah diese fest- und lieblose Hochzeit und zwei Schritte entfernt, in demselben Gehöfte, die junge und schöne Schwägerin, triumphirend in bräutlichem Pomp und in Lustbarkeiten.

Sie ward roth vor Scham. Sie empfand ein Gefühl der Verachtung gegen Pacifico, gegen ihren Vater, gegen alle. Daß dieser Sensal sich selber in Antrag brachte, bedeutete so viel als:

„Ich glaube nicht, daß sich ein anderer fände, der Euch möchte.“

Digitized by Google

Und um die Beschimpfung aufs höchste zu steigern, sagte er, sie sei **reif und keineswegs schön.**

Marianne war nicht mittheilsam. Freude, Schmerz, Verachtung, alles schloß sie in sich. Sie empfand ein grausames Zucken im Herzen und die Augen füllten sich ihr mit Thränen. Aber sie sagte nichts, sie zog nur das Kopftuch übers Gesicht und verharrte schweigend, ohne sich zu wenden, die Thränen verschluckend.

Martin zuckte mit den Achseln und trat murmelnd in den Hof hinaus:

„Man weiß nicht, wie ihr beikommen!"

Peter stampfte mit einem Fuß und schüttelte unwillig den Kopf. Aber er sprach kein Wort und fuhr fort, ein Stück Brod mit dem Messer zu zerstückeln.

Die Mutter näherte sich Marianne, faßte sie am Arm und sagte:

„Komm her; sprich, willst Du ihn oder willst Du ihn nicht?"

Marianne riß ihren Arm barsch aus der Umspannung und schrie:

„Eher sterben, als einen Alten nehmen und eine Stiefmutter sein!"

„O, hör' doch!" rief endlich Peter, „Pacifico ist durchaus nicht alt. Er hat sechsunddreißig Jahre und Du siebenundzwanzig. Die Herrschaften heiraten immer so; der Mann ist viel älter als die Frau, sogar zehn Jahre älter. Und dann ist Pacifico ein braver Mensch. Willst Du noch einen besseren finden? Er paßt just für Dich."

„Ja? Für Euch paßt er freilich, weil, wenn ich einen Wittwer heirate, er auch schon das Ehebett hat und Ihr es nicht mehr anzuschaffen braucht. Aber mir paßt er ganz und gar nicht."

„Mach', was Dir gut dünkt. Bedenke jedoch, daß ich Deiner Grillen wegen nicht ledig bleiben will. Den Mann hättest Du jetzt; willst Du ihn nicht, desto schlimmer für Dich."

„Gewiß", sagte Martin dazwischentretend, „Peter hat recht. Vom Hause weist man Dich nicht fort. Aber ich kann nicht verhindern, daß Dein Bruder sich einen eigenen Herd gründe. Gefällt Dir Pacifico nicht, so heirate ihn nicht; doch beklage Dich dann auch nicht, wenn Du mit der Schwägerin Dich nicht vertragen wirst. Du selber bist es dann, die dableiben wollte."

„Ich bleibe nicht im Hause. Ich werde in Dienst nach Novara gehen."

„Auf keinen Fall!" gab Martin mit einer Energie, die ganz neu an ihm war, zurück. „Aus meinem Hause ist noch niemand dienen gegangen. Es kann sich treffen, daß Du noch heiratest; und wenn sich's trifft, wird man Dir das Ehebett wohl anschaffen; was recht ist, ist recht. Wenn sich's aber nicht trifft, wirst Du arbeiten, im Hause und außerhalb desselben; aber nach der Stadt in Dienst gehen, wo Bediente, Soldaten, Handwerker sind, die im Müßiggang den Mädels nachstellen, das, Mädchen, geschieht nicht; man darf nicht hingehen."

Marianne war kein Weib, das selbstständig einen Entschluß faßte. Sie beharrte in ihrem Zorn mehrere Tage lang und wurde danach verschlossener als zuvor. Aber sie blieb im Hause. Die Heirat Peters wurde beschlossen; Martin und Pacifico gingen nach Cerano, um dort um die Hand Rosettes für Peter anzuhalten. Dann begaben sich die Brautleute sammt den Eltern nach Novara, um Schmuck zu kaufen.

Digitized by Google

Magdalene ließ unterdessen die Kammer über jener Mariannes und über dem Backofen weißen, scheuerte den Fußboden und ordnete alles zum Empfang des Hochzeitbettes und der Ausstattungskiste der Braut an.

XXI.

Marianne erklärte den Ihrigen, sie wolle zur Reisernte gehen, damit sie nicht der Hochzeit beizuwohnen brauche. Die Mutter begriff die Erniedrigung, welche sie hätte erleiden müssen; man verhandelte darüber lange und beschloß, gegen alles Herkommen, die Hochzeit in die Erntezeit zu verlegen, um der unglücklichen Tochter eine Kränkung zu ersparen.

Und Marianne ging um so williger, als Pacifico während der Vorbereitungen zu einer durch ihn vermittelten Hochzeit ständig zu Hause war, und sie ihn, nach dem stattgehabten Antrag, nicht ausstehen konnte. Es überstieg ihre Kräfte, ihm zu verzeihen, daß er sie ein reifes und keineswegs schönes Mädchen geheißen hatte; sie sprach zu ihm seither kein Wort.

Gegen Ernteschluß übernahm es Gaudenzio, der an dem Reisfelde, wo Marianne arbeitete, vorbei kommen mußte, ihr einigen Mundvorrath und Leckereien von der Hochzeit zu überbringen.

„Das ist ein Prachtstück von einem Weib, das Euer Bruder sich heimgebracht hat!“ erzählte er ihr. „Schön wie eine Blume, massig wie eine Säule, munter wie eine Lerche.“

Das Herz Mariannes war ganz Galle gegen diese Schwägerin. Sie erinnerte sich gewisser Frauen, welche nach der ersten Niederkunft ihre Haare verloren hatten; auch gedachte sie einiger Fälle von Geburtswehen, während welcher den betreffenden gelbe Flecke ins Gesicht traten und Zähne ausfielen. Und es behagte ihr, sich vorzustellen, daß diese schöne Schwägerin binnen einem Jahr ein Kind bekäme und nicht mehr schön wäre.

Dann erzählte Gaudenzio Einzelheiten von der Hochzeit. Eine Woche vor der Trauung hatte die Braut in Begleitung ihrer Mutter mit einem Teller Zuckerwerk, das auf einer Serviette lag, die Runde von einem Herrenhof zum andern gemacht. Das ist so bei allen Bräuten üblich; die Herrschaften nehmen ein Stückchen Zuckerwerk und legen an dessen Statt ein Stück Geld auf den Teller; gewöhnlich eine Lire. Rosette hatte aber so viel Grazie, daß alle großmüthig zu ihr waren und sie hübsch viel Geld zusammenbrachte. Dann, am Morgen des Hochzeittages, war sie wie eine Madonna gekleidet; zwei kleine Kutschen standen bereit, sie von Cerano bis ins Haus ihres Bräutigams zu fahren.

„Das schönste aber“, erzählte Gaudenzio weiter, „war der Eintritt ins Haus. Eure Mutter, die eine Frau nach altem Schnitt ist, hatte auf die Schwelle der Hausthür einen Staubbesen gelegt.“

„Deßhalb ist man noch nicht nach altem Schnitt“, unterbrach ihn Marianne, die, boshaft wie sie war, darin eine Anklage gegen die Schwiegermutter und eine beabsichtigte Vertheidigung der Schwiegertochter voraussah. „Alle Mütter legen in die Hausthür einen Staubbesen. Und ist die Braut eine gute Wirthin, hebt sie denselben auf,

Digitized by Google

um die Schwelle reinzukehren; ist sie aber eine nachlässige, so läßt sie im vorbeigehen den Besen liegen."

„Was denn gar! Das sind Ansichten, wie sie meine Großmutter hatte", erwiderte Gaudenzio, der immer mit seinen Fortschrittsideen Staat machte. „Dieser Kobold von einem Mädchen hätte just noch die Schwelle reinzufegen nöthig! Man muß sie gesehen haben! Sie machte einen solchen Satz, daß sie damit ein Dutzend Besen überhüpft hätte."

„Was? Sie übersprang den Staubbesen?" schrie Marianne mit der größten Entrüstung, deren sie in Ton und Geberde fähig war; es klang, als hätte sie gesagt: „Sie hat das Haus angezündet."

„Ja, sie übersprang den Besen! Was ist dabei? Sie wußte nicht, daß sie denselben aufzuheben hatte, um sich wirthschaftlich zu zeigen."

„Ja, sie wußte es nicht! Wenn das Brauch ist in Trecate, ist's in Cerano nicht fremd. Es liegt ja kein Meer dazwischen. Und den Staubbesen hat sie nur deßhalb nicht aufgehoben, weil sie nicht haushälterisch sein will."

Und Marianne empfand alle Wollust in diesem Triumph, das arme Mädchen so bereden zu dürfen.

Später, als sie an der Gruppe der Mädchen vorbeiging, die sich um Gaudenzio auf der Tenne geschaart hatten, um ihm, der noch von den Wundern der jungen Frau erzählte, zuzuhören, rief sie ihnen verächtlich zu:

„Eine schöne Frau, die nicht einmal den Staubbesen aufgehoben hat!"

Aber Gaudenzio, der kein Haar auf der Zunge, wohl aber welches auf den Zähnen hatte, antwortete ihr in Gegenwart aller:

„Gebt acht, Marianne! Es ist der Neid, der aus Euch spricht; denn die Jahre gehen vorüber und kein Freier stellt sich ein. Dann neidet Ihr Eurer Schwägerin, daß sie schöner ist, als ihr."

Ha, dieser Gaudenzio war schrecklich! Auch er war nicht mehr jung; er zählte dreißig Jahre. Aber mit seinem Hütlein auf dem linken Ohr und seiner frechen Miene war er immer in gewisser Weise unwiderstehlich; er blieb der Löwe der ganzen Gegend, und so weit sein Karren kam, wäre es keinem beigefallen, ihn bei dem galanten Leben, das er führte, für zu alt zu halten. Die Mädchen waren ihm gegenüber ganz Nachsicht und bei seinem Ausfall gegen Marianne brachen sie in ein beleidigendes Gelächter aus.

Alles das war nun freilich nicht geeignet, die Friedenspräliminarien zwischen den beiden Schwägerinnen zu begründen und Marianne kehrte grimmiger denn je gegen die unbekannte Schwägerin nach Hause zurück.

XXII.

Rosette war in der That ein schönes Mädchen. Keine romantische Schönheit, kein elegantes Figürchen, nicht ideal, wie Marianne es mit siebzehn Jahren gewesen war; aber eine schön zu nennende Bäuerin, weiß, roth, fleischig wie ein Apfel, kräftig und üppig gebaut. Ihre Gesundheit entsprach dem blühenden Aeußeren. Zeit ihres Lebens

Digitized by Google

hatte noch kein Arzt ihren Puls befühlt, und in ihrem Herzen jauchzte alle Fröhlichkeit der Jugend und der Gesundheit. Im Fluge hatte sie das Wohlwollen der alten Schwiegereltern erobert. Nach dem Sprung über den Staubbesen eilte sie in die Arme Magdalenes, die diesen Augenblick kritisch erwartet hatte. Aber diese Umarmung, welche sie fast zu Boden geworfen hätte, bewegte auch tief innerlich das arme Weib. Die eigene Tochter hatte sie seit langem von Zärtlichkeiten entwöhnt.

Vom Keller bis zum Giebel erscholl das Haus tagaus, tagein von der fröhlichen Stimme Rosettes, so daß Martin sagte:

„Der Karneval ist mit diesem Ding ins Haus gezogen."

Peter hingegen war melancholisch und schweigsam. Er hatte ein leidenschaftliches Gemüth, scheute niemals ein Opfer für eine geliebte Person, war aber sehr schweigsam und wortkarg, dabei furchtsam bis zum äußersten. In den ersten Flittertagen war er verwirrt durch seine Gemüthsbewegungen, schämte sich derselben und während sein Herz von Süßigkeiten überquoll, verdeckte er seine Verlegenheiten durch Unarten. Der Aermste! Wie that ihm die krönende Absonderung einer Hochzeitreise noth! Solcher Luxus der Isolirung ist aber nur den Herrschaften gestattet.

Die Landleute, welche patriarchalisch in der Familie leben, sind dazu verdammt, ihre Herzensergüsse zu zügeln. Armes Volk!

Kaum daß Rosette ihren Mann ins Haus treten sah, sprang sie ihm freudig entgegen.

„Willkommen, Männchen! Hast Du Hunger? Umarme Dein Frauchen!"

Peter hätte sie von Herzen gern umarmt; aber er erröthete, blinzelte Vater und Mutter an und wandte sich danach ungeschickt abwehrend zu seiner Frau:

„Bleib' ein bißchen ruhig, Närrchen!"

Rosette war nicht von einer so weichlichen Gemüthsanlage, um darunter zu leiden. Sie begriff, daß ihr Mann sich schämte und antwortete ihm mit einer hellen Lache.

Als Marianne vom Reisfelde zurückkehrte, befand sich Rosette im Küchengarten.

„Rosette!" schrie Magdalene, „Marianne ist da!"

Rosette füllte eben ihre Schürze mit Salat, knüpfte dieselbe eilig zusammen und lief die Beete hinab. In einem Nu kam sie hinter dem Haus hervor und rief:

„Wo ist diese kleine Schwägerin?" Und als sie dieselbe im Reisegewand, mit den Holzschuhen in der einen und dem Bündel in der andern Hand erblickte, fiel sie ihr um den Hals und küßte sie auf die Wangen.

Marianne ließ sie gewähren, kühl, ohne diese Begrüßungen zu erwidern; und kaum daß sie sich losmachen konnte, trat sie ins Haus und murrte: „Was für Scenen!"

Indeß dachte Rosette ihr zur Seite:

„Sie ist der zweite Peter. Sie sind alle so. Sie wagen nicht, sich frei zu zeigen; sie meinen es gut, aber sie behalten es im Herzen; sie verstehen nicht, es zu äußern."

Digitized by Google

Nach Peters Verheiratung besuchte Gaudenzio sehr oft das Häuschen der Lavatellis.

„Wie geht's, Gaudenzio?" redete ihn einmal Marianne herb an. „Ihr habt den Weg in unser Haus ganz vergessen und jetzt wiedergefunden?"

„Ich gehe immer dorthin, wo schöne Frauen sind", antwortete er. „Nun, da Eure schöne Schwägerin da ist, komm' ich wieder."

Marianne merkte sich das gut. Es war ein grober Scherz, an welchem Rosette nur passiv betheiligt war. Aber Marianne schob ihr die ganze Verantwortung zu und ihrem Haß gelang es, diesen albernen Scherz bis zu den Dimensionen eines Ehebruchs aufzubauschen.

Inzwischen war der Herbst mit seinen langen Abenden und gesellschaftlichen Zusammenkünften im Stall herangerückt. Rosette hatte in ihrer Herzlichkeit einige Bekanntschaften in der Umgegend gemacht und einige Nachbarinnen an sich zu fesseln gewußt, die sich nun in dem früher gemiedenen Stall versammelten, sämmtlich voll Bewunderung für die gute Laune und für die Lieblichkeit der jungen Frau.

Darunter waren mehrere Mädchen. Marianne saß unter ihnen und spann; aber ihr umwundener Kopf, ihre Schweigsamkeit, das verdüsterte Gesicht, die fortwährend schlechte Laune, die boshaften und strengen Urtheile ließen sie alt erscheinen. Sie fühlte sich recht unbehaglich in jener fröhlichen Mädchenschaar.

Rosette hingegen mußte sich, in der neuen schweren Würde einer Ehefrau, zu den Weibern gesellen und der wichtigen Beschäftigung des Kleiderflickens für ihren Mann obliegen. Sie that dies gern, nähte mit aller Energie ihrer kräftigen Finger und biß die Fäden mit ihren weißen Zähnen glatt.

Aber die Gespräche der Wirthinnen, welche sich wechselseitig allerlei häusliche Geschichten erzählten, vom Säugen der Kinder, von den Mirakeln des Landesheiligen, von den Familienamuletten, von den Krankheiten, von dem Aufenthalt im Hospital sprachen, interessirten die junge Frau ganz und gar nicht. Ihre achtzehnjährige Erfahrung bot ihr nicht den geringsten Anlaß, an jenen ernsten Gesprächen theilzunehmen. Und dazwischen drang das kokette und klatschsüchtige Mädchengeschwätz an ihr Ohr, in das sie aus der Ferne wie in ein künstliches Feuer ihre Lach-Raketen sandte, die von den Mädchen und von ihr selber lachend begrüßt wurden. Alle jugendliche Fröhlichkeit flog wie ein Ballen herüber und hinüber und über den ernst umwundenen Kopf Mariannes hinweg, ohne sich auch nur entfernt von deren Strenge einschüchtern zu lassen. Und Marianne empfand in ihrem verbitterten Herzen, daß die Schwägerin trotz ihrer glücklich war und sie schäumte innerlich auf.

XXIII.

Peter, der ein fleißiger Mensch war, blieb oft des Abends, seiner Verfrachtungen wegen, außer dem Hause. Gaudenzio hingegen war ein regelmäßiger Besucher der Abendgesellschaften im Stall geworden. Sein Kommen bedeutete allen jenen Mädchen ein Fest, Mariannen aber eine Pein; er hatte für sie immer irgend eine grausame Wahrheit in Bereitschaft, während er für die Schwägerin die Zuvorkommen-

Digitized by Google

heit selbst war. — O, wenn Marianne ihn für immer hätte entfernen können, wenn sie einen Zank, einen Streit hervorzurufen vermöchte, der ihm endgiltig die Thür wiese! Es schien ihr, als ob die andern gar nicht bemerkt haben würden, daß sie ältlich und häßlich war, wenn nicht dieser freche Mensch da gewesen wäre, es jeden Augenblick zu wiederholen.

Wenn er Rosette ihrer Haare wegen ein Kompliment machen wollte, wußte er's nicht anders, als mit einer Unart für Marianne zu thun.

„Ihr habt auch das Theil Eurer Schwägerin."

Wenn die junge Frau sich rühmte, noch nie einen Tag bettlägerig gewesen zu sein, noch nie eine Arznei genommen zu haben, bemerkte Gaudenzio ironisch:

„Just wie Marianne!" Es war eine Qual! Wenn man vom Heiraten sprach, bekam Marianne immer ihr Theil ab.

„Gaudenzio, wißt Ihr wer sich verlobt hat?"

„Wer? Marianne?"

Und alle lachten und nannten ihn liebkosend Hanswurst. Und Pacifico, der einzige Mensch, der um ihre Hand angehalten hatte, war dabei und hörte diese Gespräche, die eine Bestätigung seines Urtheils enthielten: reif und keineswegs schön.

So ward Marianne von Tag zu Tag argwöhnischer und schlechter. Sie haßte die Schwägerin, haßte Gaudenzio, haßte alle Leute, die jung, schön und glücklich waren.

An einem Novemberabend war Peter mit seinem Karren angekommen, hatte das Pferd ausgeschirrt und die Seinigen im Stall aufgesucht.

Rosette unterließ es, ihm entgegen zu laufen und ihn zu umarmen, weil sie seine Scheu kannte. Ihr zur Seite stand Gaudenzio, der ihr tausend Possen erzählte und so begnügte sie sich denn, dem Eintretenden zuzurufen:

„Grüß Gott, Peter! Guten Abend!" wobei sie weder sich noch ihren Nachbar weiter inkommodirte.

Und Marianne schrieb sich auch dies hinters Ohr.

„Mutter", sagte Peter zu Magdalene, „ich bin in Cerano gewesen. Die Mutter Rosettes hatte eben Lucie zu Hause, die sich bei der Reisernte das Wechselfieber geholt hat. Sie sagt, der Arzt hätte ihr Luftveränderung angerathen, und wenn Ihr wolltet, würde sie sie hierher zur Schwester schicken."

Marianne empfand ein neues Unbehagen; in jeder jungen und schönen Frau sah sie eine Widersacherin.

„Von mir aus", antwortete Magdalene, „ich würde sie gewiß gern bei mir sehen; aber wo willst Du, daß sie schlafen soll?"

„Wenn ich außer dem Hause bin, kann sie bei meiner Frau schlafen, sie sind Schwestern und werden sich vertragen; und die Nächte, die ich zu Hause verbringen werde, schläft sie ganz gut mit Marianne."

Erregt hörte Marianne diese Berathung und deren Beschluß. Aber es kam ihr nicht entfernt in den Sinn, dem auch nur zu widersprechen. Die Frauen auf dem Lande leben in absoluter Unterthänigkeit.

Digitized by Google

Am folgenden Tage fuhr Peter eine Ladung Brennholz nach Cerano und brachte auf der Rückkehr die Schwägerin mit.

Es war ein zartes, von den Fiebern geschwächtes und abgeblaßtes Mädchen, sechzehnjährig, schlank, anmuthig, weiß, mit blauen Augen und braunem Haar und einem kleinen Mündchen, das oft lächelte. Sie glich einem als Bauernmädchen verkleideten Fräulein. Zum ersten Mal trug sie das Silber im Haar und klagte, daß es ihr Kopfschmerzen verursachte. Sie hatte die Kommunalschule besucht, konnte lesen, schreiben, ja sogar Spitzen häkeln. Eine Wundererscheinung!

Gaudenzio wollte, wie es zu erwarten stand, die Aufmerksamkeit des neuen Gastes erregen, und er sprach zu ihr mit jener artigen Nachgiebigkeit, die man im Gespräche mit Kindern beobachtet. Indeß fand er sie nicht nach seinem Geschmack.

Das spezifische Gewicht dieses rekonvaleszenten Kindes entsprach nicht seinem Ideal, und im übrigen war er nicht der Mann, das tiefe Blau ihrer großen offenherzigen Augen und ihre liebliche Anmuth auf die Rechnung zu setzen. Aber er bezeigte sich ihr artig, aus Rücksicht für die Schwester, die ja wohl ihr gutes Gewicht hatte.

Die arme Kleine hatte es bald herausgebracht, daß Gaudenzio die Begeisterung aller Mädchen im Stalle galt und ihrer kleinen Eigenliebe schmeichelte es, ihn um sich so besonders beschäftigt zu sehen. Und vom Geschmeicheltsein über die Bevorzugung seitens eines Mannes bis zur Bevorzugung desselben, ist nur ein Schritt.

Marianne ward alles das gewahr, auch die Täuschung des Kindes über dessen aufkeimende Neigung. Und obgleich sie sah, daß die arme Kleine einen Fehler machte, wünschte sie's ihr auch nicht besser, als den andern und freute sich, daß deren Liebe nicht die gehoffte Erwiderung fand.

XXIV.

Den ersten Abend nach der Ankunft Luciens kam Peter mit einem Organisten in den Stall. Alle jungen Leute, Mädchen und Frauen schnellten in die Höhe und begrüßten mit einem Freudengeschrei diese Ueberraschung.

Auch Marianne erhob sich, aus Instinkt, aus Gewohnheit. Als aber sämmtliche junge Männer ihre Tänzerinnen gewählt hatten, fand sie sich allein übrig, ein Hinderniß den tanzenden Paaren, und mußte zurücktreten und sich zu den Müttern setzen.

Als Gaudenzio bemerkt hatte, daß Peter sich anschickte, den Tanz mit seiner Frau zu eröffnen, war er zu dem fremden Mädchen geeilt. Als sie nach ihrem Sitz zurückkehrte, sah das Mädchen Marianne verdüsterter als gewöhnlich durch die erlittene Zurücksetzung und sagte zu ihr:

„Es sind keine Tänzer mehr für Euch da, was?“

„Ich tanze nicht gern“, antwortete Marianne, die wenigstens den Schein retten wollte. Bei Gaudenzio aber verfing keine Ausrede. Er mußte den Tüpfel aufs i setzen, auch dann, wenn die Gesetze der Höflichkeit jenen der Genauigkeit widersprachen. Und so entgegnete er mit roher Bosheit:

„O ja! Was man nicht haben kann, schenkt man aus Mitleid.“

Digitized by Google

Lucie, deren Geist ein wenig kultivirter war, fühlte die Grausamkeit dieser Worte und versuchte, so gut es ging, dieselben zu mildern.

„Willst Du mit mir tanzen, Marianne?“ fragte sie.

In diesem Augenblick beendete Peter den Tanz mit Rosetten und geleitete sie auf den Sitz neben Magdalene. Gaudenzio ließ die alte Jungfer und das Kind im Stich und lief auf die junge Frau zu, die wie eine Eroberin strahlte. In seiner flegelhaften und bloßstellenden Weise begann er nun mit ihr den Tanz. Marianne wies das artige Anerbieten Luciens zurück und folgte mit Forscherblicken dem tanzenden Paare. Sie kannte wohl dies Drücken und Schwanken, dies Aneinanderpressen der Wangen, die keuchenden Worte und das heiße Gesumse von Mund zu Mund. Die Eindrücke, welche dies in ihr erzeugt hatte, sah sie jetzt wieder hervorgerufen in der jungen Schwägerin, nur noch lebendiger durch die freudige Empfindung der Theilnahme ihres bewundernswerthen Tänzers.

In der That fühlte sich die fröhliche, lärmende Rosette nicht behaglich an der Seite ihres Gatten, der wie ein Stachelschwein in sich zusammengeknault war. Sie empfand Scheu vor ihm. Sie wagte nicht, ihm eine Artigkeit zu bezeigen, weil sie wußte, dieselbe fände keinen Anklang. Sie wagte nicht, ihm eine Narrerei zu erzählen, weil er darüber nicht lachen würde. Im Verkehr mit anderen hingegen brauchte sie nur den Mund aufzuthun, um von sich sagen zu hören:

„Was für ein Dämon von einem Weib! Was für Pfefferkorn! Ihr trumpft alle über! Ihr seid noch um eins klüger als der Teufel! In Eurer Gesellschaft hat man sich über Grillenfang gewiß nicht zu beklagen!“

Und dann, was Gaudenzio betraf, war dieser noch höflicher und galanter als die anderen. Mit jener Keckheit, die ihn kennzeichnete, zögerte er durchaus nicht, ihr seine Bewunderung ihrer Schönheit mit glühenden Worten zu erklären.

„Was für ein Exemplar von einem Weib! Ihr fürchtet Euch gewiß nicht, daß der Wind Euch forttrage. Warum legt Ihr nicht das Halstuch ab, wenn das Tanzen Euch erhitzt? Ich schau' nicht“; und er hielt die Hand vors Gesicht und sah zwischen den Fingern hindurch, um seinen indiskreten Wunsch, sie entblößt zu sehen, zu äußern. „Im übrigen“, fügte er hinzu, „weiß ich ja, daß das alles wattirt ist.“ Und er lachte über diesen Einfall, als ob der Umstand, daß sie wohlbeleibt und nicht wattirt war, so geäußert das größte Lob enthielte, das man ihr ertheilen konnte.

Rosette war kein schlaues Weib. Sie war fröhlich und nahm alles von der guten Seite. Sie sah die Absicht, ihr ein Kompliment zu machen und acceptirte dasselbe, ohne daran viel herum zu prüfen, zufrieden, weil Gaudenzio ihr gefiel und sie sich in seiner Gesellschaft gut befand.

„Da seht!“ dachte Marianne, „erst wenige Monate verheiratet und liebäugelt schon mit einem andern!“

Dies war allerdings mehr als ein vorschnelles Urtheil; aber sie empfand das Bedürfniß, alles zu vergrößern, um in den eigenen Augen den Haß, den sie empfand, zu rechtfertigen, und auch den Wunsch, die

Digitized by Google



Auf der Alm.

Nach dem Originalgemälde von Karl Naumann.

Digitized by Google

Schwägerin zu beschämen und den unausstehlichen Gaudenzio fern zu halten. Sie ging, sich neben Peter zu setzen und sagte:

„Nun hast Du aufgehört mit Deiner Frau zu tanzen? Sie ist für den ganzen Abend vergriffen . . .“ Gern hätte sie hinzugefügt: „mit Gaudenzio“, aber es fehlte ihr der Muth dazu.

Peter jedoch verstand ihre Anspielung. Er bewunderte seine schöne Frau mit aller Gefühlsintensität, deren er fähig war und seine Gefühle nahmen umsomehr an Leidenschaftlichkeit zu, als sie sich in keinen Aeußerungen Luft machten.

Er empfand eine Art Neid gegen jedermann, der die ihm mangelnde Gabe des Sichäußerns besaß und dadurch sympathischer erschien, als er. Er war darauf naturgemäß eifersüchtig, denn er schätzte es als eine Ueberlegenheit. Die Bemerkung Mariannes genügte, um seine haltlose Eifersucht auf Gaudenzio zu richten.

Er litt tief unter seinem Argwohn, aber er äußerte denselben nicht, wie er seine Liebe nicht äußerte. Auch er verschloß alle Empfindungen in sich, wie Marianne. Er war leidenschaftlich im höchsten Grade und empfand ein glühendes Streben nach einer exklusiven Liebe.

Aber Marianne rächte sich für das Unvermögen, eine solche Liebe einflößen zu können. Peter hingegen litt in seiner großen Güte nur selbst darunter. Er empfand nicht das ätzende Bedürfniß, sein eigenes Leid an anderen zu entgelten, sie des eigenen Uebels anzuklagen, sie zu hassen. Er beklagte sich selber, nicht soviel werth zu sein, als die anderen, die er in seiner Herzensdemuth über sich stellte, und die Ursache des Unrechts, das er duldete, suchte er in sich selber. „Ich weiß mir nicht die Liebe dieses Weibes zu erringen“, sagte er. Und er dachte nach, was er zu thun hätte, um die Neigung seiner Frau zu gewinnen.

XXV.

In der ersten Dezemberwoche erschien zur Chormesse in der Kirche die junge Frau des Salamihändlers aus Trecate mit einer prachtvollen filigranisirten Silbernadel im Schleier. Die Nadel stellte einen Jasminzweig vor, der auf einer Spiralfeder befestigt war und bei der leisesten Kopfbewegung schwankte. Unter den Frauen herrschte große Erregung. Der Engel, der dem ewigen Vater Rechenschaft über jene Messe ablegte, hatte viel von Zerstreutheit und sündigen Wünschen zu berichten. Das neunte Gebot bedrückte an jenem Tage das Gewissen aller Frauen von fünfzehn bis fünfzig Jahren. Sie hatten sämmtlich die Nadel der Salamihändlerin begehrt.

Des Abends sprach man im Stall von nichts anderem als von der Nadel. Peter war nicht dabei. Er hatte Sonntag Nachmittag abreisen müssen, um Montag früh von einem bestimmten Ort Baumaterialien für die Kirche in Galliate abzuführen, die damals gebaut wurde und ehe sie noch fertig war, zusammenstürzte.

Gaudenzio aber, der unfehlbare, war dabei. Auch er hatte die Nadel wohl betrachtet, nicht minder die Salamihändlerin selber, die in Hinsicht auf Fettigkeit mit den Erzeugnissen ihres Handels es wohl aufnehmen konnte. Er fand, daß die wie Gallerte zitternde Nadel ihr sehr gut zu Gesicht stand.

Digitized by Google

„Was für ein Kleinod von einem Ehemann muß dieser Salamihändler sein!“ rief Rosette aus. „Wenn Peter mir eine solche Nadel schenken würde, ich äße ihn vor Liebe auf.“

„Peter kann keine ähnlichen Ausgaben machen“, sagte Magdelene.

„Was mag jene Nadel kosten?“ fragte Gaudenzio.

„Fünfzehn bis zwanzig Lire.“

„Pah, ein Mann, der seine Frau aufrichtig liebt, schaut nicht auf zwanzig, selbst nicht auf fünfzig Lire, um ihr eine Freude zu machen.“ Und während er diese Bombe von Großmuth losschoß, blickte Gaudenzio Rosette in die Augen, als wollte er sagen: „Ich wäre imstande fünfzig Lire für Euch auszugeben.“

Es war dies sein gewöhnliches Bedürfniß, den Tüpfel aufs i zu setzen. Und er that dies deutlich genug. Marianne kapirte. Und auch Lucie begriff in ihrer Einfalt, daß in jenem Blick ein Kommentar zum Gespräch lag.

Aber sie dachte nicht, das arme Kind, daß die Erläuterung Rosette persönlich, die schon einen Mann hatte, angehen konnte. Der liebeglühende und verständnißvolle Blick, den er Rosette zugeworfen hatte, sollte auf sie, Lucie, anspielen. Machte ihr doch Gaudenzio den Hof; und wenn er auch Rosette den Hof machte, geschah es, damit diese eine Heirat zwischen ihnen beiden kombinire. So hatte dieses sechzehnjährige Köpfchen die Sachen ehrenhaft aufgefaßt. Ihr war es, als hätte sie Gaudenzio zu Rosette sagen hören:

„Für Euer Schwesterchen würde ich die Nadel selbst mit fünfzig Lire bezahlen.“

Beim Verlassen des Stalles konnte sie ihr Bedürfniß, sich mitzutheilen, das in diesem Alter und in dieser Gemüthverfassung so gewaltig ist, nicht bezähmen. Sie fragte Marianne:

„Hat Gaudenzio eine Geliebte?“

„Wär's denn möglich, daß er keine hätte? Ein so schöner Bursche wie er!“ gab Marianne scharf zurück.

„Und wer ist sie?“ fragte die Kleine mit einschmeichelnder Stimme.

„O, ich sage nichts. Es wird sich zeigen. Sind's Rosen, so werden sie blühen und“, fügte sie, ihren grausamen Gedanken verfolgend, hinzu, „auch mit den Dornen.“

Aber das Mädchen achtete nicht auf diese Worte und fuhr in ihrer Liebesneugier fort zu fragen:

„Ist sie aus unserm Stall? Sag' mir nur, ob sie aus unserm Stall ist.“

„Ja, sie ist aus unserm Stall. Und ihr wird er die Nadel bringen. O, man wird hier noch großes erleben.“

Mit klopfendem Herzen stieg Lucie zur Schwester hinauf, sich schlafen zu legen. Sie hatte alles, was Marianne sagte, zu ihren eigenen Gunsten gedeutet. Die Spöttereien fanden in ihr aufrichtiges Herz nicht den Weg, und sie war sicher, daß die Geliebte sie selber war und sie selber die Nadel bekommen würde.

Die ersten Tage der Woche gingen vorbei. Peter war Montag Abend zurückgekehrt und Donnerstag mit Tagesanbruch wieder fortgefahren. Die Gespräche der Weiber über die Nadel der Salamihändlerin hatte er gehört. Er begriff, daß seine Frau eine solche Nadel

Digitized by Google

sich wünschte, und er hatte ihr sagen wollen: „Ich werde sie Dir bringen." Aber er scheute sich vor Mutter, Vater und Schwester. Er vermeinte die Erläuterungen zu hören, die man hinter seinem Rücken machen würde:

„Wie ein Dummkopf ist er in seine Frau verliebt. Er steht ganz unter ihrem Pantoffel. Das Geld wirft er nur so zum Fenster hinaus, um sie zufrieden zu stellen."

Er erröthete bei diesem Gedanken für seine Manneswürde.

Gern hätte er Rosetten die Nadel gegeben, aber insgeheim, oder in einer Art und Weise, welche diese Freigebigkeit rechtfertigen könnte.

Donnerstag Abend, den zwölften Dezember, war Peter noch nicht zurückgekehrt. Während seiner Abwesenheit ging die Unterhaltung im Stall viel lebhafter von statten, weil Rosette ihrem lärmenden Humor und ihrer tollen Laune ohne Umstände die Zügel schießen ließ und Gaudenzio, ohne Furcht, Unheil zu erregen, ihr den Hof machte.

„In Novara", begann Gaudenzio, „geht es heut' Abend in der ganzen Stadt festlich zu."

„Freilich!" bestätigte die kleine Lucie, die einige Zeit mit Rosetten in Novara bei einer Tante, einer Kräuterhändlerin, gewesen war. „Es ist das Fest der heiligen Lucie. Unter den hellbeleuchteten Arkaden sind unzählige Bänke mit allerlei Näschereien und heiligen Lucien aus Zucker aufgestellt. Und in den Handlungen sieht man die Auslagefenstern überfüllt mit allen möglichen schönen Sachen. Erinnerst Dich d'ran, Rosette?"

„Ob ich mich erinnere! Auch wir hatten damals unsere Körbchen zum Fenster hinausgehängt und die heilige Lucie hat uns schöne Sachen hineingelegt."

„Und warum hängt Ihr nicht auch heute Abend Eure Körbchen hinaus?" fragte Gaudenzio, Rosette immer in die Augen blickend. „Wer weiß, ob die heilige Lucie nicht hier vorbei kommt?"

„Was denn noch!" antwortete das junge Weib. „Wie glaubt Ihr denn, daß sie hier vorbei käme? Peter ist nicht zu Hause."

„Und was hat denn Peter mit der heiligen Lucie gemein?"

„Oho! Ihr haltet uns für dumm!" protestirte Lucie. „Selbst die Kinder in Novara wissen und sagen es:

> Die heilige Lucie, die fromme,
> Ist die Mutter mein
> Mit des Vaters Börselein;
> Heilige Lucie, komme!

„Aha, Ihr seid so durchtrieben", sagte Gaudenzio lächelnd. „Nun, dann wird Marianne ihr Körbchen hinaushängen; sie glaubt noch an die heilige Lucie; nicht wahr, Marianne?"

„Ich glaube alles; ich bin ja blöde", erwiderte Marianne scharf.

„Blöde! Ihr!! Könntet uns alle sehr wohl belehren", sagte Gaudenzio, dem es daran lag, sie wieder gut zu machen, damit sie seinem Vorschlag beistimme.

Marianne lächelte auf dieses Kompliment, das er ihr in Gegenwart so vieler Leute gemacht hatte. Aehnliches begegnete ihr so selten, daß sie es mit Gefallen aufnahm, auch wenn es erzwungen kam.

„Also Ihr hängt das Körbchen hinaus!" beharrte Gaudenzio.

Digitized by Google

„Ihr habt es ja nicht zu mir gesagt!"

„Ich sagt' es zu allen dreien. Was die eine Schwägerin thut, das soll auch die andere machen."

„O, was mich belangt . . . doch mich necken ja nur alle."

„Das heißt, alle lieben Euch. Was sich neckt, das liebt sich."

„Und wenn das Körbchen dann leer bleibt?"

„So gebt doch nach; Ihr werdet es nicht leer finden. Die heilige Lucie hat mich wissen lassen, daß sie an Eurem Fenster vorbeikommt. Nun, so seid doch gut!"

Noch niemals hatte Gaudenzio so ehrerbietig zu Marianne gesprochen, selbst nicht in jenen Tagen, die nun so fern waren; noch niemals hatte er sie so eindringlich gebeten und sie mit so demüthigen Augen angesehen. Zum ersten Mal nach so langer Zeit hatten seine Mienen nicht den Ausdruck, daß er sie zum besten haben wolle. Alle im Stall schwiegen. Alle blickten auf Gaudenzio und auf sie, auf Gaudenzio, der sie anflehte, auf sie, die ihn durch ein Ja befriedigen, durch ein Nein betrüben konnte. Es war ein unverhoffter Augenblick des Triumphes für Marianne. Ihre ganze Eitelkeit, die Eitelkeit eines Menschen und zumal eines Weibes, stieg ihr süß bethörend zu Kopfe, und sie sprach bei sich: „Wer weiß?"

Und während sie im Kreis herumblickte, um diesen rühmlichen Augenblick voll zu genießen, begegnete sie den Augen Luciens, die auf Gaudenzio und auf ihr ruhten und mit einem Kristallflor verhängt waren.

Sie begriff, daß das arme Kind eifersüchtig war, und dieses Gefühl, das sie zum ersten Mal empfand, machte Marianne vollends den Kopf verlieren.

„Ja, ich werde den Korb hinaushängen", sagte sie. Und ohne darüber weiter nachzudenken, die früheren Vorfälle, die ihr den Verdacht gegen die Schwägerin wachgerufen, vergessend, stellte sie sich mit aller Blindheit geschmeichelter Eitelkeit vor, morgen in ihrem Korbe ein Angebinde Gaudenzios vorzufinden.

Zeitig verließ der Fuhrmann den Stall. Er hatte seine Vorbereitungen zu treffen. Marianne bemühte sich, die Nachbarinnen baldigst zu verabschieden, denn die Ungeduld ließ sie nicht ruhen. Als sie wieder ins Haus trat, wandte sie sich an die beiden Schwestern:

„Legen wir jede ihr Halstuch auf den Korb, damit die heilige Lucie den einen vom andern unterscheiden kann."

Lucie aber hatte das Herz voll; sie wollte keinen Korb hinaushängen.

„Ich gehöre nicht ins Haus", sagte sie.

So hängten denn nur Marianne und Rosette jede einen Korb zu dem einzigen Küchenfenster hinaus, das auf den Garten ging. Dann stiegen die beiden Schwestern mit den Alten die Treppe hinauf und zogen sich auf ihre Kammer zurück; auch Marianne ging in die ihrige. Aber sie stellte nur das Licht nieder, dann trat sie leise in die Backstube, deren Fenster an jenes der Küche grenzte, von welcher sie einfach durch eine Thüre gesondert war; dort, hinter dem halbgeschlossenen Gitter, blieb sie im Versteck.

Es währte nicht lange, als sie zwischen Beeten des Küchengartens

Digitized by Google

einen Schatten vorsichtig vorwärts kommen sah, und sie erkannte Gaudenzio, der gerade aufs Fenster zuschritt, wo die Körbe standen. Ohne ihren Observationsposten zu verlassen, legte Marianne die Hand auf den Thürriegel und harrte lauschend.

Noch zwei Minuten und sie hörte den vorsichtigen Schritt Gaudenzios, der sich entfernte. Langsam und leise öffnete sie die Thür, trat hinaus und stand unter dem hohen Küchenfenster.

Mit klopfendem Herzen streckte sie die Hand nach ihrem Korb empor. Es lag darin ein harter, runder Gegenstand. Sie nahm ihn, betrachtete denselben in dem dämmerigen Abendlicht, betastete ihn, griff einen Zwirn . . . einen Zwirnknäuel!

Es war ein grausamer Hohn! Zwirn spulen heißt im Landesjargon: alte Jungfer bleiben.

In dieser Dunkelheit erröthete Marianne glühend. Hätte sie jenen Menschen unter den Händen gehabt, in diesem Augenblick würde sie ihn ermordet haben.

Stürmisch griff sie in den Korb der Schwägerin und betastete die filigranisirte Nadel.

Unterdessen entfernte sich Gaudenzio langsam zwischen den Beeten.

Sie ließ sich keine Zeit zur Ueberlegung. Hastig wickelte sie Nadel und Knäuel in das Tuch Rosettes und warf es wüthend dem unverschämten Geber nach. Dann trat sie wieder in die Backstube und spähte durch die Fensterpfosten.

Gaudenzio stand stille und betrachtete aufmerksam irgend etwas. Vielleicht das Tuch Rosettes. Marianne empfand einen Augenblick herber Genugthuung. Sie hatte mit Absicht die Gaben, in das Tuch Rosettes gewickelt, zurückgeworfen, damit er Rosette selbst als die Verschmähende betrachte und einen heimlichen Groll gegen sie fasse.

XXVI.

Die letzte Beschimpfung vergiftete das Herz Mariannes vollends. Seit jenem Abend wurde ihr Groll gegen Gaudenzio und die Schwägerin unversöhnlich, vernunftlos.

Es war nicht mehr Eifersucht, es war nicht mehr Neid, was sie empfand; es war Haß, rachesüchtiger Haß.

Anstatt ihnen Hindernisse in den Weg zu legen, wie sie es bisher gethan, wollte und wünschte sie im Gegentheil, es möchte etwas außerordentliches, ungeheures vorfallen, um sie darüber überraschen und entehren zu können.

„Ich warte", dachte sie, „bis er ihr das Halstuch zurück giebt, dann sage ich alles."

Und schon empfand sie den Vorgeschmack der herben Genugthuung, die schöne Rosette bloßzustellen und zu erniedrigen.

In der Vorstellung sah sie die Schwägerin mit dem Tuch um den Hals ins Haus treten.

„Wie? Hattest Du dieses Tuch nicht verloren? Hat man es Dir nicht gestohlen?" wollte sie fragen. Und jene würde Ausreden brauchen:

„Ja; aber ich hab' es im Garten gefunden", oder „Der und der hat es mir gebracht", oder „Die und die", wobei sie Gaudenzios

Digitized by Google

Namen nicht nennen würde, um nicht zu sagen, sie hätte ihn unter vier Augen gesprochen.

Und dann würde sie selber, Marianne, ihr in Gegenwart aller, des Vaters, der Mutter, des eifersüchtigen Mannes, sagen:

„Nimm Dich in acht; Du sagst eine Lüge. Gaudenzio hat es Dir gegeben. Ich weiß es, weil ich diejenige war, die es ihm in der Nacht der heiligen Lucie an den Kopf geworfen hat.“ Und nun würde sie von der Silbernadel erzählen und Peter würde das ungetreue Weib zu ihren Eltern heim schicken und das Haus bliebe für immer frei von der schönen Rosette und ihrem unverschämten Galan.

Mit diesen grausamen Visionen berauschte Marianne ihr verbittertes Herz.

Aber die Visionen verwirklichten sich nicht. Kaum daß es tagte, lief Rosette in die Küche, um nachzusehen, ob die heilige Lucie irgend ein Angebinde gebracht hätte. Sie erschrak förmlich, als sie den Verlust des Halstuchs wahrnahm. Sie klagte allen darüber. Dieser Verlust machte sie das flüchtig erhoffte Geschenk vergessen.

„Ach, hat niemand mein Tuch gefunden?“ schrie sie im Hof umher. „Pacifico, seht, wenn Ihr ausgeht, ob Ihr nicht vielleicht in der Allee mein Tuch findet!“ und selber suchte sie es auf der andern Seite des Küchengartens.

„Ich wollte nicht“, dachte Marianne, „daß sie es bald von Gaudenzio zurück erhielte; sie könnte dann sagen, daß sie es gefunden habe und ich könnte sie nicht Lügen strafen.“ Und sie hielt sich der Schwägerin zur Seite, um zu bezeugen, daß sich das Tuch nicht vorfinde.

Aber ihre Berechnung bestätigte sich nicht. Sie hatte dieselbe ohne die Verschlagenheit Gaudenzios gemacht, der, da er durchaus nicht sentimental war, gar nicht gedacht hatte, jenes Tuch auf dem Herzen zu tragen, um den Parfüm der geliebten Frau einzuathmen.

Er gab acht, kein Aergerniß hervorzurufen, keinen Verdacht zu erregen, daß er des Nachts im Küchengarten gewesen war.

Als die beiden Schwägerinnen sich dem Zaune näherten, stieß Rosette einen Schrei aus.

„Hier! Da ist es!“

Marianne fuhr zusammen. In ihrer fixen Idee wähnte sie Gaudenzio vor sich zu sehen. Statt seiner erblickte sie aber das Tuch über den Zaun gebreitet. Sie war ganz geschlagen. Niemand konnte sagen, wer es hingelegt hätte. Wenn sie erklären würde, daß es Gaudenzio war, niemand würde es glauben. Sie hätte bloß unnützerweise die Verhöhnung mit dem Zwirnknäuel, die ihr so nahe ging, zutage gefördert.

„Das war die heilige Lucie, die aus Gnade für Dich den Dieb bekehrt hat“, kommentirte Magdalene.

Marianne hörte schweigend zu und faßte den Vorsatz, sich in anderer Weise zu rächen.

„Ich werde sie schon erwischen“, dachte sie. „Diese Nadel muß er ihr geben. Sie wird dieselbe nicht so leicht zurückweisen und ich werde weiter keine Hindernisse in den Weg legen. Aber kaum daß die Nadel in ihren Händen ist, werde ich sprechen. Das wird den

Digitized by Google

Beweis erbringen. Dieser dumme Peter ist in seine plumpe Frau so vernarrt, daß er ohne Beweise mit mir gar nicht sprechen würde.

Des Abends, als man im Stall zusammen kam, verlor sie keinen Blick und kein Wort von Gaudenzio. Er machte Rosetten ein finsteres Gesicht, aber es war klar, daß Rosette den Grund davon nicht einsah. Um ihr besser seinen Unwillen bezeigen zu können, machte Gaudenzio Lucie den Hof.

„Hat Euch Eure Heilige etwas gebracht?“ fragte er sie.

„Ich habe den Korb nicht hinausgehängt“, antwortete das Mädchen halb verwundert und halb zufrieden, diesen Hahn-im-Korb um sich herum beschäftigt zu sehen, während er des Abends zuvor gegen Marianne den Galan spielte.

„Warum habt Ihr ihn nicht hinausgehängt?“ fragte Gaudenzio weiter.

„Weil ich wußte, daß mir die heilige Lucie nichts bringen würde.“

„Es ist wahr. Die heilige Lucie besucht nur Kinder, und Ihr seid schon ein heiratsfähiges Mädchen.“

Lucie lächelte und erröthete; eine Art instinktiver Koketterie legte ihr den Gedanken nahe, ihm den wahren Grund, ihre Eifersucht, deßwegen sie ihren Korb nicht zu den anderen zwei gehängt hatte, zu sagen oder anzudeuten.

„Marianne und Rosette sind größer als ich und doch haben sie ihre Körbchen hinausgehängt.“

Damit hatte sie ahnungslos dem Gespräch die Richtung gegeben, auf die Gaudenzio lossteuerte. Anstatt nun, wie sie es erwartete, zu fragen, warum sie nicht gethan, wie die anderen, sagte er:

„Also Rosette und Marianne haben etwas bekommen?“

„Ja!“ rief Rosette dazwischen, „eine schöne Bescheerung nenn' ich das! Man hat mir mein Tuch gestohlen.“

„Gestohlen?“ wiederholte Gaudenzio mit einem ungläubigen Blick.

„Freilich! Und dann hat man sich's überlegt und es auf dem Gartenzaun gelassen.“

„Wißt Ihr gewiß, daß Ihr keine Nachtwandlerin seid und nicht etwa selber es auf den Zaun gelegt habt?“

„Was fällt Euch ein! Ich hab' die ganze Nacht auf einer Seite geschlafen.“

Nun begann Gaudenzio über diesen tiefen Schlaf zu scherzen, wie einer, der daran nicht glaubt. Er war überzeugt, daß Rosette sein Geschenk zurückgewiesen hatte und übte die kleine Rache eines beleidigten Liebhabers, indem er der Schwester den Hof machte, die vor Freude darüber ganz roth wurde.

Rosette hingegen ward verstimmt und legte sich an diesem Abend schlafen, ohne ein Wort zu Lucien zu sprechen. Auch sie war eifersüchtig. Als das Mädchen eingeschlafen war, betrachtete sie prüfend das feine Gesichtchen, das von den Erregungen des Abends noch flammte und im Traume lächelte.

Einen Augenblick empfand sie bei diesem schönen Anblick Unwillen.

Digitized by Google

XXVII.

Am Sonntag war Peter zurückgekehrt und des Abends sagte er im Stall, daß er die neun Tage vor Weihnachten keine Verfrachtungen machen, sondern im Küchengarten arbeiten würde.

„Es wäre besser, wenn Du stets zu Hause bliebest", sagte Marianne.

„Weßhalb?" fragte Peter.

„Weil . . . weil . . . wenn die Katze fort ist, machen die Mäuse sich's gütlich."

Die Blicke der beiden Schwägerinnen begegneten einander. Rosette, die die Korbgeschichte auf dem Gewissen hatte, beeilte sich, den Stoß zu pariren.

„Ja, wir haben diese Woche unsern Spaß gehabt", sagte sie. „Marianne und ich haben die heilige Lucie erwartet und ihr unsere Körbe entgegen gehängt."

„Und die heilige Lucie hat Rosettens Tuch gestohlen", fügte Marianne hinzu.

„Aber ich bekam's wieder. Es fand sich auf dem Gartenzaun."

Peter betrachtete die Beiden argwöhnisch. Er verstand, daß Marianne die Absicht hatte, seine Frau anzuklagen. Aber wessen? Hatte sie vielleicht irgend eine Bescheerung erhalten? Mit gepreßtem Herzen fragte er:

„Und was habt Ihr in den Körben gefunden?"

„Nichts", entgegnete Rosette. „Mir that's leid, sie leer zu finden."

„Was erwartetest Du, drin zu finden? Vielleicht die Nadel der Salamihändlerin?" fragte Marianne spöttisch.

Gaudenzio, welcher Rosette, die von der refüsirten Nadel nichts wußte, sorglich beobachtete, fand bei diesen Worten den Verdacht, den er gegen sie erwogen hatte, bestätigt.

Rosette hingegen errieth nicht, um was es sich handelte, und benutzte diese Gelegenheit, um Ihrem Manne den Gedanken an dieses Geschenk nahe zu legen.

„Die Nadel konnt' ich, da Peter nicht da war, nicht erwarten", sagte sie.

„Aber was!" rief zum zweiten Mal von diesem zugrunde richtenden Gedanken erschreckt, Magdalene aus. „Wäre Peter auch dagewesen, er hätte eine ähnliche Ausgabe nicht machen können."

„Was wißt denn Ihr, was ich kann oder nicht?" brauste Peter auf, dem es wohlgefiel zu hören, daß sein Weib das erwünschte Kleinod einzig von ihm erwartete. Aber nach dieser Antwort schämte er sich, so weit gegangen zu sein und verließ den Stall.

An seiner Statt begann nun Gaudenzio.

„In Novara hängt man zu Weihnachten einen Schuh zum Fenster hinaus. Und dann ist es das Christkindlein selbst, das einem etwas bringt."

„Ich hänge nichts mehr hinaus", antwortete Rosette.

„Versucht es. Habt Ihr nicht gesehen, daß Peter vor dem Preis der Nadel nicht zurückschreckt? Seid doch klug. Hängt Euren Holzschuh hinaus. Wer weiß, ob Euch die Nadel nicht bestimmt ist." Und

Digitized by Google

als er die beiden Alten miteinander sprechen sah, fügte er gedämpft hinzu: „Oder von Eurem Manne, oder ... vom Christkindlein", schloß er, dem Blicke Mariannens begegnend.

Jetzt, wo er sie von allem unterrichtet sah, nahm er sich in acht; gleichwohl bestand er, ihr zu trotz, auf der Schenkung. Er rechnete auf den Ehrgeiz Rosettens und auf seine bestechenden Eigenschaften.

„Es ist klar, daß ich ihr gefalle. Ich fordere sie heraus! Sie wird die Nadel annehmen und irgend eine Tante, irgend eine Verwandte erfinden, um zu sagen, die habe es ihr geschenkt und um die Nadel tragen zu können. Die Weiber sind alle so. Ein Juwel und ein schöner Mann, und ade Ehrbarkeit!"

Marianne ihrerseits wollte, das Geschenk würde gemacht, um sich dessen als Waffe gegen die Schwägerin zu bedienen; und so ließ sie den Sachen ihren Gang, sich den Anschein gebend, als sähe sie nichts.

„Ja", sagte sie, „hängen wir unsere Holzschuhe hinaus. Diesmal wird auch Lucie mithalten. Sie, die jünger ist, bringt uns Glück."

Kurz danach verließ sie den Stall, um sich schlafen zu legen. Peter saß auf dem Balken im Hofe und fragte, sie gewahrend:

„Geht man schlafen?"

„Ich gehe", antwortete Marianne. „Ich habe ja niemand, der mir schön thue." Und sie trat in die Küche, von dort in die Backstube, dann in ihre Kammer, hinter sich den Bruder lassend, mit einem Dorn im Herzen.

Etwas später kam Lucie, die seit Peters Anwesenheit mit ihr schlief. Das Mädchen war ganz exaltirt von dem Gedanken an die Bescheerung.

„Die Holzschuhe unterscheiden sich von einander besser als die Körbe", sagte sie. „Die meinigen sind grün, die Deinen glänzend schwarz und die Rosettens gelb mit rothen Blümchen. Man kann sie nicht verwechseln."

XXVIII.

Am heiligen Abend sagte Marianne zu Magdalenen:

„Mutter, lasset mich den Kuchen für morgen machen?"

„Wir können ihn mitsammen machen."

„Nein, lasset ihn mich allein machen, während die Männer bei der Mitternachtmesse sind. Ich mag so gerne in der Weihnachtsnacht auf sein, bis die Glocken läuten. Ich habe viel zu beten."

Magdalene machte keine weiteren Einsprüche.

Des Abends ging man zeitig in den Stall. Fast gleichzeitig kam Gaudenzio. Die Männer sollten zusammen in die Schänke und von dort zur Mitternachtmesse gehen.

Lucie schwätzte den ganzen Abend von den Holzschuhen und den Bescheerungen. Rosette wagte nicht zu sprechen. Die Augen ihres Mannes blickten starr nach ihr, und nach dem kleinen Wortwechsel mit der Schwägerin über das Tuch war das arme Weib ganz eingeschüchtert.

Sie hatte nichts schweres sich vorzuwerfen. Zwischen ihr und Gaudenzio bestand gar keine Vertraulichkeit. Aber sie fühlte, daß sie

Digitized by Google

ihm mehr gewogen sei, als sie sollte; sie fühlte sich ihm gegenüber schwach; seine Absicht, ihr die Nadel zu schenken, hatte sie verstanden und fand nicht den Muth, dieselbe zurückzuweisen. Und all' dies machte sie sorgen und zittern, wie eine Schuldige.

Peter war verschlossener geworden. Sein Blick war voller Verdacht und Argwohn.

Vor zehn Uhr erhoben sich die Männer zum Fortgehen.

„Und die Holzschuhe? Werdet Ihr dieselben hinaushängen?“ fragte Gaudenzio, ohne sich direkt an Rosette zu wenden, da er sich von Peter beobachtet sah.

„Ja“, antwortete Lucie freudig.

„Ja“, erwiderte Marianne, denselben freudigen Ton fingirend.

Rosette aber gab keine Antwort. Gaudenzio konnte sich nicht entschließen, fortzugehen. Peter entfernte sich zuerst; doch im dunkeln Flur blieb er stehen. Gaudenzio, der ihn im Hof glaubte, benutzte diesen Augenblick, um sich, hin- und herwiegend und:

Geh' nur, geh' nur, geh' Josephchen . . .

summend, Rosetten zu nähern.

„Auch Ihr müßt Euren Holzschuh hinausstellen“, flüsterte er und entfernte sich, das übermüthige Lied wieder anstimmend.

Marianne, die der Thüre nahe stand, hörte einen gepreßten Seufzer und sah, daß sich Peter erst jetzt und allein entfernte, eiliger als Gaudenzio die Thür erreichte.

„Gut“, dachte sie. „Er argwohnt schon etwas. Es wird mir nun leichter, ihm die Augen zu öffnen.“ Und sie verfolgte ihn mit den Blicken und sah, wie er langsamen Schrittes, das Haupt gebeugt und in schlaffer, muthloser Haltung dahinging.

In diesem Augenblicke zog ihr die ganze Vergangenheit dieses scheuen, liebevollen und guten Bruders wie eine Vision vorüber. Seine kindliche Bewunderung für sie, die Natürlichkeit, mit welcher er sich angeboten hatte, aufs Reisfeld mitzugehen, um ihr zu dem nöthigen Geld fürs Silber beizuhelfen, die Mühe, die er sich während ihrer Krankheit fern vom Hause ihretwegen gab, das großmüthige Anerbieten, ihr das Hochzeitsbett aus seinen Ersparnissen beizustellen . . . sie empfand einen Krampf ums Herz bei dem Gedanken an den Schmerz, den sie ihm bereiten wollte. Aber alles das zog blitzartig vorüber. Es dauerte so lange, als Gaudenzio den Stall durchschritt. Auch Rosette ging hinaus. In der dunkeln Hausthür faßte Gaudenzio, ohne sein Liedchen zu unterbrechen, Rosette fest um die Hüften und sang überlaut:

Du bist 'n schönes Weib!

— — — — — — —

Dann ging er fort, immer weiter singend, ohne zu bemerken, daß Marianne in der Dunkelheit verborgen stand.

Diese Umarmung verscheuchte aus dem eifersüchtigen Herzen des Mädchens alles Mitleid für den Bruder.

„Nicht ich bin es, die ihm Schlechtes thut“, sagte sie zu sich. „Diese ungesittete Schönheit ist's, die er sich ins Haus gebracht hat. Es wird der Schmerz eines Augenblicks sein, wie wenn man einen

Digitized by Google

Zahn reißt. Und dann, nachdem er sie zu ihren Eltern zurückgeschickt hat, wird er mit uns ruhig leben und ich werde keine Demüthigungen leiden müssen. Schließlich, was ich thu', geschieht nur zu seinem besten."

Und sie trat aus dem Schatten hervor und ging auf die Küche zu. Rosette drehte sich auf das Geräusch der Holzschuhe um, erblickte Marianne hinter sich und merkte jetzt, daß dieselbe der Scene, von der sie noch ganz erregt war, beigewohnt hatte.

In der Küche nahm Rosette das Licht, das auf dem Tische stand, um sich ungeduldig auf ihre Kammer zurückzuziehen. Marianne näherte sich ihr, um ein zweites Licht für sich anzuzünden. Der Kerzenschein fiel beiden ins Gesicht. Marianne blickte Rosetten fest in die Augen; diese senkte den Blick. Sie fühlte sich bis ins geheimste erforscht. Sie erröthete lebhaft und stieg eilig in ihre Kammer. Lucie folgte ihr schreiend:

„Gieb mir den Holzschuh!"

„Nein, laß es!"

„Doch; Du mußt mir ihn geben! Du weißt ja, daß Gaudenzio gebeten hat, alle drei hinauszustellen. So gieb mir ihn doch, sei gut!"

Und die Kleine lief zum Kasten, zog einen rothen, gelbgetupften Festtagsschuh hervor und eilte, ihre Beute hoch emporhaltend, fort.

„Dieses Mädchen ist verliebt", dachte Rosette. „Sie stellt sich vor, daß Gaudenzio sie gern habe, während er den Hof mir macht, die ich doch verheiratet bin. Heiliger Gott! Und in der Weihnachtswoche muß man zur Beichte gehen. Was soll ich thun? Ich kann ihn mir nicht aus dem Herzen fortjagen, wie eine Fliege. Ich hab' nichts gethan, um ihn zu lieben. Es kam von selbst. O, wenn Peter ein anderer Mensch wäre!"

Inzwischen setzte die Kleine ihre Sammlung lustig fort. Sie stieg die Treppe hinunter, trat in die Stube Mariannens, nahm den glänzend schwarzen Holzschuh, öffnete dann das Bündel, das ihr als Mantelsack diente, zog den eigenen grünen winzigen Schuh hervor und eilte in die Küche, um alles der Reihe nach aufs Fenster zu stellen.

„Sieh 'mal, Marianne, wie sie sich gut ausnehmen! Der Mondschein fällt darauf. Sie unterscheiden sich vortrefflich! Das Christkindlein kann gar nicht irren."

„Gut", antwortete Marianne. „Nun geh' Dich schlafen legen, wenn Du was bekommen willst. Das Christkindlein will nicht gesehen sein."

„Ja! Das Christkindlein! Es ist ein großes Kind, das Christkindlein", erwiderte das Mädchen schelmisch und zog sich lachend in Mariannes Stube zurück, wo sie sich aufs Bett warf und bald von kostbaren Geschenken, Silbernadeln, Liebesscenen und dergleichen träumte.

XXIX.

Marianne blieb allein und machte sich eilig an den Teig für den Weihnachtskuchen. Sie war leidenschaftlich erregt. Es blutete ihr

jedesmal das Herz, wenn sie sich des Knäuels erinnerte und der nichtswürdigen Art, womit man sie der Schwägerin zuliebe verspottete. Und sie erinnerte sich dessen immer.

„In dieser Weise darf's nicht weiter gehen", dachte sie. Und sie wiederholte in Gedanken ihre Betrachtungen über die Ehre der Familie und über den Frieden des Bruders; sie zwang sich zur Ueberzeugung, daß die Schwägerin voller Schuld sei, um sich in ihren Rachevorsätzen zu bestärken und die vage Scheu zu überwinden, welche in ihr bei dem Gedanken an die Katastrophe aufstieg.

Der Kuchen mußte weich und leicht wie ein Schwamm gerathen, Dank der fieberhaften Energie, womit Marianne den Teig knetete, walzte, plättete und rollte.

Endlich schlug es halb zwölf Uhr.

„Bald wird er da sein", dachte Marianne. „Er wird die Bescherung vor der Messe bringen, um Rosette zu ermöglichen, dieselbe vor Peters Rückkehr beiseite zu schaffen. Aber sie wird nichts beiseite zu schaffen haben. Ich werde dort früher zum Empfang der Silbernadel sein. Und das schöne Weib wird ihrem Mann erklären, woher sie kommt."

Und inzwischen wuchs die Torte rapid, rundete sich, wurde mit Fingerhütchen versehen und mit Zucker bestreut. Marianne wusch sich die Hände und stellte sich hinter das Fenster der Backstube auf die Lauer.

Gaudenzio hatte schon die Hecke übersprungen. Marianne folgte ihm mit den Blicken bis zum angrenzenden Fenster und ihr Herz schlug so heftig wie damals, als sie am Typhus erkrankt war.

Diesmal beeilte sie sich nicht, die Thüre zu öffnen und in die Küche zu stürzen. Sie wußte bereits, was sie finden würde und wollte nichts zurückweisen. Gaudenzio seinerseits hatte, nachdem er einiges in die Holzschuhe gesteckt, keine Eile, sich zu entfernen. Er wollte sehen, ob man sein Geschenk zurückweisen würde, wie das erste Mal. Er stellte sich zwischen den beiden Fenstern an die Mauer und wartete.

Marianne hörte den schnellen Athem des Fuhrmanns durch die Jalousien und hielt den ihrigen mit Mühe an sich. Diese beiden Herzen schlugen mit gleicher Leidenschaftlichkeit in der Stille der Nacht, allein, auf zwei Schritte voneinander entfernt; aber zwischen den Empfindungen, welche sie erschütterten, lag eine tiefe Kluft: vom Haß zur Liebe.

„Wenn er nicht fortginge!" dachte Marianne. Und für einen Augenblick sah sie all' ihre Pläne durchkreuzt.

Sie wartete noch einige Minuten, eine Ewigkeit für ihre ängstliche Ungeduld; dann erscholl das erste Zeichen zur Messe. Sie lauschte, aber die Glockentöne ließen sie nicht vernehmen, ob Gaudenzio sich bewegte.

„Zur Messe muß er doch gehen", dachte sie. „Peter erwartet ihn, da darf er nicht fehlen."

Indeß trat aus dem Schatten des Hauses eine hohe Gestalt und schritt eiligst, den Garten durchkreuzend, auf die Hecke zu. Marianne hatte errathen. Der Verliebte lief zur Messe, um durch seine Abwesenheit keinen Verdacht zu erwecken. Sie blickte ihm nach und betrachtete

Digitized by Google

seinen plumpen Gang, seinen Hut auf dem Ohr, bis die Gestalt verschwunden war. Dann bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und blieb lange so in ihre Haß- und Rachegedanken versunken.

Das letzte Zeichen der Messe erscholl.

„Was für Weihnachten, o Gott!" seufzte Marianne. „Noch niemals hatte ich das Herz so voller Bitterkeit. Was that ich denn, um so verachtet und erniedrigt zu werden, wie ich es bin? Doch nun kommt die Reihe an mich. Auch ihren Muth will ich dämpfen und dann bleibe ich die Herrin im Hause."

Die Glocke schwieg, ein langsamer Schritt ließ sich von der Allee in den Hof her vernehmen.

Marianne stürzte in die Küche mit dem Gedanken, sich des Holzschuhs von Rosette zu bemächtigen und in ihre Kammer zu bringen, um denselben am Morgen der Schwägerin in Gegenwart des Mannes mit den Worten zu zeigen:

„Hier ist die Bescherung, die ich in Deinem Schuh gefunden habe; von wem mag sie kommen?"

Sie stellte sich auf die Fußspitzen, klammerte sich an das Fenstergesims und schaute nach. In ihrem und Lucies Holzschuh steckte Zuckerwerk; ausgezackte Papierstreifen standen daraus hervor. Diesmal hatte man auch sie gut behandelt. Es galt, sie nicht aufzuregen. In dem rothgelben Schuh Rosettes lag die berühmte Silbernadel.

Marianne streckte die Hand aus, um dieselbe an sich zu nehmen, aber in diesem Augenblick wurde die Küchenthür geöffnet und Peter trat herein.

Er blieb bei dem Anblick der Schwester, die sich noch am Gesims fest klammerte, verwirrt stehen.

Auch sie war im ersten Augenblick verblüfft. Sie war auf diese improvisirte Ankunft nicht gefaßt, und auch nicht vorbereitet, im Nu ihre schreckliche Enthüllung zu machen.

Sie zögerte einen Moment; dann blies ihr ihr böser Geist folgenden verrätherischen Gedanken ein:

„Er kommt von Gott gesandt, damit ich ihm die Augen öffne." Und laut sagte sie: „Ich sehe eben in den Holzschuhen nach . . ."

Peters Blicke verriethen Angst und Bangigkeit. Er that einen Schritt auf das Fenster zu, wagte aber nicht, weiter zu gehen. Er schämte sich vor der neidischen Schwester über die Galanterie, die er seiner Frau zu erweisen im Begriffe stand. In seiner krankhaften Scheu empfand er das Bedürfniß, sich zu entschuldigen.

„Ich habe die Nadel für meine Frau gebracht, die sie ja so gern haben mochte . . .", sagte er, ein Päckchen auf den Tisch legend, ohne die Schwester anzusehen. Das schwierigste war heraus.

Marianne wurde fahl vor Zorn; aber Peter ließ ihr, seine Entschuldigung dieser ehelichen Artigkeit fortsetzend, keine Zeit, etwas zu erwidern.

„Ich bin immer zu trocken und hart gegen sie! Ich lege ihr Zwang auf und weiß nicht, mich ihr werth zu machen . . . Da nun diese Silbernadel ihr so gefällt . . . . sie hat mich auch nicht viel gekostet."

Digitized by Google

Verlegen wickelte er noch einen Papierstreifen um die Nadel und starrte weiter vor sich mit gesenkten Blicken, die er aus Furcht vor denen Mariannes nicht zu heben wagte.

Er war unfähig, die filigranisirte Nadel in den Schuh zu stecken und sich zu überzeugen, ob ihm nicht Gaudenzio damit zuvorgekommen sei. Gleichwohl blieb er, von der Gegenwart der Schwester eingeschüchtert, auf der Bank neben dem Tisch sitzen. Nicht einmal jener grausame Zweifel, den er im Herzen hatte, konnte ihn über die Schwäche seiner Natur den Sieg gewinnen lassen.

„Da, wie sie ihr gut sind, dieser Unwürdigen!“ dachte Marianne. „Ihretwegen sitzt er dort wie vernichtet. Je ärger sie die Männer behandelt, desto mehr bewundern sie dieselben. Ich bin rein nichts, seit sie ins Haus gezogen ist. Vater, Mutter, Bruder, alle sind in sie vernarrt. O, wenn ich sie vernichten könnte!“

Und aus der Verzweiflung ihres neidischen Herzens schöpfte sie den wilden Muth, diesem armen Menschen zu sagen:

„Du bist zu spät gekommen; es liegt dort schon eine andere Nadel.“

Ein tiefer, verzweifelter Schrei entrang sich der Brust Peters und endete in einem Aechzen, das ihn sichtbar erschütterte. Er verdeckte das Gesicht mit den Händen und knickte hoffnungslos auf seinem Sitz zusammen.

„O, ich wußte, daß ich nur zum Ueberfluß auf der Welt bin!“ Er zitterte krampfhaft, während er etwas in seine Jagdtasche steckte. Dann erhob er sich und schritt der Thüre zu.

Marianne war erschrocken. Erst in diesem Augenblick begriff sie die ganze Ungeheuerlichkeit der That, die sie zu begehen im Begriffe stand und die furchtbare Lösung, welche folgen konnte. Sie hatte bloß an sich gedacht, an das, was sie wünschte. Nun aber sah sie, daß ein verliebter und verrathener Ehemann sich nicht begnügt, seine Frau zu deren Eltern zurückzuschicken und selber im Kreise der Seinigen ruhig fortzuleben. Es ist ein Theil von ihm selbst, der sich da loslöst. Einem solchen Schmerz gegenüber wiegen Verwandte nichts.

Eine blutige Scene, darüber man wenige Monate vorher lange gesprochen hatte, trat ihr vor die Augen. Ein verheirateter Mann war auf seinen eigenen Bruder eifersüchtig und ermordete ihn, darauf tödtete er auch die Frau.

Peter hätte in seiner tiefen Demuth niemanden zu bestrafen gesucht, wohl aber hätte er sich selbst getödtet. Marianne errieth es aus seiner Verzweiflung und alle niedrigen Leidenschaften, welche sie bewegt hatten, verflüchtigten sich vor dieser Befürchtung.

Alles das zog ihr blitzartig durch Kopf und Herz, und ehe sie noch Zeit hatte, etwas zu thun oder zu sagen, bestätigte sie ein Wort in ihrem ängstlichen Verdacht. Im Begriff, die Thür zu öffnen, wendete sich Peter noch um und sagte ihr:

„Marianne, sorge für unsere armen Alten.“

„Peter, wohin? Was hast Du vor?“ rief sie, ihm nacheilend.

„Nichts; geh' nur!“ erwiderte Peter sich losmachend, und zu sich selbst murrte er zwischen den Zähnen: „Besser enden, als so leben.“

Marianne bedurfte in diesem Augenblicke all' ihrer Charakterstärke und Energie. Sie wußte, daß Vorstellungen auf diese scheue Natur

Digitized by Google

nichts fruchten würden. Der eifersüchtige Verdacht, den sie selber mit soviel Niedertracht erweckt hatte, mußte zerstört werden. Es gab kein anderes Mittel, um den Entschluß Peters niederzuschlagen. Sie bezwang ihre innere Angst und begann dumm aufzulachen:

„Ah, Schlafhans, bist auf den Leim gegangen! Jetzt weiß ich, daß Du eifersüchtig bist. O, Narr! Ha, ha, ha!"

Peter starrte sie verduzt mit offenem Mund an. Der Ausbruch Mariannes war in der That ein krampfhaftes Gelächter. Ein Hoffnungsstrahl flog über sein Antlitz, so voll tröstlichen Ausdrucks, daß Marianne sich ermuthigt fühlte und noch lauter zu lachen fortfuhr.

„O, närrischer Mensch! Eifersüchtig, wenige Monate nach der Hochzeit! Ha, ha, ha!"

„Gut; wenn ich eifersüchtig bin, wessen Schuld ist es?" fragte Peter ganz verwirrt. „Du selber warst es, die zu mir gekommen ist und albernes Zeug über Gaudenzio und jenes Weib geschwätzt hat."

„Wenn ich Dir aber sage, daß Du auf den Leim gegangen und ein Narr bist! Du hast übersehen, daß ich Dich zum besten hielt! Bist gleich darauf eingegangen und eifersüchtig geworden. Geh', Dummkopf! Gieb her die Nadel, daß ich sie in den Schuh Deiner Frau stecke."

Peter streckte die Nadel unschlüssig vor, hoffend und fürchtend zugleich. Aber kaum daß er sie hingegeben hatte, kehrte in ihm der ängstliche Zweifel zurück, und den Arm Mariannes aufhaltend, fragte er sie mit gepreßtem Ton:

„Und die andere? Du sagtest, es wäre noch eine zweite Nadel da. In welchen Schuh hatte man jene gesteckt?" Und ihr starr in die Augen sehend, fügte er hinzu: „Es konnte nicht in den Deinigen geschehen, Marianne!"

Dieses letzte Wort war grausam. Es krampfte Marianne das Herz zusammen. Aber sie hatte dem Schrecken zu nahe ins Antlitz geblickt. Sie drängte eine Aufwallung ihres beleidigten Stolzes zurück und antwortete mit großmüthiger, heroischer Anstrengung, in ihrer derben, wunderlichen Art:

„Die andere Nadel steckt in dem Schuh Lucies. Gaudenzio hat sie hingesteckt, er ist in Lucie vernarrt und vertraut sich Rosetten. Und auch das Mädel hat sich in ihn bis über die Ohren vergafft. Selbst das hast Du nicht gemerkt? Hast Du Sand in den Augen? Ah, Du armer Blinder!"

Bei diesen Worten ließ die Spannung nach, welche so lange Peter erregt hatte; er gab den Arm Mariannes frei, fiel auf seinen Sitz zurück und indem er das scharfe Messer auf den Tisch warf, sagte er mit hohler Stimme:

„Du hast ein häßliches Spiel getrieben. Sieh, Du hättest mich getödtet!" Und er brach in ein krampfhaftes Weinen aus.

Bei diesem Anblick, bei dem Gedanken, wie nahe daran sie gewesen war, ihren Bruder zu tödten, packte Marianne ein Schüttelfrost, und um die eigene Erregung zu verbergen, trat sie ans Fenster, im Begriff, dasselbe zu öffnen und Peters Silbernadel in Rosettes Schuh zu stecken. — Mit einem Rest von Zweifel blickte ihr Peter nach. Er konnte an so viel Freude nicht glauben.

Digitized by Google

„Warum zitterst Du so sehr?" fragte er sie.

„Wenn Du glaubst, daß es angenehm ist, von Selbstmord zu sprechen und Messer zu sehen . . ." Und sie schauerte neuerdings zusammen.

„Schwöre, daß die andere Nadel im Schuh von Lucie steckt, schwöre!" rief Peter mit Ungestüm.

Marianne hielt eben ihre Hand in den Schuh Rosettes, um die zweite Nadel hineinzustecken; blitzschnell zog sie die erste heraus, legte dieselbe in den Schuh des Mädchens und sagte mit ruhigem Gewissen:

„Ich schwöre! Komm'. überzeuge Dich!"

Peter erwiderte nichts weiter. Er seufzte befriedigt, klappte das Messer zu und legte es in die Tischlade; dann stützte er die Hände an die Schläfen und verharrte unbeweglich auf den Tisch starrend. In seiner Herzensgeradheit konnte er die Schwester nicht verdächtigen, daß sie falsch schwöre; nach ihrem Schwur zweifelte er eben nicht mehr. Er betrachtete nun die Sache von einem andern Gesichtspunkte. Da Gaudenzio in Lucie verliebt war, erklärte sich seine Vertraulichkeit mit Rosette von selbst. Er sprach mit ihr über das Mädchen und über seine Liebe.

XXX.

Aus ihrem Fenster, das auf den Küchengarten ging, hatte Rosette Gaudenzio kommen und gehen sehen. Sie hatte zitternd das letzte Glockenzeichen der Messe abgewartet, um sicher zu sein, daß alle Männer außen seien. Auch Marianne mußte um diese Zeit das Backen des Kuchens beendigt und sich schlafen gelegt haben.

Es war der günstigste Moment, um hinabzugehen, und die Nadel aus dem Holzschuh zu holen. Furcht und Gewissensbisse peinigten ihr Herz.

„Ich wollte er hätte sie nicht gebracht", dachte sie. „Ich werde nun nichts als die Sorge haben, die Nadel zu verstecken. Und dann? Ich übernehme damit eine Art Verpflichtung gegen ihn. Was wird er als Ersatz verlangen? O, dieser Dämon von einem Menschen, er ist so schön und weiß so schön zu thun . . . man kann ihm nichts abschlagen. Herr mein Gott, wie wird das enden? Ich will eine ehrbare Frau bleiben. Ich lache gern, aber ich will nichts schlechtes thun. Peter verdient es nicht. Er ist etwas scheu; aber er liebt mich und ist so gut, wie das tägliche Brod. Der Arme!"

Und inzwischen stieg sie leise, leise die Treppe hinab, barfuß in dieser Kälte, vorbei an der Kammer der beiden Alten.

Im Oeffnen der Küchenthür blieb sie verblüfft stehen beim Anblick des Lichtschimmers. Sie sah ihren Mann und die Schwägerin und verharrte unschlüssig auf der Schwelle, ohne den Muth, hineinzutreten.

Marianne begriff, daß, wenn sie nicht helfend beispränge, dieses unerwartete Erscheinen den Verdacht des Bruders wieder wachrufen müßte. Mit erzwungener Ruhe sagte sie:

„O, da ist Rosette! Das Christkindchen liegt Dir auf dem Herzen, was?"

„Nein, nein . . .", antwortete Rosette ans Fenster eilend, ohne den Blick aufzuschlagen. „Ich weiß ja, daß es mir nichts bringt.

Digitized by Google

Ich wollte nur meinen Schuh holen. Ich fürchte, daß die Feuchtigkeit während der Nacht ihn verdirbt. Es wird bald schneien."

Peter, dessen Augen voller Thränen standen, trat in die Thür und sagte:

„Ich glaube nicht, daß es schneien wird." Und er blieb, den Himmel betrachtend, im Dunkeln stehen, um seine Bewegung zu verbergen.

Indeß nahm Rosette ihren Schuh, und als sie die Nadel darin gewahr wurde, streckte sie die Hand vor, um die Bescheerung möglichst ungesehen zum Fenster hinauszuwerfen. Aber Marianne zog mit einem raschen Griff ihren Arm zurück, während sie ihr zuflüsterte:

„Wirf's nicht fort. Er ist's, der sie hineingesteckt hat. Dank's ihm!" Und sie schob sie zu Peter.

Rosette blickte die Schwägerin groß an, sah sie erregt und erschrak. Was mochte nun kommen? Was geschah mit der Nadel des andern?

Unterdeß trat Peter wieder ein. Marianne schob die Schwägerin neuerdings auf ihn zu und sagte:

„Willst was neues hören, Rosette? Dieser Schlafhans da hatte — dick und groß wie er ist — Furcht vor Gaudenzio. Er war eifersüchtig."

„Ach was, eifersüchtig! Es ist nicht wahr", sagte Peter ganz verwirrt.

Rosette begriff noch immer nichts. Sie erblaßte; sie dachte, die Schwägerin begehe Verrath. Aber Marianne begann von neuem:

„Leugne es nicht. Hab' ich Dich vielleicht nicht weinen gesehen? Und das hier hast Du etwa zum Zwiebelschneiden gekauft?" Und sie griff in die Tischlade nach dem Messer und hielt dasselbe Rosette vor die Augen, die es bei diesem Anblick kalt durchschauerte. Dann wieder an sie sich wendend, fuhr Marianne fort: „Denk' Dir, er glaubte, Du und Gaudenzio, Ihr wäret eins. Als ob keine anderen Frauen auf der Welt wären, als die seinige, so viel Furcht hatte er, daß man sie ihm aufesse."

„O, mir kommt Gaudenzio nicht einmal in den Sinn", sagte Rosette, die anfing zu begreifen, daß sie an der Schwägerin eine Stütze gefunden hatte.

„Ja! Als ob er's verdiente, daß Du ihm das sagst. Ich mußte ihm alles haarklein erzählen: daß Gaudenzio in das Mädel verliebt ist, daß er sich Dir vertraut, daß er die silberne Blumennadel in ihren kleinen grünen Schuh gesteckt hat . . . Alles, wenn ich Glauben bei ihm finden wollte. Und jetzt schämt er sich; aber sieh, beruhigt wird er doch nicht eher sein, bis er beide verheiratet sieht. Ich kenn' ihn."

Peter saß wie auf Nadeln.

„Willst Du endlich aufhören?" fuhr er sie barsch an, „ich denk' nicht daran."

Rosette war zu aufgeregt, um sprechen zu können. Sie fiel dem Mann um den Hals und küßte ihn liebevoll trotz seiner abweisenden Versuche. Sie fühlte sich gerettet.

„Ja, ja", sagte sie mit überwallendem Herzen. „Lucie ist verliebt und sie müssen einander heiraten." Und mit allem Nachdruck, der ihr

Digitized by Google

eigen war, fügte sie hinzu: „Ich bin so zufrieden! Es ist, als ob ich selbst ein zweites Mal heiraten würde. Und Ihr, Männchen, seid Ihr zufrieden?" Und sie umarmte ihn, dann umarmte sie Marianne und sagte: „Wir bekommen Brautleute in die Familie; wir werden alle glücklich sein." Dann drückte sie ihr die Hand und flüsterte ihr ins Ohr: „Dank, dank, Marianne! Du hast wie eine Schwester an mir gehandelt."

Sie war so froh, sich einer Gefahr entronnen zu sehen, daß sie weder an der Zustimmung Gaudenzios, noch an sonst etwas in der Welt zweifelte, mit sich selbst aber wieder versöhnt und glücklich war.

Marianne ließ die beiden Eheleute allein und trat in den Hof hinaus. Nach so langer Spannung empfand sie das Bedürfniß, sich auszuweinen, und sie weinte lange im stillen. Tiefe Reue war in ihre Seele gekommen. Angesichts der Verzweiflung Peters, der aufrichtigen Dankbarkeit Rosettes war sie wieder gut geworden, verabscheute ihre böswilligen Regungen.

„Armes Weibchen!" dachte sie. „Ist erst achtzehn Jahre alt! Ich hätte sie früher warnen sollen und sie würde es beachtet haben. Aber ich hatte den Dämon im Herzen. Wenn ich ihm Folge gegeben hätte, welch' höllische Weihnachten kämen dann über unser Haus! Aber der Herr hat mir das Herz zum guten gewendet. Diese Weihnachtsglocken rührten mich bis ins tiefste . . ."

Gleichwohl zitterte sie bei dem Gedanken an die Zukunft. Jetzt, im Eindruck des ersten Augenblickes, empfand sie alle Süßigkeit, gutes gethan zu haben und war befriedigt. Aber später? Diese Aufwallung würde vorübergehen. Die Sachen würden ihren gewohnten Lauf nehmen. Gaudenzio würde Lucie heiraten und die Besuche im Hause einstellen. Ja, es war sehr wahrscheinlich, daß er sie heiraten werde, denn seit Lucie in dem Landhaus weilte, war sie frisch und aufgeblüht wie eine Rose, war jung, schön und nicht ganz mittellos, und Gaudenzio war schon etwas vorgerückt in Jahren; überdies würde Rosette um des Friedens aller willen ihn dafür zu stimmen wissen.

Peter und Rosette würden, nach dieser Katastrophe näher gebracht, einander lieben, und für die alternde jüngferliche Schwester bloß eine untergeordnete Zuneigung haben. Sie würde sich zwischen ihnen in Verlegenheit befinden. Die Alten hatten nur einen kurzen Weg vor sich. Und sie, die arme Marianne, würde allein bleiben, ohne jemanden, dem sie sich ganz hingegeben fühlte und der ihr gleichgesinnt wäre. Wie würde sie es dann anstellen, jene nicht zu beneiden, die eine eigene Familie haben und glücklich sind? Ohne zu wollen, würde sie infolge der Umstände und ihrer Vereinsamung, in ihre Böswilligkeit zurückfallen. Alles bedachte sie angstvoll, und weinte und bat inbrünstig:

„Herr, mein Gott! Sende mir Erleuchtung! Es ist Weihnachten."

XXXI.

Als die Schwester hinausgegangen und Peter mit seinem Weib allein geblieben war, erzählte er ihr, ermuthigt von ihren Liebkosungen, mit Thränen in den Augen seine Eifersucht, seine Befürchtungen, seine Verzweiflung und den furchtbaren Vorsatz, sich das Leben zu nehmen. Beide waren tief bewegt. Und in jener grenzenlosen Vertrautheit,

Digitized by Google

welche Gatten aneinander knüpft, bei den ersten gemeinschaftlich vergossenen Thränen, fühlten sie sich unaussprechlich glücklich.

Mit einem Mal klopfte es ungestüm an die Thüre und die Stimme Pacificos ließ sich schreiend vernehmen:

„Ist hier jemand noch auf?"

„Ja, ich", antwortete Peter, sich eilig von seinem Weib losmachend und zur Thüre laufend.

„Kommt mit mir. Ich fürchte, daß in meiner Kammer Diebesgesindel ist, ich sehe ein Licht dort und mein Kind ist oben."

„Die beiden Männer eilten die Treppe hinab und auch Rosette, muthig wie sie war, folgte ihnen schweigend.

Pacifico riß die Thür auf und blieb vor Erstaunen unbeweglich stehen. Er erblickte auf der Kiste, zu Füßen des Bettes, ein Licht: Marianne kniete vor der Wiege des Kindes.

Peter ward feuerroth und in seiner Entrüstung, seine Schwester zur Nacht in dem Zimmer eines Mannes zu erblicken, rief er ihr barsch zu:

„Marianne, was machst Du hier?"

„Ich betrachte mein Weihnachtsgeschenk und danke dafür dem Herrn", erwiderte Marianne sich erhebend. „Er hat sich auch meiner erinnert, obgleich ich alt und häßlich bin, hat mir dieses Kindchen gesandt und mir das Herz einer Mutter gegeben, es zu lieben. Nicht wahr, Pacifico, ich soll seine Mutter sein?"

Pacifico, im Uebermaß der Freude, lief mit ausgebreiteten Armen auf sie zu. Aber er wagte nicht, sie in Gegenwart anderer zu umarmen, und indem er seine Arme hinabsinken ließ, blieb er mit offenem Mund, wie betäubt, in ihren Anblick versunken.

Rosette allein begriff alles. In ihrer ungezwungenen Güte umarmte sie Marianne und sagte ihr:

„Gott segne Dich für das, was Du an diesem Kinde thust und auch an diesem armen Menschen, der Dir von ganzem Herzen gut ist."

„O, was mich betrifft", fiel Pacifico ein, „so liebe ich sie."

„Wirklich?" fragte Marianne mit freudig aufleuchtendem Blick.

„Wißt Ihr es vielleicht nicht? Hab' ich nicht etwa um Eure Hand schon angehalten? Ihr waret es, die mich nicht gewollt hat."

„Aber Ihr habt mich des Kindes wegen begehrt."

„Des Kindes wegen und auch meinetwegen."

„Und sagtet, ich sei reif und keineswegs schön . . .", ergänzte Marianne etwas spöttisch in ihrer Empfindlichkeit, die sie auch jetzt noch nicht ganz bezwingen konnte.

„Gut", erwiderte Pacifico, ohne sich auch nur höflich zu bemühen, jene Worte abzuleugnen; „mir gefielt Ihr dennoch. Reife und keineswegs schöne Mädchen giebt es genug. Aber ihr habt ja wohl gesehen, ob ich eine andere suchte. Ich wäre ledig geblieben." Und sich zu ihr beugend, um nicht weiter gehört zu werden, fügte er hinzu: „Seit wir einander im Reisfeld begegnet haben, liebe ich Euch."

Rosette merkte, daß die beiden am besten einen Augenblick sich selber zu überlassen seien, und so gab sie denn ihrem Mann, ihn mit dem Ellbogen anstoßend, das Zeichen, mit ihr auf den Balkon hinauszutreten.

Mit einem Anflug von Ziererei, die aber schlecht die Aengstlichkeit

Digitized by Google

verdeckte, mit der Marianne zu erfahren sich anschickte, wie viel Zärtlichkeit und Zuneigung ihr noch vonseiten dieses Mannes in Aussicht ständen, sagte sie:

„Ihr liebtet mich und doch habt Ihr eine andere geheiratet?"

„Hab' sie geheiratet, weil ich mußte, Marianne. Jetzt, da sie todt ist und Ihr bald mein Weib sein werdet, kann ich's Euch sagen. Jene Aermste — Gott habe sie selig! — hatte sich mit meinem Bruder auf einem jener Reisfelder in Piemont zusammengefunden, wo Burschen und Mädchen, bunt durcheinander gewürfelt, die Ernte bestellen. In der Faktorei ging es etwas bunt zu; man wahrte nicht einmal den Schein der Schicklichkeit. Männer und Frauen schliefen auf demselben Heuboden. Ihr müßt mich nur recht verstehen. Die beiden jungen Leute liebten einander . . . Punktum; und nach der Ernte mußte mein Bruder zu den Soldaten gehen. Im Reisfeld hatte er sich das Fieber geholt, und rückte in den Dienst, ehe er noch wieder hergestellt war. Durch geheimen Kummer, schlechtes Leben und, was weiß ich, erkrankte er am Typhus; nach wenigen Tagen war er todt. Es war ein Prachtmensch! . . . Punktum. Als ich ihn im Garnisonspital aufsuchte, sagte er mir:

„— Was mir das Sterben am meisten erschwert, ist das Schicksal dieser armen Katharine. Wenn ihr Vater es erfährt, schlägt er sie todt oder setzt sie vor die Thüre."

„Und er weinte, daß es zum Erbarmen war. Ich dachte nur, ihn zu trösten, und antwortete ihm: „Hör', Michel, wir sind immer gute Brüder einander gewesen; beruhige Dich, die Katharine nehm' ich auf mich." — Versteht mich wohl, Marianne, ich habe Euch heiraten wollen; aber das Versprechen an einen Sterbenden will gehalten sein. So habe ich denn das arme verunglückte Mädchen geheiratet; ich war ihr ein guter Gefährte; Gewissensbisse habe ich nicht; aber ich habe immer nur Euch geliebt."

„Dieses Kind also . . . ?" sagte Marianne mit einer Bewegung, als wollte sie die Wiege fortschieben.

„Hat weder Vater noch Mutter mehr", antwortete Pacifico mit demüthigem Ton; „und da habe ich mir vorgenommen, es zu lieben."

„Auch ich will das thun, will es wie ein eigenes betrachten", flüsterte Marianne, sich über das schlafende Mädchen beugend und es auf das halbgeschlossene Mündchen küssend. Dann fügte sie, die blonden Löckchen streichelnd, hinzu: „Und aufs Reisfeld wird es niemals gehen!"

Tags darauf war es ein segensvoller Anblick, diese Leute um den Weihnachtstisch versammelt zu sehen. Rosette ging mit ihrem bäuerischen Mann so zärtlich um, als wenn sie ihn eben erst geheiratet hätte. Die Alten waren glücklich, die Tochter versorgt zu wissen. Pacifico blickte Marianne mit offenem Munde in einem fort an, und nach und nach sagte er ihr:

„Ihr seid also meine Hausfrau? Ein Teufelsmädchen seid ihr! Was ihr mich habt seufzen lassen! Das Hochzeitbett steht bereit; wann beginnt ihr die Minestra in meinem Hause zu kochen?" Und so ging es fort mit plumpen Zärtlichkeiten, in welche der arme Mensch seine ganze Seele legte.

Digitized by Google

Auch Gaudenzio war zugegen; er war früh morgens gekommen, fröhliche Feiertage zu wünschen und zu erfahren, was mit der Silbernadel geschehen sei; und Rosette hatte ihn mit Leichtigkeit für ihre Pläne gewonnen. Er empfand für sie eine kapriciöse Neigung; aber der Gedanke, das Goldkind von Schwester zu heuern, die überdies so in ihn verliebt war, daß es aus jedem Wort herausklang, leuchtete ihm vollkommen ein; es war beschlossene Sache, zumal Rosette ihm versichert hatte, selber mit sechzehn Jahren so fein und zart gewesen zu sein, wie ein Blumenstiel. Das blühende und gerundete Aussehen war ihr zwischen dem siebzehnten und achtzehnten Lebensjahr gekommen. Er stellte sich nun sein Frauchen binnen Jahresfrist um das Dreifache umfangreicher vor, war zufrieden, wiegte sich hin und her und setzte den Hut so schief aufs Ohr, daß es eine Lust war.

Lucie war außer sich vor Bewunderung, hüpfte vor Freude und triumphirte mit der schönen Silbernadel im braunen Haar. In Betrachtung des unförmigen Haarbüschels ihres Bräutigams versunken, rief sie aus:

„Ich hab' es lange verstanden, daß ihr mit Rosette immer nur meinetwegen spracht und mir die Silbernadel geben wolltet. O, ob ich's verstanden habe!“

Armes unschuldiges Herz! Es wußte nicht, in welchen Stürmen sein Glück erblüht war.

Der Kobold.

Seit einiger Zeit schien das Maulthier Gaudenzios förmlich verhext; von Tag zu Tag wurde es wunderlicher und scheuer. Die Pferdebremsen jagte es mit ganz eigenthümlichen Schweifschlägen fort; sie fielen auf den Rücken wie Peitschenhiebe; erbost darüber, wendete es dann mit aufgeworfenen Lippen und fletschenden Zähnen das Maul, so daß es eher einem tollen Hunde als einem Maulthier glich. Stand es an den Karren gespannt, dann war niemand gut genug, es zu lenken; es bekam entweder gewisse verrückte Einfälle, die befürchten ließen, daß es nun ohne Halt bis ans Ende der Welt laufen würde, oder es pflanzte sich so störrisch und unbeweglich hin, als hätten seine vier Füße im Boden Wurzel gefaßt. Und wehe, wenn man es dann mit der Peitsche berührte! Es geberdete sich ärger als ein Fohlen.

Die berühmte Peitsche Gaudenzios, die ehemals mit frohem Knall salvenartig durch die weiten Reisfelder hallte und die Herzen aller Mädchen des Bezirks höher schlagen ließ, hing ihm nun hinter den Schultern wie eine todte Schlange, während er selber zur Seite des Karrens, je nach dem launischen Gang des Maulthiers einherschritt; das Maulthier war es, das jetzt den Fuhrmann lenkte.

Die Leute, die ihn indessen niemals pünktlich, das eine Mal von Oleggio nach Momo um drei volle Tage später, ein ander Mal um einen halben Tag vor der festgesetzten Frist, ankommen sahen, zuletzt gar noch früher, während das Maulthier vom zügellosen Lauf wie ein Rauchfang dampfte, schüttelten die Köpfe und sagten:

„Gaudenzio ist nicht mehr der Fuhrmann von früher. Es muß jene grillenhafte Zuneigung für Rosette, die er nicht loswerden konnte, sein, was ihm den Kopf verdreht.“

Digitized by Google

Aber Gaudenzio war nicht der Mann, einer Grille wegen den Kopf zu verlieren. Nachdem ihm Rosette klar gemacht hatte, daß sie ihrem Mann nicht untreu werden wolle, heiratete er Lucie und dachte nicht mehr an jene. Und dann hatte er jetzt wichtigeres im Kopf als Liebessachen! Der Gedanke an sein Maulthier quälte ihn bei Tag und bei Nacht; und wenn seine Kameraden beklagten, daß er herabgekommen sei, als käme er geradewegs aus dem Hospital, wenn sie mit theilnahmsvollem Eifer ihn nach seinem Befinden fragten, so antwortete er, die Pfeife aus dem Mund nehmend und sich melancholisch zwischen die Füße spuckend:

„Mit der Gesundheit geht's nicht schlecht; aber mein Maulthier macht mir Sorge. Fuhrmann und Maulthier, das müßt ihr wissen, sind eins; wenn das Maulthier nicht trabt, ißt der Fuhrmann nicht. Die Kundschaft der Reisfeldbesitzer zu Borgo Vercelli hab' ich deßhalb schon verloren; gab mir sonst für den halben Winter Arbeit; liefern nämlich den Reisbedarf für ganz Novara . . ."

Und als er dies eines Abends im Stall sagte, fragte ihn die alte Santine, ob sein Maulthier gut fresse.

„Fressen thut es", antwortete Gaudenzio, der immer bereit war, über sein Maulthier zu sprechen, um zu hören, ob nicht vielleicht doch irgend ein Heilmittel für dasselbe sich fände. „Aber es faßt das Heu so wüthend mit den Zähnen auf, als wär's ein Bündel Schlangen, die es beißen wollten."

Santine, die sehr alt war, über die Krankheiten der Thiere und Menschen ein Langes und Breites wußte, ja, sogar ein Geheimmittel für Lendenweh hatte, dessen Kunde auf die Frauen ihrer Familie von Generation zu Generation überging, hob zweimal den Kopf, wie um zu sagen: „hab's verstanden; weiß, was es ist", und stellte dann eine weitere Frage:

„Und der Schweif, der ist wirr und zottig wie eine alte Strehne, nicht wahr?"

„Wehe, wenn man ihm denselben kämmen wollte!" antwortete Gaudenzio bekräftigend.

„Dann sag' ich Euch, was Eurem Maulthier fehlt", erwiderte Santine mit gelehrtem Ton, „der Kobold steckt in ihm!"

Alle im Stall blickten einander kopfnickend zu, als wollten sie sagen: „Die hat's getroffen!" Und auch Gaudenzio antwortete seufzend:

„Das fürchte ich eben!" Mehr wagte er nicht zu sagen, denn er konnte nicht fassen, daß es mit seinem schönen Maulthier so weit gekommen sei. Den Kampf mit der ganzen Welt aufzunehmen, das machte ihm keine Angst. Das Hütlein auf dem Ohr, die Fäuste an den Flanken, so hätte er jeden Grenadier herausgefordert. Aber mit den Geistern der zweiten Welt, wer würde es da wagen?

Und er stützte die Ellbogen auf die Kniee, die Stirne auf die Hände, rauchte und spuckte sich zwischen die Füße, ohne ein Wort zu sprechen. Indeß hörte er all' die Koboldgeschichten, die man seinetwegen jetzt wieder auffrischte und sie dünkten ihm gleich vielen düsteren Wolken, die sich über seinem Haupt zusammenballten. Er fühlte sich von irgend einem großen Unheil bedroht.

Peter, der im vorbeigehen eingetreten war, erzählte von seiner

Digitized by Google

Schwester Marianne. Die schwarze Henne hätte sie dazumal wieder gesund gemacht, wäre sie nicht aus dem Hühnerstall Marthas genommen, wo ein Kobold sich eingenistet hatte, weßhalb denn auch im selben Jahr mehr als dreißig Hühner draufgingen. So war denn der Kobold und nichts anderes an dem Unglück Mariannes schuld.

„Schlimmeres hat sich in dem Hause Josuas auf dem Vorhof ereignet", fiel wieder Santine ein. „Es ist richtig, daß er sich auf Kosten seines Brodherrn bereichert und sich ein Haus, just den herrschaftlichen Gebäuden gegenüber, gebaut hatte. War dies jedoch unverschämt von ihm, so war andererseits die Züchtigung dafür doch auch zu schwer."

„Ja, ich erinnere mich; die Geschichte mit dem Mastschwein", murmelte Rosa, die noch älter war als Santine und es nicht zu ertragen vermochte, daß die andere beim Geschichtenerzählen den Vorrang hatte.

Lucie aber, die Frau Gaudenzios, die schon zwei Kinder und ein drittes in Aussicht hatte, nahm sich diese Geschichten, die über die Krankheit des Maulthiers Licht verbreiten konnten, zu Herzen und fragte Santine:

„Wie ist es dem Josua ergangen? Hatte das Mastschwein den Kobold?"

„Hört!" begann Santine. „Am Martinitag hatte er sich häuslich eingerichtet und im Fasching wollte er, um sich das Ansehen eines Grundherrn zu geben, ein Mastschwein eigens für sich abstechen. Sein Weib trug diese Neuigkeit einen Monat lang überall herum, damit es alle wußten. „Wir stechen — sagte sie — ein Mastschwein und da wird es viel zu thun geben; Fett einsalzen, Salami einsacken u. s. w.!" Sie hatte Ursache, stolz zu sein! Nachdem das Schwein abgestochen war, richteten sie eine hübsche Schüssel mit der Leber und dem Hirn her und schickten ihre Tochter, die Angelina, die festlich gekleidet war, damit zum Grundherrn. Aber der Grundherr wollte diesen Leckerbissen nicht annehmen, weil er wußte, wie sehr ihn Josua bestohlen hatte; so kehrte denn Angelina aufs tödtlichste beleidigt zurück. Indeß war es eine höhere Eingebung, die der Grundherr bei der Zurückweisung hatte; denn als Josua und sein Weib das erste Mal von diesem Mastschwein aßen, bekamen sie einen solchen grimmen Magenschmerz, daß sie sich fast auf der Erde wälzten. Sie dachten jedoch, es käme das vom Reis her, der übergekocht war, zumal Angelina, die in jenen Tagen sich nicht ganz wohl befunden und nur Kaffee und Milch getrunken hatte, keinen Magenschmerz bekam. Als sie aber ein zweites Mal davon aßen, war der Schmerz so groß, daß sie beide starben. Der Arzt sagte, sie wären gestorben, weil das Thier Trichinen gehabt hätte; es versteht sich aber von selbst, daß der Kobold daran schuld war. Und das wurde auch jedem klar, der seinerzeit das Thier gesehen, wie es mit erhobenem und gekräuseltem Schweif, der einem Bohrer glich, dahin lief und so stark grunzte, daß das Wasser auf den Reisfeldern Kreise zog."

„Narren waren sie, das Thier in solchem Zustande abzustechen"; sagte Rosa, die Kastanie, welche sie im Mund hielt, um zur Befeuchtung der Spule sich Speichel zu schaffen, herausnehmend. Hätten sie

Digitized by Google

drei Töpfe Hirsegrütze auf die Schwelle des Schweinekobens gestreut, dann würde der Kobold, der Korn für Korn aufheben und zählen müßte, um eintreten zu können, die Geduld verloren und sich aus dem Staub gemacht haben. So macht man's."

„Man hätte wissen müssen, daß es behext war. Jedem liegen seine Thiere am Herzen, und da will man an nichts schlechtes denken."

„Aber wie erfährt man's?" fragte Gaudenzio. „Setzen wir den Fall, es handle sich um mein Maulthier; wer vermag nun zu sagen, ob der Kobold in ihm stecke oder nur eine Krankheit?"

„Man müßte nur Muth haben", beeilte sich Rosa zu erwidern; „denn überzeugen könnte man sich, zumal man um Mitternacht in dem Schweif eines behexten Thieres ein rothes Haar sieht, das flammend leuchtet."

„Und da kommt es darauf an, daß man es ausreißt", fiel Santine ein, die stets mehr sagen wollte als andere; „es wird dann zu Gold, und je mehr man es zusammenknault, desto länger wird es."

„Wer wüßte das nicht?" fuhr die andere Alte dazwischen, ohne die Kastanie, der Eile wegen, aus dem Mund zu nehmen. „Dazu muß man aber folgendes sprechen: „Kobold, Koboldchen, freue Dich; laß das Thier, und nimm nun mich", und diese Worte an den Kobold spricht ein guter Christ nun und nimmermehr."

Santine fand darauf nichts zu entgegnen und spann schweigend fort, die Kastanie im Mund grimmig hin- und herschiebend; hätte sie Zähne gehabt, sie würde dieselbe zerkaut haben.

Inzwischen unterhielten sich die jungen Männer halblaut mit ihren Frauen von jenem Schelmenstreich, den der Kobold an der Pfarrersköchin verübt hatte, so daß die arme Frau mit Schimpf und Schande aus dem Dorf mußte, während ihrem Herrn der Bischof die Messe las . . . An alledem war der Kobold schuld.

Die Weiber lachten und wurden roth, indeß die jungen Männer ihnen so nahe rückten und in die Augen schauten, daß es an Raum fehlte, die Spindel schnurren zu lassen.

Nun aber erhob sich Gaudenzio, der mit seiner Last auf dem Herzen nicht lachen hören konnte, preßte die Pfeife mit den Zähnen zusammen, wünschte „Gute Nacht der ganzen Gesellschaft", gab seiner Frau einen Stoß, zum Zeichen, daß sie ihm folgen solle und trat aus dem Stall, ohne jemanden anzublicken.

Er holte mit großen Schritten aus, stampfte kräftig den gefrorenen Schnee, der unter seinen schweren Tritten knisterte, und es schien ihm, in dieser Weise seinem Unmuth Luft machend, als trete er jemanden nieder, der ihm schlechtes gethan. Lucie quälte sich, schwerfällig wie sie nun war, hinter ihm her und fand nicht einmal den Muth, ihn anzusprechen.

Die ganze Nacht hörte sie ihn sich seufzend im Bett herumwälzen und das Maulthier unten im Stall, wie vom Teufel besessen, rumoren.

Den folgenden Abend sagte Gaudenzio, aus dem Stall Santines zurückkehrend:

„Geh' Dich schlafen legen; ich will mir diesen Dorn aus dem Herzen ziehen. Elf Uhr ist's schon; ich werde noch in freier Luft

Digitized by Google

eine Pfeife rauchen, und um Mitternacht will ich nachsehen, was diesem Maulthier denn eigentlich fehlt."

„Aus Barmherzigkeit, Gaudenzio!" rief Lucie; „bedenkt, daß ihr zwei Kinder habt, und bald drei."

Gaudenzio zuckte mit den Achseln und murrte:

„Was fürchtest Du? Ist's vielleicht das erste Mal, daß ich um Mitternacht in den Stall gehe?"

„Die andern Male war weder der Kobold dort, noch die Hexerei mit dem rothen Haar ... Es wäre besser, Du streutest Hirsegrütze vor den Eingang ..."

„Hirsegrütze kostet Geld; ehe ich sie ihm streue, will ich ihn sehen", antwortete Gaudenzio mürrisch und kehrte ihr auf der Schwelle den Rücken.

Lucie stieg die äußere schneebedeckte Treppe empor, öffnete die Thüre und trat in die Stube. Sie wollte wach sein, bis Gaudenzio käme. Aber sie hatte schon die Nacht zuvor gewacht, war müde und nicht ganz wohl. Es war eine armselige Ehe, die sie da eingegangen war; die Kinder kamen bald nacheinander, und infolge der Krankheit des Maulthiers verringerte sich der Verdienst Gaudenzios. Die arme Frau führte ein trauriges Leben. Jetzt ging sie zu Bett, die wehen Glieder auszuruhen; das Paternoster wollte sie dann liegend beten. Der liebe Herrgott würde ihr das in diesem Zustande verzeihen. Nach einigen Avemarien überwog die Müdigkeit und sie schlief fest ein.

Um Mitternacht stand Gaudenzio in der Thür des Stalles, der recht elend aussah, einige Quadratmeter groß war und nur das arme, vor Kälte halberstarrte Maulthier einschloß. Er zündete das eiserne Lämpchen an der Mauer an, nahm dasselbe dann herab und näherte sich dem Thier, um nach jenem rothen, flammenden Haar im Schweif zu sehen. Niemand hätte in diesem Augenblick den schönen verwegenen Gaudenzio erkannt, der, sechs Jahre früher, mit seinem borstigen Haarbüschel und dem Hut auf dem Ohr allen Mädchen, die auf der Tenne des großen Reisfeldes getanzt, die Köpfe verdreht hatte. Jetzt zog er sich den Hut tief über die Augen, weil er nicht in die schattigen Stallwinkel blicken wollte, wo vielleicht etwas unheimliches zu sehen war, und während er sich dem Maulthier näherte, zitterte er am ganzen Leibe. Als er die Hand auf den Schweif legte, schien ihm, als ob dieser brennte. Aber das rothe Haar war nicht zu sehen. Man mußte es in diesem verteufelt zottigen Wirrwarr suchen; die Lampe in der einen, wühlte Gaudenzio mit der andern Hand in den Haaren. Er hatte dies nie zuvor gethan, und das Maulthier, das sich solcherweise nicht behandeln lassen wollte, erhob fuchtelnd den Schweif, der an die Lampe schlug und Feuer fing. Scheu und wie vom Teufel besessen, begann nun das Thier den Brand von sich abzuschütteln, daß die Funken stoben, schlug mit den Hinterfüßen um sich, wälzte sich auf dem Rücken und stieß heulende Laute aus, die nicht von dieser Welt zu stammen schienen. Gaudenzio, erschrocken und doch im Augenblick der Gefahr muthig, wollte beispringen, um sein Thier zu retten; aber ein Hufschlag in die Schläfe machte ihn besinnungslos zu Boden stürzen und an das andere Ende des Stalles rollen.

Digitized by Google

Als Lucie am Morgen, da schon das helle Licht durch die Scheiben drang, erwachte, war sie erschreckt, ihren Mann nicht im Bett zu finden. Was mochte ihm begegnet sein? Um aller Heiligen willen! Eilends warf sie sich einen Rock um und, ohne auf das Geplärre der Kinder zu achten, stieg sie in den Stall hinab. Da fand sie zu ihrem Schrecken das Maulthier halb todt mit verbranntem Schweif und Gaudenzio scheinbar ganz todt mit offener und blutender Schläfe.

Auf das durchdringende Gekreisch der armen Frau versammelten sich die Nachbarn im Nu, und während einige den Verwundeten auf einen Karren hoben, um ihn ins Hospital nach Novara zu fahren, liefen andere nach dem Hufschmied, um ihm das Maulthier zu zeigen. Auch die alte Santine war gekommen und sagte kopfschüttelnd:

„Verwünschter Mensch! Er wollte hinabgehen um den Kobold zu sehen, ohne jemanden ein Wort davon zu sagen. Er wußte nicht, daß beim Berühren des behexten Thieres man um seines Seelenheils willen sagen müsse:

Jesus, Joseph und Marie!
Kobold, fleuch, und komme nie!

Er hatte es nicht gesagt, und der Kobold hat ihm dafür dies angethan. Zum Glück ist seine Frau jetzt in solchen Umständen, daß über ihr die Madonna wacht; andernfalls wäre das ganze Haus niedergebrannt."

Und Gaudenzio, der durch ein Wunder mit dem Leben davon kam, erbebt noch jetzt, nach so vielen Jahren, wenn er die schaurige Geschichte vom Kobold erzählt.

Digitized by Google

Ein Wort über polychrome Bildwerke.

Von Gustav Adalmar.

Es ist lange bekannt, daß die Griechen und Römer bunte plastische Darstellungen besessen haben. Die ältesten, jedenfalls sehr plumpen und rohen Götterbilder der Griechen waren aus Holz geschnitzt und bunt gemalt, so daß sie mit den christlich-katholischen Heiligendarstellungen einige Aehnlichkeit gehabt haben mögen. Die spätere Zeit umkleidete einen Unterbau von Holz mit Gold und Elfenbein, und zwar so, daß die Fleischtheile von Elfenbein, die Kleidung von Gold war. Doch fügte man auch hier noch bunte Farben hinzu. Aus solchem Material schuf Phidias sein erhabenstes Meisterwerk, den Zeus von Olympia, das eben wegen des leichtzerstörbaren Stoffes verloren gegangen ist, aber dennoch unsterblich bleiben wird. Die folgende Epoche erst brachte Marmor und Erz zu Ehren; Erz für männlich-kräftige Gestalten, Marmor für die Darstellung idealer, meist weiblicher Schönheit. Aber auch bei diesen rein marmornen Gebilden verschmähte man es nicht, durch einen leichten, farbigen Ueberzug das grelle Weiß des Marmors abzutönen.

Wenn nun die Kunstgeschichte dies alles längst als Thatsachen verzeichnet hat, so hat sich dagegen die ausübende Kunst der späteren Zeit von dieser Manier freigemacht. Erst in der neuesten Zeit fängt man an, auch in diesem Punkte die Alten als Vorbild zu nehmen, und so entstand der lebhafte, noch nicht ausgefochtene Streit darüber, ob diese bunte Darstellung der Bildhauerwerke auch für unsere moderne Kunst berechtigt, und welche von beiden Darstellungen, die bunte oder die weiße, mehr berechtigt sei.

Noch hat sich keine klare, sichere Ueberzeugung bilden können, da es schwer ist, ein Kunstprinzip, das man von seinen Vätern überkommen, und mit dem man gleichsam aufgewachsen, neben ein ganz neues, uns als solches befremdendes, zu halten und beide trotz alledem gleich und unparteiisch zu beurtheilen. Erst aus einer Anzahl selbstständiger Meinungen vermag sich der allgemeine Geschmack eine Meinung zu bilden; deßhalb sei es gestattet, die unsrige zur Förderung des Ganzen beizutragen.

Digitized by Google

Die bildende Kunst hat sich die Aufgabe gestellt, einen unter ästhetischen Gesichtspunkten gewählten Moment aus der uns umgebenden Welt nachzubilden und ohne die selbstgezogenen ästhetischen Schranken zu durchbrechen, eine größtmögliche Aehnlichkeit mit dem Vorbild zu erreichen. Sie zerfällt nun in Malerei und Bildhauerei. Das Darstellungsmittel der ersteren ist die Farbe, das der letzteren die Kontur. Da nun offenbar die farbigen Bildwerke eine gewisse Verschmelzung beider Kunstarten zeigen, so muß sich ihre Berechtigung aus dem Verhältniß der Prinzipien beider Künste untereinander und zu dem darzustellenden Objekte ergeben.

Statt nun diesen Vergleich kurz mit abstrakten Begriffen abzuthun, wollen wir, der größeren Anschaulichkeit zu Liebe, die Kunstprinzipien aus einem konkreten Beispiele herauswachsen lassen.

Wir stehen vor der gutgelungenen Büste eines bedeutenden, uns im Leben bekannten Mannes und rufen: Wie lebenswahr! Wie kühn und stolz springt die kräftig gebaute Nase aus der Stirn vor, wie sind die Brauen sinnend gefaltet, und wie trefflich ist der feine, ironische Zug um den Mund gelungen. Man erwartet jeden Augenblick, er möchte die schmalen, zu einem halben Lächeln gekräuselten Lippen öffnen, um uns, wie so manchmal, mit geistreichem Wort zu überraschen.

Dann lassen wir uns vor das Porträt desselben Mannes führen, das der Pinsel eines Meisters auf die Leinwand gezaubert. Und wieder stehen wir überrascht und gefesselt von der wunderbaren Lebensähnlichkeit. Unter der weißen, blaugeäderten Stirn blicken uns zwei machtvolle Augen an, in deren unergründeter Tiefe das Räthsel seines Genius zu träumen scheint; die leuchtenden Augensterne halten unsern Blick in sich gebannt, in ihrem Glanz scheint die wirkliche Seele aufzuleben und die umgebenden Gesichtspartien scheinen mit frischem Lebensblut durchströmt. Auch hier also große Lebensähnlichkeit.

Büste und Bild sind beide ihrem Vorbilde sehr nahe gekommen. Nun sollte man denken, nach dem bekannten mathematischen Grundsatze von den zwei Größen, die einer dritten gleich sind, müßten auch die beiden Bildwerke, die der Natur so ähnlich sind, untereinander sehr ähnlich sein. Und doch, wenn wir sie zusammenhalten, welche Verschiedenheit! Hier das schöne, charaktervolle Profil, das dort ganz fehlt, weil der Maler auf seiner ebenen Leinwand nur eine Ansicht geben kann und diesmal die Vorderansicht gewählt hat. Dafür leben in seinem Porträt zwei flammende Augen, an deren Stelle uns die Büste nur zwei leere, ausdruckslose Flecken giebt. Wie kommt es nun, daß die beiden Bildwerke trotz aller Verschiedenheit untereinander doch der Natur so ähnlich sind? Weil jeder Körper in der Natur dem betrachtenden Auge zwei verschiedene Eigenschaften zeigt: Farbe und Form; und weil die eine der beiden Kunstarten bestrebt ist, in Bezug auf die Form die Natur nachzuahmen, während die andere dies nur in Bezug auf die Farbe will. Das Mittel der ersteren ist die Kontur, das der letzteren das Kolorit.

Nun könnte vielleicht jemand sanguinisch genug sein auszurufen: „So laßt doch den Maler sein naturähnliches Bild, dem nur die Form fehlt, statt auf Leinwand auf die naturähnliche Büste malen, der nur

Digitized by Google

die Farbe fehlt. Auf diese Weise erhalten wir vielleicht völlige Naturgleichheit.“ Das Ei des Kolumbus, nur leider ohne eine Ecke, mit der man es auf den Tisch stellen kann.

Der Maler erzielt alle Wirkung nur durch die Licht- und Schattenabstufung seiner Farben. Wenn er nun eine Bildsäule bemalt, so müssen alle Abstufungen der Farbe weggelassen werden, da die Bildsäule durch ihre plastische Form sich selbst mit Licht und Schatten versorgt. Es würde also nur darauf ankommen, für die Darstellung der Gesichtstheile, der Haare, Augen und Lippen eine möglichst naturähnliche Mischung zu ermitteln und diese aufzustreichen; d. h. die Malerkunst würde zur Anstreichertechnik herabsinken. Aber auch diese Technik fände bald eine Klippe, an der sie hoffnungslos scheitert. Unsere Industrie vermag nämlich nicht die Farben herzustellen, wie sie wirklich in der Natur sind; wir besitzen nicht den Schimmer des Goldes, das Glänzen des schwarzen Haares, das feuchte Email des Auges. Wenn der Maler in seinem Porträt dennoch große Natürlichkeit hervorbringt, so liegt das daran, daß er die unzureichenden Farben, mit denen er sich einmal begnügen muß, untereinander in ein Verhältniß bringt, das dem Verhältniß korrespondirt, in dem die sonst sehr verschiedenen Farben der Natur untereinander stehen. Diese Harmonie allein ermöglicht eine Naturähnlichkeit. Da wir aber oben gesehen, daß das Ziel dessen, der ein Porträt auf eine Bildsäule malen wollte, nicht durch Anwendung von relativ-, sondern von absolut-naturähnlichen Farben erstrebt wird, so folgt daraus, daß seine ganze Kunst so lange unmöglich bleibt, bis die Industrie absolut-naturähnliche Farben hervorbringt, was voraussichtlich nie geschehen wird. Das Höchste, was auf diesem Gebiete erreicht werden kann, ist bereits erreicht und in jedem Panoptikum zu sehen. Das aber weiß jeder, der in solch' einem Raritätenkabinett gewesen, daß die darin befindlichen Bildwerke, neben einem gewissen Staunen über die Gewandtheit des Verfertigers, höchstens ein gelindes Gruseln in uns erwecken, aber sicher nicht die gehobene Ruhe ästhetischer Befriedigung, die wir beim Betrachten eines plastischen Kunstwerks empfinden sollen und empfinden.

Nachdem ich diesen möglichen, allerdings fast humoristischen Einwurf glaube beseitigt zu haben, den ich beileibe nicht den Chromographen unterschieben will, gehen wir auf deren eigentliche Behauptung ein. Sie wollen keine Verschmelzung der beiden Kunstarten, sondern sie betrachten sich lediglich als Bildhauer und wollen von der Malerei nur einen leichten, schlichten Farbenüberzug entlehnen, um damit das Blendende des weißen Marmors abzutönen. Da sie also Bildhauer bleiben wollen, so muß man ihnen die bunte Darstellung gestatten, sobald diese mit den Prinzipien der Bildhauerkunst übereinstimmt. Das Prinzip der Plastik läuft aber nach allem Vorhergesagten darauf hinaus: In Rücksicht auf die Form eine ästhetische Naturähnlichkeit mit dem darzustellenden Objekte zu erzielen. Je reiner, durchsichtiger und deutlicher also die Form zum Ausdruck kommt, desto näher steht das geschaffene Bildwerk dem durch das Kunstprinzip vorgesteckten Ideal. Nun ist die einfache Frage: Trägt der Farbenüberzug dazu bei, die Formen deutlicher hervortreten zu

Digitized by Google

lassen? — Sicherlich nicht. Wir wüßten wenigstens nicht, wie die Farbe dazu beitragen könnte, da doch keine Farbe reiner und klarer zu sein vermag, als der weiße, halbdurchsichtige Marmor schon an sich selbst ist. Dagegen werfen wir nun die offensive Frage auf: Schadet der Farbenüberzug nicht vielmehr der Reinheit der Formen? — Sicherlich ja; denn erstens absorbirt die Farbe einen Theil unserer Aufmerksamkeit und der Konzeptionsfähigkeit unseres Auges, zweitens verwischt die Farbe die feineren Unterschiede der Schattirung, so daß wir leicht dunklere Färbung für Schatten, hellere Farbentöne für Licht halten.

Wir können uns demnach nicht entschließen, der neuen Manier zu huldigen, sondern wünschen auch weiterhin die idealen Gestalten der Schönheit, zu deren Darstellung der Bildhauer besonders berufen scheint, in dem keuschen, reinen und zarten Gewande des weißen Marmors zu finden.

Digitized by Google

Wetterprognose.

Eine meteorologische Strandgeschichte von Alfred Friedmann.

(Aus einem soeben bei J. C. C. Bruns in Minden erscheinenden Buche: Erlaubtes und Unerlaubtes.)

Am Seestrande von Z... tummelte sich eine bunte Schaar Badelustiger. Die Kinder, mit sonnenverbrannten nackten Beinen und Armen, bauten Ringstraßen und Boulevards aus Sand, uneinnehmbare Festungen — alles das stürzte mit großer Regelmäßigkeit zusammen, sobald die Flut ihre ersten Vorkämpfer, schaumbekrönte Wellen ans Land warf. Die wie Schmetterlinge in sommerlichen Farben schillernden Damen wandelten elastischen Schrittes über den goldenen Staub, der aus tausendmaltausend Muscheln, die einst lebendige Wesen bargen, stammt. Andere Vertreterinnen der Schönheit saßen in den gelben Windkörben, in denen leider nur, wie in der Muschel, für ein Lebewesen Raum ist, und lasen in französischen Romanen, wie schön es sei, wenn der Mensch, anstatt wie die Austern einsam, gesellig und in Heerden lebt, d. h. eine Schaar von Anbetern hat. Die Herren der Schöpfung rauchten, lagen im Sande, spielten mit den Kindern, badeten, oder betrachteten aus gemessener Ferne die schönen Badenden des andern Geschlechts — welche nicht in den Körben saßen und transrhenanischer Lektüre huldigten. Drei Dinge kümmerten sich allein um das Menschentreiben nicht. Das ruhig in sommerlicher Pracht erglänzende Meer, das vom Horizont landeinwärts und in gleichmäßigen Athemzügen wieder vom Strand zum Horizonte wallte und rauschte; der heitere blaue Himmel, an welchem seit langem kein Wolkenzug zu bemerken war und — die Kurmusik. Auch sie spielte zwischen 11 und 12 und zwischen 5 und 6 Uhr mit anerkennenswerther Beharrlichkeit, einem Naturgesetze zu folgen scheinend, immer dieselben Weisen.

An einem der hellen Tischchen, das von der Kurmusik genügend entfernt war, um den Kaffee- und Sorbettrinkern daran die Melodien nur wie verschwommenes Wind- und Meeresgeflüster antönen zu lassen, saßen zwei Herren.

Der eine trug einen dunklen, langen Vollbart, und hatte auf seine wehenden Locken einen weichen Kremphut gestülpt. Seine Augen

schickten verschleierte, ermüdete Blicke auf die blendende Meeresfläche; sie hatten dabei etwas beobachtendes, forschendes; alles an ihm verrieth den deutschen Gelehrten, den Professor.

Der andere, ein eleganter junger Mann im lichten Sommeranzuge, war soeben dem Seebade entstiegen; alles an ihm athmete Kraft, Gesundheit, Lebenslust und Frische. Die beiden Heterogenen plauderten über dieses und jenes ganz gelassen, bis plötzlich der jüngere und modischere mitten in der Unterhaltung auffuhr, abbrach und fortan zerstreut nach einer bestimmten Richtung blickte.

„Aha! Das Gesetz der Stürme!“ rief der Gelehrte.

Und auch er blickte nun nach dem Punkte, welchem die feurigen, dunkelbraunen Augen des Eleganten zustrebten, ohne indessen etwas merkwürdigeres, als ein älteres, höchst farbloses und uninteressantes Ehepaar erspähen zu können, welches sich in einer gewissen animosen Stellung an einem der entfernteren, musiknahen Tischchen befand, und eben im Begriffe war, Platz zu nehmen. Da saßen sie da, etwa wie zwei Hündchen, die, einander beobachtend, belauernd, aufeinander zuspringen wollen, um sich ein wenig zu zerzausen.

„Aha! Das Gesetz der Stürme!“ rief der Gelehrte wieder, während vom Tische jener Alten gedämpft zornige Wechselreden herüberschallen, unverständlich wie Meer-, Wind- und Musikgeflüster.

„Was meinen Sie denn mit Ihrem Gesetz der Stürme, Herr Professor?“ sagte jetzt der Elegante, der übrigens Kurt von Zelbing hieß und nebenbei Gardelieutenant war. „Der Sturm ist doch das fessellosesete, entfesseltste, unberechenbarste, gesetzlosesete aller Dinge und jedenfalls ein höchst unvernünftiges Wesen. Da es nun schon ziemlich schwer ist, mit Verstand begabten Individuen Achtung vor dem Gesetze beizubringen, wie z. B. Wucherern aller Konfessionen, die gesetzwidrige Zinsen verlangen, und was das traurigere, auch erhalten, so werden Sie mir doch nicht einreden, Herr Professor, daß es Ihnen und Ihrer Wissenschaft gelungen ist, die Herren Stürme nach vorgeschriebenem Tempo und laut Rendezvous, wie eine Probirmamsell oder Grisette, antreten zu lassen!“

Kurt blickte wieder nach den Alten, die aber keine neuere Attraktionskraft verriethen und gemessen weiter keiften.

Der Gelehrte, Professor der Meteorologie, Herr Meilenstein, lachte herzlich.

„Haben Sie nie, Herr von Zelbing, in den Zeitungen Prognosen, das heißt Vorhersagungen der Wetterpropheten gelesen?“

„Nein, ich lese nur Sportberichte.“

„Nun, ich bin derjenige, welcher diese meistens unzuverlässigen Wetterdepeschen für die Xer große Zeitung macht. Meteorologie ist die Kenntniß — oft auch Unkenntniß — der im Zustande der Atmosphäre bevorstehenden Veränderungen oder Stabilitäten! Ich habe mich in meinem nützlichen und anerkennenswerthen Berufe ermüdet und bin hier, um meine von Wind und Wetter angestrengten Nerven durch Luft, Wind, Wetter und Wasser wieder zu kuriren. Da ich aber das Arbeiten nun einmal als echter deutscher Gelehrter nicht lassen kann, der bekanntlich jede Kunst versteht, außer der des Müßiggangs, so bediene ich mich hier der Menschen als Hygrometer, d. h. als Feuchtig-

Digitized by Google



Zur Kirchweih.
Nach dem Originalgemälde von Aug. Müller.

Digitized by Google

Digitized by Google

keitsmesser, als meteorologischer Tabellen, als Isobaren, d. h. solcher Linien, welche Orte gleichen Barometerstandes verbinden. Ich treibe hier zu meiner Erholung damit Sport, womit ich mir, zu meiner Ermüdung und Aufnutzung, den Unterhalt des täglichen Lebens verdiene!"

„Ich verstehe nicht recht den Zusammenhang", sagte Herr von Zelbing, sich noch immer mit dem älteren Ehepaare drüben beschäftigend, welches er schon mehrmals zu grüßen versucht hatte. Doch die guten Leutchen lagen sich viel zu sehr in den Haaren, um die Außenwelt, so schön sie auch am Meeresstrand eben war, zu bemerken.

„Sie werden sofort verstehen, Herr von Zelbing. Wissen Sie was eine Depression ist?"

„Keine Ahnung! — Doch — Depressio.. so etwas wie Niedergeschlagenheit!"

„Ganz richtig. Wir Meteorologen bezeichnen damit ein barometrisches Minimum, das heißt einen Ort, an welchem der Luftdruck weit unter denjenigen, welcher rings in der Umgebung herrscht, herabgedrückt ist. Sie wissen doch, daß die Luft einem Gesetze gehorcht, das ihr Mariotte gegeben?"

„Ich erinnere mich dunkel dieser liebenswürdigen Bereitwilligkeit der uns zum Einathmen dienenden Atmosphäre, sich unseren Anordnungen zu fügen", sagte Kurt, an seine Universitätsjahre mit Schaudern und Vergnügen zurückdenkend. Das Schaudern bezog sich auf die besuchten, das Vergnügen auf die geschwänzten Kollegien.

Der Gelehrte fuhr fort:

„Nun also! Die Luft hat die Gefälligkeit, sich in der Wärme auszudehnen, sie hat die Gnade, elastisch zu sein, d. h., sie bequemt sich dazu, eine dem auf sie ausgeübten Drucke proportionale Dichtigkeit anzunehmen und sie äußert selbst wieder einen ihrer Dichtigkeit angemessenen Druck!"

„Sehr erfreulich!" meinte Kurt. „Aber . . ."

„Denken Sie sich nun, daß über den Menschen von Zeit zu Zeit auch eine solche Depression, ein Stück Atmosphäre, das niedrigsten Luftdruck enthält, hinschreitet, oder verlegen Sie den Vorgang in sein Inneres und bezeichnen Sie es als Stimmung. Man kann ja das Wort Depression ganz gut auf die seelische Stimmung anwenden und es mit Niedergeschlagenheit übersetzen, wie Sie mit Ihren überwältigenden Sprachkenntnissen es thaten, Herr von Zelbing!"

„Sie schmeicheln, Herr Professor!" rief Kurt.

„Nicht im mindesten!" entgegnete Meilenstein, ohne jeden Anflug von Ironie. „Diese meteorologischen Minima nun, lieber Herr von Zelbing, führen uns meist die feuchte Luft des Ozeans zu, über welche sie in lustiger Ausgelassenheit streiften, ahnungslos, was aus ihnen noch werden könne und solle. Sie haben daher größtentheils dichte Bewölkung, Niederschläge und starke Winde im Gefolge. In ihrem Centrum ist die besonders erwärmte, oder auch besonders stark mit Wasserdampf gesättigte und deßhalb dünnere Luft in stetem Aufwärtsstreben begriffen. Das bringt nun eine Verschiebung der angrenzenden Lufttheile zuwege, aus sehr verwickelten Gründen, welche Ihnen ganz klar zu legen vielleicht — mein — Fassungsvermögen nicht ausreichen würde —"

Digitized by Google

Hier sah Meilenstein Zelbing scharf eine Sekunde lang an und schien zu warten, daß dieser sein Fassungsvermögen ins Treffen führe. — Aber Kurt that nichts dergleichen.

„Aus sehr verwickelten Gründen", fuhr daher der Gelehrte unentwegt fort, „entstehen um solche Depressionen herum Wirbelströmungen der Luft, das heißt, Wirbelwinde, Stürme! Wenn wir nun die Veranlassung kennen — leider giebt es nur sehr vielerlei ineinander greifende und auch wieder sich aufhebende Veranlassungen, die alle in der Luft liegen — unter denen Stürme entstehen, so haben wir wohl ein Recht, von einem Gesetz derselben zu sprechen, besonders wenn wir sie demselben folgen sehen! — Wenn ich nun weiter bei meinen Menschenbeobachtungen beim Eintritt von seelischen Depressionen Stürme entstehen sehe, so darf ich annehmen, daß auch die Psyche eines Menschen Gesetze befolgt, Gesetzen unterliegt. Wenn Sie zum Beispiel, geehrter Herr von Zelbing, wie ich seit vier Wochen das wissenschaftliche Vergnügen habe zu bemerken, in Aufregung gerathen, wenn da drüben das Ehepaar erscheint, und Ihre Erregung eine sonnige, himmelsblaue mit Cirullus ist, sobald das Fräulein Ludmilla die Eltern begleitet; wenn Sie dagegen bewölkt, kalt sind, feucht, möchte ich sagen, sobald besagtes Fräulein Ludmilla zu Hause bleibt, so darf ich wohl auf einen inneren Zusammenhang dieser äußerlich scheinbar zusammenhangslosen Vorgänge schließen. Ebenso wenn jenes würdige Ehepaar stets heiter, vergnügt, wolkenlos, wie ein sommerlicher Oktobertag auftritt, sobald Fräulein Ludmilla es trabantenhaft begleitet, sich jedoch wie Hunde und Katzen benimmt, keift, rauft, hagelt, schneit, friert, sobald Fräulein Tochter aus höchstinneren Gründen zu Hause zu bleiben belieben und auch alles dieses wieder sicht- und fühlbaren Einfluß auf Ew. Hochwohlgeboren Behaben gewinnt, so gestatte ich mir, selbst bei verwickeltsten Motiven und Einflüßen, ein gesetzmäßiges, stetes auch in der menschlichen Sturmnatur zu finden, und glaube hiermit meine früheren Ausrufe legitimirt zu haben! Wenn Sie sich indessen vollständig und eingehend belehren und aufklären wollen, so empfehle ich Ihnen zum Studium neben meinen eigenen bescheidenen, jedoch epochemachenden Werken, die unseres Altmeisters Dove, dann Brandes, Maury, A. v. Humboldt, Buys Ballot, Redfield, Espy, Ferrels, Helmholtz, Hann, Reye, Guldberg, Mohn. — Wo eilen Sie hin!?" fragte Meilenstein, als Kurt von Zelbing jetzt aufstand und seinen Hut nahm.

„Nun, in die Leihbibliothek, um alle diese interessanten . . ."

„Was Ihnen nicht einfällt!" fuhr der Professor lachend auf. „Hier in Z... bekommen Sie diese Bücher nicht. Hier giebt's höchstens . . . . und die noch nicht einmal", korrigirte sich Meilenstein. „Hören Sie mir nur zu. Schon im Jahre 1701 hat Professor Hamberger in Jena gesagt, um das Wetter vorher zu bestimmen, müßte man die Beschaffenheit der Luft, nicht nur, wie sie bei uns, sondern auch wie sie an anderen, entfernteren Orten ist, betrachten, untersuchen; man müßte die verschiedenen Barometerstände vergleichen . . ."

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, aber ich muß einmal die Luft da drüben messen, untersuchen, einathmen — ich sehe Fräulein Ludmilla aus der Villa kommen! Besten Dank für die gütige Belehrung!"

Digitized by Google

Der Professor lachte in sich hinein.

„Gehen Sie nur!“ sagte er. „Gesetz der Stürme!“

Kurt ging grüßend davon.

Während er sich dem Ehepaar am fernen Tischchen näherte, beendete dieses soeben sein mit elementarer Gewalt, regelmäßig wie ein Passatwind wiederkehrendes Gezänk. Alle acht Tage hatte nämlich Frau Gerichtsräthin Rechtsmayer ihre Depression. Dann wurmte es die etwas eigensinnige Dame, daß ihre bald einundzwanzigjährige, sehr fein erzogene und ausnehmend hübsche Tochter Ludmilla noch immer nicht in den heiligen Ehestand getreten. Sie stieß dann ihren Gatten so oft an, als ihnen auf den Spaziergängen ein halbwegs annehmbarer Schwiegersohn in spe begegnete und da der Herr Gerichtsrath die mannigfaltigen Stöße und Püffe nicht immer geduldig hinnahm, sondern gereizt erwiderte, „er könne doch nicht hinlaufen und den unvorgestellten Leuten seine Ludmilla ...“ — „unsere Ludmilla!“ rief dann die Frau Gerichtsräthin — „auf dem Präsentirbrett anbieten“, so gab's während des Hinschreitens dieser Depression Wirbel, Winde, Sturm.

Hier in Z... hatte nun das Kleeblatt an der Tafel Herrn Kurt von Zelbing kennen gelernt, welcher zwar Fräulein Ludmilla in ersichtlichster Weise den Hof machte, ohne jedoch jemals Anspielungen auf das schöne Institut der Ehe laut werden zu lassen.

Da gab es denn nun alle fünf bis sechs Tage Depression beim Herrn Gerichtsrath, der ohne seine Tochter kein Vergnügen an der Kurmusik fand. Ludmilla ihrerseits zog die unzulängliche Bademusik noch immer dem sich stets zugesellenden Herrn Kurt von Zelbing vor, obwohl sie ihm außer Arroganz, Unbildung, Geckenhaftigkeit und innerer Hohlheit sonst nichts ehrenrühriges nachzusagen wußte. Sie blieb also öfters aus Widerwillen von der Frühstücksmusik fern. Das verursachte das Minimum an guter Laune bei dem Herrn Vater, der seinen Zorn wieder an der Frau Gerichtsräthin ausließ, weil diese Ludmilla stets quäle, sie solle den albernen Zelbing heiraten. Ludmilla fand, daß, selbst wenn sie ihn wünsche, es ihr doch nicht gut möglich sei, bei ihm um seine Hand anzuhalten und blieb — zu Hause.

Alle diese intimen Vorgänge hatte Professor Meilenstein auf seinen seelenwitterungskundigen Karten notirt und aus ihnen sein Gesetz der Stürme deduzirt.

Aber die Witterung hängt von so unendlich vielen, oft unberechenbaren Einflüssen ab, daß die Prognose sich oft irren kann und muß.

Ludmilla kam eben aus der Villa und schritt auf die Eltern zu. Ihr folgte aber ein hübscher, sympathischer junger Mann, dem sie jetzt den Arm gab.

Kurt staunte und setzte verdutzt den goldenen Zwicker auf.

„Ah, da bist Du ja, Ludmilla!“ sagten die Alten, um etwas zu sagen.

„Ja, da bin ich, liebe Eltern, und dies ist Herr Steinberg aus Berlin, den Ihr mir zu heiraten erlaubtet, wenn er Hof- und Gerichtsadvokat geworden, und den ich liebe. Er hat erreicht, was Ihr verlangtet und kommt soeben an, es Euch zu melden, und — um mich anzuhalten. Herr Steinberg — mein Bräutigam, Herr von Zelbing!“

Man kann das Wetter eben nicht ganz genau vorhersagen.

Digitized by Google

Am Kamin.

Ein Wiener Frühlingsbild.

Expositionen und Wohlthätigkeitsfeste gehören zu den, sich in so rascher Aufeinanderfolge wiederholenden Erscheinungen des Jahrhunderts, daß wir blasirt die Nase rümpfen, wenn wir von beiden Dingen hören und uns in absprechenden Phrasen gefallen, welche darthun sollen, daß bei dem einen wie bei dem anderen die menschliche Eitelkeit die Haupttriebfeder sei und der gewerbliche Fortschritt oder der Wohlthätigkeitssinn nur die Maske wäre, welche man vorsteckt, um sich und andere damit zu hintergehen!

Selbst wenn im großen Ganzen genommen diese Behauptung der Berechtigung nicht entbehren sollte, so haben wir doch bei dem in Wien jüngst stattgefundenen Frühlingsfeste wieder einmal Gelegenheit gehabt uns zuzugestehen, daß jene Eitelkeit, welche, sei es direkt oder indirekt, das Wohl der leidenden Menschheit im Auge habe, denn doch zweifelsohne zu den verzeihlichsten Gattungen der „Species Vanitas" gehöre — und man — um des großen Zweckes willen — geneigt sein könne, sie im mildesten Lichte zu betrachten.

Ein Fest der Humanität in des Wortes vollster Deutung ist es gewesen, welches am 29. und 30 Mai 1886, im Prater, diesem beliebten Vergnügungsort der Wiener, den Kaiser Josef, der österreichischen Metropole gegeben, gefeiert worden ist und man darf kühn behaupten, daß eine so glänzende Feier seit dem historischen Festzuge der Stadt Wien zu Ehren der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares nicht stattgefunden habe. In unglaublich kurzer Zeit war die Idee entstanden, ausgesonnen und durchgeführt, zum Zwecke der Humanität einen Blumenkorso — ein Volksfest im Prater mit allen nur möglichen Zuthaten, wie Feuerwerk, Musik, Damenfechten, Glückshafen ꝛc. ins Leben zu rufen und der Erfolg lehrt, daß die Ausführung jede Erwartung bei weitem übertroffen. Der Fürstin Pauline Metternich gebührt in erster Linie der Dank Wiens — der Dank jedes einzelnen, dem durch den humanitären und genialen Sinn dieser Frau Gelegenheit geboten ward ein Bild zu schauen — welches nicht verfehlen kann in seiner ganzen lebendigen Frische einen dauernden Eindruck in dem Gedächtnisse zurückzulassen.

Der Gedanke wurde rasch erfaßt und es bildete sich ein Comité illustrer, wohlbekannter Personen, an dessen Spitze wir ebenfalls die Fürstin Metternich sehen, ein Comité, welches über das „Wann" und „Wie" des Festes berieth und rasch einig ward. Das Reinerträgniß sollte den Fonds zur Erbauung eines Spitals für die Poliklinik, dem Fond des Seehospizes in Grado, jenem kleinen Städtchen am adriatischen Meere, in dem skrophulöse Kinder Aufnahme finden, und endlich den Kassen des weißen Kreuzes zugute kommen. Die Armen und Elenden der Gesellschaft, die kranken, wie verwundeten Vaterlands-

Digitized by Google

vertheidiger sind es also, welche den pekuniären Nutzen jener beiden, unvergeßlich in der Erinnerung dastehenden, sonnenhellen Blütentage einheimsen.

Es hatte aber auch fürwahr den Anschein, als lächle der Himmel selbst wohlgefällig zu diesem gemeinnützigen Feste, als wollte er das Streben und die Bemühungen der Arrangeure, welche sich in diesem Falle, zu Zweidrittheilen ins weibliche übersetzen lassen, durch seine wolkenloseste Bläue belohnen.

Die Praterfahrten am 1. Mai haben seit manchem verzehnfachten Jahrzehnt zu den eigenartigen Erscheinungen unserer Stadt gehört — und sind früher, ja noch bis in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts, von einem gewissen feierlichen Nimbus und pomphaften Glanz umgeben gewesen, welcher ihnen nach und nach abhanden gekommen ist. Der letzte Rest desselben schwand nach dem finanziellen Krach des Jahres 1873 unseligen Angedenkens, und seither wird auch jeder Urwiener, der mit anhänglicher Zähigkeit der guten alten Zeit ergeben ist, Sie versichern, daß die jetzigen Praterfahrten des 1. Mai „nicht zum Anschauen“, daß sie „eine Schand und ein Spott“, daß man „keine Equipagen“ mehr sieht, daß man anstatt der wahrhaft vornehmen Vehikeln des hohen Adels nichts mehr bemerkte, als einige „Unnummerirte“ und höchstens die aufdringlich überladenen Karrossen der mit dem Ghetto engverwandten Ringstraßen-Barone; die in selbstbewußter Behäbigkeit auf jenen „Mob“ niederblicken, der im Schweiße des Angesichtes nach den Praterauen lustwandelt.

So ganz unrecht haben die Malcontenten imgrunde genommen nicht, welche da behaupten, die Praterfahrten seien nicht mehr, was sie waren, wenn wir auch nicht bedingungslos in den Begeisterungshymnus mit einstimmen möchten, welchen sie der guten alten Zeit darbringen. Jedenfalls aber hat das jüngstgefeierte Volksfest an Pracht und Herrlichkeit, an gesunder Naturfrische und urwüchsigem Humor alles überboten, was seit langer, langer Zeit in Wien überhaupt und im Prater insbesondere gewesen. Die allgemein herrschende Volksstimmung ist, wenn auch nicht hipereideal, so doch am treffendsten charakterisirt durch jene Inschrift, welche ein lustiger Praterwirth in seiner Ausschank im Wurstelprater dem Publikum bot: „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien, 's giebt nur a Fürstin Metternich Paulin.“

Zu den tadelnswerthesten Untugenden des Oesterreichers und vorzüglich des Wieners gehört die Sucht alles zu verhimmeln, was von außen kommt, alles herabzusetzen und in den Staub zu treten, was aus der Heimat stammt. Bei dem jüngsten Frühlingsfeste aber dürfte es ausnahmsweise einmal kein Wiener Herz gegeben haben, welches nicht stolz gewesen ist auf seine Vaterstadt.

Der charakteristische Typus des Festes war froh und fröhlichpulsirendes Leben, wohin der Blick sich wandte.

Des Samstags zur Mittagszeit schon wurden in der Stadt viele Geschäfte gesperrt und wer nur immer konnte, wanderte mit Kind und Kegel in den Prater, um rechtzeitig Posto zu fassen und die Herrlichkeiten sehen zu können, welche der Nachmittag bringen sollte. Des Morgens schon stellte man auf der Ringstraße die Stühle Reihe an

Digitized by Google

Reihe, auf welchen jene Platz zu nehmen beabsichtigten, die sich nur als Zuschauer beim Blumenkorso betheiligten, die nicht den Muth hatten, sich in einem Tramwaywagen einen Platz zu erkämpfen und nicht die physische Kraft auf Schustersrappen in den Prater zu wandeln.

Um drei Uhr nachmittags war die offizielle Eröffnung des Blumenkorsos angesagt und mit staunenswerther Pünktlichkeit, welche zum Theil auf das genaue Erscheinen der Fürstin Metternich, zum größeren Theile vielleicht auf die Neugierde des Publikums zurückzuführen ist, fand diese Eröffnung auch thatsächlich zur offiziellen Stunde statt. Die Betheiligung war so zahlreich, daß sie jede Erwartung bei weitem übertraf. Vier Reihen hoch standen die Wagenburgen da; wir wählen absichtlich das Wort „standen“, denn von einer Fahrt konnte eigentlich keine Rede sein; es war im besten Falle ein mühseliges Weiterschieben und für die Fahrenden mag der Blumenkorso an sich wohl weniger unterhaltend gewesen sein, als für die Zuschauer. Als Maßstab diene, daß die Wagen vom Parkring bis zum Praterstern zwei volle Stunden fahren mußten und es ist dies eine Distanz, welche sonst, nicht etwa der routinirte fesche Wiener Fiaker, sondern ein ganz gemeiner Landgaul mit ungeübtem Rosselenker in höchstens zwanzig Minuten zurückzulegen imstande ist. In der Praterstraße waren beinah alle Häuser festlich dekorirt; Mann an Mann gedrängt standen die Leute da und jubelten den herrlichen blumenübersäeten Karrossen zu, welche langsam vorwärts kamen. Die Hofequipagen allein, von denen allerdings eine ziemliche Anzahl zugegen war, wiesen keinen Blumenschmuck auf. Als die Fürstin Metternich in Begleitung der Comitédame Baronin Bourgoing in ihrem prächtigen Viererzug mit den gepuderten Domestiken, in der kanariengelben Livrée in dem mit Maiglöckchen und Rosen übersäeten Wagen à la Daumont daher fuhr, da jubelte ihr die Menge zu und sie hatte Mühe, sich des Blumenregens zu erwehren, der ihr von allen Seiten gespendet ward.

Weit über dreitausend Fuhrwerke waren es, die sich an dem Blumenkorso betheiligten und die Herren vom Ordnungscomité, lauter gewandte Reiter, und zum großen Theile Mitglieder der höchsten Aristokratie, wie z. B. die Prinzen Egon und Alexander Taxis, Prinz Solms, Graf Larisch, Graf Nikolaus Esterhazy und andere, hatten keine geringe Mühe, zeitweise auf Augenblicke die Bahn frei zu schaffen, damit das Publikum passiren könne.

Man sah blumengeschmückte Mail-coach's Phaetons, an denen die Speichen der Räder, die Zügel der Pferde mit den prächtigsten Rosen geziert waren. Den Phaeton des Hôteliers Frohner deckte ein weißer Baldachin, von dem gelbe Rosenguirlanden nach abwärts gingen. Die berühmte Primadonna Pauline Lucca von der ursprünglich die erste Idee zum Blumenkorso ausgegangen sein soll, erschien in einem mit Rosen und Kamelien geschmückten „Neutitscheiner“. Da gab es Wagen, welche ganz in Moos gehüllt waren, andere die einen Blumenkorb darstellten, wieder andere, die man mit Akazien, Kastanienblüten und Kornblumen dekorirt hatte; ein förmlicher Blumengarten war die Equipage des Baron Rothschild, deren Ausschmückung namhafte Summen gekostet haben soll. Für ein Publikum, welches den Wiener

Digitized by Google

Kreisen fremd ist, dürfte es vielleicht von ganz geringfügigem Interesse sein, wenn ich Ihnen die Liste der Namen aller derer anführe, die sich zu Wagen in den Prater begaben. Es genüge Ihnen die Versicherung, daß Aristokratie, Finanzwelt, Theater, Künstlerschaft, Militär, kurzum fast jeder Stand seine Vertreter oder Vertreterinnen entsandt hatte; und daß alle die nur einigermaßen den Ehrgeiz besitzen à la hauteur der Situation zu sein, sich im Prater zeigten.

Die Toiletten der fahrenden Damenwelt waren blendend und der Situation angepaßt; natürlich zumeist lichte Farben und reicher Blumenschmuck, Schirme wie Hüte alles mit Blumen übersäet. Ausnahmen bildeten nur einzelne Damen in tiefer Trauer, deren Equipagen anstatt der bunten Blumen, auch nur mit tief dunkelvioletten Veilchen geziert waren, was sich höchst vortheilhaft ausnahm. Blumen, Blumen, nichts als Blumen soweit das Auge blickte; man fühlte sich fast geblendet von all' der Pracht, nur das Blumenwerfen an sich ging etwas matt vonstatten; es ist eben diese aus Italien herüber gebrachte Sitte dem Volke hier zu Land noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen; man bewarf sich wohl, aber zumeist nur unter Bekannten und da zaghaft, als getraue man sich nicht so recht; es war noch nicht der zügellose Taumel eines Mailänder-, oder Veroneserkorsos, ja nicht einmal jener der Hafenstadt Triest, in der viel Mischlingsrasse das italienische Vollblut abschwächt. Dem Deutschen fehlt es eben an jenem fieberhaften Eifer der Leidenschaft, von dem der Italiener sich hinreißen läßt, wenn er Prinz Carneval seine Huldigung darbringt.

Eine recht glückliche Idee hat auch der Hornistenklub ausgeführt, welcher den Streifwagen eines Großfuhrmanns phantastisch zierte; die Mitglieder des Klubs, die sich auf der Tribüne gruppirt hatten, welche man auf den Wagen angebracht, waren von Laub und Tannenreisig fast verhüllt und bliesen zur Belustigung des Publikums zuweilen mit ihren Instrumenten eine lustige Weise. In der Rotunde war der Andrang der Menge ein so ungeheuerer, daß am Samstag, das Damenfechten gar nicht stattfinden konnte; und erst am Sonntag, Dank den entsprechenden Vorsichtsmaßregeln vonseiten der wachhabenden Organe, unter Leitung des Fechtmeisters Professor Hartl, vorgenommen werden konnte.

Am Sonntag fand denn auch die Ziehung der einzelnen Gewinnste in der Rotunde statt und ein armer Hausknecht war es, dem Göttin Fortuna den aus tausend Gulden gebildeten silbernen Reichsadler zugedacht. Den Brennpunkt des Interesses bei unserem Glückshafen bildete die Naive des Burgtheaters, Fräulein Stella Hohenfels. Als die Schätze, welche sie sich zum Verkaufe angesammelt, nicht mehr reichten, verfiel sie auf die glückliche Idee mit ihren eigenen Autographen einen Handel anzufangen und hatte damit wohl mehr Erfolg zu verzeichnen, als gar mancher von uns Handwerker mit dem Geiste, die wir im Kampfe mit hartgesottenen Verlegern uns die Freuden des irdischen Daseins mühsam und spärlich genug erringen müssen.

Eine phänominale Erscheinung in Wien war Stuwers Feuerwerk ohne Regen, wodurch die traditionelle Sage, daß der Stuwer den Regen heraufbeschwöre, für einige Zeit wenigstens Lügen gestraft ist.

Digitized by Google

Die elektrischen Lichter in der Rotunde warfen einen breiten, fahlen Schein auf den großen, menschenübersäeten Platz außerhalb derselben, so daß die vielen bunten Gestalten ein geisterhaftes Gepräge zu bekommen schienen; jedenfalls sind es aber lustige Geister gewesen, die da auf und nieder wogten. Bei einbrechender Finsterniß flammte die erste Rakete auf, die garbenartig emporstieg und sich dann Luftkugeln gleich in den Höhen zertheilte. Umflammt von Millionen Raketenbuschen sah man dann plötzlich in weithinleuchtender Flammenschrift die Worte „Hoch Wien" wie aus dem Boden hervorgestiegen erstehen und diese beiden Worte fanden einen mächtigen Wiederhall in den Herzen aller Theilnehmer des Praterfestes. Fast noch hübscher ausgeführt waren die Initialen des Kaiser- und Kronprinzenpaares überragt von einem „Vivat". Erst zu sehr später Nachtstunde, lange nachdem die letzte Feuergarbe emporgestiegen, lange nachdem das letzte Musikstück ausgeklungen, kehrten die zahlreichen Theilnehmer des Praterfestes in ihre Behausungen zurück und die Grundempfindung, welche jeder und jede mit heimgenommen haben, ist jene einer tief innerlichen Befriedigung, eines schönen, dauernden Erinnerns.

Staunenswerth und erfreulich, für das Comité und für die Vereine, welchen das Fest zugute kommt, ist die Thatsache, daß das Bruttoerträgniß, wie bereits zusammengestellt wurde, die Summe von hunderttausend Gulden bedeutend übersteigt. Da die Auslagen nicht mehr als dreißigtausend Gulden ausmachen dürften, läßt sich somit immerhin ein Reinerträgniß von mehr als siebzigtausend Gulden konstatiren, was bei einem Feste von so kurzer Dauer eine recht hübsche Summe ist, die geeignet scheint, zu einer baldigen Wiederholung einzuladen, bei welcher man dann jedenfalls auch keine Mühe scheuen wird, die kleinen Mängel, welche da und dort vielleicht noch fühlbar waren, zu beseitigen; die Fürstin Metternich hat's ja versprochen, „ein anderes Mal soll's noch besser werden."

Da ich nun schon im Zuge bin, Ihnen von unserem lieben Wien zu erzählen, so gestatten Sie mir nun auch zum Schluß, Ihnen in einigen Strichen die diesjährige sechste Möbelausstellung zu skizziren, welche, wie auch sonst in den Sälen der Gartenbaugesellschaft dem Publikum geboten wird. Blicken wir zurück auf die Zeiten, in denen es noch keine Möbelausstellung gegeben, so müssen wir gestehen, daß derlei Expositionen, nicht nur für die Industriellen selbst ein Sporn sind, immer weiter zu streben, sondern, daß man sie als ein Bildungsmittel ansehen darf, durch welches man den guten Geschmack heranzieht; damit dies aber auch geschehen könne, sollte man nach unserem Dafürhalten noch ein Erkleckliches riguroser sein in dem, was man dem Publikum bietet, so daß dieses nicht das Recht habe, die Aussteller für die Geschmacklosigkeiten verantwortlich zu machen, welche das Publikum sich zuweilen zu Schulden kommen läßt. Wir vermissen dieses Jahr in der Ausstellung die „bürgerliche Wohnung", welche im Vorjahre das Centrum bildete, um das sich alles gruppirte; die aber in ihrer gediegenen und kostbaren Ausstattung sich weit weniger für das Bürgerthum, als vielmehr für die upper ten thousand eignete. Da jeder Aussteller nur ein Interieur den Beschauern bietet und in diesen Interieurs verschiedenster Stil und ver-

Digitized by Google

schiedenste Zeitabschnitte dargestellt werden, herrscht im ganzen genommen naturgemäß weniger harmonische Einigung; aber man bemerkt im Detail, mit Ausnahme weniger, geradezu polizeiwidrigen Verbalhornungen, den aller erfreulichsten Fortschritt im Kunstgewerbe. So ist es z. B. das amerikanische Nußholz, welches in verschiedenen Speise-, Schlaf- und Rauchzimmern in deutscher Renaissance und im Barokstil geradezu erstaunlich zur Geltung gebracht wird. In Glas, Porzellan und Wiener Terracotten finden wir reizende Novitäten; von letztgenannter Masse ist eine sprechend ähnliche Büste des Komikers „Girardi" aus der vielgenannten Operette „Der Zigeunerbaron" zu sehen. Gartenmöbel aus Bambusrohr mit dünner Polsterung und chinesischen Schirmdächern, die recht elegant aussehen, sich aber jedenfalls nur für gedeckte Veranden eignen, erfreuen sich des allgemeinen Beifalles; umsomehr, als sie zusammenlegbar und somit recht praktisch sind. Daß die Wiener Küche auch außerhalb des engeren Vaterlandes in gutem Renommée stehe, glaubt uns jeder gerne, welcher die vielfachen modernen, praktischen und soliden Kochutensilien sieht, die dem Beschauer geboten werden, und fast fühlen wir uns versucht, zu glauben, jedes weibliche Individuum, welches eine solche Musterküche betritt, müsse vom Kochgeiste inspirirt werden, wenn sie demselben bisher auch noch so abhold gewesen. Es sei ferner des Musiksaales erwähnt, der in diesem Jahre besonders reich beschickt ward, als wolle er beredt widerlegen, daß der Verfall der Tonkunst nicht gar so schlimm sei, wie manche Pessimisten uns glauben machen möchten. Schöne Teppiche weist die Firma Genersich und Orendi auf, welche in neuester Zeit dem Welthause Haas mit einigem Erfolge Konkurrenz macht. Eine Augenweide ist Frau Kabilkas Handarbeitspavillon, in dem der Smyrna-Arbeit unstreitig der erste Platz gebührt; wir finden dieselben geschmackvoller wie ähnliche Schöpfungen einer Dresdener Fabrik, die wir Gelegenheit hatten, eingehend zu besichtigen; nur schade, daß Frau Kabilkas Preise sich zu hoch stellen, als daß ihre wirklich in Ton und Farbe trefflich harmonirenden Zeichnungen Allgemeingut werden könnten. Befriedigt verläßt man im ganzen die Säle der Gartenbaugesellschaft, in deren Anlagen des Abends die Militärmusik spielt, während die Menschen in den Alleen der Ringstraße lustwandeln.

Aus allem, was ich Ihnen in meinem Berichte gesagt, werden Sie wohl ersehen, daß der Frühling mehr noch als anderwärts die Blütezeit sei, in welcher man unsere Metropole besuchen muß, will man eine bleibende und sonnenhelle Erinnerung mitnehmen. Vielleicht fühlen sich Leser dieser Zeilen veranlaßt, im nächstjährigen Wonnemonat sich von der Richtigkeit meiner Behauptung zu überzeugen; und ich will hoffen, daß der warme Pulsschlag, welchen der Wiener stets und zu jeder Zeit den Deutschen entgegenbringt, sie dann veranlaßt, aus voller Ueberzeugungstreue die Eigenart Wiens und seine Bevölkerung anerkennend, zu sagen: „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien.

Wien. Max v. Weißenthurn.

Digitized by Google

Dresdener Brief.

Anfang Juli.

Die Saison morte ist eingetreten: die Theater haben ihre Pforten geschlossen, und alle Welt reist in die Bäder, in die sächsische Schweiz oder doch wenigstens nach Blasewitz, Loschwitz, Räcknitz, Wachwitz, Niederpoyritz und wie alle die reizenden, rebenumkränzten Dörfer heißen, die Dresden umgeben und welche die Hauptstadt Sachsens zu einem so prächtigen Tusculum gemacht haben. Aber wenn auch die Theater pausiren, so fühlen doch manche Schauspieler und Schauspielerinnen das Bedürfniß, von sich reden zu machen. Es wäre ja schrecklich, wenn die Welt — und sei es auch nur während der Sommerferien — vergessen könnte, daß der Unsterbliche oder die Unsterbliche — der und die auf dem Kothurn oder Soccus einherschreiten, noch auf dieser „Männererde" — um mit Gustav Freytag zu reden — einherschreiten. Auch Fräulein **Pauline Ulrich**, k. s. Hofschauspielerin von großen Verdiensten und eine der ältesten, wenn auch begabtesten Künstlerinnen des Hoftheaters, fühlte das Bedürfniß, die Welt daran zu erinnern, daß sie noch lebe — und siehe da! ein Wunder geschah. Bald nach Schluß der Saison tauchte in den Blättern die telegraphische Ente auf, daß Pauline Ulrich — in Sylt gestorben sei. Großartige Nekrologe! Rührende Lobeserhebungen! Entsetzlicher Verlust für die deutsche Bühne! Nehmt alles nur in allem — nimmer werdet ihr ihresgleichen sehen! Zwei Tage hindurch wurde der Verstorbenen so viel Weihrauch gestreut, wie der Lebenden noch nie. Die angeblich Verblichene aber wurde wieder lebendig. Sie schrieb aus dem Orkus in Sylt, daß sie, trotz des Telegraphenamtes und der Blätter, lebe, sich der süßen Gewohnheit des Daseins freue und vorläufig noch nicht daran denke, Petrus zu bitten, die Himmelspforte zu eröffnen. Doch der löbliche Zweck war durch diese Todesnachricht erreicht. Freue Dich, Du armselige Menschheit, daß ein Genius, wie der Paulinens, uns und der Kunst erhalten blieb! Hosiannah!

Vor Schluß der Saison brachte das königliche Hoftheater noch eine Novität und zwar den — „Don Juan". Ich sehe schon, wie Sie aufspringen, zum Rothstift greifen und mir ein donnerndes „Quos ego!" zuschleudern. Der „Don Juan" — eine Novität?! Wer lacht da? Und doch war „Don Juan" Novität für Dresden. Seit Jahr und Tag wurde hier Mozarts unsterbliches Werk, obschon in der Presse fortwährend daran erinnert wurde, nicht gegeben. Monate vorher wurde die Intendanz wegen Aufführung der Oper bestürmt, aber stets haperte es an einer — Donna Anna. Die königliche Oper verfügt zwar über manche ausgezeichnete Wagnersängerinnen, wie z. B. Fräulein **Malten** (alias Müller), aber eine Donna Anna zu singen, geht über ihre Kräfte. Nun hieß es, Frau Moran-Olden aus Leipzig werde die Partie singen, aber auch damit war's nichts. Endlich präsentirte sich uns eine Donna Anna in der Person des Fräulein **Laura Friedmann** hier. Die Künstlerin ist nur eine vortreffliche Koloratursängerin, aber als „Donna Anna" konnte sie nur Durchschnittsleistung bieten ... Wenn „Don Juan" wieder auf den

Digitized by Google

Brettern erscheint, wissen die Götter! Im übrigen war die Aufführung eine pietätvolle.

Eine wirkliche Novität bot uns das Residenztheater, bevor es seine Pforten schloß, und zwar den vieraktigen Schwank: „Die große Unbekannte" von **Rudolf Kneisel**. Diese Unbekannte erzielte einen sogenannten Lach- oder Heiterkeitserfolg. Die Novität ist reich an drolligen Einfällen, guten Witzen und gelungener Situationskomik. In diesem Stück zeigten die Gäste des Berliner Wallnertheaters, die seit einigen Monaten hier gastiren, daß sie Meister im Zusammenspiel sind, und Kneisel hat vor allem dem prächtigen Ensemble seinen Erfolg zu verdanken. In Herrn **A. Kurz** besitzt das Wallnertheater seit zwanzig Jahren einen Regisseur, der durch sein eminentes Regietalent liebevoll die Blöße des Autors bedeckt, mit seinem Scharfsinn und seiner Erfindungsgabe aushilft, wo Noth an Mann ist und durch seine verständige und energische Taktik immer oder doch fast immer die Schlacht gewinnt. Herr Kurz ist der Moltke des Wallnertheaters und gleich seinem Urbild die Bescheidenheit selbst. Ich erwähne noch, daß er auch Schauspieler ist und in Charakterrollen und humoristischen Chargen ausgezeichnetes leistet. Herr Kneisel, welcher der Vorstellung beiwohnte, erkannte denn auch dieses Verdienst voll und ganz an. Neben Herrn Kurz müssen noch die Herren **Guthery**, ein Komiker von außerordentlicher Begabung, Herr **Blenke**, ein Bonvivant comme il faut, und die Damen Fräulein **Hedwig Meyer**, eine Schwester **Klara Meyers** vom Berliner k. Schauspielhause und Frau **Carlsen** genannt werden.

Was nun das literarische Leben Dresdens betrifft, so dürfte Sie die Thatsache interessiren, daß kürzlich der Romanschriftsteller Dr. **Adolf Söndermann** das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner schriftstellerischen Laufbahn gefeiert. Der Jubilar hat über sechzig Romane und Novellen geschrieben, die sich alle durch lebhafte Phantasie und eine sittliche Tendenz auszeichnen. Von nah und fern erhielt er zahlreiche Glückwunschdepeschen und Gedichte, ein Beweis von der Beliebtheit, deren sich Herr Söndermann allgemein erfreut.

Dr. **Adolph Kohut**.

Nippsachen.

Eine Leserin des „Salon" in Frankreich schreibt uns über Pariser **Hochzeitsfeierlichkeiten** in der vornehmen Welt und in der „Bourgeoisie", wie folgt: Es ist wohl viel gewagt, in einer Weltstadt wie Paris, in welcher so viele Lebensäußerungen und Gebräuche zutage treten, von allgemeiner Sitte zu sprechen, wie vielleicht von allgemeiner Mode. Eine Sitte soll auf Tradition beruhen, während man die Mode mit jedem neuen Kleide wechselt. Um mich von allem Vorwurf frei zu machen, nehme ich, indem ich über Hochzeitsfeierlichkeiten in der vornehmen Welt berichte, Bezug auf die am 21. und 23. Juni stattgehabten Vermälung (und die Vorfeier dazu) des Fräulein de Pourtalès mit dem Baron Berkheim. Die Gräfin Pourtalès, die Brautmutter, ist hinreichend bekannt, in Deutschland vor allem als Tonangeberin der Mode. Als intime Freundin der Kaiserin Eugenie, spielte die Gräfin zur Zeit des Kaiserreichs eine große Rolle bei Hofe.

Die Festlichkeiten begannen am Montag den 21., dem Tage der Kontraktunterzeichnung zwischen den beiden Familien. Nachdem das Geschäftliche erledigt war, wozu sich die beiderseitigen Eltern nebst ihren Bevollmächtigten im Hôtel des Grafen Pourtalès ver-

Digitized by Google

einigt hatten, wurden die Gäste empfangen, die nach alter Sitte zum Zeichnen des Kontraktes kommen. Von 2000 Eingeladenen, sollen über 900 zum Zeichnen erschienen sein. Eine große Anzahl der Adelsfamilien hat sofort nach Bekanntmachung des Ausweisungsgesetzes der Prinzen, Paris verlassen. Die Gräfin Mutter hatte zu dieser Gelegenheit eine Toilette von seegrünem Atlas mit weißer Sammtschleppe angelegt. Die Braut war, wie es Gebrauch ist, in rosa gekleidet. Von dem Empfangssalon gelangte man in einen zweiten, wo die Notare der beiden Familien die Listen zum Zeichnen in Bereitschaft hielten. In einem dritten Salon endlich waren die Geschenke und der sogenannte „corbeille“ ausgestellt. Unter corbeille versteht man alle die Geschenke des Verlobten und seiner Eltern an die Braut. Diese Geschenke bestehen immer in Schmuck und Luxusgegenständen, Spitzen, Pelzwerk, den elegantesten Kleidern und Mänteln und Handschuhen. Der Name corbeille stammt daher, daß bis vor etwa 50 Jahren alle diese Geschenke in einem eleganten Korb gegeben wurden. Der Korb ist verschwunden und wird jetzt durch ein Möbel irgend welcher Art ersetzt. Zu dieser Feier, die von 3 bis 7 Uhr abends dauerte, waren alle Damen, die jüngeren wenigstens, in hellen Toiletten. Weiß ist die Lieblingsfarbe der jungen Frau; geschlossener Hut von unglaublicher Höhe mit Blumen garnirt und einer straff unter dem Kinne befestigten, breiten, meist gelben Schleife, dazu gelbe dänische Handschuhe. Alle Toiletten sind natürlich ohne Schleppe.

Kein Offizier erscheint in Uniform, alle Herren sind im Oberrock und hellem Beinkleid.

Nachdem am Dienstag die Civiltrauung stattgefunden hatte, war am Mittwoch die kirchliche. Bei den großen Hochzeiten sind die Kirchen nur für Eingeladene geöffnet. Einladungskarten erhalten alle Bekannten der beiden Familien. Die erscheinenden Damen sind in heller Toilette, die Herren im Oberrock. Die Hochzeitsgesellschaft theilt sich in den Zug, „cortège“, und die übrige Gesellschaft. Zu dem Zuge gehören, außer den beiderseitigen Eltern und Geschwistern, die Trauzeugen und die allernächsten Anverwandten, die zu zweien, indem stets ein Angehöriger der Braut einer Verwandten des Bräutigams den Arm giebt, die Kirche betreten. Der Zug ordnet sich so, daß alle Verwandte der Braut hinter derselben, und alle Angehörigen des Verlobten hinter diesem Platz nehmen. In derselben Weise ordnet sich die ganze Gesellschaft derart, daß die ganze linke Hälfte der Kirche für die Bekanntschaft der Braut, die rechte für die Bekannten des Bräutigams reservirt ist. Alle Damen sind in hoher Visitentoilette mit geschlossenem Hut wie am vorhergehenden Tage, nur eleganter.

Viele kostbare und ebenso elegante Toiletten waren angelegt. Besonders geschmackvoll gekleidet war die Baronin S. in eine Robe von heliotropfarbenem Seidenkrepp. Der geschlossene Hut war mit Tüll von gleicher Farbe und weißen Federn garnirt.

Einen ebenso eleganten Anzug trug die Baronin C. Das Kleid von hellblauem englischen Kreppstoff mit einem Hute von cremefarbenem Tüll. Der Preis aber gebührt der Toilette der Gräfin Mutter (von Worth gefertigt). Blaßlila Atlas und Ecrü-Spitzenstoff bildeten das Material. Die vordere Taille war mit dem Spitzenstoff überzogen, während hinten über den helllila Atlas eine Schärpe von hellblauem Moiréebande herabfiel. Der Hut war mit helllila Tüll garnirt und einer lila und einer gelben Iris. Iris in gleicher Farbe und unglaublicher Natürlichkeit zierten ebenso die Taille.

Die Herren waren zum Theil im Oberrock, doch sah man auch viele Uniformen. Der Verlobte ist Offizier und ihm zu Ehren hatten alle Offiziere Uniform angelegt, etwas sehr seltenes in Paris. Der Frack wird mehr und mehr aus der vornehmen Welt verbannt, man sieht ihn nur noch bei Gelegenheiten, wo es die strenge Etikette fordert, bei Hochzeiten sind nur die Trauzeugen befrackt.

Nach der Trauung findet in der Sakristei eine allgemeine Beglückwüschungskur statt. Das junge Paar fährt sofort nach dem elterlichen Hause, wo sich ein Theil der Geladenen noch einfindet, um stehend einen Imbiß zu nehmen. Nach Verlauf einer Stunde haben alle Gäste sich verabschiedet, und das junge Paar rüstet sich zur Abreise.

Jetzt noch einige Worte über Hochzeitsfeierlichkeiten im Volke. Es ist selbstverständlich, daß die Arbeiterklasse ihre Feste anders feiert als die Aristokratie, schon die äußern Verhältnisse bedingen das. Der Arbeiter in seinem beschränkten Logis ist genöthigt, will er seine Bekanntschaft an einem solchen Tage um sich sehen, sie an einem öffentlichen Orte zu bewirthen.

Und doch liegt etwas eigenthümliches in der Art und Weise, wie viele, viele von solchen Hochzeiten begangen werden. Wenn man an bestimmten Tagen der Woche,

Digitized by Google

besonders des Sonnabends, in der langen, ins Bois de Boulogne führenden Avenue du bois spazieren geht, kann man zwischen 3 bis 5 Uhr die Brautkutschen und den dazu gehörenden Hochzeitswagen in ununterbrochener Reihenfolge vorbeifahren sehen. Alle diese Hochzeitsgesellschaften eilen nach stattgehabter kirchlicher Trauung in eins der vielen, nahe dem Boulogner Wäldchen gelegenen Restaurants, wo das Hochzeitsmahl eingenommen wird. Nachdem dadurch die Gesellschaft in erhöhte Stimmung versetzt ist, wird eine gemeinschaftliche Spazierfahrt unternommen; häufig in großen, offenen vierspännigen Omnibussen. Eines der beliebtesten Ziele dieser Fahrt ist der im Bois de Boulogne gelegene zoologische Garten, der „jardin d'acclimatation". Dort beginnen erst die eigentlichen Belustigungen. Voran das junge Paar, durchzieht die ganze Gesellschaft den Garten, und man sieht ihnen an, daß sie gekommen sind, sich zu belustigen. Angelangt an dem Platze, wo Pferde, Kameele, Elephanten ꝛc. von Liebhabern gegen Entrichtung von 75 Cent. à Person zu einem Rundritt bestiegen werden, macht auch die Hochzeitsgesellschaft Halt, um zu berathen, wie man am besten seine Zeit verwenden kann. Die meisten beginnen den Rundritt auf dem Elephanten. Es ist wahrlich ein komischer Anblick, auf dem Rücken des Unthieres die weiße Toilette mit den im Winde flatternden Schleier zu sehen. Ein weißes Kleid, weiße Stiefeln und langer Schleier sind die unbedingten Attribute der Braut. Das schwarze Kleid, das in Deutschland seiner größeren Zweckmäßigkeit wegen von der Arbeiterbevölkerung fast immer als „Traukleid" verwandt wird, ist hier durchaus nicht in der Mode, denn nur Familientrauer könnte das weiße Gewand in ein schwarzes verwandeln. Nach der Rundreise auf dem Elephanten werden Pferde, Kameele oder auch Straußen- und Ziegenwagen bestiegen. Keine Hochzeitsgesellschaft verläßt den Garten ohne vorher „gewogen" zu sein. Personenwagen der verschiedensten Systeme, jede mit der Versicherung „allein richtig", finden sich in allen öffentlichen Gärten in großen Mengen und obgleich 10 Cent bezahlt werden, ist doch der Andrang des „sich wiegen lassen wollenden" Publikums sehr groß. Es ist dies eine der Eigenthümlichkeiten der Pariser. Ob diese Leutchen solchen Werth auf ihr Körpergewicht legen? Ich kehre zu dem Brautzuge zurück, der, nachdem alle Vergnügungen genossen sind, in sehr „derangirter" Toilette aber desto animirterer Stimmung zurückkehrt in das Restaurant, wo mit Abendbrod und Tanz der „herrliche" Tag schließt. Die Braut bringt von der Hochzeitstoilette wenig brauchbares mit nach Hause. Es ist keine Seltenheit, daß sich eine Ziege an dem Brautschleier vergreift oder, daß ein Kameel in die Brautkrone fährt, um davon zu kosten.

Die Flucht einer Kaiserin. Im „Fanfulla" wird folgende Reminiscenz aus den Pariser Ereignissen des Jahres 1870 erzählt: Nachdem die Nachricht von der Sedanniederlage in den Tuillerien eingelaufen, begaben sich wenige Freunde zur Kaiserin Eugenie, unter diesen Fürst Metternich und Herr v. Nigra. Der Palast war schon von einer lärmenden Menge umgeben, und die hohe Frau, tieferschüttert von der Unglücksnachricht, erkannte nicht die Gefahr und schien rathlos. Nigra stellte ihr eindringlich vor, daß ihre Flucht geboten war, und ließ mittlerweile in den Reisesack der Kaiserin Kämme und andere nothwendige Utensilien schaffen; er empfahl ihr ferner ihre Haare mit einem bescheidenen Hute und das Gesicht mit einem dichten Schleier zu verbergen. Die beiden Freunde begleiteten die Kaiserin und ihre Hofdame zu einem Ausgange der Tuillerien; dieser aber war umstellt von dem Volke und bewacht von einem Piquet Mobilgarden; sie riethen ihr daher die Rückkehr an und führten sie zu einem andern Ausgange, wo sich eine geringere Menge angesammelt hatte. Niemand erkannte die Kaiserin und die beiden Botschafter; sie hatten schon einige Schritte gemacht und Nigra einem Fiaker das Zeichen zum Anhalten gegeben, als ein Straßenjunge, auf die verschleierte Frau zeigend, ausrief: „Das ist ja die Kaiserin!" Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als ihm Nigra eine derbe Maulschelle versetzte. Niemand hörte den Schrei des so Gezüchtigten, und gleich darauf war die Kaiserin im Wagen und Nigra auf dem Kutschbock. Unter all' den Höflingen und unter so vielen Personen, die ihr in den Tagen des Glanzes und der Herrschaft ergeben waren, kannte die Kaiserin dennoch keinen wahren Freund. Sie ließ sich auch thatsächlich zu einem Fremden, ihrem amerikanischen Dentisten, führen. Am Thore seiner Behausung mußte sie Nigra verlassen, und die Kaiserin stieg die Treppe hinan und klingelte an der Thür des Dentisten. Der Doktor war außer Hause und werde erst, wie man der Unglücklichen sagte, spät abends zurückkehren; sie verbrachte qualvolle Stunden auf der Treppe und in der Umgebung des Hauses, immer in Angst, daß man sie erkennen könnte. Als der Doktor endlich heimgekehrt, bedeutete man ihr, daß er mit mehreren Freunden bei Tische sei.

Digitized by Google

Sie ließ ihn rufen; er entschuldigte sich bei den Gästen, verkehrte einige Momente mit der Kaiserin und stellte ihr, da es auffallen würde, wenn er selber längere Zeit sich entfernen würde, einen verläßlichen jungen Mann zur Verfügung. Der junge Amerikaner verließ noch in der nämlichen Nacht mit der Kaiserin Paris in einem Miethwagen, um nicht an der Kopfstation der Eisenbahn erkannt zu werden. Es war damals ein abscheuliches Wetter; man bediente sich nicht mehr des Wagens bis zur nächsten Station, und zog bei Tagesanbruch lieber vor, den Weg dahin zu Fuß einzuschlagen und dann den Zug nach Trouville zu nehmen. Der junge Mann war trostlos, als er die Kaiserin mit ihren leichten Schuhen mühevoll in dem durch den Regen aufgeweichten Boden dahinschreiten sah. Er hatte sie ein Jahr früher nach der Eröffnung des Suezkanals in ganz anderen Verhältnissen gesehen. Nach vielen Irrgängen erreichten die Flüchtigen endlich Trouville, von wo die Kaiserin schleunigst nach England zu gelangen hoffte. Das war aber wieder unmöglich; man konnte sich nicht auf die Gefahr hin, die Kaiserin würde wahrscheinlich erkannt werden, einem französischen Fahrzeuge anvertrauen. Auf der Rhede lag die Yacht des Lord Burgoyne; wie aber diesen bestimmen, eine solche Passagierin aufzunehmen? Der junge Amerikaner wendete sich an die Lady Burgoyne. Die Kaiserin schiffte sich in einem schrecklichen Sturme ein und landete im Hafen von Ryde. Ein Jahr später erhielt der junge Mann, ein Sohn des Ministers Marsh der amerikanischen Staaten in Rom, ein Dankschreiben der Kaiserin, und als Andenken an jene Flucht eine von einer einzigen Perle gebildete Busennadel. — Vorstehendes will der Berichterstatter des „Fanfulla" in der „Villa Soderini" bei Florenz aus dem Munde der Familie des amerikanischen Gesandten erfahren haben.

Adelina Pattis Hochzeit. Ueber die Vermälung Adelina Pattis mit dem Tenoristen Nicolini auf ihrem Schlosse Craig y Nos (Wales) geht dem Pariser „Figaro" der folgende Bericht vom 10. Juni zu: Samstag sang noch Frau Adelina Patti in Albert-Hall zu London vor 20,000 Personen. Zwei Tage nach diesem jüngsten ihrer Triumphe, am Montag, war die Diva bereits unterwegs nach ihrem Schlosse in der Provinz Wales, fünfzehn Gäste mit sich führend, die sie zum Feste ihrer Vermälung eingeladen hatte. Die Fahrt von London nach Craig y Nos ist ziemlich langwierig; aber die Great-Western-Eisenbahn-Gesellschaft stellte der berühmten Sängerin zu dieser Reise den Waggon zur Verfügung, dessen sich der Prinz von Wales auf seinen Fahrten zu bedienen pflegt — Herr Nicolini und seine zukünftige Gemalin konnten daher ihre Freunde mit einem ausgezeichneten Dejeuner in einem mit allem Komfort ausgestatteten rollenden Speisesalon bewirthen. Auf der Straße, die vom Bahnhofe nach dem Schlosse führt, stehen am Saume der einzelnen Dörfer die Bauern, die Grubenarbeiter und deren Kinder und begrüßen mit Zurufen den Zug. Vor der Civiltrauung fand die Unterzeichnung des Vertrages vor Herrn de Trobriant, französischem Konsul in Swansea, statt; als Zeugen unterzeichneten den Ehevertrag Herr François Magnard, der Chefredacteur des „Figaro", und Dr. Vintras, Chefarzt des französischen Spitals in London. Auf ausdrücklichen Wunsch Nicolinis ist die Ehe ohne Gütergemeinschaft geschlossen worden, und für solche, die noch mehr wissen wollen, sei bemerkt, daß beide Ehehälften ein ungefähr gleiches Vermögen in den Ehebund mitbringen. Der Unterschied zu Gunsten der Frau Patti besteht in dem ihr gehörigen Schlosse Craig y Nos und in ihren Diamanten, die allerdings ein erhebliches Vermögen ausmachen. Herr Nicolini und Frau Patti wurden in Swansea vom Konsul de Trobriant, als bürgerlichem Standesbeamten, ehelich miteinander verbunden. Nach Verlesung der bezüglichen Gesetzesparagraphen sprach der Konsul einige liebenswürdige Worte, durch welche Frau Patti ergriffen schien. Die Braut sah reizend aus in ihrer Toilette aus blauem Crêpe de Chine, bedeckt mit englischen Pointspitzen, ein weißes perlenbesäetes Tüllhütchen auf dem Kopfe mit einer Diamantagraffe in der Mitte, dem einzigen Geschmeide, das sie zur Trauung trug. Heute, am Donnerstag, donnerten die Böller seit Tagesanbruch, das Schloßthor war flaggengeschmückt, die Fenster mit Laubguirlanden umwunden und, von der Morgensonne umschimmert, bewegte sich der Hochzeitszug nach der Kirche von Yniscedwin, wo der Bund den priesterlichen Segen erhielt. Auf dem Altare dieser Kirche prangte ein herrlicher Teppich aus Sammt und Seide mit Goldstickerei; ein Geschenk der Frau Patti. Nach der Ceremonie erfolgte die Rückfahrt nach dem Schlosse, wo glänzende Festlichkeiten die Feier beschlossen.

Digitized by Google

Salon-Büchertisch.

Gedichte von Jaroslav Vrchlicky. Autorisirte Uebersetzung von **Edmund Grün.** Leipzig, Ed. Wartig.

Der Name des slavischen Dichters und seines — dies sei gleich konstatirt — vortrefflichen Uebersetzers und unermüdlichen Vorkämpfers sind den Lesern dieser Blätter aufs beste bekannt. Vrchlicky ist einer von jenen Poeten, die über einen wirklich unerschöpflichen Reichthum von Ideen verfügen: wie König Midas durch seine Berührung alles in Gold verwandelte, so verkehrt unser Dichter durch seinen Tiefsinn, seine Sprachgewalt und seine das Höchste anstrebende dichterische Energie alles und jedes in das Gold der Poesie: er ist indessen nicht ein Lyriker in des Wortes ursprünglicher Bedeutung: jene unsagbare Stimmung, die ohne die Grundlage eines bedeutenden Ideengehaltes gerade den Charakter so vieler wunderbar ergreifender lyrischer Gedichte ausmacht, verschmäht Vrchlicky; bei ihm handelt es sich in erster Linie stets um die Idee, um den Gedanken: er reflektirt, aber ohne in die Wüstenei abstrakter Spekulation oder moralischer Betrachtung sich zu verirren; damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß seinen poetischen Produktionen der lyrische Grundton fehle: dieser ist stets vorhanden und wer ihn sucht, der findet ihn. Vrchlicky wetteifert an Gedankenreichthum mit jedem Großen; aber gerade die Ueberfülle seiner Gedanken wird bei der Knappheit seiner Formen hier und da als Hemmniß empfunden; Gedankenembryonen und ausgereifte Ideen finden sich in jedem Verse und der Dichter hat das Kunststück zuwege gebracht, in seinem Gedichte „Satans Fall" in zwölf Versen beiläufig den ganzen Inhalt des Ovidischen „Aurea prima sata est aetas" zusammenzudrängen: ein anderer Poet hätte bei dieser Gelegenheit vielleicht ein hundertversiges Produkt *epischen* Charakters hervorgebracht und es bleibt doppelt interessant, wenn der Dichter bei dieser beinahe übergroßen Knappheit der äußeren Form, die manchmal an Horaz erinnert — noch Gelegenheit findet, mit einem gewaltigen Bilde sein Lied zu enden; und damit berühren wir die zweite Eigenthümlichkeit unseres Dichters: seine geniale Treffsicherheit bei seinen Vergleichen, die geradezu etwas Imponirendes an sich haben. Wenn er vom Sturm sagt:

> „Und wie im Zorn er seine Locken schüttelt
> Da fällt von seinem Haupt manch goldenes Haar
> Als rother Blitz hinschwebend durch die Wolken."
> („Zwei Thränen." S. 68.)

oder

> „Ihr Busen hob sich unter schweren Seufzern —
> Die reiche Flut des glänzend schwarzen Haares
> Umkreist ihn wie der Flügel eines Raben
> Im leichten Flug berührt den weißen Schnee."
> (Ebendaselbst S. 72.)

so wählen wir aus dem reichen Ueberflusse uns das sich zufällig darbietende. Geradezu großartig durch die Gewalt der Darstellung ist neben dem eben Citirten das Gedicht „Die Verbannten". Dante und Ahasver begegnen sich; hier ist alles meisterhaft: plastische Gestaltung des Grundmotivs, kolossale Bilder, grandiose Sprache. *Edmund Grün* — vortheilhaft bekannt durch schön empfundene lyrische Gedichte und geistvolle kritisch-ästhetische Arbeiten — hat die Gedichte Vrchlickys nicht bloß übersetzt, er hat sie *nachgedichtet* und dies ist wohl das höchste Lob, das einem Uebersetzer gezollt werden kann: speziell die meisterhafte und in Kleinigkeiten überaus charakterisirte Behandlung der Sprache, die oft keineswegs leicht wiederzugebende Brachylogie des Originals, die dem Uebersetzer unglaubliche Hindernisse entgegenstellte, vor allem aber die Treue der Nachdichtung lassen es begreiflich erscheinen, wenn Vrchlicky selbst Edmund Grün seinen „besten Uebersetzer" nennt. Wir wünschen dem prächtig ausgestatteten Buche zahlreiche Leser. F. P.

Deutsches Bäder-Coursbuch nach offiziellen Quellen bearbeitet. Verlag des deutschen Bäder-Coursbuches Frankfurt a. M., Juni 1886. Nr. 2 mit 36 Spezialkarten, 64 S. 8°. 50 Pfennige.

Dieses aus der Praxis für die Praxis und Bequemlichkeit der Badereisenden zusammengestellte, sehr zu empfehlende, elegant ausgestattete Bändchen enthält die Uebersicht der Eisenbahn- und Postverbindungen der bedeutenderen, bis auf Colberg binnenländischen 35 Kur- und Badeorte Deutschlands, ferner Spezialkarten und Fahrprei-

Digitized by Google

Tabellen. Nähere Angaben über die Badeanstalten, Quellen, Einrichtungen u. s. w. sind gemacht bei Baden-Baden, Badenweiler, Driburg, Görbersdorf, Hall, Reinerz und Krankenheil-Tölz, während dies bei vielen der anderen großen Badeorte ganz wünschenswerth wäre und die Badelustigen wie die Badedirektionen von der Korrespondenz ganz wesentlich entlasten würde. B.-R.

Die Nordseebäder auf Sylt: Westerland, Marienlust und Wenningstedt. Verlag der Badedirektion, Westerland auf Sylt, 1886. 67 S. 12°. Preis 50 Pfg.

Allen, welche zur Kräftigung oder Wiederherstellung der Gesundheit die bewährten Nordseebäder auf Sylt aufsuchen wollen, ist dieses übersichtliche und praktisch angelegte Büchelchen ganz unentbehrlich. Es bringt neben allgemeinen, interessanten Mittheilungen, Illustrationen, Eisenbahnkarte von Schleswig-Holstein und Dänemark, Fahrplänen, die nöthigen Angaben über Kurzeit, Kurtaxe, Hôtels, Wohnungsverhältnisse u. s. w., so daß jeder imstande ist, die nöthige mitzunehmende Menge Mammons ziemlich genau zu berechnen. B.-R.

Was für schlechte Menschen! Politische Satire in drei Akten von Lothar Auge. Leipzig, Oswald Mutze. 95 S. 8°.

Eine nicht sonderlich lebhaft geschriebene Satire auf das Treiben mancher Parteien, im antiken Gewande in die Zeit des Perikles verlegt, aber auch manches Nutzbare für die Gegenwart bietend, wenn man zwischen den Zeilen lesen kann. B.-R.

Unser Bildertisch.

Zu der „Waldfrau", welche in einer unheimlich öden und wilden Schlucht des Harzgebirges haust, kommen, wie unser erstes Bildchen zeigt, ein paar edle Jungfräulein vom nahen Grafenschloß. Die wollen sich selbstverständlich wahrsagen lassen und natürlich in Angelegenheiten des Herzens. Die Alte versteht sicherlich ihr Handwerk ausgezeichnet und wird schon dafür Sorge tragen, daß die Mädchen um einige Goldgulden erleichtert, aber mit schwerem Herzen über das Vernommene heimwärts wandeln. Das Geschlecht der weissagenden Waldfrauen ist selbst in unserm aufgeklärten Jahrhundert nicht ausgestorben, und der alte lateinische Spruch wird hierbei zu schanden: „Tempora mutantur et nos mutamur in illis!" Wir bleiben immer dieselben und ändern uns wenig, trotz der Jahrhunderte, die über uns dahinrauschen. Unser zweites Bild zeigt eine liebliche Idylle: „In der Erntezeit." Lustig klingt die Sense durch die Felder und im Takte fallen zu dem Lied der Schnitter die goldenen reichbeschwerten Aehren. Am Rande des Kornfelds, beschattet von Busch und Baum, sitzt des Bauern junges Weib und läßt das Jüngste trinken, während das Schwesterlein zusieht, wie es ihm behaglich mundet. Nach wenigen Minuten ist der junge Sproß an der Mutterbrust entschlummert und er wird, bewacht von dem Schwesterlein, unter dem schattigen Hollunderbusch in das Wäglein gebettet, während die Mutter zu den Schnittern zurückkehrt und fröhlich und wohlgemuth ihre Sense durchs Kornfeld klingen läßt. Gar lustig ist das dritte Bildchen: „Auf der Alm". Zu der Sennerin steigt der Jäger singend und juchzend empor:

„Aus'm Thal bin i ganga,
Auf d'Alm bin i g'rennt,
Da hat mi mei Diendl
Am Juchezen scho kennt."

In wenigen Augenblicken ist er droben, von dem „Diendl" freudig begrüßt, und nun wird das „Busseln" und Herzen losgehen, denn

„Der Pfarrer von Krailing
Hat's dreimal verkünd't:
Auf d'r Alm mit'n Dienei
Is nie nix a Sünd."

„Zur Kirchweih" holt sich, wie unser letztes Bild zeigt, der lustige Fischersepp sein Schätzchen ab. Jetzt, da er die Schwelle des Hauses hinter sich hat und die liebe Hand seines fröhlichen Schätzchens in der seinen weiß, fühlt er die ungetrübteste übermüthigste Kirchweihstimmung so unwiderstehlich in sich aufsteigen, daß er es nicht lassen kann, die letzte sorgliche Abschiedsmahnung der Mutter seines Evchens mit einem hellen Juchzer zu übertönen.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Kleid für Mädchen.

Dasselbe ist aus Serge hergestellt. Der sehr weite Rock ist oben eingereiht und fällt unten in Doppelfalten. Die Tunika ist am Rücken ebenfalls in reichliche Falten gereiht. Die Taille ist vorn weit offen und unten spitz geschnitten. Die Seitentheile haben die Länge des Schooßes und sind am Ansatz desselben wieder verkürzt. Unterhalb dieser Taille befindet sich eine Spitze, welche sowohl an den Rückentheilen, wo dieselben auseinandertreten, als auch an den Vordertheilen bis zu der, dieselben in der Taille zusammenhaltenden Spange hervorsehen. Unterhalb dieser Gürtelspange befindet sich ein breites Schooßtheil von Spitze, welches die abgeschnittenen Theile der Taille ergänzt und so weit unterhalb dieser hervortritt, als



Nr. 1. Kleid für Mädchen.

die Länge des Schooßes hinten und an den Seiten beträgt. Die an den Seiten lang herabgehenden Schooßtheile sind unten geschlitzt und an beiden Seiten mit großen, ein verschobenes Viereck bildenden Knöpfen besetzt. Fest aufliegende Latztheile mit kleinen Falten füllen vorn und auch bis tief hinab im Rücken die offene Taille und sind mit einem kleinen Stehkragen versehen. Die langen Aermel haben gespaltene Aufschläge. Der Zwischenraum ist mit einer Spitze ausgefüllt und mit einem Knopf versehen. An Stoff ist zu diesem Kleid erforderlich: 6 Mtr. 50 Centm. Serge, 3 Mtr. 50 Centm. Spitze und 14 große Knöpfe.

Nr. 2. Taille „Amélie".

Diese Taille ist aus Faille und Chantillyspitzen hergestellt. Dieselbe ist anliegend wie eine gewöhnliche Taille gefertigt und hat vorn und hinten eine spitze

Digitized by Google

Schnebbe. Der untere Rand der Taille ist mit einer reichgefältelten Spitze begrenzt. Die Vordertheile sind auf der rechten Seite, von der Achselnaht ausgehend, mit einer Spitze verziert, welche schräg über die Brust nach links bis in die Taille geht und dort am Schluß derselben mit einer Schleife mit langen Enden abschließt. Das Latztheil von Faille wird auf der andern Seite von einer Draperie aus Surah begrenzt. Ein zweites Spitzentheil fällt in Windungen vom Hals aus über das Latztheil herab und verläuft, sowie die Draperie der andern Seite unter dem Taillenschluß. Der hohe Stehkragen ist von Surah. An Stoff zu dieser Taille ist erforderlich: 2 Mtr. Faille, 75 Centm. Chantillyspitze von 25 Centm. Breite;



Nr. 2. Taille „Amélie".

3 Mtr. 50 Centm. ebensolche Spitze von 10 Centm. Breite und 1 Mtr. 25 Centm Faillebaud Nr. 12.

Nr. 3. Taille „Fischerblouse".

Aus Surah und Spitzenstoff angefertigt. Auf einer glatten Untertaille mit angeschnittenem Schooß wird der Spitzenstoff in Falten aufgeheftet und zwar so, daß die Kante der Spitze die Schößchen unten begrenzt. Als Verzierung ist um die Taille eine Schärpe von Surah geschlungen und an der linken Seite leicht geknüpft; das eine herabfallende Ende ist mit einer Quaste besetzt. Das andere Theil der Schärpe geht von da aus in Falten gelegt über die Brust nach der andern Schulter, bildet auf dem Rücken eine Spitze und fällt als loses Theil wieder nach vorn auf die linke Seite. Der hohe Stehkragen ist von Surah und hat am obern Rande eine Perlenreihe. Die weiten spitzen Aermel sind halblang und haben unten

Digitized by Google

eine Spitzendraperie. An Stoff ist zu dieser Taille erforderlich: 2 Mtr. 50 Centm. Spitze von 1 Mtr. 40 Centm. Breite, 1 Mtr. 90 Centm. Surah und 40 Centm. Perlenschnure.

Nr. 4. Promenaden-Anzug für junge Damen.

Derselbe besteht aus einfarbigem und mit kleinen Blumen bestreutem Foulard. Der erste Rock ist ein falscher, auf diesen fällt der zweite Rock aus moosfarbenem Foulard, welcher in tiefe Falten gelegt ist und an der rechten Seite eine breite Doppelfalte hat. Die Tunika von grauem, mit moosfarbenen Blättern bestreutem Foulard geht vom Hals aus und bildet ein Latztheil, welches vorn herab



Nr. 3. Taille „Fischerblouse“.

mit Knöpfen geschlossen ist. In der Taille ist dieselbe durch eine Gruppe moosfarbener Perlen in Falten zusammengefaßt und breitet sich rechts aus, wo sie in den Falten der Rückentheile verschwindet, geht bis zum Rande des ersten Rockes herab und wird, links in Falten genommen, an der Hüfte befestigt. Im Rücken fallen dicke Falten, welche hin und wieder emporgenommen sind, bis zum Rand herab. Die Jacke ist anliegend, am Hals geschlossen und mit einem Stehkragen versehen. Nach der Taille zu erweitert sich dieselbe und hat unten abgerundete Schößchen. Die Seiten sind unten offen und werden nach hinten zu zurückgenommen. Der Kragen, sowie die Vordertheile sind mit moosfarbigen Perlen verziert. Die halblangen Aermel haben eine ebensolche Verzierung von Perlen und eine Spitzenrüsche. Der sehr hohe Hut ist am Hinterkopf mit Blumen bedeckt, von welchem gekrauste Spitzen auf den Schirm nach vorn fallen und dort mit einer kleinen Bandschleife befestigt sind. Zu diesem Anzug ist an Stoff erforderlich: 4 Mtr.

Digitized by Google



Nr. 4. Promenaden-Anzug für junge Damen. Nr. 5. Promenaden-Anzug für junge Frauen.

Digitized by Google



Digitized by Google

20 Centm. Taffet von 55 Centm. Breite, welcher, in vier Theile geschnitten zum ersten Rock verwendet wird. 7 Mtr. 45 Centm. einfarbiger Foulard von 80 Centm. Breite: 5 Mtr. 25 Centm. in fünf Theile geschnitten zum Rock, und 2 Mtr. 20 Centm. zur Taille. 5 Mtr. grauer Foulard mit moosgrünen Blüten: 3 Mtr. in zwei Theile geschnitten zum Vordertheile, und 2 Mtr. 40 Centm. in zwei Theile getheilt zum Puff.



Nr. 6. Bade-Anzug.

Nr. 5. Promenaden-Anzug für junge Frauen.

Zu diesem Anzug ist einfarbiger und gestreifter Voile verwendet. Auf einem falschen Rock befindet sich ein zweiter von gestreiftem Stoff. Die Streifen sind am untern Rande angebracht. Die Vordertheile, welche unten auseinanderstehen und einen Spitzenfächer hervorsehen lassen, gehen oben übereinander und zwar von rechts nach links. Diese Theile fallen ganz glatt und werden bis zur Kante mit großen Knöpfen geschlossen. Die Tunika von einfarbigem Voile ist im Rücken in tiefe Falten genommen und fällt bis an den Saum herab. Vorn ist ein Theil an der rechten Hüfte befestigt, dort im Gürtel in Falten genommen und unter der Taille glatt

Digitized by Google

über den ersten Rock gezogen bis zu den geknöpften Theilen, von da aus abgeschrägt und geht, in eine Spitze auslaufend, bis zum Saume herab. Dieses abgeschrägte Theil ist mit großen Perlen am Rande besetzt und mit Surah im Innern versehen. Die Schooßtaille hat vorn eine spitze Schnebbe und ist vom Hals aus offen. Von den Schultern aus gehen zwei Collertheile, welche nach vorn zugespitzt sind und von welchen aus das untere Theil in Falten angesetzt ist, und nach der Schnebbe zu sehr spitz zusammenlaufen. Da, wo die Collertheile sich mit den Falten verbinden, wie auch am untern Rande der Taille befinden sich ebensolche Perlen



Nr. 7. Bade-Anzug.

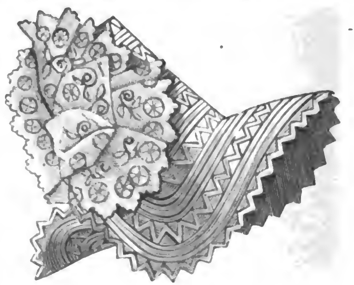
wie an der Tunika. Den offenen Raum der Vordertheile füllt ein Latz von Surah, der auf der rechten Seite einen kleinen Aufschlag hat und auf der linken Seite, welche schräg nach rechts geht, mit Knöpfen geschlossen ist. Den spitzen Ausschnitt füllt ein Unterhemdchen mit Stehkragen, welcher mit einer Cravatten-Schleife geschmückt ist. Die halblangen Aermel sind nach dem Ellbogen zu geschlitzt und lassen Spitzenunterärmel hervorsehen. Um die Hüften an die Taille gesetzt, befinden sich ebenfalls faltig angesetzte Spitzen. Der kleine, vorn hochstehende Hut bildet eine Spitze nach oben und ist mit drei farbigen Vögeln besetzt, während der Rand des Hutes mit Perlen verziert ist. Die Bindebänder endigen in einer kleinen Schleife mit kurzen Enden. Der große Sonnenschirm ist mit gleicher Spitze wie das Kleid

Digitized by Google

eingefaßt. An Stoff zu diesem Anzug ist erforderlich: 4 Mtr. 20 Centm. Taffet von 60 Centm. Breite, in vier Theile getheilt, zum ersten Rock zu verwenden. 4 Mtr. gestreifte Voile von 1 Mtr. 20 Centm. Breite (der Saum wird umgeschlagen). 6 Mtr. 60 Centm. einfarbige Voile von 1 Mtr. 20 Centm. Breite: 1 Mtr. 20 Centm. für die rechte Seite, 1 Mtr. 20 Centm. für die linke Seite, 2 Mtr. 40 Centm. in zwei Theile geschnitten zur hintern Tunika, und 1 Mtr. 80 Centm. zur Taille.

Nr. 6. Bade-Anzug.

Der Stoff zu diesem sehr eleganten Bade-Anzug ist blaue Serge. Die Taille desselben ist ziemlich anliegend; die Vordertheile kreuzen sich von links nach rechts und sind am Halsausschnitt bis nach dem Gürtel zu mit einer weißen Borde besetzt. Am Rand befindet sich eine breite Spitze. Die sehr weiten Aermel sind faltig eingesetzt und haben am untern Rand ein Bündchen, auf welchem eine auf den Arm herabfallende Spitze angebracht ist. Der ebenfalls sehr faltig angesetzte Schooß, welcher auf der rechten Seite zu einer Zacke verlängert ist, bildet daselbst eine Doppelfalte, auf welcher ein Schiff mit vollen Segeln eingestickt ist. Am Rand



Nr. 8. Garten-Hut.

sind dieselben Verzierungen von Borde und Spitzen wie am obern Theile angebracht. Eine lose umgelegte Schärpe deckt den Rockansatz und bildet rechts am Taillenschluß einen Knoten mit Enden. Die sehr faltigen weiten Hosen sind unten in ein Bündchen gefaßt und gleich den Aermeln mit Spitze versehen.

Nr. 7. Bade-Anzug.

Der aus blauem Flanell angefertigte Anzug ist mit weißen Borden und Spitzen besetzt. Die Blouse hat einen eingesetzten Matrosenlatz, welcher oben mit drei Reihen weißer Borde besetzt ist. Die Vordertheile gehen von rechts nach links übereinander. Die rechte Seite der Vordertheile ist bis zum Rand des Rocktheiles herab, sowie oben am Halsausschnitt bis zum Latzansatz mit einer glatt aufgesetzten Spitze verziert. Da, wo die Spitze endigt, ist das linke Vordertheil mit drei Reihen Borde bis dahin besetzt, wo dieses, in Falten genommen, unter dem rechten Vordertheile befestigt wird. Das Rocktheil ist unten ebenfalls mit Borde dreifach verziert und im Gürtel in tiefe Falten genommen. Die sehr kurzen, anliegenden Aermel haben am Rande eine glatt angesetzte Spitze. Die Hosen sind mit drei Reihen Borde und mit Spitze am Rande glatt besetzt. Zu beiden Anzügen sind je 3 Mtr. 50 Centm. und 4 Mtr. Stoff nöthig.

Nr. 8. Garten-Hut.

Derselbe ist von durchbrochenem Strohgeflecht mit sehr hohem Kopf und breitem Rand. Am Hinterkopf ist der Rand emporstehend. Auf der rechten Seite ist der Hut mit Schleifen von mit farbiger Seide besticktem Mousselin ausgeputzt. Am Rande hat derselbe spitze Zacken.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Digitized by Google



Die kleine Lehrerin.

Nach dem Originalgemälde von E. Schuback.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Erinnerung.

Novellette von Ernst Jungmann.

Die Jahreszeiten ringen um den Preis der Schönheit, keine von ihnen aber kann ihn sich aneignen, denn eine jede hat ihre besonderen Reize. Die Dichter besingen mit Vorliebe den Frühling, der durch ahnendes Knospen die Sinne mit froher Hoffnung erfüllt. Die Maler schaffen ihre farbengesättigten Gebilde nach Motiven, welche sie dem Sommer oder Herbst entlehnen. Der Winter mit seinen Gegensätzen leiht beiden Stoff: Sturm und Ruhe, strahlende kalte Pracht draußen und trauliche Gemüthlichkeit am Feuer des Herdes sind seine Attribute. Glücklich derjenige, der in jeder Jahreszeit das ihm sich darbietende Schöne entgegennimmt, ohne sich den vollen Genuß durch die Unarten neckischer Kobolde stören zu lassen.

Ich liebe vor allem den Herbst. Weßhalb? Die Frage ist schwer zu beantworten, denn eine Empfindung läßt sich nicht in abgezirkelten Grenzen darstellen. Ich liebe ihn seiner sonnigen Tage halber, an denen das Tagesgestirn die prächtig abgetönten Laubschattirungen mit goldigem Hauche überflutet. Ich liebe ihn, weil er zwischen Tag und Nacht, zwischen Wärme und Kälte in richtigem Maße die Mitte hält, und weil er uns doppelt mahnt, in vollen Zügen zu genießen, bevor die weiße Schneedecke mit rauhem, über sie erbrausenden Nordwinde die Natur in den Winterschlaf einwiegt. Ich liebe auch den Herbst des Menschenlebens, wenn er sonnig und klar ist. Die stürmende Jugend, das arbeitheischende Mannesalter sind schön; schöner ist aber der Herbst eines pflichttreuen Lebens, wenn er sorgenlos und heiter dahinfließt wie ein silberglänzender Strom, der sich langsam und unaufhaltsam dem Meere der Ewigkeit nähert, bis seine Wellen in dem Unendlichen schmerzenlos verrinnen . . .

„Ja! Der Herbst ist schön!“ Ich rief es laut hinaus über den blauen, von Buchen umrahmten See, an dessen hügeligem Ufer ich stand. „Ist schön“, hallte das Echo zurück. „Ist schön“, sagte leise eine Stimme hinter mir. Ueberrascht kehrte ich mich um und erblickte

Digitized by Google

in geringer Entfernung eine Dame, deren Blick mich flüchtig streifte, dann aber wieder unverwandt auf der stillen Wasserfläche ruhte. Das edelgeschnittene Gesicht, dessen Züge einst von außergewöhnlicher Schönheit gewesen sein mußten, war von weißem Haar umflossen. Die vornehme Gestalt und die gediegene Einfachheit der Kleidung ließen auf eine Dame aus gutem Hause schließen. Ich trat einen Schritt näher und stellte mich vor. Nie werde ich den klaren, prüfenden Blick der sich mir jetzt zuwendenden Augen vergessen. Waren sie der Spiegel der Seele, welche in dieser Frau wohnte, so gehörte sie zu jenen Beneidenswerthen, denen das Schicksal Vorzüge der Geburt und Adel der Gesinnung auf den Lebensweg gegeben. Einmal nur sah ich bei einem jüngeren Mädchen einen ähnlichen Ausdruck; dort berührte fremdartig, was hier die Harmonie des ganzen Wesens erhöhte.

„Gestatten Sie mir, noch ein halbes Stündchen Anonymität zu bewahren“, redete sie mich an. Als ich mich stumm verbeugte, fuhr sie fort: „Ich hasse die konventionelle Lüge und spreche gern mit Menschen, von denen ich nicht weiß, woher sie kommen und wohin sie gehen. An Sie möchte ich eine Frage richten: Was bedeutete Ihr Ausruf?“

Ich muß gestehen, daß mich die unvermuthete Frage und mehr noch die Art, in welcher sie gestellt wurde, einen Augenblick verwirrte. Mein Gegenüber schien dies zu bemerken und setzte hinzu:

„Sie sind jung und lieben den Herbst, ich bin alt und liebe den Frühling. Erklären Sie mir Ihre Empfindung.“

Was ich antwortete, mag wohl so ähnlich gelautet haben, wie die Zeilen, welche ich jetzt, nach Jahren, darüber niederschreibe. Ich wurde allmählich lebhaft und redete mit Begeisterung von den Vorzügen der späten Jahreszeit. Als ich geendet, sagte die Dame:

„Sie haben recht, der Herbst ist schön, aber nur wenn er gegenwärtig ist. Der Frühling der Natur und des Lebens erfreut nicht allein innerhalb seiner Zeit, er hält auch stets die Sehnsucht wach, die Sehnsucht nach Wiederkehr seiner frohen Stunden, über denen der Mensch Zukunft und Vergangenheit vergißt. Der Frühling spendet Nektar, der Herbst Lethe und selbst diesen nicht immer.“ Bei den letzten Worten nahmen die Augen der Sprechenden einen wehmüthigen Glanz an.

Um eine passende Antwort verlegen, schwieg ich. Nach einigen Minuten fragte sie:

„Wie lange gedenken Sie an dieser Stelle zu bleiben? Haben Sie Zeit und Lust mich eine kleine Strecke Weges zu begleiten, bis zu meinem Wagen, der unfern hält?“

Auf meine bejahende Erwiderung lud mich eine Handbewegung an ihre Seite. Bei dem langsamen Weiterschreiten unter den hohen Bäumen, von denen hier und da ein welkes Blatt herniederrieselte, sprach sie:

„Sehen Sie die Sonnenstrahlen durch das Laub zittern? Ursprung giebt ihnen derselbe Himmelskörper, dessen belebende Wärme im Frühling das Knospen hervorzaubert und im Sommer die Früchte reifen läßt. Weßhalb haben die Strahlen jetzt nicht dieselbe Wirkung?

Digitized by Google

Die Sonne ist müde von ihrer Arbeit und will zu neuem Schaffen ausruhen, damit sie, wenn die Zeit kommt, ihr Werk mit frischer Kraft beginnen kann. Lächeln Sie nicht über diese wenig astronomische Erklärung — nehmen Sie meinetwegen an, daß die Erde der Ruhe bedarf, um andere Ernten zu zeitigen. Aber es ist nicht zu bestreiten, daß der Kreislauf in ewig alter und doch ewig junger Folge wiederkehrt. Das menschliche Leben hat nur einen Frühling und einen Herbst, dann kommt der Winter, aus dem es kein Erwachen giebt."

Sie hielt einen Augenblick inne, als warte sie auf eine Entgegnung. Mich berührte die Art dieser Frau so seltsam, daß ich in erwartungsvollem Schweigen verharrte. In demselben ruhigen Tone, den sie einmal angeschlagen, fuhr sie fort:

„In unserer Zeit wird viel von der grausamen Ungerechtigkeit gesprochen, mit der die Glücksgüter den Menschen zuertheilt sind. Darin liegt eine materielle Wahrheit, eine geistige Lüge. Je höher ein Mensch gestellt ist, desto tiefer empfindet er seine Unzulänglichkeit, desto herber berühren ihn die Schicksalsschläge: der Stolz muß sich mehr demüthigen als die Bescheidenheit. Ich", hier schien ihre Gestalt sich emporzustrecken, „ich habe stets auf einem Platze gestanden, um den mich Tausende beneiden. Der Herbst des Lebens ist auch mir erschienen, er macht mich nicht glücklicher, nicht unglücklicher als andere, er kann mich ebensowenig erwärmen. — Doch dort sehe ich meinen Wagen. Haben Sie Dank für Ihre Begleitung und wenn Sie künftig einmal an unsere Begegnung zurückdenken sollten, loben Sie mir nicht gar zu sehr den Herbst."

Sie reichte mir die Hand, welche ich ehrerbietig an meine Lippen führte. Ein Diener stand mit abgezogenem Hute am Wagenschlage und erwiderte auf einen leisen Wink der Einsteigenden: „Zu Befehl, Hoheit!" Dann rollte das Gefährt davon, während sie mir noch einmal freundlich zunickte . . .

Sinnend sah ich dem Wagen nach, nun wußte ich, mit wem ich gesprochen. Die Fürstin des kleinen Landes, die von ihrem Volke vergötterte Elisabeth war meine Begleiterin gewesen. Ich hatte gehört, daß sie oftmals auf einsamen Spaziergängen Fremde anzureden und sich mit ihnen in Gespräche einzulassen pflege, bei denen sich hohe Bildung und tiefes Nachdenken der Fürstin dokumentiren sollte. An mir selbst hatte ich erfahren, daß der Volksmund nicht übertrieb. Die Anregung, welche mir durch die Begegnung erwachsen war, veranlaßte mich, nach der Vergangenheit der Prinzessin zu forschen. Ich erfuhr endlich, was ich wissen wollte, aus dem Munde eines Mannes, der bei den Ereignissen eine Rolle gespielt hatte. Jetzt, nach Jahren darf ich die schmucklose Erzählung diesen Blättern anvertrauen.

* *
*

Der alte Fürst von W . . . . war ein großer Sonderling. Er liebte nur die Jagd und ging so vollständig in dieser Leidenschaft auf, daß er die Regierungsgeschäfte seinem Minister, die Erziehung seiner beiden Kinder aber seiner Gemalin überließ. Die Fürstin, eine fein-

Digitized by Google

gebildete, über die Vorurtheile ihres Standes erhabene Dame, sorgte dafür, daß der Erbprinz und die einzige Tochter, Elisabeth, sich nicht nur umfassende Kenntnisse erwarben, sondern auch im Umgange mit edlen Menschen die Bildung des Herzens empfingen, wie sie denjenigen doppelt wohl ansteht, die durch ihre bevorzugte Stellung in hervorragendem Maße die Aufmerksamkeit auf sich lenken. In den Bereich des Hofes wurde daher manche Persönlichkeit gezogen, welche nicht durch Adel der Geburt, wohl aber durch edle Gesinnung sich vor anderen Sterblichen auszeichnete.

Der stete Begleiter des Erbprinzen war der Sohn eines einfachen Landedelmannes. Kurt von Felgen hatte nach Beendung seiner Studien die Welt auf größeren Reisen kennen gelernt und die Resultate seiner scharfen Beobachtungsgabe in einigen Werken niedergelegt, welche neben den originellen Schilderungen der Sitten und Gebräuche fremder Völker treffende Vergleiche und passende Hinweise auf die engeren Verhältnisse seiner Heimat enthielten. Der stattliche junge Mann war an den Hof berufen worden, weil die Fürstin in ihm die für ihre Zwecke geeignete Persönlichkeit zu finden geglaubt hatte.

Zwischen dem Erbprinzen und Kurt bildete sich ein inniges Freundschaftsbündniß, wie es unter den obwaltenden Verhältnissen bei dem gleichen Alter der beiden und ihren sich gegenseitig ergänzenden Charaktereigenschaften nur natürlich war. Kurt kam infolge dessen häufig mit der damals kaum zur Jungfrau erblühten Elisabeth zusammen und verfehlte nicht auf die junge Prinzessin einen größeren Eindruck zu machen, als nothwendig und gut war. Die Fürstin sah die Zuneigung ihrer Tochter, legte derselben aber keine größere Bedeutung bei. Der alte Fürst, welcher neben seinen Sonderbarkeiten einen praktischen Blick besaß, konnte seiner Gemalin gegenüber einige Bemerkungen nicht unterdrücken. Diese aber wies auf die tadellose Erziehung der Prinzessin hin und beruhigte den Vater mit der Versicherung, daß der Charakter ihrer Tochter fest genug sei, um einer unschuldigen und ihr selbst wohl kaum bewußten Tändelei zur rechten Zeit ein Ende zu bereiten.

Der Fürst beruhigte sich, als er die feste Zuversicht seiner Frau sah, und ging nach wie vor seinen Passionen nach. An einem häßlich rauhen Novembertage erkältete er sich aber auf der Jagd und starb bald darauf nach kurzer Krankheit. Nach seinem Tode fand man in dem Testamente eine Bestimmung, welche besagte, Elisabeth solle aus den ebenfalls mit angegebenen, durch Tradition und Versprechung bestimmten Gründen dem Fürsten von C . . . . die Hand reichen, sobald sie das zwanzigste Lebensjahr vollendet habe.

Als der Erbprinz die Regierung des Landes übernahm, suchte er seinen Freund noch fester als früher an sich zu ketten. Er räumte demselben einen Vertrauensposten in der Nähe seiner Person ein, bis der alte Minister seines Vaters sich die wohlverdiente Ruhe erbat und durch Kurt ersetzt wurde. Dieser rechtfertigte in seiner neuen Stellung die Erwartungen des Fürsten und des Landes in vollstem Maße. Niemand konnte ihn der geringsten Pflichtverletzung zeihen, er stürzte sich mit unermüdlichem Eifer in seine Berufsgeschäfte und

Digitized by Google

arbeitete rastlos, — um diejenige zu vergessen, welche all' sein Sinnen und Denken gefangen nahm.

Seit dem Tode des Vaters, den sie sehr geliebt hatte, war Elisabeth gegen den Jugendfreund anscheinend kühler geworden; die letztwillige über ihre Zukunft bestimmende Verfügung hatte sie mit einer gewissen Scheu erfüllt, welche sich in einer vornehmen Zurückhaltung gegen die ganze Umgebung geltend machte. Da sie überdies seltener mit dem vielbeschäftigten Manne zusammentraf, fehlte auch die früher so häufige Gelegenheit zu anregendem Meinungsaustausche. Kurt sah inzwischen mit steigendem Entsetzen die Zeit verrinnen; seine Liebe schwoll zur lodernden Flamme an, während der Augenblick unaufhaltsam herannahte, welcher die Heißgeliebte und doch Unnahbare einem anderen Manne, den sie kaum einmal kannte, zuführen sollte. Der gefürchtete Augenblick kam näher und hatte für ihn Qualen aufgespart, die sein Inneres um so schmerzlicher zerreißen mußten, da er sie hinter einer gleichgiltigen Maske zu verbergen gezwungen war: als bevollmächtigter Minister sollte er selbst auf Befehl seines Fürsten die näheren Verhandlungen über die Vermälung der Prinzessin mit dem Hofe von C . . . . eröffnen. Das war zu viel, diese Last drohte ihn zu erdrücken!

Wenige Tage vor der Abreise des Ministers wurde in den Räumen des Schlosses der Geburtstag der Fürstin Wittwe gefeiert. Am Abend dieses Tages vereinigte sich ein kleiner, auserlesener Kreis um die hohe Dame, an deren Seite Elisabeth, strahlend in Anmuth und Schönheit, die Gäste empfing. Kurt war außergewöhnlich schweigsam und betheiligte sich weniger an der Unterhaltung, als man es sonst an ihm gewohnt war. Seine einsilbigen Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen fielen auf. Im Laufe des Gespräches lenkte die Fürstin zufällig, ohne die Folgen ihrer Aeußerungen zu ahnen, die Rede auf einen Fall, der damals nicht nur in den nächst betheiligten Kreisen großes Aufsehen erregte. Eine Prinzessin aus mediatisirtem Hause hatte mit der mühsam errungenen Einwilligung ihres Bruders, des Familienhauptes, einem einfachen Künstler die Hand gereicht: der standhaften Liebe waren dieses Mal alle anderen Rücksichten untergeordnet worden. Die Fürstin sprach in ihrer vorurtheilsfreien Art über den Fall und bemerkte zum Schluß, daß sie die Lösung verstehen, aber nicht billigen könne.

„Eine solche Ehe", sagte sie, „kann wohl einen kurzen Rausch des Glückes hervorbringen, dauernde Befriedigung wird sie nie gewähren. In dem Augenblicke, wo die Frau die Kluft fühlt, welche sie nunmehr von ihren früheren Standesgenossen trennt, wird sie erkennen, daß nur gleich und gleich sich für das Leben binden darf."

„Verzeihen Hoheit eine Frage", erwiderte Kurt plötzlich, „ist ein ganzes Leben an der Seite eines ungeliebten Gatten nicht eine weit tiefere Kluft, deren Ausfüllung immer unmöglich ist?"

„Die Gewohnheit, mein Freund", sagte die hohe Dame, „ist stärker als alles andere. Sie knüpft tausend Fäden, welche der Mensch nicht ungestraft zerreißen darf. Thut er es dennoch und begiebt sich in eine Sphäre, in welcher ihn diese Fäden nicht mehr halten können, so wird er dem Schicksal des Ikarus verfallen."

Digitized by Google

„Ikarus strebte zur Sonne empor und starb, als ihre Strahlen ihn geküßt. Sein Schicksal ist beneidenswerth."

„Seit wann sind Sie ein Schwärmer, lieber Felgen", erwiderte die Fürstin, ihn erstaunt musternd. „Ich kenne ihre gesunden Ansichten zu gut, als daß ich die letzte Aeußerung ernst nehmen dürfte."

Kurt biß sich auf die zuckenden Lippen und schwieg, während die Gesellschaft die Unterhaltung über das interessante Thema fortsetzte. Elisabeth betheiligte sich nicht an dem Gespräch.

Der Minister stahl sich unbemerkt hinaus und ging in den Park, um in der Abendluft seine erregten Pulse zu kühlen. Die jahrelang in seinem Innern verhaltene Glut drohte über die durch Pflicht und Verstand gezogenen Schranken hinwegzulodern. Er mußte sich bezwingen, um nicht die Ruhe eines anderen Wesens zu stören, welches ihm — nie hatte er es so deutlich gefühlt — theurer geworden war, als die Verhältnisse erlaubten. „O, die Verhältnisse", er lachte bitter und laut auf, als er unter den hohen Bäumen dahinschritt, während die von lauem Dufthauche erfüllte Nacht seiner heißen Stirn keine Linderung versprach. Zur Rechten strahlten die Fenster des stolzen Fürstenschlosses in hellem Glanze, auf der anderen Seite badete sich das keusche Licht des Mondes in dem Wasserspiegel, dessen Flut nur durch das leise Rudern eines majestätischen Schwanes bewegt wurde. „Armes Thier", sagte der einsame Mann, „Du bist stumm und kannst Deiner Freude und Deinem Schmerz nicht durch einen Ton Ausdruck geben!" Stolz rauschte der Schwan an ihm vorbei, immer weiter hinaus. Er sah ihm nach, so lange er mit den Blicken folgen konnte. Dann kehrte er um und schritt langsam wieder in der Richtung des Schlosses zurück.

Da trat unter den Orangen der Freitreppe eine helle Gestalt hervor. Seinen Lippen entschlüpfte der leise Ruf: „Elisabeth." Die Prinzessin schien seine Gegenwart nicht zu ahnen, sie ging unbefangen weiter, ihm entgegen. Durch den tiefen Schatten eines Baumes gedeckt, ließ er sie, von ihr nicht gesehen, vorbei. Er kämpfte einen Augenblick mit einem aufsteigenden Entschlusse, dann kehrte er um und folgte ihr mit festen vernehmlichen Schritten.

Elisabeth blieb stehen und schaute fragend rückwärts, das Mondlicht umfloß ihre Gestalt mit magischem Schimmer und ließ die edelgeschnittenen Züge blässer als gewöhnlich erscheinen. Der Minister trat an sie heran und sprach mit eigenthümlich vibrirender Stimme:

„Hoheit, darf ich wagen hier draußen, im Dunkel der Nacht, unbelauscht von anderen, eine Frage an Sie zu richten?"

„Fragen Sie, mein Freund", entgegnete sie ruhig wie immer, indem sie ihm mit unnachahmlichem Liebreiz die Hand reichte. „Wir kennen uns doch schon lange genug, um über kalte Förmlichkeiten hinwegsehen zu dürfen."

„Elisabeth." Wie ein erstickter Aufschrei entrang es sich seinen Lippen. Doch er bezwang sich sogleich und fuhr fort: „Hoheit wissen, daß ich von meinem Herrn, dem Fürsten, Ihrem Bruder, den Auftrag erhalten habe, die Verhandlungen mit dem Hofe von C . . . . in den nächsten Tagen zu eröffnen. Haben Hoheit nicht vielleicht

Digitized by Google

einen besonderen, auf die Ihnen bekannte Angelegenheit bezüglichen Wunsch?"

Sie wandte ihr Antlitz zur Seite.

„Einen Wunsch? Ich kenne den Mann kaum, welchen mein Vater mir bestimmte. Er soll ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle sein und wird mich, als seine Gattin, ehren, wie es sich geziemt. Weitere Wünsche sind den Töchtern unseres Hauses niemals gestattet worden."

„So wären Hoheit nicht mit der letzten Bestimmung Ihres hohen Vaters einverstanden?" Bebend kam die angstvolle Frage von seinen Lippen.

Ausweichend erwiderte sie: „Hörten Sie, mein Freund, nicht die Worte meiner Mutter? Die Macht der Gewohnheit kettet den Menschen fester als seine Neigungen, ihr muß er gehorchen und mit dem Loose zufrieden sein, welches ihm der Zwang seiner Stellung darbietet. Was nützt es, träumerisch Plänen nachzuhängen, deren Verwirklichung unmöglich ist?" Sie hatte die Worte beinahe tonlos gesprochen, während seine Blicke mit versengender Glut auf ihrem Antlitze hafteten. Bei dem fahlen Lichte des Mondes konnte sie den Ausdruck seiner Augen allerdings nicht sehen, sie fühlte aber unwillkürlich, daß nur die gesellschaftliche Form zwischen ihr und dem Mann in diesem Augenblick noch eine Schranke zog. Eine verrätherische Röthe flammte auf ihren Wangen und mühsam bewahrte sie wenigstens äußerlich ihre ruhige Gelassenheit.

Nach einer kleinen Pause — sie glaubte den Athem des Ministers zu hören — entgegnete er: „Hoheit! Elisabeth! Seit langen Jahren habe ich das seltene Glück, an einem Hofe zu leben, der vorurtheilsfrei genug eine individuelle Entfaltung zuläßt. Nach meinen geringen Kräften war ich bestrebt, das Beste zu erreichen; ich habe stets versucht, meine persönlichen Neigungen dem Wohle des Ganzen unterzuordnen. Ob mir dies gelungen, weiß ich nicht, aber ein dunkles Gefühl sagt mir, daß ich die Freundschaft meines Fürsten nicht mißbrauchte. Auch jetzt bin ich entschlossen seinen Willen zu vollenden. Ich werde die Verhandlungen in C . . . . führen, obgleich mir das Herz darob zu brechen droht: nach Erfüllung dieser letzten schweren Pflicht will ich fort, vielleicht wird die Entfernung von der Heimat, in welcher mich alles an glücklichere Stunden mahnt, die frisch blutenden Wunden vernarben lassen. Sie müssen ahnen, Elisabeth, welche Empfindung meine Seele erfüllt. Ich habe das heiter vertrauensvolle Kind zur ernsten Jungfrau erblühen, die Knospe zur herrlichen Blume sich entfalten sehen. Die natürliche Schranke, welche zwischen uns aufgerichtet ist, wurde oft durch die Uebereinstimmung unserer Ansicht überbrückt, niemals jedoch überschritten. Wenn die überquellende Leidenschaft in diesem Augenblicke meinen Lippen ein Geständniß entreißt, welches sie eigentlich nimmer verrathen dürften, so wollen Sie es einem Manne verzeihen, der Abschied von den Träumen seiner einsamen Stunden nimmt. Sie sind mir viel, sehr viel gewesen, Elisabeth! An Ihnen verliere ich mehr, als mir das Schicksal jemals wieder nehmen kann."

Digitized by Google

Leise hauchten ihre Lippen: „Wer sagt Ihnen, mein Freund, daß es mir nicht ebenso geht?"

„Elisabeth!" Er rief es und beugte sich auf ihre Hand nieder, welche er mit heißen Küssen bedeckte. Ein heftiges Zittern erschütterte einen Augenblick ihre Gestalt, während sie ihn willenlos gewähren ließ. Dann entzog sie ihm plötzlich die Hand und richtete sich stolz empor:

„Diese Stunde wird mir eine Erinnerung bleiben mein ganzes Leben hindurch. Niemand darf mir wehren, an sie zurückzudenken. Die Pflicht, der letzte Wille meines Vaters verbietet mir, uns mehr. Daher seien Sie stark, mein lieber Freund, wie ich es bin und gehen Sie — gehen Sie."

Sie streckte ihm noch einmal die Rechte entgegen, es war ihm, als schimmerte in ihrem Auge eine Thräne. Er preßte zum letzten Male die weiche, zarte Hand an seine Lippen, dann stürzte er fort, in die Nacht hinaus. Unter einem fernen Baume des Parkes warf er sich nieder und kühlte das fieberglühende Antlitz in den thaufeuchten Gräsern. Darauf richtete er sich empor und ging langsamen Schrittes, mit verstörten Zügen nach seiner Wohnung.

Dem ihn empfangenden Diener gab er Befehl, seine Entfernung von der Gesellschaft mit einer plötzlichen Unpäßlichkeit zu entschuldigen . . .

* * *

„Die Gewohnheit knüpft tausend Fäden", hatte die Fürstin gesagt. Kurt fühlte in den nächsten Tagen die Wahrheit dieses Wortes und segnete sie. Gewohnheitsmäßig ging er seinen Geschäften nach und empfand dabei nicht den Zwang, sondern die Erlösung, welche ernste Arbeit demjenigen Menschen gewährt, der ohne sie finsteren Grübeleien anheimfiele. Die Prinzessin sah er kaum einige Male und dann auch nur ganz flüchtig. Sie blieb sich in ihrer ernsten Freundlichkeit stets gleich; äußerlich schienen die Ereignisse spurlos an ihr vorüberzugehen. Gehörte sie doch zu jenen seltenen Frauen, welche, zu stolz ihre Empfindungen zur Schau zu tragen, sich lieber innerlich verzehren, als daß sie eine Klage der verständnißlosen Umgebung mittheilen.

Die Personen eines Hofes sind aber steter Beobachtung ausgesetzt, ihre Schritte werden bewacht, ihr Benehmen wird gedeutet und — in Ermangelung eines besseren Gesprächsstoffes — bildet häufig eine höhere, auf dem glatten Parkett desto gefährlichere Sorte des Klatsches sich aus, welcher vergiftete Pfeile in zarter Hülle zu versenden versteht. Geschäftige Freunde des Ministers wußten ein Bündel dieser heimtückischen Geschosse zusammenzuknüpfen und dem Fürsten in tiefster Ergebenheit in die Hand zu drücken, nicht ohne den Zusatz, daß sie bei Leibe nicht an die Wahrheit des Gehörten oder undeutlich Gesehenen glauben könnten. Der junge Fürst vertraute seinem Freunde vollkommen und wies die versteckten Anschuldigungen mit vornehmer Entrüstung zurück. Als er aber in das bleiche Antlitz des Ministers sah, wurde er an seiner Ueberzeugung irre und beschloß, den geraden Weg einer direkte Anfrage nicht zu scheuen.

Digitized by Google

Der Tag kam heran, welcher zur Abreise des Ministers bestimmt war. Als dieser sich von seinem hohen Freunde verabschieden wollte, besprach der Fürst mit ihm noch einmal eingehend die Einzelheiten der bevorstehenden Verhandlungen und schloß mit den Worten: „Ich habe zu Ihrer Delikatesse, lieber Felgen, volles Vertrauen und hoffe, daß Sie diese Angelegenheit ebenso zur allseitigen Zufriedenheit regeln werden, wie zahlreiche andere vordem."

Mit gepreßter Stimme erwiderte der Angeredete, daß er alles versuchen werde, um das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Der Fürst beobachtete ihn prüfend und fragte, ob er nicht irgend einen Wunsch, vielleicht in Bezug auf seine anscheinend angegriffene Gesundheit äußern wolle.

Er erklärte, daß er allerdings nach der Vermälung Ihrer Hoheit, der Prinzessin Elisabeth, die Absicht habe, um einen längeren Urlaub zu bitten.

„Sie verbergen mir einen Kummer, lieber Felgen", sagte der Fürst. „Ist es Ihnen nicht möglich mir denselben mitzutheilen oder wenigstens anzudeuten? Vielleicht kann ich Ihnen rathen oder helfen."

„Nein, Hoheit", war die offene Entgegnung, „das ist unmöglich."

Der Fürst ging einige Male in dem Gemache auf und ab, dann blieb er vor seinem Minister stehen und fragte in ernstem Tone: „Was ist es mit meiner Schwester und Ihnen?"

Diese Frage kam dem Angeredeten unerwartet, er wurde sehr bleich und schwieg einen Augenblick. Dann erwiderte er schnell gefaßt: „Ich sehe, daß Eure Hoheit mehr wissen, als ich annehmen konnte, deßhalb will ich sagen, was an mir zehrt, selbst auf die Gefahr hin, mir die allerhöchste Ungnade zuzuziehen. Hoheit kennen mich seit langen Jahren und haben oft genug in meinem Inneren gelesen, um mich einer niederen Handlungsweise nicht für fähig zu halten. Die Freundschaft, welche Ew. Hoheit mir jederzeit erwiesen haben, ist für mich verhängnißvoll geworden. Sie hat in meiner Brust ein Gefühl für Prinzessin Elisabeth reifen lassen, das ich vergeblich niederzukämpfen versuchte. Ich weiß sehr wohl, daß nur vermessene Träumerei an die Verwirklichung der hochfliegenden Pläne denken könnte, wie sie oftmals des Jünglings Herz erfüllten. Dem Manne aber wird die Entsagung schwerer, als er dachte — ernste, wahre Liebe läßt sich nicht mit einem Athemzuge verlöschen wie ein Licht."

„Seit wann weiß meine Schwester um Ihre Neigung?" war die strenge Frage.

„Seit wenigen Tagen, Hoheit! Die Macht des Augenblickes entriß mir ein Geständniß, welches besser nie gesprochen wurde. Prinzessin Elisabeth hat mir hochherzig verziehen und den Pfad gewiesen, auf dem mir allein zu wandeln geziemt."

Er sagte nur die halbe Wahrheit, denn um keinen Preis wollte er die Geliebte bloßstellen. Der Fürst, der die makellose Gesinnung seines Freundes kannte, ahnte alles und wußte die bewiesene Zurückhaltung um so höher zu schätzen, als er sah, wie schwer es dem Manne vor ihm wurde die Worte zu sprechen.

„Eine Weile", sagte er sehr ernst, „habe ich an meiner Schwester und an Ihnen gezweifelt, verzeihen Sie mir. Jetzt reisen Sie mit

Digitized by Google

Gott und — vergessen Sie diese Stunde." Er drückte dem Minister warm die Hand. Dieser war von der hochherzigen Art seines Jugendfreundes so erschüttert, daß er nach einer tiefen Verbeugung wortlos das Zimmer verließ.

* * *

Die Verhandlungen mit dem Hofe von C . . . . waren zu allseitiger Zufriedenheit beendet. Der junge Fürst Lothar von C . . . . war in Begleitung mehrerer Herren nach W . . . . gekommen, wo nunmehr die Verlobung der beiden Sprößlinge aus erlauchtem Geschlecht offiziell bekannt gegeben werden sollte. Prinzessin Elisabeth hatte ihn freundlich-kühl empfangen.

Der Fürst von C . . . . war eine stattliche, gewinnende Erscheinung, aber im Grunde unsäglich hochmüthig und für jeden Menschen, der das Unglück hatte auf der vielstufigen Rangtreppe niedriger zu stehen als er, abstoßend unnahbar. Diese Eigenschaft machte ihn in den Augen der Prinzessin nicht gerade liebenswerther. Dem Minister von Felgen hatte er mit einigen förmlichen Worten persönlich den Stern seines Hausordens überreicht. Damit glaubte er dessen Dienste mehr als hinreichend belohnt zu haben und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Mit schlecht verhehltem Erstaunen sah er das auf gegenseitiger Achtung beruhende Freundschaftsverhältniß, welches zwischen dem Bruder seiner Braut und Felgen bestand. Er konnte gar nicht begreifen, wie ein Fürst mit einem gewöhnlichen Sterblichen einen vertraulichen Verkehr pflegen könne, und gab seinem Befremden hierüber in Gegenwart der Prinzessin Ausdruck.

„Felgen ist ein edler, ausgezeichneter Mann, Hoheit", hatte diese kurz gesagt. „Mein Bruder kann sich glücklich schätzen, daß er einen solchen Freund besitzt."

Fürst Lothar war über diese ketzerische Ansicht ganz entsetzt und meinte, an seinem Hofe dürfe sich niemand damit brüsten, von seinem Herrn über Verdienst protegirt zu werden.

„Nun", entgegnete die Prinzessin, „ein jeder Hof hat seine Sitten. Ich finde die unserigen hübscher, welche dem wahren Verdienst gerechte Anerkennung zollen."

Diese Antwort ärgerte den stolzen Mann. Am nächsten Tage ließ er sich dazu hinreißen, in Gegenwart seines Adjutanten eine abfällige Aeußerung über Felgen zu machen. Der Offizier erlaubte sich die Bemerkung, daß der Minister ein anmaßender Mensch sei, dessen Ansprüche sich höher gewagt hätten, als Schicklichkeit und Anstandsgefühl zuließen. Etwas erstaunt fragte der Fürst, was damit gemeint sei. Der Angeredete, dem die Worte vielleicht wider Willen entschlüpft waren, stotterte in tödtlichster Verlegenheit einige wenig zusammenhängende Sätze. Auf einen kurzen Befehl seines Gebieters erzählte er stockend, daß man bei Hofe, aber ganz geheim, davon spreche, der Minister habe einst — es sei aber kaum glaublich — um die Hand Ihrer Hoheit, der Prinzessin angehalten. Diese habe im Hinblick auf ihre erlauchte Abstammung den Kühnen mit Verachtung zurückgewiesen. Unerklärlich müsse nur nach dem Vorgefallenen erscheinen, daß der Mann, welcher an jedem anderen Hofe unmöglich geworden wäre,

Digitized by Google

dennoch im Dienste Seiner Hoheit, des Fürsten von W . . . . verblieben sei.

Mit wachsendem Erstaunen hatte Fürst Lothar zugehört und endlich gesagt: „Suchen Sie der Sache auf den Grund zu kommen, lieber Rochow, ich werde mich Ihnen gnädig erweisen.“

Die Unnahbarkeit und der Hochmuth des Fürsten waren niemals so hervorgetreten, wie in den nächsten Tagen. Aber mit scharfem Auge beobachtete er die Umgebung. Er sah mit innerem Ingrimm, daß die Wangen der Prinzessin sich einige Male mit feinem Roth bedeckten, während sie mit dem Minister sprach: es überkam ihn beinahe ein Gefühl der Eifersucht; der verletzte Stolz bäumte sich mächtig in ihm empor. Als auf wiederholte Fragen Herr von Rochow bestätigte, daß das Gerücht zweifellos auf Wahrheit beruhe, wie er aus Andeutungen herausgehört, übermannte ihn ein heller Zorn.

„Der unverschämte Mensch muß beseitigt werden“, brauste er sich vergessend auf. Dann trat er auf den Offizier zu und sah ihm scharf in die Augen: „Sie haben mich oft Ihrer vollen Ergebenheit versichert, ich bin bereit Sie beim Wort zu nehmen. Morgen wird, wie Sie wissen, von Seiner Hoheit ein Diner gegeben, bei welchem meine Verlobung offiziell bekannt gemacht werden soll. Uebermorgen reise ich ab. Ich will nicht fortfahren, ohne meine Braut vor den Zudringlichkeiten eines Insolenten gesichert zu haben. Sie werden aber verstehen, daß nicht ich ihn vor die Mündung einer Pistole fordern kann.“ Er hielt einen Augenblick inne, als warte er auf Antwort.

„Hoheit meinen?“ fragte der Offizier zögernd.

„Ich meine, lieber Rochow, daß sich für Sie leicht ein Grund finden ließe, wenn Sie Muth haben.“

Es entstand eine schwüle Pause. Dann erwiderte der Offizier, welcher sehr bleich geworden war: „Ich werde den Willen meines Herrn erfüllen.“

Fürst Lothar drückte ihm, wohl zum ersten Male, die Hand und sagte: „Jede Bitte sei Ihnen im voraus gewährt, meiner lebenslänglichen Dankbarkeit und Gnade sind Sie versichert.“

„Ich bitte nur um die Erfüllung eines Wunsches, Hoheit, nachdem die Affaire vorüber.“ Er verbeugte sich kalt und schritt hinaus, ohne die Antwort abzuwarten.

* * *

Mit thränenden Augen erzählte mein Gewährsmann die folgenden Ereignisse, bei denen er zum Theil Zeuge gewesen war. Seine Worte klingen mir noch in den Ohren; ich gebe sie wieder, wie sie mir im Gedächtnisse haften. „Herr von Rochow hatte dem Minister von Felgen in kurzem Wortwechsel eine Beleidigung zugefügt, für die es nur eine Sühne gab. Worin sie bestand, habe ich nicht genau erfahren können. Jedenfalls war ein Duell unvermeidlich und der Zweikampf wurde auf den Tag der Abreise des Fürsten Lothar festgesetzt. Während der Minister äußerlich eine heitere Miene zur Schau trug, bemächtigte sich Herrn von Rochows eine immer tiefere

Digitized by Google

Verstörtheit, je näher die Stunde der Einlösung seines Wortes heranrückte."

„Bei dem Grauen eines herrlichen Sommermorgens trat ich in das Arbeitszimmer des Ministers. Er sah übernächtig aus. In gleichgiltigem Tone theilte er mir einige Verfügungen mit, welche ich für den Fall seines Todes ausführen möge. Dann erhob er sich, anscheinend mühsam, von seinem Sessel und sagte mit vor Wehmuth zitternder Stimme: „Nun, lieber Freund, habe ich noch eine Bitte. Wenn ich fallen sollte, gehen Sie sofort zum Fürsten und sagen ihm, aber nur ihm allein, daß ich für die Ehre seiner Schwester die Waffe in die Hand nahm. Er wird Sie verstehen. Prinzessin Elisabeth darf niemals erfahren, daß sie die unschuldige Ursache meines Todes ist. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie thun werden, was in Ihren Kräften steht, um jedes etwa darauf bezügliche Gerücht auf eine falsche Fährte zu leiten. Nur eins sagen Sie der Prinzessin selbst, wenn sie danach fragen sollte: mein letzter Gedanke, mein letzter Hauch galt ihr."

„Ich drückte dem Freunde die Hand und bat ihn, nicht mit trüben Gedanken in einen Kampf zu gehen, dessen Ausgang für ihn ein glücklicher sein könne."

„Ein glücklicher?" fragte er schmerzlich, „niemals! Ein rasches Ende wäre das größte Glück für mich. Ich habe mir die Flügel an der Sonne verbrannt, der Sturz in die Tiefe muß folgen, auf die eine oder andere Weise. Als ich verneinend den Kopf schüttelte, sagte er: „Quälen Sie mich nicht", — und dann gingen wir hinaus."

„Der Park des Schlosses grenzte an ein größeres Gehölz, hier war eine kleine Lichtung zum Kampfplatze auserseheu. Wir schritten stumm unter den herrlichen Laubgängen dahin; ein erfrischender Morgenhauch fächelte Kühlung; die Thautropfen auf den Gräsern glitzerten im ersten Strahle der aufgehenden Sonne. Am Ende des Parkes war ein Durchblick auf das schon ziemlich entfernte Schloß. Der Minister kehrte sich um, schaute einen Augenblick nach der im Morgenlicht glänzenden Kuppel des Thurmes und winkte stumm mit der Hand hinüber. Es war wie ein Abschiedsgruß; nie werde ich den tieftraurigen Ausdruck seines Auges vergessen. Dann setzten wir wortlos unseren Weg fort."

„Herr von Rochow, der entsetzlich blaß aussah, war mit seinem Sekundanten und einem Arzte schon zur Stelle, als wir die Lichtung betraten. Nach dem üblichen Aussöhnungsversuch, der von beiden Seiten eine kurze Abweisung erfuhr, wurden die Waffen geladen, die Gegner standen sich auf zehn Schritt gegenüber. Ich konnte deutlich bemerken, daß die Hand des Offiziers heftig zitterte. Die Schüsse fielen à tempo. Kurt von Felgen griff mit der linken Hand nach seiner Brust, während die Rechte das Pistol krampfhaft umklammert hielt. Dann schwankte er und, als wir hinzusprangen, sank er in meine Arme. Vorsichtig ließ ich ihn auf den weichen Rasen niedergleiten, der Arzt riß ihm die Kleider herunter und deutete stumm auf eine kleine Wunde in der Brust, aus welcher nur wenige Tropfen Blutes herausquollen. Mit starren, weitgeöffneten Augen lag der Verwundete da, ein tiefer Seufzer entrang sich seinem Munde — er war todt."

Digitized by Google

„Herr von Rochow stand plötzlich neben mir und sagte mit halb-erstickter Stimme, die Worte mühsam herausstoßend, als verursache ihm jedes einzige furchtbare Schmerzen: „Ich bitte Sie — diesen Brief — nachdem Sie ihn gelesen — an seine Adresse befördern zu wollen. — Ich gehe fort, weit fort — vielleicht finde ich im fernen Lande Ruhe. Ruhe, haha, Ruhe.“ Er schrie auf, ließ sich plötzlich auf die Kniee nieder und drückte die erkaltende Hand des Todten an seine Lippen. Darauf sprang er wild empor und stürmte davon, so schnell, daß ihm niemand folgen konnte.“

„Ich hielt das offene Schreiben in meiner Hand. Mit festen Zügen stand darin: „Seiner Hoheit, dem Fürsten Lothar. An meinem Muthe werden Ew. Hoheit nicht mehr zweifeln, sobald Sie diese Zeilen lesen. Mit meiner Ehre verträgt es sich aber nicht, daß ich länger im Dienste Ew. Hoheit bleibe. Ich bitte um meine sofortige Entlassung und gehe, ohne die mir zugesagte Erfüllung dieses einzigen und letzten Wunsches abzuwarten. Möge Ew. Hoheit der Gedanke an mich und mein Geschick nicht allzuschwer drücken.“ Darunter war nur der Name des Schreibers, sonst kein Wort.“

„Ich faltete den Brief zusammen und barg ihn an meiner Brust: mir war auf einmal alles klar geworden. Den Todten brachten wir in einem Wagen nach seiner Wohnung, bei der frühen Stunde konnte dies ohne Aufsehen geschehen.“ — Soweit die Worte des Zeugen.

* * *

Der plötzliche, angeblich durch Herzschlag erfolgte Tod des Ministers erregte an dem kleinen Hofe ungeheure Sensation. Schonungsvoll theilte der Fürst seiner Schwester die Trauerkunde mit. Prinzessin Elisabeth, welche bisher mit starkem Herzen allen auf sie einstürmenden Eindrücken widerstanden hatte, brach ohnmächtig zusammen. Sie verschloß sich tagelang in ihre Gemächer und nur der eindringlichen Zusprache ihres Bruders gelang es, sie endlich zu bewegen, äußerlich wenigstens den Schein ungestörter Ruhe zu bewahren: geraume Zeit hindurch hat niemand in ihrem Antlitz ein Lächeln gesehen.

Nach einem halben Jahre reichte sie dem Fürsten Lothar ihre Hand. Der Fürst war ein anderer geworden, eine schwere Bürde schien ihn niederzudrücken. Sein Hochmuth wich einer ruhigen Zurückhaltung; jeder Wunsch, den seine Gemalin nur andeutete, war der Erfüllung gewiß. Er sah gern, daß Elisabeth im Wohlthun Befriedigung fand, und unterstützte sie bei ihren menschenfreundlichen Werken nach Kräften. So suchte er das auf ihm lastende Unrecht zu sühnen.

Und Elisabeth? Sie hat niemals den wirklichen Zusammenhang der Ereignisse erfahren, zu ihrem Glück. Nur daß Felgen im Duell gefallen, wußte sie. Sie wurde die angebetete Fürstin, von der ich nur in den Ausdrücken tiefster Verehrung sprechen hörte. Oftmals mochte sie ihres Jugendfreundes gedacht haben: „Der Frühling hält immer die Sehnsucht wach“, — hatte sie mir gesagt. Wer weiß, in wie vielen einsamen Stunden heiße Thränen von ihren Wangen dem Andenken vergangener Zeiten geflossen waren!

Digitized by Google

„Der Frühling spendet Nektar, der Herbst Lethe." Ist der berauschende Trank schöner, welcher unseren Geist zu schwindelnder Höhe emporsteigen läßt? Oder ist es besser, in dem ruhigen Meere sorglosen Vergessens unterzutauchen? — Nur der Mensch, welcher große Freuden und starke Leiden aufjauchzenden oder blutenden Herzens hat durchkosten müssen, darf sagen, daß er gelebt hat. Auf den Frühling folgt der Sommer, auf den Herbst der Winter, keine der Jahreszeiten darf in dem ewigen Kreislauf fehlen. Ich liebe jetzt den Herbst, aber der Frühling — lang ist er entschwunden — war einst, ach, wie herrlich!

Dahin, dahin! . . .

Erlebtes.

Du fragst, ob Wahres ich berichte?
Ich hab' es immer wahr erlebt.
Nur seltsam ist, daß, wenn ich dichte,
Ein Fädchen sich zum andern webt.

Wenn eines wahr, was mir geschehen,
So spann viel Wahres sich daran.
Wenn eines wirklich ich gesehen,
Ach! wie so viel erlebt' ich dann!

Walther Bormann.

Digitized by Google

Frühling in Californien.

April in Californien! Welch' einen Traum frohen Entzückens erwecken diese Worte in dem Reisenden, dem es beschieden war, ihn zu dieser gesegneten Jahreszeit nach dem „Granit-Staate" zu führen; denn alle Staaten des Westens erscheinen als ganz verschiedene Welten, je nachdem man sie im grünen Prachtgewand des zeitigen Frühlings sieht oder dann, wenn die Dürre des Sommers die blühenden Gefilde in weite Ebenen voll trockenem Heu und verschmachteten Pflanzen verwandelt, die unter erstickendem Staube begraben liegen.

Selbst wenn der Reisende die Ebenen verläßt und seine Schritte nach den großen Gebirgsketten richtet, kann er auch diese nur im zeitigen Frühling in vollem Naturschmuck antreffen. Dann prangen alle Hügel mit ungezählten Blüten in den Farben des Regenbogens, jede Wasserader schwillt, genährt von dem schmelzenden Schnee der höheren Gebirgslagen, zum rauschenden Strome an und jeder Wasserfall bezaubert durch seinen lebendigen Liebreiz.

Im Sommer dagegen zieht der Wanderer durch lästige Staubwolken dahin. Er findet die Wasserläufe unbedeutend, die Azaleen schon im Absterben, auch die größten Wasserfälle nur als Schatten dessen, was sie im Frühling waren, während alle die glitzernden periodischen Fälle, die Kinder des schmelzenden Schnees, längst gänzlich verschwunden sind.

Ich konnte mich folglich nur glücklich preisen, als ich, infolge unerwarteten längeren Aufenthalts auf den schönen Inseln der Südsee, in San Francisco am Ostermorgen ans Land stieg und die ersten Eindrücke von der Neuen Welt durch seine, mit verschwenderischer Blumenpracht geschmückten Kirchen empfing. Jedes Gotteshaus der großen Stadt suchte das nächste durch die Fülle von Rosen und rein weißen Lilien — vorzüglich von der bei uns als Arum bekannten Art — zu überbieten.

Digitized by Google

In ganz Californien feiern die Kinder am Osternachmittage ein großes Blumenfest; Tausende frohlockender Kleinen sammeln sich dann in langen Zügen mit lustig flatternden Bannern und Opfergaben an Blumen, um sich zum fröhlichen Feste zu vereinen und ihre Gaben an duftigen Blüten, zuweilen auch an Geld, den Armen und Leidenden darzubieten.

Nach dieser vorläufigen Erfahrung von dem, was californische Gärten zu erzeugen vermögen, unternahmen wir verschiedene Ausflüge in die Nachbarschaft, die überall von dem erstaunlichen Reichthum an wilden Blumen Zeugniß ablegten. Meilenweit fuhren wir durch Lupinenfelder, mit einer harten, ausdauernden Art, die im Lande heimisch ist und noch auf dem magersten Sandboden gedeiht. So wucherten sie üppig auf dem öden Dünensande, auf dem die große Stadt so schnell emporwuchs; und die Pioniere Floras verrichten ein sehr wichtiges Werk, indem sie Tausende von Ackern jenes unfruchtbaren, sonst leicht beweglichen Sandes befestigen. Jeder Busch trägt hier unzählige quirlartige Blütentrauben von hochrother, violetter, weißer, blauer, hell citronen- oder orangengleicher Farbe; und außer diesen, in wildem Gestrüpp aufschießenden Lupinen finden sich in Ueberfluß auch noch alle andern Varietäten — citronengelbe kleinblütige, große mehlreiche blaue Lupinen und allerhand Zwergarten vor.

An andern Stellen kamen wir an Feldern mit intensiv blauem Rittersporn, an solchen mit einer hochrothen, dort der „Malerpinsel" genannten Blume vorüber und fanden auch noch viele schöne wildwachsende Blumen. Vor allem wurden unsere Augen aber gefesselt durch breite, lebhaft orangefarbigen Streifen, die hier und da zwischen die grünen Hügelweiden eingestreut waren. Man sagte uns, daß das californischer Mohn sei; eine nähere Besichtigung ließ jedoch darin die bekannte Eschscholzia unserer heimischen Gärten erkennen, welche hier in ihrer Heimat eine auswärts nirgends erreichte Ueppigkeit entfaltet.

Nicht bevor wir an die blumenbedeckten sanften Abhänge der Küste gelangten, konnten wir aber mit Recht behaupten, eine Vorstellung von der Pracht dieses großen Blütenparadieses zu haben. Hier scheinen Hügel und Wiesen in hellen Farbenflammen aufzulodern oder scharlachroth und goldig, weiß, citronengelb, blau und purpurn in allen Schattirungen zu erglühen. Leuchtende Farben erhellen die Waldblößen, wie die tiefsten Schluchten üppig grüner Abhänge; rothe und blaue Rittersporn, Moschusrosen und Gaukler-(Affen-)blumen, himmelblaue Nemophilen und scharlachrothe Columbinen, Zwerg-, Sonnen- und sogenannte Schachblumen, Jelängerjelieber und Vergißmeinnicht, goldige Ranunkeln und blaue Zwerg-Iris — diese nebst einer Menge auch in mitteleuropäischen Gärten vorkommender Blumen schmücken hier das Land ohne Mitwirkung des Menschen.

Bei einem Morgenspaziergange sammelte ich über hundert verschiedene Blumen und hörte, daß im Laufe eines californischen Frühlings und Sommers leicht über 500 Spezies zu finden seien.

Es war mir ein besonderes Vergnügen, dem freundlichen runden Gesicht der heimischen Sonnenblume zu begegnen, die ihrer californischen Geburtsstätte ein herzliches Willkommen zustrahlte; wir fanden aber nur wenige Exemplare. Dagegen wurde mir mitgetheilt, es gäbe in den südlicheren Berggegenden Landstriche, wo meilenlange Strecken

Digitized by Google

der Anhöhenrücken in goldgelber Farbe glänzen und Milliarden dieser riesigen „Gänseblümchen“ so dicht aneinander gepackt stehen, daß keine Spur von grünen Blättern durch die hochgelbe Fläche hervorschimmert. In gleicher Farbenpracht glänzt Südcolorado, wo auch Purpurastern in üppigster Fülle vorkommen und unerwartet an allen Stellen aufsprossen, so daß man sie sogar auf den ausgehobenen Rasenstücken antrifft, mit denen die dortigen Minengräber ihre Hütten bedecken — ein lieblicher Schmuck der sonst düstern, schmutzigen Lagerplätze.

So schön auch die Ebenen in ihrem grünen, blumengestickten Kleide erschienen, drängte es mich doch, die wundervolle Sierra-Nevada zu erreichen, und da ich hörte, daß bei dem raschen Schmelzen des Schnees die Wege nach dem weitberühmten Yo-Semitethale schon offen seien, beschloß ich unverzüglich aufzubrechen. Ein Nachmittag auf der Eisenbahn und zwei lange Tage Wagenfahrt brachten uns glücklich nach dem Waldgürtel.

Die Eisenbahn führte uns längs eines schmalen Theiles des ungeheuren Weizenfeldes hin, das sich jetzt annähernd 600 Meilen (965 Kilometer) von Norden nach Süden erstreckt. Trotz seines hohen Werthes für den Farmer, entbehrt es doch jeden Reizes für den Freund der schönen unkultivirten Natur, und ich war also nicht wenig erfreut, endlich der Monotonie desselben zu entgehen und nach einer Gegend voll lieblicher wellenförmiger Hügel zu kommen, welche alle ein üppiges, langhalmiges Gras von besonders schönem Grün bedeckte und die vorzügliche Weideplätze bildeten, auf denen sich muntere Rinderheerden tummelten; dazu bildete das saftige Gras nur den Bodenteppich, über dem buntschillernde, karmin-, purpur- und scharlachrothe, weiße und goldgelbe Blütengarben sich wiegten.

Mühsam nur ging es vorwärts, bergauf, bergab, rund um die untersten Bergmassen, welche stellenweise dicht mit Buschholz und blühendem Gestrüpp darin bedeckt sind, dann wieder grasbewachsen und parkähnlich erscheinen, wenn sie schöne Gruppen weißer Kastanien und Lebenseichen, oder mit andern Worten, californischer Roßkastanien und Steineichen schmücken. In der Nähe wie in der Ferne aber zeigten sich die begrasten Abhänge wie mit Regenbogenfarben verziert, sobald das helle Sonnenlicht auf den Beeten mit wilden Blumen spielte.

Mit Erreichung höherer Lagen fanden wir an manchen Stellen noch tiefe Schneebänke; aber auch ganz dicht bei diesen hatten sich einige lachende Blumen beeilt, ihre Kelche zu erschließen, und unter dem Schutzdache eines großen Fichtenwaldes fand ich einige schöne Exemplare einer mir noch ganz neuen Pflanze (**Sarcodes sanguinea**), eine seltsame, hell scharlach- und karminrothe Blume, ähnlich einer recht fleischigen Hyazinthe. Sie wird hierzulande „Schneeblume“ genannt, weil sie unmittelbar aus dem Boden aufsprießt, sobald der Schnee wegschmilzt — also so wie unser Schneeglöckchen; doch anstatt gleich letzterem mit zartgrünen, weichen Blättern umgeben zu sein, ist hier jede karminrothe Glocke zuerst in eine gleichfarbige Decke gehüllt, welche sich gleich beim Durchbruch über der Erde aufrollt und so eine hyazinthenartige Blütenpyramide von etwa 20 Centimeter Höhe bildet. Der ziemlich dicke Stengel ist nur 5 bis 7 Centimeter lang, und so macht sie den Eindruck, als züngelten aus der kaum

Digitized by Google

gethauten Erde, oft ganz dicht neben Schneewehen, kleine Flammen empor. Ich weiß nicht, ob diese Pflanze auch in andern Gegenden gefunden wird, habe bis jetzt aber noch nirgends von ihr gehört.

Immer höher klimmend erlangten wir nun einen Ueberblick über eine Reihe erhabener, alle noch mit blendendem Schnee verhüllter Berggipfel, und priesen uns glücklich, noch hierher gekommen zu sein, wo sich die Sierra Nevada (d. i. Schneegebirge) in ihrem wahren Charakter zeigte.

Wie zum Abschiede fiel ein Schneeschauer von den Bergen nieder, als wir einen Gürtel prächtiger alter Fichten passirten. Die sanft herabrieselnden Flocken hüllten die Berge in einen dünnen, gazeartigen Schleier, während entferntere Gruppen dunkler, in grauen Schatten versenkter Fichten ganz unbestimmt und gespensterartig erschienen. Die uns näherstehenden wuchsen riesenmäßig an, da ihre Gestalt sich durch den vergrößernden Nebel und den launisch herabwirbelnden Schnee bedeutend auszudehnen schien. Still sanken die weichen, flaumgleichen Flocken hernieder, kein Lufthauch störte sie, als sie, leichter wie der Falter auf die Blume, auf Ast und Zweig herabgaukelten.

Plötzlich zertheilten sich die Wolken und enthüllten einen Himmel von tieferem Blau, als ich je unter den Tropen gesehen; bald ergoß sich dann ein Strom goldenen Sonnenlichts über die schöne, blendende Erde, und die glitzernde Pracht des Waldes entfaltete sich über alle Beschreibung. Jede gerade aufragende Fichte schien in eine Pyramide schimmernden Alabasters mit Malachitadern darin verwandelt, als wir von unten her in die dunkelgrünen, schlanken Aeste blickten, welche durch die Last von Myriaden feiner Schneeflocken niedergedrückt waren.

Zu beiden Seiten von uns, sowohl aus dem tiefer liegenden Walde, wie aus dem hängenden Gehölz, das die steile Bergwand bekleidete, ragten zehntausendmal zehntausend weiße Spitzen, Minarets und Zinnen, wie aus einer idealisirten morgenländischen Stadt, empor — obwohl sicherlich noch kein Marmor so weiß schimmerte, nicht einmal der der traumhaften Gräber von Agra.

Ueberall auf dem Riedgras, auf jedem Haselzweig und Manzanillabusch lagen die leichten Flocken von Zauberkristall — selbst die seidenen Gewebe der geschäftigen Spinnen hatten ihren Antheil bekommen und schimmerten nun gleich Juwelen im Sonnenlicht. Dazu trug jeder Felsblock seine Schneehaube, jede starre, rauhe Klippe war wie durch Puderstaub abgeglättet, der überall verstreut lag, wo eine Spalte oder Furche ihm einigen Halt bot; und hoch über alles erhoben sich die schwindelnden Berggipfel im fleckenlosreinen, blendenden weißen Gewande.

An einem hübschen Punkte inmitten des Waldes und nahe einem malerischen Flusse, den die weißen Männer Big Creek nennen, machten wir für einige Nächte Halt und besuchten dann einen prächtigen Wald mit herrlichen alten Fichten, untermischt mit majestätischen Exemplaren der Sequoia gigantia, welche die Engländer zum fortwährenden und gerechten Verdrusse aller Amerikaner hartnäckig Wellingtonia nennen.

Das war ein Wald, wie man ihn nur in Californien sehen kann, schön über alle Beschreibung, mit langen Bogengängen, getragen von

Digitized by Google

braunen, rothen oder gelblichen Säulen, den Schäften von Fichten, Föhren und Cedern verschiedener Art, alle gerade wie ein Pfeil und zwei- bis dreihundert Fuß hoch aufsteigend, um in einer Krone dicht-verflochtenen, mattgrünen Geästs zu verschwinden. Ein solcher Wald könnte wohl die Wohnstätte aller guten Geister sein, wie die Indianer in Wahrheit glauben.

Am fünften Tage nach der Abfahrt aus San Francisco erreichten wir einen Bergrücken von etwa 7000 Fuß Höhe über dem Meere. Plötzlich eröffnete sich uns auch der erste Einblick in das 3000 Fuß tiefer liegende (Yo-Semite-) Thal, ein steiler Abgrund, umrahmt von wellenförmigen Granitrücken; oder ich möchte es lieber beschreiben als ungeheure eingesunkene Grube mit lothrechten Wänden, unten ausgekleidet mit einer ebenen, üppig grünen Wiese, durch die sich ein wie Quecksilber schimmernder Fluß hinschlängelt.

Hier und da verrieth eine Wolke von Wasserstaub an der ungeheuren Klippenwand, wo ein vom Schnee genährter Wasserlauf von den höheren Bergkuppen den Weg zum Rande des Abgrunds gefunden hatte — ein lothrechter Fall von zwei- bis dreitausend Fuß.

Der uns nächstgelegene Wasserfall wird meist der Bridal Veil (Brautschleier), von den Indianern aber „Pohomo" genannt. Er erschien wie ein fließendes Häutchen feinsten Dunstes, auf dem die schönsten Regenbogenreflexe spielten; denn hinter uns senkte sich die Sonne schon herab und die Spätnachmittagsschatten huschten über das Thal, während ihr Glanz noch klar und hell an den kalten weißen Granitklippen und von den glitzernden Schneegipfeln der hohen Nevada wiederstrahlte.

Jeder bedeutendere Abgrund, jede Felsennadel und jeder wunderbare Granitdom wurde uns mit Namen bezeichnet, als wir vor dem Hinabsteigen in die Tiefe auf dem höchsten Punkte des Passes hielten. Der Eingang zum Thale ist gleichsam bewacht durch eine enorme, fast würfelförmige Masse von weißen Granit, welche frühere spanische Ansiedler „El Capitano" getauft haben. Sie bildet eine massive Klippe, die so weit von der Hauptfelsenwand hervorragt, daß man leicht die Vorstellung eines gewaltigen Burgverließes bekommt, in dem die guten Geister des Thales der Belagerung durch die Eisriesen Trotz geboten haben möchten.

Ich bezweifle, daß in der ganzen Welt noch eine andere Klippe vorkommt, die sich mit dieser hier vergleichen ließe, was sich schon aus der Betrachtung ihrer Größenverhältnisse ergiebt. Ein massiver Block aus glattem cremefarbigem Granit von 800 Meter Länge, ebenso großer Breite und etwas über 900 Meter absoluter Höhe. Vergegenwärtigt man sich daneben den schönen Castle Rock in Edinburgh mit 131 Meter, Dover Castle mit 141 oder auch den bekannten Arthur Seat mit 247 Meter Höhe — wie zwerghaft würden diese erscheinen, wenn ein Zauberer sie an den Fuß dieses gewaltigen Steinblocks versetzen könnte, auf dessen Oberfläche kein Grashalm, kein Farn oder Moos Grund genug findet, sich anzuheften, um die nackte, scharf abgeschnittene Wand zu färben.

Stelle man sich eine Felsmasse vor, so hoch wie der Kamm des Erzgebirges über dem Meere, mit einem lieblichen Wasserfall, der

Digitized by Google

direkt bis zu dessen Fuß hinunterstürzt, um mit einem zweiten größeren Fall in eine tiefe Schlucht hinabzufallen, wo er auf die Hauptfelswand des Thales trifft. Der erste ist namenlos und verschwindet mit dem Schnee; der zweite versiecht aber auch im Sommer niemals. Die Indianer nennen ihn „Luny-oo-too-koo-ya", eine Nachahmung des klagenden Rufs der Holztauben, die in der Schlucht Obdach finden.

Beim Hinuntersteigen nach dem Thale kamen wir durch den vom Bridal Veil gebildeten Wasserlauf und stimmten alle darin überein, daß Pohomo, wenn er, wie die Indianerlegenden melden, ein böser Geist gewesen war, doch Buße gethan haben und begnadigt worden sein müsse, denn etwas so Schönes konnte nichts Böses sein. Es ist ein Anblick, um Engel zu erfreuen — ein fast ätherischer Fall, so leicht wie Dampf und Dunst, der sich nach jedem Lufthauche schmiegt.

Er fällt von einem überhängenden Felsen herab, und oft scheint der von ihm gebildete Strom unter dem Gestein zu verschwinden; dann staut sich gleichsam die ganze flüssige Säule und das Wasser wälzt sich in weißen Staubwirbeln wieder aufwärts, bis diese sich scheinbar mit den wirklichen Wolken vermischen.

Wenn der Regenbogen darauf spielt, scheint auch dieser mit emporgewirbelt zu werden, um dann in einer mit Saphiren, Demanten, Opalen, Topasen und Smaragden geschmückten Juwelenwolke, in der sich alle Farbentöne mischen, zu zerfließen. Zu anderer Zeit rauscht er als Garbe zauberischer Raketen nieder, welche eine lothrechte, tausend Fuß umfassende Säule bilden, und verliert sich in einem Nebelmeer zwischen den grünen dunklen Fichten, welche den Fuß der Klippe bedecken.

Eine Reihe merkwürdiger Felsennadeln führt den Namen „Cathedrale Spines", und ein mächtiger Obelisk von tausend Fuß Höhe, der selbst von einem Piedestal von wieder zweitausend Fuß Höhe emporragt und durchweg aus Granit besteht, wird „The Sentinel" (Wachposten) genannt, und bewacht und bewahrt gleichsam das friedliche Thal darunter, wo sich neben stillen Wassern saftig grüne Weiden hindehnen.

Weiterhin im Thale sind zwei gigantische Dome von hellstem Granit auf der ganzen Umfassungsmauer desselben aufgebaut, von denen auf jeder Seite des Thales einer emporragt. Der nördliche Dom ist vollständig ausgebildet, etwa gleich dem Dache einer ungeheuren Moschee; der südliche oder Halbdom stellt dagegen ein merkwürdiges Naturspiel dar, das allen Geologen viel Kopfzerbrechen verursacht hat, da buchstäblich die Hälfte jener enormen Granitmasse verschwunden ist und keine Spur von ihrer Existenz zurückgelassen hat, außer der glatten, steilabfallenden Steinfläche von einer über viertausend Fuß (1200 Meter) betragenden Höhe, von der die entsprechende andere Hälfte offenbar abgebrochen und in einen furchtbaren Abgrund gestürzt ist, den sie mit ihren Bruchstücken ausgefüllt haben mag.

Noch über den Domen und nahe am oberen Ende des Thales ragt ein schöner Schneeberg, Clouds Rest (Wolkenrast) genannt, empor, der von fern gesehen, den anziehendsten Punkt des ganzen Gebirgsstocks zu bilden scheint. Das Hauptinteresse an dem Thale heftet sich jedoch immer an die prächtigen Wasserfälle, von denen es den Namen

Digitized by Google

erhält und welche sich unseren erstaunten Blicken plötzlich zeigen, so bald wir den Fuß des Sentinel Rock erreicht haben. Sie sind so unbeschreiblich schön, daß ich vollständig verzweifle, durch Worte eine nur annähernde Vorstellung von denselben erwecken zu können.

Es ist wahrlich kein Wunder, daß die Indianer den Yo-Semite-Fällen eine fast göttliche Verehrung zollen. Auch die weißen Ansiedler im Thale können sich deren bestrickenden Reiz nicht entziehen und sprechen von ihnen mit einer Bewunderung, die geradezu an Liebe grenzt. Manche von ihnen verbringen auch den Winter im Thale und diese versicherten mir, daß ich, wenn ich die Fälle einmal in ihrer Wintertracht sähe, erst das Bild eines Feenreiches erblickt haben würde.

Am Fuße des großen Falles bauen die Feen dann einen wirklichen Eispalast oft von über hundert Fuß Höhe. Dieser entsteht aus dem immerfort herabsinkenden gefrorenen Dunst, dazu glänzt die Sonne hell auf dem schillernden Kristallpalaste und das darauf stürzende Wasser schießt in Wolken, gleich Myriaden von Opalen und Diamanten wieder auf.

Als ich dieselben zum ersten Male an einem schönen Maimorgen sah, war freilich kein Eisstückchen mehr vorhanden und die Fälle zeigten sich in voller Pracht. Ich hatte niemals geahnt, daß es so etwas überraschend herrliches geben könne. Offen gestanden bin ich eigentlich kein besonderer Freund von Wasserfällen im allgemeinen und hielt manchmal die Leute für einfältig, wenn sie den freundlichen Sonnenschein verlassen, um in eine dunkle feuchte Schlucht hinunter zu klettern und sich da thörichterweise durchnässen zu lassen.

Hier aber standen wir im vollen Sonnenlicht zwischen Fichten von einigen hundert Fuß Höhe, die aber ganz wie wir selbst wie Pygmäen erscheinen, selbst gegenüber dem niedrigsten Absatz des großartigen Falles, der von so ungeheurer Höhe herniederrauscht und sich überstürzt, daß er gar nicht mehr aus Wasser zu bestehen scheint. Er bildet vielmehr ein leuchtendes Bouquet glänzender Raketen, welche statt nach aufwärts zu schießen, herniedersausen wie von dem tiefblauen Baldachin, der den Kesselrand 2700 Fuß über uns berührt.

Sie blitzen wie Myriaden von Sternschnuppen, die jede viele hundert Fuß weit ihre eigene Bahn einhalten, bis sie sich endlich mit zehntausendmal mehreren in der gewaltigen Lawine von schaumigem, welligem Dunst vermischen, die immer und immer kochend und wüthend wie ein Malstrom zwischen den hohen dunklen Steinwällen in den tiefen Siedekessel hinabrauscht und Wolken von Dampf und Dunst wieder emporwirbelt.

Am berückendsten wird der Anblick, wenn man eine Stelle einnimmt, wo die Sonne von rückwärts her scheint und den hellen Wasserstaub in leuchtende Regenbogenprismen verwandelt, welche den ganzen Fall mit ihren irisirenden Streifen umgürten. Wenn die Wasserraketen durch diesen schimmernden Gürtel schießen, scheinen sie die Farben beim Fallen mit herabzureißen, und zuweilen wogt und zittert es in der Masse so sehr, daß der Regenbogen nicht weiß, woran er haften soll und eine bewegliche siebenfarbige Säule bildet.

Eine so große, durch die Luft stürzende Wassermasse erreicht

Digitized by Google

natürlich eine höhere Geschwindigkeit, während dieselbe vom Rand bis zum Grund herabfällt, so daß jeder Wasserlauf, der durch das Thal tanzt, einen mächtigen Antrieb erhält; hierzu kommt noch, daß die ganze Säule immer von einer Seite zur anderen schwankt und oft fast einen Halbkreis bildet.

Die Breite des Stromes am höchsten Punkt beträgt gewöhnlich zwischen zwanzig bis dreißig Fuß; am Fuße des oberen Falles hat sie sich aber auf volle dreihundert Fuß erweitert, und wenn der Wind sie nach einer oder der anderen Seite treibt, spielt sie über eine Fläche von tausend Fuß Breite bei einem senkrechten Falle von tausendsechshundert Fuß. Das ist die Höhe des oberen Falles.

Von unten gesehen erscheint der Yo-Semite, obwohl er in drei verschiedenen Fällen herabstürzt, doch in einer Ebene zu liegen; nur wenn man einen Standpunkt einnimmt, von dem aus man ihn seitwärts überblicken kann, erkennt man, daß der obere Fall gut vierhundert Meter weiter rückwärts liegt als der mittlere und der untere Fall, und daß er die Höhe in kochenden Kaskaden herabrauscht, bis er einen lothrecht herabfallenden Felsen erreicht, über welchen er sechshundert Fuß (185 Meter) niedersinkt und dann noch einen dritten und letzten Absatz von etwa fünfhundert Fuß (153 Meter) bildet, was also zusammen wenig unter zweitausendsiebenhundert Fuß (gegen 800 Meter) ausmacht.

Bedenkt man hiergegen, daß der Niagara hundertundzweiundsechzig Fuß (49 Meter) hoch ist, so begreift man, daß dieser, wenn ihn ein mächtiger Zauberer in dieses Thal versetzen könnte, von vielen Bäumen, welche dieselbe Höhe haben oder ihn gar überragen würden, völlig verdeckt werden müßte.

Der Niagara freilich ersetzt in der Breite, was ihm an Höhe abgeht. Der Hufeisen- oder Canadische Fall ist etwa hundertfünfzig Fuß (43 Meter) hoch und zweitausendeinhundert Fuß, also fünfmal so breit; der amerikanische Fall mißt hundertundsechzig Fuß (49 Meter) in der Höhe und tausendeinhundert Fuß, also siebenmal so viel in der Breite. Die Totalbreite aber, mit Einschluß des Goat Island, beträgt viertausendzweihundert Fuß (1274 Meter).

Der Niagara verdankt bezüglich seines Reizes nichts zufälligen Nebenumständen, sondern befriedigt an sich allein trotz jeden Mangels anziehender Scenerien. In der uninteressanten ebenen Umgebung findet sich absolut nichts, was die Aufmerksamkeit von der wunderbaren Schönheit der majestätische Fälle ablenken könnte — von der unbeschreiblichen Pracht dieser ungeheuren wogenden Gardinen von smaragdgrünem Wasser und den schwebenden Nebelschaumwolken, auf welchen bei Sonnenschein und Mondlicht ewig Regenbogenfarben spielen.

Der Niagara ist der Typus der Kraft, der unwiderstehlichen Gewalt — der Yo-Semite das Bild der Reinheit und Eleganz.

Ich schätze mich glücklich, Unterkommen zu finden in der lauschigen Gruppe hübscher Holzhäuschen, die das Cottage-Hôtel Barnards bilden und entschieden die vortheilhafteste Lage im ganzen Thale einnehmen, vorzüglich aber, daß ich Zimmer mit unbeschränkter Aussicht auf die Fälle erhalten konnte. Ich fand letztere so entzückend, daß ich drei volle Monate verweilte, ehe ich mich zur Weiterreise entschließen

Digitized by Google

konnte, und, wenn ich offen sein soll, ein anderer Monat wurde mir noch durch die Reue, es schon gethan zu haben, verbittert.

Von meinem Fenster aus sah ich gerade nieder in den klaren, friedlichen Mercedfluß, der fast unmerklich durch Dickichte süß duftender, gelber, wilder Azaleen hinglitt, während ich über einen Haufen dunkler Fichten und zitternder Pappeln (Balm of Gielad genannt) die prächtigen Fälle erblickte, deren Wasser weiter unten im Thale sich mit dem Merced vereinigen. So konnte ich von dort also zu jeder Stunde und Jahreszeit diesen schönsten von allen „Grizzly-Bären", denn das bedeutet der Name, überschauen — es kann wohl aber nur der Geist eines Bären gemeint sein, denn der Anblick war zu ätherisch und sozusagen flüssig.

Mit zuweilen kräftigen Stößen treibt der Wind hoch in die Luft die ganze Wassermasse gleich einem Schneewirbel oder einer weißen Staubwolke vor sich her und besprengt die stolzen Berggipfel; immer aber zieht der feine Wasserstaub gleich schimmernden Wölkchen an den Granitwänden hin, als müsse deren Oberfläche durch die fortwährende Reibung allmählich zu Pulver verwandelt werden.

In gerader Linie sind die Fälle nur etwa eine Viertelmeile (400 Meter) von dem Hause entfernt und von Zeit zu Zeit hört sich das Rauschen derselben wie das Rollen des Donners an; dann wieder tönt es gemildert und sanfter herüber; es hält überhaupt nicht gleichmäßig an, sondern scheint in kurzen, regelmäßigen Intervallen zu pausiren und giebt einen manchmal klopfenden Ton, als ob die Wassermassen stückweise herunterstürzten.

Zuweilen erklingt die Musik des Wassers wie der zitternde Ton einer melodischen Harfe, von der man die Vibration jeder einzelnen gewaltigen Saite für sich in andauernder Kadenz vernimmt. Zu anderen Zeiten, entsprechend der wechselnden Windrichtung, ähnelt sie nur einem leisen Murmeln, gleich dem Summen der geschäftig umherschwärmenden Biene. Dann wieder täuscht ein Geknatter, wie das von Gewehren, das Niederkrachen abgelöster Felsenstücke vor, obwohl das starke Geräusch meist nur durch heftige Lufterschütterung erzeugt wird. Von derselben Erschütterung rührt das leise Erzittern des Bodens her, das man nahe bei den Fällen stehend wahrnimmt, als ob die Erde selbst vor der Wucht des niederrauschenden Wassers bebte.

Zu meinen beliebtesten Ausflügen gehörte ein entzückender Spaziergang durch die Fichtenwaldung und über Steingerölle eine steile Felsenklause empor nach dem Fuße des unteren Falles, oder vielmehr nach einem geschützten Plätzchen an einer Seite desselben — einer kleinen Oase mit grünem Gras und Farnkraut, von der aus ich den Fall im Profil überblicken und sein Vorbeirauschen beobachten konnte; ein Bild, das den schönsten und außergewöhnlichsten Vordergrund zu dem grünen Thale darunten und zu den hohen Granithäuptern darüber darstellte.

Von dieser Stelle aus gesehen, ist der Fall wirklich herrlich — vollkommen an sich selbst. Von einiger Entfernung aus erscheint er freilich nur als unbedeutendes Anhängsel zu dem großen Falle, und sein Fuß verschwindet völlig unter den Bäumen. Hier saß ich oft

Digitized by Google

stundenlang, und stundenlang hing mein Auge an dem fallenden Wasser, wobei ich zu skizziren suchte, was ganz unskizzirbar war, bis es mir im Kopfe zu wirbeln begann von der tiefen Stimme des Wassers, bis der feine Staub mich durchnäßt hatte und ich froh war, nach den stillen grünen Wiesen zurückzukehren.

Der Schnee von den Sierras schmolz diesmal besonders schnell, und Mitte Mai hatten alle Flußläufe ihr gewöhnliches Bett überschritten. Verschiedene hübsche Fußwege, die wir bald nach unserer Ankunft entdeckt hatten, waren nun überschwemmt, denn der Yo-Semite hatte sich zum ungestümen, wirbelnden Katarakt verwandelt, der donnernd und wüthend durch die Felsblöcke rauschte. Das Wasser vertheilt sich jetzt in ein Dutzend Arme, jeder ein schimmernder Bergstrom, die sich ihr eignes Bett aufwühlten, wo sie durch das Fichtengehölz hineilten und den friedlichen Mercedfluß suchten, der von seinem Eintritt bis zum Austritt das Thal auf fast ebenem Grunde durchzieht.

Wer nicht ein besonders guter Fußgänger ist, der braucht unbedingt einen Pony oder ein Pferd, wenn er irgend etwas mehr als das Thal selbst sehen will, welches jeden gern gänzlich gefesselt hält, bis er nicht dessen Umfassungswand erklettert. Erst dann gewinnt man eine Vorstellung von der ungeheuren Alpenscenerie, welche hoch übereinander geschichtet, eine Welt von grauem Granit und weißem Schnee und unterbrochen von grünen Fichtenhainen rund um uns ausgebreitet liegt.

Bei der Ankunft erschien es uns fast unmöglich, aus dem Thale auf anderen Wegen entrinnen zu können — nur beschwingten Wesen, glaubten wir, wäre es gestattet, die Oberwelt zu erreichen; bald aber erfuhren wir, wie geduldige Männer zweckmäßig berechnete Zickzackwege angelegt und dabei jeden kleinen feinen Rand, jede Spalte des Felsens benutzt hatten; hier war gesprengt, dort war etwas erbaut worden, bis es ihnen gelang sehr gute Pfade mit erträglicher Steigung längs der Wand hinzuführen, die eine lothrechte Granitmauer zu sein schien, und sie erreichten mit zahllosen Windungen, hier den Verlauf einer tiefen Schlucht folgend, dort den Weg durch ein Fleckchen Wald fortführend, endlich die Höhe und konnten von da aus auf das Thal, das gleich einem grünen und silbernen Bande tief unter ihnen lag, hinabblicken. Obwohl das Thal durch den Staat als Nationalpark reservirt ist, sind diese Pfade doch alle mit großem Aufwand an Arbeit, Mühe und Geld durch Privatunternehmer hergestellt, und der Eigenthümer jedes derselben hat das Recht, von jedem Besucher eine Abgabe von ein bis zwei Dollars zu erheben. Nach einmaliger Zahlung bleibt dieser dann für die Dauer der Saison frei. Es giebt indeß nur wenig Reisende, welche sich Zeit gönnen, diese großartige Scenerie mehr als einmal — und auch dann nur mit Schnellzugsgeschwindigkeit — zu besuchen.

Natürlich wurde von uns schon einer der ersten Tage dazu bestimmt, den obersten Theil des großen Falles zu erklimmen. Der einzige gangbare Weg, die Basis des oberen Falles zu erreichen, führt mehrfach im Kreise umher und zieht sich endlich längs des Thales im Zickzack durch einen Gürtel schöner Fichten und so allmählich nach der oberen Fläche.

Digitized by Google

Nach Ermiethung kräftiger und sicher gehender Ponys, von denen im Thale viel gehalten werden, brachen wir an einem schönen, klaren Morgen auf. Die Aussichten bei jeder Biegung des Weges waren überraschend; jeder neue Anblick der wundervollen Fälle überzeugte uns mehr und mehr von deren Fülle und hehrer Majestät.

Niemand vermöchte sich davon nur eine schwache Vorstellung zu machen; man muß ihn selbst sehen, den leuchtenden, schaumigen Katarakt, wie er vom Rande bis zur Basis gut vierhundert Meter lothrecht hinunter taumelt, sich in die durch das ewige Aufschlagen selbst gegrabene Höhlung des harten Granits stürzt und dann wüthend durch verstreute Felsblöcke schäumt, ehe er zum zweiten Rande stürmt, um den Sprung aufs neue zu beginnen.

Da haftet das Auge an dem nie endenden Strom von Wasserraketen, bis deren glitzerndes Weiß es geblendet und es dankbar auf dem reinen blauen Himmel ausruht, von dem jene herabzuschießen scheinen; hierzu bildet der hin und her wogende Wasserstaub unter den Fichten dichte Nebelmassen, bis ein heller Sonnenstrahl sie in schimmernde Wolken von Diamanten verwandelt.

Als wir die Basis des oberen Falles erreicht, stiegen wir ab, und über Felsengerölle kriechend, wie es chaotisch von den höheren Klippen hier zusammengeworfen war, erkletterten wir einen, von dem Wasserstaub nicht überfluteten Felsblock und saßen da starrend auf das belebte Wasser, wie es fiel und immer fiel in tausend einzelnen Zungen beweglichen Schaumes. Manche behaupten, der Anblick erinnere an einen wogenden Busch schneeweißer Federn; mir erscheint die Bezeichnung der Strahlen als herniederrauschende Feuerraketen die einzig richtige. Zuweilen fliegen viele einzeln und bewahren vollständig ihre Gestalt, während andere mitten im Laufe durch den frischen Wind zerstreut werden.

Im Vergleich mit diesem über vierhundert Meter herabrauschenden Raketenschuß — wie verschwinden da die übrigen, hochgepriesenen Wasserfälle anderer Länder! Der schöne Foyers-Fall in Schottland zum Beispiel mißt in der Höhe nur dreiundsechzig Meter; der Bovar-Fall ist noch etwas niedriger, der berühmte Rheinfall erreicht gar nur dreißig Meter, und selbst der allbekannte Staubbach stürzt nur zweihundertdreiundsiebzig Meter hoch herab.

Die volle Majestät dieses ehrwürdigen Monarchen der Wassergötter erkennt man aber erst dann, wenn man, wie wir es thaten, demüthig zu seinem Fuße kriecht und dort bezaubert, überwältigt von der großen Scenerie verweilt. Die Empfindung der unwiderstehlichen Gewalt des kopfüber hinabrauschenden schimmernden Wassers, die ununterbrochene Hast der Bewegung und das Donnergetöse, wenn jenes auf das Felsenbecken tief unten aufschlägt, wirkt bald beklemmend — Auge und Gehirn sind gleichsam berückt. Und außer der direkt nach unten gerichteten Bewegung, schweben noch geisterhafte Dunstwolken rings umher, schwanken mit jedem Windhauch hier und dorthin, mildern die blendende Helligkeit des weißen Schaumes, vermehren aber noch die unruhige Bewegung des Ganzen.

Der Rand der großen Klippe hängt ein wenig über, so daß das vorwärtseilende Wasser am Fuße der Felswand einen Raum hinter

Digitized by Google

dem Falle frei läßt, einen langen breiten Gang, den jeder, dem danach gelüstet, betreten kann, um dann, hinter dem Vorhang von fallendem Wasser stehend, dem rauschenden Winde zu lauschen und zu versuchen, wie nahe er sich ohne Gefahr heranwagen kann. Im Hochsommer, wenn der Fall weniger mächtig ist und der Sonnenschein auf ihm liegt, ist die Wirkung die eines glitzernden Diamantschauers. Wenn die Flut aber in mächtigen Massen herabbraust, ist ein Besuch dieser merkwürdigen Stelle weniger zu rathen, denn man wird von dem dichten Wasserstaube bis auf die Haut durchnäßt. Wir fühlten also gar kein Verlangen danach, sondern begannen, wenn auch nur ungern von diesem schönen, geradezu bezaubernden Punkt scheidend, den steilen Aufstieg durch den Comini-Canon.

Der Weg schlängelt sich hier in so unzähligen Zickzacks empor, daß eine erträgliche Steigung erzielt wird, und mein kräftiger Pony schritt denn auch ohne das geringste Zögern voraus. Die Ausschachtungen und Vorsprünge an manchen Stellen, die Unterbauten von Stein an anderen, ja, schon das Aufsuchen und Einebenen einer solchen Straße nebst den unaufhörlichen Ausbesserungen infolge niederstürzender Felsstücke oder des schmelzenden Schnees, erfordern gewiß ebensoviel Aufwand an Geist wie an unablässiger Vorsorge.

Der Canon mündet genau auf der Höhe des Falles, und man begreift nicht recht, warum der Yo-Semite-Creek nicht seinen Lauf durch diese Erdspalte nahm, sondern es vorzog, kopfüber herabzustürzen — wofür man ihm übrigens nur höchst dankbar sein kann.

Durch die unaufhörliche Reibung hat er den Granitfels, über den er fließt, so sehr polirt, daß man bei Annäherung an den Fluß auf Eisschollen zu gehen glaubt. Der Weg ist ungemein gefährlich, denn das erste Ausgleiten hier würde zweifellos auch das letzte sein. Die Versuchung aber ist unwiderstehlich, und so glitt ich denn auf Händen und Knieen bis nach dem Rand und lag dort, das hüpfende Wasser beobachtend, wie es an mir vorüberrauschte, hinunter, hinunter, hinunter, bis der Abgrund von weißem Schaum in der ewig schwankenden, ewig sich verändernden Wolke von Wasserstaub untertauchte, während tausend verwirrte Echos von der Felsenwelt darunter emporschallten. Es waren furchtbar schöne, aber unbeschreibliche Minuten, die ich dort verweilte. Weit, weit unter uns, nur schwach sichtbar durch die wallenden Dunstmassen, lag das Thal im Sonnenschein gebadet, gleich dem Traum aus einer andern Welt.

Der Yo-Semite-Creek ist ein vom Schnee genährter Fluß, der an der Westseite der Alpengruppe entspringt, deren Haupt der Mount-Hoffmann ist, etwa sechzehn Kilometer vom Thale. Das Bett desselben besteht aus reinem Granit, und da er ausschließlich vom schmelzenden Schnee gespeist wird, so liegt es auf der Hand, daß er mit fortschreitender Saison zum unbedeutenden Wasserlaufe zusammenschrumpft.

Wir fanden noch viel Schnee tief in sonnenlosen Schluchten liegen. Es hatte sich noch kurz vorher ein frisches Schneegestöber mit darauf folgendem Frost eingestellt, und selbst jetzt noch glitzerten einzelne Schneekristalle im hellen Sonnenlichte und hoben deutlich das verwirrte Geflecht der laublosen Aeste hervor. Jedes Grasfleckchen war

Digitized by Google

mit Schnee überpudert und Schneefedern lagen auf den tropfenden Brombeerbüschchen, wie auf den reichen braunen Flechtenbüscheln.

Wir hätten gern einen besonders hohen Punkt — bekannt als Eagles Peak, viertausend Fuß über dem Thale — erreicht, der einen vortrefflichen Ausblick über die Sierras nach beiden Seiten bietet; je höher wir aber kamen, desto tiefer wurde der Schnee, und da das Reiten hier weder gefahrlos noch ergötzlich war, beschlossen wir, auf die Bergbesteigung bis zu günstigerer Jahreszeit zu verzichten.

Immerhin erkannten wir auch heute in der Ferne verschiedene schöne Schneegipfel, welche blendende Federbüsche über dem ungeheuren Granitbergkamm ringsum bildeten, ein Höhenzug, der wilde, nackte Grate, hier und da mit einer phantastischen Kuppe oder Zinne, zeigte, während sich über beide Seiten stellenweise dunkelgrüner Wald ausbreitete. Der allgemeine Eindruck der Landschaft war etwa der einer empörten See, die da und dort mit düsterem Grün gefärbt wäre.

Dieser umfassende Ueberblick gewährte uns eine richtigere Vorstellung von der relativen Größe der gigantischen Kuppen ringsum, vorzüglich von den staunenswerthen Granitdomen. Das Vogelschaubild ließ aber auch den wahren geologischen Charakter des Thales selbst erkennen, das sich als tief eingesunkene Grube — nicht als Schacht — darstellte, über welcher die in der Erde entstandene Oeffnung sich vollständig scharfrandig erhalten hatte.

Außer hinsichtlich seiner Größe ist das Yo-Semite-Thal nicht einzig in seiner Art; der Name ist vielmehr gebräuchlich geworden zur Bezeichnung einer Type von Thälern, von denen in den Sierras verschiedene aufgefunden worden sind. Solche geologische „Mängel“ wie die, welche diese Senkungen veranlaßt haben, existiren in manchen Ländern. Zwei bemerkenswerthe Beispiele finden sich in den blauen Bergen Australiens, wo man zwei solche Vertiefungen unter den Namen „Gowatssprünge“ und „Wettertisch“ kennt. Beide habe ich besucht, habe am Rande der tiefen Abgründe mit ebenso lothrechten Wänden wie hier gestanden und hinabgeblickt auf die Kronen riesiger Faren und mächtiger Bäume, die scheinbar mehrere tausend Fuß unter uns lagen — ein Heiligthum, das noch keines Menschen Fuß betrat. Diese Klippen von röthlichem Sandstein erregen aber nicht die Empfindung von Festigkeit und Kraft, wie hier die granitnen Mauern, die jeden mit zunehmender Bewunderung erfüllen, je länger er dieselben betrachtet.

Nicht weit vom Yo-Semite liegt das Hetch-Hetchy-Thal, das, wenn auch in verjüngtem Maßstabe, doch alle Hauptzüge seines größeren Verwandten wiederspiegelt. Es erstreckt sich längs eines schönen Flusses, der Cathedral-Creek heißt, weil er von einem phantastischen gothisch geformten Berge, der Cathedral Peak genannt, entspringt.

Hier finden sich einige schöne Fälle, gerade an der Stelle, wo der Fluß sich mit dem Turlumne vereinigt, und darüber strebt eine gewaltige Granitmasse, der Grand Mountain, empor. Es ist das ein mächtiger steiler Felsen von 4000 Fuß Höhe. Welcher ungeheure solide Riese, fast tausend Fuß höher als die gewaltige Klippe El Capitano, welche den Eingang zum Yo-Semite bewacht!

Neben demselben verengert sich die Schlucht und der Fluß ver-

Digitized by Google

läuft zwischen steilen Felsenwänden, bis er in das Hetch-Hetchy-Thal eintritt, das sich in Form eines Halbmondes, gegen fünf Kilometer in der Länge und an der weitesten Stelle mit fast einem Kilometer Breite, ausdehnt. Es liegt 3650 Fuß über dem Meere und seine ebenen grünen Wiesengründe sind, ganz wie beim Yo-Semite, zwischen hohen lothrechten Granitklippen in die Tiefe versunken.

Eine der letzteren erscheint als ganz treue Kopie des El Capitano, nur in etwas kleinerem Maßstabe, da dieselbe nur 1800 Fuß hoch ist. Wenn der Schnee im Frühling schmilzt, stürzt hier ein ganz ähnlicher Fall hinunter wie der, welcher den großen Verwandten zur nämlichen Jahreszeit schmückt. Ebenso trifft man hier einen großen 2700 Fuß hohen Felsen, der dem Cathedral-Rock im Yo-Semite aufs genaueste gleicht.

Der große Hetch-Hetchy-Fall ist fast eine Wiederholung des „Great Grizzly". Freilich mißt er nur 1700 Fuß in der Höhe und rauscht weniger senkrecht herab, als der Yo-Semite-Fall. Dafür besitzt er aber größeren Wasserreichthum und bietet einen überraschend schönen Anblick. Zur Zeit des Frühlings ergießen sich ferner noch verschiedene zeitweilig entstehende Fälle in das Thal, das wieder in einer so engen Schlucht endigt, daß die ganze, sich dann anhäufende Wassermenge keinen genügenden Ausweg findet und deßhalb einen See bildet, der die Wiesenflächen überschwemmt, welche später eine fette Weide für zahlreiche Schaaf- und Rinderheerden abgiebt, die von Big Oak Flat hierher getrieben werden.

Endlich wächst auch viel schönes Bauholz in dem Thale, das unzweifelhaft sehr großartig zu nennen ist; dem majestätischen Thale, welches, zuerst entdeckt, jetzt als Typus für alle ähnlichen Naturschönheiten gilt, kann es den Vorrang doch nicht streitig machen.

John Muir beschreibt verschiedene reizende Thäler von denselben Formationen weiter im Süden, inmitten der rauhen Wildniß von Felsgipfeln und Canons, wo die schäumenden Zuflüsse des San Joaquin und des Kings river hervorquellen. Er fand das schönste derselben an der Ursprungsstelle des ersteren — einem drei Kilometer langen und achthundert Meter breiten Canon, umsäumt von senkrechten Granitwänden, in dem der kristallklare Fluß durch friedliche Haine und Wiesen sich hinschlängelt, die vielfach von Rothwild, Haselhühnern und fröhlich zwitschernden Vögeln belebt werden.

Von hier gelangte der Genannte nach einer wilden, engen Schlucht mit 2—4000 Fuß lothrecht über dem murmelnden Fluß aufsteigenden Wänden. „Am Ausgang des Thales", sagt er, „theilt sich der Canon gabelförmig, wie das mit allen Yo-Semites der Fall ist."

Muir leitet die Entstehung dieses Thales von der Wirkung zweier gewaltiger Eisströme in der Glacialepoche her. Jetzt hüpft der freie schöne San Joaquin, immer neugeboren von seiner eisigen Quelle, in prächtiger Kaskade in das Thal hinab, wobei seine lustig wirbelnden Gewässer über Granitklippen von 2000 Fuß Höhe hinabjagen.

Entschieden bergen diese californischen Alpen wahrhafte Schätze für Freunde der schönen Natur, wenn diese ihrerseits Kräfte und Energie zum Bergsteigen — gesunde Füße, sicheren Kopf und wenigstens einige Ausdauer — mitbringen.

Digitized by Google

Bezüglich der wunderbaren abgerundeten Dome ist ja bekannt, daß ähnliche Bildungen in allen Gegenden mit Granit als Hauptgesteinsart vorkommen; in der Sierra Nevada trifft man sie aber in riesigeren Verhältnissen als irgendwo anders. Ganz einzig in seiner Art ist übrigens der sogenannte Split Dom. Der North Dom an der entgegengesetzten Seite des Thales hat verschiedene nahe Verwandte.

Diese alle sind aufgethürmt auf dicke Granitlagen, gewaltigen, rundlichen Platten, die einander da und dort überragen und eine Erkletterung zur Unmöglichkeit machen. Einige dieser Granittafeln sind bis zwanzig, andere nur drei bis vier Fuß dick, und sie erscheinen ebenso gekrümmt wie die Basaltpfeiler in verschiedenen Höhlen der Isle of Skye an der Küste Irlands, dagegen erscheinen sie selbst nicht säulenförmig, sondern mehr gleich Panzerplatten und erinnern an die Schale eines gigantischen Gürtelthieres.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese eigenthümliche Formation durch die vereinte Wirkung des Feuers und der Kälte hervorgebracht worden ist; die Ansichten darüber weichen nur insofern von einander ab, als von der einen Seite behauptet wird, die Granitbogen seien von der ungeheuren Last der sich über sie hinziehenden Gletscher gekrümmt worden, während andere annehmen, daß der Granit diese Gestalt schon während seiner Abkühlung erhalten habe, die Gletscher aber bei ihrem Vorschreiten über die Berge nur deren Oberfläche polirt hätten, indem sie dieselben durch mitgeführte Kiesel und Felsbrocken theils abschliffen, theils furchten — freilich eine besonders grobe Sorte von Sandpapier, das mit mächtiger Hand angewendet wurde! Ich glaube, die letztere Theorie hat allgemeinen Anklang gefunden.

Der Northdom ist gegen 1300 Fuß niedriger als sein vis-à-vis; seine Höhe über dem Thale beträgt 3725 Fuß. Er ist auf dem Gipfel einer merkwürdigen Felsbildung errichtet, welche etwa die Form eines cyklopischen Thorbogens zeigt und lebhaft an das große Marmorthor und die silbergraue Kuppel einer großen morgenländischen Kapelle erinnert. An der nach dem Thale zugewendeten Seite treten große Felsenschollen so übereinander vor, daß dieser Berg, obwohl er dem Anschein nach sanfter aufsteigt, von dieser Seite her gänzlich unersteigbar ist; nach Norden zu führt jedoch ein langer Rücken ziemlich bequem hinauf.

Bei dem Splitdom liegen die Verhältnisse ganz anders. Während dessen Thalwand absolut senkrecht herabfällt und noch zeigt, wo sich das Felsmassiv einst gespalten hat, erhebt sich die noch vorhandene Hälfte als runde Kuppe, die in sehr steilem Winkel abfällt, weiter unten nur noch steiler und steiler verläuft und am Fuße in eine fast gerade Linie übergeht.

Vor nicht gar langen Jahren wurde derselbe noch für ganz unersteigbar gehalten, zuletzt ist die Kuppe aber doch von einem energischen, muthigen Schotten, George Anderson aus Montrose, erklettert worden. Dieser hatte seinen Wohnsitz in dem schönen Thale aufgeschlagen und schaute nun nach dem Halbmonde mit inniger Mischung von Stolz und Verehrung empor.

Es war im Jahre 1875, als er sich entschloß den Gipfel zu er-

Digitized by Google

klimmen, wenn irgend einem Sterblichen dieses Kunststück gelingen sollte; gleich einer Gemse längs schwindelnden Rändern hinkletternd und sich gleich einer Fliege in jedem Spalt haltend, wo nur der Fuß sich einstemmen konnte, erreichte er die Stelle, an der bisher alle Versuche der kühnsten Bergsteiger zu Schanden geworden waren. Hier machte er Halt, bis er ins Gestein ein Loch gebohrt und in dasselbe eine Eisenstange mit Oehr befestigt hatte, durch welches er ein starkes Seil einführte. Sich auf diesen gebrechlichen Unterstützungspunkt schwingend, kam er etwas höher hinauf und konnte nun ein zweites Loch bohren und ein Eisen darin befestigen; so wiederholte er mit unermüdlicher Geduld dasselbe Verfahren immer wieder und befestigte das Seil immer an der obersten Stufe.

Schritt für Schritt kroch er in dieser Weise nach oben, bis er dergleichen Eisenbolzen an allen Felsplatten bis zum Gipfel angebracht hatte, wozu tausend Fuß Seil nothwendig wurden. Nachher die mächtige Schulter umkletternd, stand er triumphirend auf dem Gipfel und fand hier zu seiner Verwunderung einen ebenen Platz von etwa 7 Acres (3 Hektar), der nicht allein einen Teppich von grünem Rasen trug, sondern auch sieben knorrige und verkrüppelte alte Fichten von drei verschiedenen Arten, die hier Wurzel geschlagen und trotz Stürmen und Orkanen sich auf dem dunklen, kahlen Gipfel erhalten hatten.

Nachdem er so den Aufstieg ermöglicht, machte es Anderson das meiste Vergnügen, unternehmende Kletterer sich an seiner Eisenfähre emporwinden zu lassen, wobei immer die Füße auf beiden Seiten des Seiles angestemmt werden mußten, während sie sich allmählich nach dem Gipfel hinaufhißten, dort kurze Zeit in Verwunderung des großartigen Vogelschaubildes verweilten und dann vorsichtig wieder hinabkletterten.

Das mag recht gut sein, so lange die Bolzen festhalten und das Seil nicht reißt; sobald aber ein so leicht denkbarer Unfall einträfe, wäre auch jede Möglichkeit einer Rettung ausgeschlossen, und es möchte schon keine leichte Aufgabe sein, nur die zerschmetterten und verstümmelten Ueberreste des armen Teufels aufzufinden, der von diesem majestätischen Dome herabgestürzt wäre.

Ein Sprung von der Spitze der St. Peterskirche in Rom wäre im Vergleich damit reines Kinderspiel, und wer gar mit Selbstmordmanie behaftet wäre, würde schwerlich in den über 5000 Fuß tiefen Abgrund unter sich herunterblicken und doch dem Versuch, sich selbst nachzustürzen, widerstehen können. Ich für meinen Theil blieb bei der Ansicht, daß es auch andere, mit weit weniger Gefahr zu erreichende großartige Aussichtspunkte genug gäbe, und widerstand tapfer allen Verlockungen des Mannes, dieses ebenso schwierige wie riskante Kunststück zu unternehmen.

Dr. —r.

Digitized by Google

Der Marquis de Grignan.

Von O. R.

Zu den Erscheinungen, welche der Regierung Ludwigs XIV. ein besonderes und andauerndes Interesse verleihen, gehört auch der Umstand, daß damals das hohe und berückende Ideal gesellschaftlicher Formen und Manieren aufgestellt und entwickelt wurde, das trotz mancher Wandlungen und Wechselfälle noch heute für den Franzosen charakteristisch ist. Seine Wurzeln wurden zur Zeit blühender Wohlfahrt des Landes eingesenkt, als die Triumphe eines glanzvollen Herrscherhauses das Uebergewicht Frankreichs in Europa außer Zweifel gestellt hatten. Von der prächtigen Hofhaltung des legitimen Königthums ist kaum eine Spur noch übrig geblieben; von der glänzenden, ritterlichen Aristokratie Frankreichs nicht viel mehr als die Tradition, und doch bestreiten dem letzteren auch die erbittertsten Feinde nicht seine Rangstelle in erster Reihe der Civilisation. Aus Madame de Rémusats Memoiren und andern Quellen wissen wir, daß jenes liebenswürdige verfeinerte Ideal unter dem cuirassier régime des ersten Napoleon nahe daran war, zermalmt zu werden. Zu unserer Zeit drohte ihm vielleicht unter dem dritten Napoleon die noch größere Gefahr, „hausmannisirt" zu werden; mit einer gewissen Einschränkung des beeinflußten Kreises und seiner eignen Thätigkeit gilt diese gewinnende, sittenmildernde Tradition doch immer noch als rühmliche Eigenschaft Frankreichs. Es darf deßhalb kaum wundernehmen, daß die Namen der tonangebenden Geister der Periode, welche jenes Ideal schuf, im Vaterlande in aller Mund übergegangen sind und daß sich im Laufe der Zeit eine besondere, dieselbe betreffende Literatur herausgebildet hat. Mit Madame de Sévigné, deren Schilderungen des ehemaligen Frankreich so manche Generation ergötzt haben, ist das ganz besonders der Fall; der Stab dieser klugen und geistreichen Zauberin verlieh allem, was er berührte, Unsterblichkeit, und auch ihr Enkel, der Marquis de Grignan, obwohl er verhältnißmäßig jung starb und keinen anderen Ruf hinterließ, als

Digitized by Google

den eines wackern, ehrenhaften Edelmannes, der sich stets höflich, entgegenkommend, ja gegen die Seinen zärtlich erwiesen hatte, ist dabei zur Hauptperson von Memoiren geworden, welche durch die darin enthaltenen Streiflichter auf die Gesellschaft, deren ungeschriebene Gesetze die Revolution überlebten, weit über ihren speziellen Inhalt geschätzt zu werden verdienen.

Im Herbst 1668 schrieb Madame de Sévigné an ihren Cousin Bussy de Rabutin: „Ich muß Dir etwas mittheilen, was Dir Vergnügen machen wird. Das hübscheste Mädchen in Frankreich (so pflegten Frau von Sévignés Freunde deren Tochter zu nennen) ist im Begriff zu heiraten, nicht den schönsten, aber einen der besten ehrenwerthesten Männer des Königreichs, Herrn de Grignan, den Du ja schon kennst." Wenige Monate später wurde die Hochzeit der Mademoiselle Françoise Marguérite de Sévigné in Gegenwart einer glänzenden Gesellschaft gefeiert und der Ehekontrakt mit einer langen Reihe historischer Namen unterzeichnet; denn so bescheiden Frau von Sévigné ihren Schwiegersohn auch einführt, läßt sie ihre Leser doch erfahren, daß er das Oberhaupt einer der vornehmsten Familien Frankreichs ist. Sie sagt dabei, daß die Grignans „aus Hochachtung vor den Bourbonen" gewohnt seien, von der Ueberlieferung abzusehen, welche ihren Stammbaum bis zum sechsten Jahrhundert zurück nachweist; es könne aber keinem Zweifel unterliegen, daß dieselben im zwölften souveräne Herren von Monteil und Castellane gewesen seien, dort die oberste Gerichtsbarkeit übten und Münzen mit ihren Bildnissen schlagen ließen, und daß endlich die Namen derselben, als sie der schnell zunehmenden Macht der Könige von Frankreich unterlagen, sehr häufig in den Reihen der Kreuzfahrer, der Gesandten, der Ritter vom heiligen Geist und der Statthalter der Provence auftauchen. Die lange Linie des Geschlechtes hatte leider keine Seitenzweige getrieben; so war es ein Ereigniß, das mehr Enttäuschung brachte als es freudig begrüßt wurde, als Madame de Grignan im November 1670 einer Tochter, statt eines so sehnlich erwarteten Sohnes, das Leben schenkte. Im folgenden Jahre jedoch glich sich alles aus, der Marquis de Grignan „se donna la peine de naître" — und das gerade zur Zeit, als die Stände der Provinz in Lambesc versammelt waren. Das glückliche Ereigniß wurde denselben durch Herrn de Grignan in Person mitgetheilt, worauf die Stände beschlossen, die Kosten der Taufe auf sich zu übernehmen. Sie waren deßhalb auch kollektiv als Taufpathen des Knaben vertreten, der den Namen „Louis Provence" erhielt.

Es war ein großer Tag für Madame de Sévigné, als der Kurier nach „les Rochers" (ihrem Aufenthaltsort) die Neuigkeit brachte, daß ihre Tochter endlich einen „Dauphin" habe, und im Laufe der nun folgenden Jahre wird, inmitten der pikanten Anekdoten, der geistsprühenden Epigramme, an denen ihre Briefe so reich sind, der Enkel nur selten vergessen.

Vorzüglich verdoppelt sich ihr Interesse nach einem längeren Besuche in Grignan; sie ertheilt daselbst Rathschläge wegen seiner Erziehung und verliert bei der ihr eigenen Energie keine Zeit, ihre Vorschriften praktisch durchzuführen. Auch andere Freunde werden zu Rathe ge-

Digitized by Google



Im Frauendienst.

Nach dem Originalgemälde von Gustav Koppel.

Digitized by Google

zogen und entscheiden sich — es mag das etwas merkwürdig erscheinen — dafür, daß der kleine Marquis seine Erziehung damit beginnen soll, deutsch zu lernen; doch trotz der häufigen Kriege des Königs mit seinen deutschen Nachbarn waren die Beziehungen zwischen den beiden Ländern damals weit herzlichere als neuerdings. Aus Deutschland wählte der König seine Schwägerin und auch die Gattin seines Sohnes, so daß sich immer viele Deutsche, welche in deren Gefolge gekommen waren, am Hofe befanden. „Le Pichon" sollte also einen deutschen Erzieher erhalten, aber ja nicht einen Schwaben oder Schweizer, sondern dieser mußte dem Knaben das reinste Hochdeutsch lehren, wie es die Prinzessinnen sprachen. Etwas später hören wir noch von einem andern Jugendlehrer, der, ohne Benachtheiligung des Deutschen, in Grignan angestellt worden war, und als Louis Provence das zehnte Lebensjahr erreicht hatte, war er schon fähig, seiner Großmutter den ersten Brief zugehen zu lassen. So sehr sie das erfreute, befriedigten sie seine Schriftzüge doch nicht ganz. Des Knaben Stolz wurde dadurch wachgerufen; er arbeitete fleißig, bis er nach Gewinnung einer festen, klaren, ovalen Handschrift zwar etwas steile, doch der Form nach vollendete Buchstaben lieferte, durch welche sich, am Hofe wie in den Feldzügen, seine Briefe dann stets auszeichneten. So erschien thatsächlich die typische Schrift des ancien régime, deren Gestaltung das Königshaus eingeführt hatte (daß er schön schrieb, ist vielleicht das einzig Lobenswerthe, was von Ludwig XIV. auf die Nachwelt gelangte). Nach einer Seite fühlte sich Frau von Sévigné aber völlig zufriedengestellt. Mit dem Alter von zwölf Jahren tanzt ihr Enkel schon vortrefflich, „hält dabei", schrieb sie, „den Mund geschlossen und richtet die Füße nach auswärts, wenn er seine petits sauts ausführt; wenn er dann den Kopf erhebt, bewegt er die Perrücke nach rückwärts. Sei überzeugt, der kleine Mann wird in der Welt seine Rolle spielen; mir scheint, ich könnte sein Horoskop deutlich lesen." Dann fügt Madame de Sévigné freilich, wohl im Gefühl, daß die doch untergeordnete Gewandtheit im Tanzen einen solchen Enthusiasmus nicht ganz rechtfertigt, abschwächend und entschuldigend hinzu: „Im übrigen liegt das Geheimniß des Erfolges ebenso auf dem Felde der kriegerischen Ehre wie anderswo darin, kühn und selbstvertrauend im rechten Augenblick zu sein und zu thun, was von uns erwartet wird, welche Stellung wir auch einnehmen mögen."

Im Jahre 1680 kam Madame de Grignan nach Paris und verweilte in ihrer Mutter Hause zwei Jahre lang, vorzüglich um die weitere Ausbildung ihres Sohnes zu überwachen, so daß der bis dahin sehr lebhafte Briefwechsel zwischen beiden Frauen eine Unterbrechung erfährt. Ein während zeitweiliger Trennung beider geschriebener Brief erwähnt nur gelegentlich, daß Louis Provence die rhetorische Klasse seines Kollegs besucht, und nicht lange nachher treten an den kleinen Marquis die ernsteren Angelegenheiten des Lebens heran. Nach Vollendung des fünfzehnten Lebensjahres erhielt er den Befehl, am Hofe zu erscheinen und sich dem Könige vorzustellen; von seiner Haltung in diesem kritischen Augenblick hing seine Zukunft sehr wesentlich ab. Jeder Mangel an Selbstbeherrschung, jede unbeholfene Bewegung konnte gegen ihn ein nur schwer wieder auszurottendes Vor-

Digitized by Google

urtheil aufkeimen lassen. Es war eine schwierige Prüfung, denn kein Monarch pflegte den vor ihm Erscheinenden mehr ängstliche Scheue inzuflößen, als gerade Ludwig XIV. So ruhig, fast cynisch sich St. Simon selbst zu geben scheint, beweist doch jede Seite seiner Memoiren, daß er zitterte, wo er kritisirte; auch die hochmüthige Madame de Grignan, in der Provence sonst immer eine Königin, verlor, als sie einst unerwartet zur Theilnahme am Spiel an der königlichen Tafel befohlen wurde, ihre Selbstbeherrschung so weit, daß sie mit ihrem weiten Kleiderärmel eine vor dem Könige aufgestapelte Säule von Goldstücken umriß. So erscheint es fast eine Art Erleichterung, zu sehen, daß unser junger Freund sich gelegentlich seines Debuts am Hofe einfach und ungezwungen benahm. Die Vertrauten seiner Großmutter stürmten auch zu dieser mit dem Freudenrufe: „Er hat gefallen!"

Die nächsten paar Jahre verliefen ohne besonderen Zwischenfall; 1688 aber, als der junge de Grignan im Begriff stand, wirklich Hofherr zu werden, erhob sich schon schwacher Kriegslärm an der flämischen Grenze. „Ich habe einen Sohn von siebzehn Jahren", schreibt Madame de Grignan, „und man sagt mir, daß sei das rechte Alter zum Beginne der Soldatenlaufbahn. Meinestheils wünschte ich freilich, er wäre entweder etwas älter, um die Strapazen des Kriegshandwerks besser ertragen, oder etwas jünger, um ihn noch zu Hause behalten zu können. Doch das ist ein Uebel, gegen welches es keine Arzenei giebt." Ein Heilmittel dagegen war sicherlich nur unter Verlust der Ehre zu haben; von den jungen Kavalieren des Versailler Hofes fehlte denn auch keiner beim rendez-vous zu Philippsburg. Monseigneur, der Thronerbe, befand sich daselbst in Erwartung seiner Feuertaufe; ebenso die Herzöge von Maine, Luynes, von Valentinois und Soyecourt, wie Bezencourt-Brionne, Chateauvenaud, Broglio, Novion und die übrigen, denn damals war jeder Edelmann in erster Linie Soldat. Da gab es keine Freiloosung, keine Beschaffung von Stellvertretern; andere mochten ihre Bluttaxe durch Geld abkaufen, der hohe Adel mußte dieselbe in natura zahlen. Die Disziplin war dabei höchst streng; auf des Königs Befehl hatte jeder adlige Freiwillige ein Regiment zu wählen, in das er dann eingestellt wurde; nachher unterlag er ohne Ausnahme und Nachsicht den gewöhnlichen Verpflichtungen aller. Damit auch der Dienst bei dem Prinzen keinen Vorwand zu Entschuldigungen gäbe, mußte selbst der Dauphin seine Hofhaltung aufgeben und sich mit einer Eskorte von Mannschaften aus der königlichen Leibgarde begnügen. Um diesen Freiwilligen jedoch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß hervorgehoben werden, daß die nicht Heranziehung zu den Fahnen, wohl aber ihr Ungestüm, sich bei jeder Gelegenheit in das dichteste Kampfgewühl zu stürzen, Schwierigkeiten bereitete, bis zuletzt solche lebensverachtende Tollkühnheit mit Festungsarrest bis zum Ablaufe des betreffenden Feldzugs bedroht wurde. De Grignan schloß sich dem berühmten, früher von seinem Vater befehligten „Régiment de Champagne" an. In ihrem fernen provençalischen Heim durchlebte seine Mutter inzwischen bange Tage der Sorge und Angst, während Madame de Sévigné in Paris blieb, um stets schnell die neuesten Nachrichten zu erhalten und dieselben

Digitized by Google

unverzüglich nach Grignan zu übermitteln. Sie bestrebte sich dabei eifrig, die Angst, welche sie selbst schmerzlich genug empfand, wenigstens der Tochter zu erleichtern, indem sie dieser Glück wünschte, daß es ihrem Kinde vergönnt sei, die Gefahren und den Ruhm des ersten Feldzugs mit seinem zukünftigen Könige zu theilen — „saluant peut-être les mêmes boulets, quelle date!“ Uebrigens ist sie bald in der Lage, wirksameren Trost zu spenden; aus dem Feldlager trafen erfreuliche Nachrichten ein, das Kind hält sich vorzüglich — es ist tapfer, ernst und zeigt viele Selbstbeherrschung. Sein Onkel, selbst ein ausgezeichneter Soldat, spricht von ihm als Kameraden. Dann kommt ein Brief, toute radotante de joie. „Philippsburg ist erobert. Dein Sohn ist heil und gesund!“ Man hoffte nun, die Armee werde Winterquartiere beziehen; statt dessen drang Monseigneur aber auf Mannheim vor, und wieder zieht die graue Sorge in das Herz der Mutter ein; diesmal auch nicht ohne Grund, denn am 14. November begegnete der Chevalier de Grignan auf dem Wege nach Versailles dem Abbé de la Rochefoucauld, der ihn anhielt, um ihm zu sagen, wie er vom Könige selbst gehört, daß der junge Marquis de Grignan verwundet worden sei, doch könne es nicht viel zu bedeuten haben, da er schon am nächsten Tage wieder im Sattel gewesen sei. Die kleine Wunde bedeutete fast einen Glücksfall; alle drängten sich um den Reiter, um ihn zu begrüßen und zu gratuliren, und als er, mit Frau von Maintenon darüber im Gespräch, dieselbe als gar nicht erwähnenswerth hinstellte, antwortete sie ihm mit unnachahmlichem Tone: „Monsieur, cela vaut mieux que rien.“ Der Fehler des Marquis war es gewiß nicht, daß die Kugel nur seine Haut geschürft hatte, und als er vierzehn Tage später nach Paris kam, ließ es seine Großmutter an bewundernder Anerkennung für ihn nicht fehlen. „Er trat so heiter, so männlich schön bei mir ein“, schreibt sie an ihre Tochter, „und wollte meine Hände küssen, während ich ihm die Wangen küssen wollte; so kamen wir in freundlichen Streit, der damit endete, daß ich seinen Kopf zwischen beide Hände nahm und ihn nach Herzenslust küßte, was er mit bestmöglicher Grazie über sich ergehen ließ.“ Jetzt warteten sein auch hocherfreuliche Neuigkeiten. Er war schon Kapitän einer Compagnie Chevaulegers, die seine Mutter mit Unterstützung des Marquis de la Garde, eines alten Freundes der Sévignés, für ihn errichtet hatte. Sie hatte selbst deren Uniform bestimmt, die Pferde ausgewählt und darauf geachtet, daß jeder Mann von gleicher Größe war, nach allen Seiten dabei auch so guten Erfolg erzielt, daß Valcroisant, den Louvois zur Besichtigung der Kavallerierekruten abgeordnet hatte, Herrn de Grignans Compagnie für die beste und feinste erklären konnte. Entzückt, bei ihrer Tochter sich ein so neues Talent entfalten zu sehen, ist Madame de Sévigné nicht wortkarg in ihren Lobsprüchen, und der junge Held selbst, der aus dem Kriege die Lebensgewohnheiten und das ihm vortrefflich anstehende Auftreten des Kavaliers heimgebracht hat, fügt dem Briefe seiner Großmutter noch eine Nachschrift bei.

„Ich bin eingetroffen, Madame, und habe schon auf eigene Rechnung Madame de Coulanges einen Besuch abgestattet; ich habe mit Herrn de Lamoignon an dessen Kamin geplaudert und mit Madame

Digitized by Google

de Bagnoles Kaffee getrunken. Ist das nicht ein würdiges Benehmen für einen Mann, der eben drei Belagerungen beigewohnt hat? Sie können sich kaum vorstellen, wie entzückt ich bin, eine so feine Truppe zu besitzen, und das alles verdanke ich Ihnen! Wenn meine Compagnie in Chalons einrückt, werde ich sie sehen. Schon eine gute Truppe, einen guten Lieutenant und einen guten maréchal de logis zu besitzen! Was den Kapitän betrifft, so ist dieser zwar noch jung, aber ich stehe für ihn ein. Adieu, Madame, gestatten Sie mir, in Ehrfurcht Ihre Hände zu küssen."

Der Winter, den der Enkel bei ihr verbrachte, war für Frau de Sévigné ein sehr freudenreicher. Sie selbst und der Chevalier de Grignan, der das Erdgeschoß des Hôtel de Carnavalet bewohnte, betheiligten sich an allem, was ihn interessirte oder Vergnügen gewährte, mit jener intensiven Sympathie, welche, schon weil strenge Einhaltung hergebrachter gesellschaftlicher Regeln und bestimmter Schranken der Etikette es erfordern, in Frankreich ältere Personen so oft mit jüngeren gemein haben. Der junge Mann zählt auch erst siebzehn Jahre und es giebt noch vieles, bezüglich dessen er der Unterweisung und des erfahrenen Rathes bedarf. Madame de Sévigné lehrt ihm die Nothwendigkeit, aufmerksam zu beachten, was andere sagen, um befähigt zu sein, zutreffend und geistvoll zu antworten, niemals aber der natürlichen Neigung des Sprechens ohne zu denken nachzugeben. Ferner muß er die Gewohnheiten derjenigen studiren, mit denen er verkehrt; besucht er z. B. Herrn de Lamoignon, der schweigsame Leute haßt, weil er an das Geplauder des kleinen Broglio gewöhnt ist, so muß er viel Gesprächsstoff an der Hand haben. Es reicht nicht hin, gewisse konventionelle Formen einzuhalten, er muß auch gewöhnt werden, sich innerhalb derselben frei zu bewegen und noch die eigene Individualität zu bewahren. Aber auch nur mit einer so geschickten Lehrerin wie Madame de Sévigné war diejenige Kunst der Rede zu erwerben, wie sie später in der Gesellschaft Sitte war, von der Tayllerand zu sagen pflegte: „Wer nicht vor 89 gelebt und an der Unterhaltung in jener Zeit theilgenommen hat, kennt gar nicht das erhabenste Vergnügen, das der Menschheit zu genießen vergönnt wurde." Ueber ernsthaftere Angelegenheiten, über Punkte, welche das Ansehen und die Mannesehre berühren, belehrt ihn dann sein Onkel, er predigt Oekonomie und Ordnungsliebe und warnt ihn vor der nonchalance de grand seigneur, vor dem laissez-faire, das zu allerlei Unrecht und Bösem und zuletzt zum Ruin führt. Großmutter und Onkel sind beide etwas besorgt wegen Mangels an eignem Trieb, die früheren Studien fortzusetzen; so viel Weisheit war aber kaum zu erwarten von einem jungen Kopfe, der schon so vieles in sich aufzunehmen und vielleicht selbstständig zu gestalten hatte; und daß er jene Zeit wohl anwendete, davon giebt ein Brief an seine Mutter mit der Schilderung eines Besuchs in Versailles beredtes Zeugniß.

„Eben bin ich von Versailles zurückgekehrt, Madame, wohin ich mich letzten Sonntag begeben hatte. Ich wendete mich zuerst an den Herrn Marschall de Lorges mit dem Ersuchen, mich dem Könige vorzustellen. Er versprach mir, das herbeizuführen und wies mich an, vor Madame de Maintenons Thür zu warten, bis Seine Majestät da

Digitized by Google

herauskäme. Als ich mich dann vor ihm verbeugte, blieb der König stehen und nickte mir lächelnd zu. Am folgenden Tage machte ich bei Monseigneur, bei Madame la Dauphine und bei den Prinzen von Geblüt meine Aufwartung und wurde überall gnädig aufgenommen. Ich speiste mit Madame d'Armagnac, welche mir tausend angenehme Dinge sagte und den Auftrag ertheilte, Sie ihrer Freundschaft zu versichern. Von da begab ich mich zu Herrn von Montausier, wo ich bis zum Schauspiel verweilte. Es wurde „Andromache" aufgeführt, was mir ganz neu war, so daß Sie ahnen können, wie sehr es mich ergötzte. Am Abend war ich noch zur Aufwartung bei les Soupers et les Couchers; am folgenden Tage, d. h. gestern, begab ich mich zu den Levers und verbrachte die übrigen Stunden im Bureau mit Herrn Charpentier; dinirte mit Herrn von Montausier und besuchte nach Tische Madame d'Armagnac und nach dieser noch Sertorius. Auch heute Morgen war ich bei den Levers anwesend; nachher nahm mich Herr de la Trousse mit zu Herrn de Louvois, der nach meiner Compagnie fragte. Ich antwortete, dieselbe sei schon fertig und Herr de la Trousse bezeichnete sie als „bellissime". Hiermit, Madame, haben Sie einen getreuen Bericht über alles, was in Versailles vorkam. Ich betrachte Ihr Bild; verzeihen Sie, wenn ich es beklage, nicht dem Original zu Füßen zu sinken und dessen Hände küssen zu können."

In Paris, das derzeit den Sonnenschein des Königsthums entbehrte, war die Gesellschaft weniger ceremoniell als in Versailles, scheint sich aber selbst desto mehr vergnügt zu haben. Wir hören da von Besuchen ohne Ende und von lustigen kleinen Gelagen; bei Madame de Castlenaus werden Bälle improvisirt. Der Marquis bringt seine Hauboisten mit, und alle tanzen bis Mitternacht. Am 11. Januar wartet er Monseigneur bei der ersten Aufführung von Colassos Oper: „Thétis et Pelée" auf; dann geht er wieder nach Versailles, wo, wie die Herzogin de Chulnes schreibt, „le petit compère" sich sehr wohl gefällt.

Seine Erfolge aber, denn unzweifelhaft „blüht jetzt sein Weizen", haben ihm nicht den Kopf verdreht; er ist noch so gläubig und offen, daß seine Großmutter ihn „Monsieur le pied de la lettre" tauft, und obgleich er sich in Versailles vergnügen kann, bleibt sein Herz doch immer bei seinem Beruf. Mit Herannahen des Februars denkt er nur noch daran, sich seinem Regiment anzuschließen. „Ich begreife die jungen Leute von heute nicht", schreibt Madame de Sévigné, „sie denken nur noch an ihre feldmäßige Ausrüstung." Die Feldausrüstung eines Offiziers war zu jener Zeit freilich keine Kleinigkeit. Macaulay berichtet, daß der Herzog de St. Simon — der, etwas jünger als de Grignan, später einer von dessen vertrautesten Freunden wurde — als er ein Bursche von siebzehn Jahren, zur Armee des Königs in Flandern stieß, fünfunddreißig Pferde und Saumthiere mitbrachte, obwohl seine Familie sich zu jener Zeit in bedrängten Vermögensverhältnissen befand. Der letzte Einkauf von Pferden erfolgt dann eines Dienstags morgens auf dem Markte des Faubourg St. Viktor, bei der kleinen La Martillière wird noch ein Abschiedssouper, bei dem es besonders ausgelassen hergeht und keine Kosten gespart werden, eingenommen, und am frühen Morgen des 5. März ritt Louis de Grignan aus

Digitized by Google

dem Hôtel de Carnavalet davon und ließ dessen Insassen in einer wahren Thränenflut zurück, um bei Philippeville mit seinem Regiment zusammenzutreffen. Der Feldzug wurde in diesem Jahre erst spät eröffnet, und er gewann zwei Monate Zeit, sich in seine Pflichten und Aufgaben einzuleben. Im Juli entbrannte der Kampf jedoch ernstlich, und das „Régiment de Grignan“ erhielt Befehl, sich der Moselarmee unter Boufflers anzuschließen. Als die Nachricht von der Einnahme Kockheims eintraf, schrieb Madame de Sévigné hochbegeistert an ihre Tochter: „Zu denken, daß das Kind mit dem Schwerte in der Hand in eine Veste eindringt und elf- oder zwölfhundert Mann tödtet oder zu Gefangenen macht! Kannst Du Dir ihn vorstellen als Kriegsheld, der Häuser einäschert?“ Der kleine Marquis nahm übrigens nicht, wie die Worte seiner Großmutter vermuthen lassen könnten, Kockheim auf eigene Faust; er scheint vielmehr von Boufflers ganz besonders begünstigt worden zu sein, indem dieser ihm Gelegenheit gab, sich hervorzuthun, was jener wieder geschickt auf eigene Rechnung zu setzen wußte, und ehe noch der Feldzug zu Ende ging, wurde er unerwarteter und unwillkommener Weise plötzlich befördert. Im Oktober 1689 erging ein Befehl dahin, daß alle Obersten der Regimenter, welche dieselben nicht mehr persönlich zu führen imstande wären, sich gegen Empfangnahme der Abschiedsentschädigung im Betrage von 22,000 Livres zurückziehen sollten, und der Chevalier de Grignan, früher ein schneidiger Soldat, jetzt aber vollständig rheumatisch gelähmt, war einer der ersten, die von obiger Weisung betroffen wurden. Da der Verlust des Regiments, dessen Errichtung einen großen Aufwand von Geld und Kredit gekostet hatte, für die nicht eben glänzenden Vermögensverhältnisse der Grignans ein sehr harter Schlag gewesen wäre, wurde nichts unterlassen, dem Neffen die Nachfolge in der Stellung des Onkels zu sichern. Nach einiger Zeit ungewissen Bangens wurde ihm diese Gunst gewährt und Louis de Grignan noch vor Vollendung des neunzehnten Lebensjahres zum Obersten eines der schönsten Regimenter im Dienste Frankreichs bestimmt. Dasselbe zählte zwanzig Compagnien, die in ihren weißen Uniformen mit scharlachrothen Aufschlägen, rothen und schwarzen Galons, breitränderigen schwarzen Hüten und blauen Satteldecken; mit ihrer Standarte aus schwerer karminrother Seide und mit der eingestickten Devise: „Che pera purche m'innalzi“, die Madame de Sévigné zwanzig Jahre früher für den damals vollkräftigen Chevalier de Grignan gewählt hatte, gewiß einen vortheilhaften Eindruck machen mußten. Jene Gunstbezeugung (das zeitige Avancement) war freilich auch mit bedeutenden Unkosten verknüpft, und obwohl der Chevalier mit charakteristischer Opferwilligkeit zur Ausgleichung derselben auf seine eigenen Ansprüche Verzicht leistete, erforderten doch die Ausrüstung des neuen Obersten und andere Nothwendigkeiten sehr beträchtliche Summen; es mußte ebenso Geld zur Ablösung des Regiments beschafft werden, wie zu einer passenden Einrichtung und Quartierung, zum Empfang und zur Aufnahme der Offiziere, zur Neueinstellung von Rekruten und zur Instandhaltung von allem, abgesehen von den persönlichen Ausgaben des jungen Obersten selbst. Es konnte natürlich gar nicht in Frage kommen, ob die Familie eine solche Last auf sich nehmen wolle oder

Digitized by Google

nicht; Geld und Kräfte im Dienste des Staates zu opfern, erschien einem Geschlechte wie den Grignans als selbstverständlich. Madame de Grignan war auch nicht die Frau dazu, ihrem Sohne zu sagen, welche Opfer sie sich um seines Avancements willen auferlegte; nur ihrer Mutter vertraute sie sich hierüber an; der Marquis sollte nur die sonnige Seite der Dinge sehen. Mit neunzehn Jahren schon Oberst eines Regiments zu sein, war gewiß ein Glücksfall zu nennen, doch hatte auch dieser gewisse Schattenseiten, auf welche der mehr welterfahrene Onkel Chevalier de Sévigné deutlich genug hinwies.

„Ist er zu freundlich“, schreibt er, „so wird man ihm das als Schwäche deuten und sich seine Unerfahrenheit zu nutze zu machen suchen. Er wird gut thun, gemessen, sogar etwas stolz aufzutreten, muß dann aber Sorge tragen, nie Unrecht zu thun. Sollte er je in die Nothlage kommen, Strenge walten zu lassen, so wird er damit bei jenen alten chamois und moustachois kein leichtes Spiel haben. Ich fürchte immer, seine Beförderung erfolgte etwas zu frühzeitig.“

Es scheinen auch wirklich Schwierigkeiten entstanden zu sein, infolge deren es für gerathener erachtet wurde, den jungen Oberst während des ersten Winters nicht bei seinem Regimente zu lassen. Im folgenden Frühjahr trat er in Landau wieder an die Spitze desselben. Als der glänzende Sieg bei Fleures den Feldzug in Flandern thatsächlich beendigt hatte, wurde das Grignansche Regiment in Eilmärschen quer durch Frankreich abgeordert, um zur Armee Catinats zu stoßen, welche eben mit der Unterwerfung Savoyens und Piemonts beschäftigt war. Nizza wurde am 27. März 1691 eingenommen. „Welche Faschinen!“ schreibt Madame de Sévigné; „Bündel von Orangen- und Pomeranzenzweigen; ihr Duft ist fast betäubend!“ Die Einnahme verlief übrigens unblutig; nach zehntägiger Belagerung ergab sich die Citadelle; und der Oberst fand Gelegenheit, einen Monat in Grignan zuzubringen. Kaum daselbst angekommen, wurde er jedoch aufs Krankenlager durch ein Fieber geworfen, von dem ihn ein erster Anfall schon in Grenoble betroffen hatte, und es dauerte nun bis zum Juni, ehe er sich seinem Regimente wieder anschließen konnte. Uebrigens hatte er deßhalb bei keinem Ereigniß von größerer Bedeutung gefehlt; das Regiment de Grignan war glücklich genug gewesen, zur Eroberung von Coni nicht herangezogen zu werden, wo die französischen Truppen unter de Balande von plötzlichem Schreck ergriffen, vorzeitig entflohen. Der Sommerfeldzug verlief aber ohne weiteren Zwischenfall, und da die Reiterei wegen Knappheit an Fourage sehr zeitig in Winterquartiere verlegt wurde und de Grignan Urlaub erhielt, einen Winter in Paris zu verweilen, so bezog er noch einmal das Hôtel de Carnavalet und bemühte sich, den Boden zurückzugewinnen, den er durch zweijährige Abwesenheit von der lebhaften, kritiklustigen Gesellschaft hier eingebüßt hatte. Madame d'Uxelles, der er seinen ersten Besuch abstattete, bezeichnete ihn als hübsch, liebenswürdig und besonders geistvoll — so konnte er also zu schwere Arbeit kaum haben.

Inzwischen hatte er das dreiundzwanzigste Lebensjahr erreicht, und da unter den vornehmen Klassen sehr frühe Heiraten Sitte waren, fingen die Leute an sich zu wundern, warum die Grignans, die sich doch so thätig erwiesen, ihrem Sohne Ehren und Vorwärtskommen zu

Digitized by Google

sichern, die ihn noch vor seinem siebzehnten Jahre zum Soldaten gemacht, jetzt so zauderten, ihm eine Gattin zu erwählen. Ihnen fiel es nämlich zu, in dieser Angelegenheit die Initiative zu ergreifen; denn obgleich die ausgedehnte und der reinen Willkür gleichkommende Macht, welche Vater und Mutter in Frankreich heute über ihre Kinder ausüben, früher als seit der verhältnißmäßig kurzen Zeit seit Einführung des Code Napoléon gesetzlich nicht zu erzwingen war, ist es in Frankreich doch niemals Gewohnheit gewesen, eine Heirat als eine Sache zu betrachten, deren Arrangement nur den beiden, in erster Reihe betheiligten Personen zu überlassen sei; in einer so ernsten Angelegenheit wurden vielmehr nicht allein die Eltern selbst, sondern auch andere einflußreiche Mitglieder und Seitenverwandte der Familie zu Rathe gezogen. De Grignans Fall bot aber noch besondere Schwierigkeiten. Die historische Bedeutung der Familie, seines Vaters hohe Stellung als Statthalter der Provence, eine Würde, von der man hoffte, daß sie forterben werde; seine persönlichen Eigenschaften und die Gunst, mit der er vom Hofe ausgezeichnet worden war, machten ihn zu einer ausgezeichneten Partie für die Töchter der ersten Häuser des Landes. Andererseits bot die finanzielle Lage der Grignans aber ein sehr trübes Kehrbild. Schon zur Zeit der Vermälung de Grignans mit Mademoiselle de Sévigné war mehr als die Hälfte von deren Mitgift zur Deckung drängender Schulden verwendet worden, und so bedeutend auch das offizielle Einkommen des Statthalters der Provence war, reichte es doch bei weitem nicht hin, die Unkosten einer halbköniglichen Haushaltung zu bestreiten. Es darf daher nicht wundernehmen, daß de Lavardière, an den eine Vorfrage wegen seiner Tochter ergangen war, zur Antwort gab, sein zukünftiger Schwiegersohn müsse jedenfalls frei von Schulden sein; ebenso daß die Antwort der Lamoignons ganz gleichartig lautete. Man dachte an Mademoiselle d'Ormesson, kam aber wegen ihres unbeliebten Vaters von derselben zurück; so reizend Mademoiselle de Castelneau war, besaß sie doch nicht genug Vermögen, so daß der Marquis auch auf diese verzichten mußte. Madame de Nogaret lehnte überhaupt jede zweite Verehelichung ab; kurz alle Familien, welche durch Geburt und gesellschaftliche Stellung den Grignans ebenbürtig erschienen, suchten und hatten irgend welche Entschuldigungen. Endlich brachte Herr de Montmor, ein ergebener Freund der Familie, ein junges, reizendes Mädchen, die Tochter eines sehr reichen Herrn de St. Amans, in Vorschlag, die alle Eigenschaften bis auf die ebenbürtige Geburt besaß. Dieses Hinderniß war nicht gering zu achten, denn der Schild der Grignans mit seiner Herzogskrone und den vielen Feldern durfte durch keinen Fleck entstellt werden. Durch die einfache Wechselheirat mit der „noblesse de finance" wurde die Ehre, einen Sitz in den königlichen Karrossen einnehmen zu dürfen, auf Generationen hinaus vergeben; das Haupt des Hauses konnte den vornehmeren Ritterorden nicht ferner angehören und die jüngeren Söhne und Töchter verloren alles Anrecht auf die großen Kapitel. Es kostete der hochmüthigen Madame de Grignan, deren Feinde sie „L'orgueil fait la femme" nannten, harte Kämpfe, diese Vortheile ihrer Nachkommenschaft zu opfern; die schlagenden Gründe und das Drängen ihrer Mutter und mancher

Digitized by Google

Freunde der Familie besiegten zuletzt aber doch jeden Widerstand, und es wurde ausgemacht, daß Mademoiselle de St. Amans einige Wochen auf Grignan zubringen sollte. Diese „Probezeit“ konnte für ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, die von der Welt blutwenig kannte, nicht viel verlockendes haben; sie überstand dieselbe aber vortrefflich, und die zahlreichen zwischen den Familiengliedern gewechselten Briefe schildern sie einstimmig als sehr hübsch, liebenswürdig, gut unterrichtet und wohl erzogen. Zwischen ihr und der Tochter des Hauses, der späteren Madame de Semiane, entspann sich schon damals eine innige, lebenslang andauernde Freundschaft. Noch erschien aber der Bräutigam nicht auf der Scene. Bevor nicht alle Zweifel und Hindernisse beseitigt und gewisse heikle Verhandlungen abgeschlossen waren, mußte er sich mit der lebhaften Beschreibung einer der glänzendsten Briefstellerinnen, seiner bei der Sache eifrig interessirten Großmutter, begnügen lernen. Jene Schwierigkeiten waren unzweifelhaft nicht so leicht zu beseitigen. Von der 400,000 Livres betragenden Mitgift der Mademoiselle de St. Amans mußten 300,000 zur Ausgleichung dringender Verbindlichkeiten verwendet werden. Uebrigens sorgte de St. Amans weislich dafür, daß das Geld auf die Besitzungen der Grignans hypothekarisch eingetragen wurde, und dasselbe, wenn der Bräutigam etwa ohne Nachkommen stürbe, an die St. Amans zurückfallen sollte, obwohl damals, als Mademoiselle de Sévigné mit ihrer alten Familie und bestrickenden Schönheit 300,000 Livres de Grignan als Heiratsgut mitbrachte, eine so vorsorgliche Klausel nicht beliebt worden war. Was dagegen die Aussteuer seiner Tochter betraf, so war Herr St. Amans geradezu verschwenderisch in seiner Freigebigkeit und verwandte 50,000 Livres nur für Kleider, Spitzen und Juwelen. Nachdem alles geordnet war, wurde der Marquis de Grignan erst nach Montpellier geschickt, wo sich Madame de St. Amans mit ihrer Tochter aufhielt und man den jungen Leuten einen Monat Zeit ließ, sich kennen zu lernen, worauf die Vermälung in der Kapelle zu Grignan — wenn man das prachtvolle Bauwerk von hundert Fuß Höhe, das die Façade des Schlosses begrenzte, mit diesem bescheidenen Namen bezeichnen darf — gefeiert wurde. Von der Kirche zog die Hochzeitsgesellschaft in Prozession nach Hause. In der großen Galerie daselbst wurde ein überreichliches Mahl aufgetragen; in den Kaminen loderten gewaltige Feuerbrände auf; Musik ertönte während des ganzen Banketts und nachher öffneten sich die langen Zimmerfluchten der Gesellschaft; alles mit vornehmer Würde, von der Madame de Sévigné schrieb, daß sie etwas schöneres in seiner Art nie gesehen habe. Mit Eröffnung des Sommerfeldzuges mußte der junge Mann wieder zu seinem Regimente zurückkehren und ließ seine Gattin auf Grignan bis zum Herbst zurück, wo ihr Vater diese nach Paris begleiten sollte. Einige Mißverständnisse finanzieller Natur, welche inzwischen entstanden, verursachten wohl eine gewisse Kälte zwischen den Häuptern der Familie, störten aber das häusliche Einvernehmen in der jungen Ehe nicht, und als dieselben beseitigt waren, begab sich Herr de St. Amans nach Grignan, um seine Tochter abzuholen. „Wir ließen sie“, schreibt Madame de Sévigné, „nicht ohne Thränen ziehen, und auch sie weinte, als der Abschied kam, so bitter-

Digitized by Google

lich, daß niemand geahnt hätte, wie sie eigentlich einem Leben voller Vergnügungen und einer Umgebung von gewähltestem Luxus entgegen ging."

Am darauffolgenden November traf de Grignan mit seiner Gemalin und deren Vater in Paris zusammen, wo der Beschluß gefaßt wurde, daß das junge Ehepaar seinen Aufenthalt mit und bei den St. Amans nehmen, ihre Dienerschaft und Equipagen aber in einem zu diesem Zwecke erworbenem Hause bei sich behalten solle. Ihre häusliche Einrichtung war gewiß keine zu kleine, und die junge Marquise de Grignan würde unschwer eine sehr hervorragende Stellung in der Gesellschaft eingenommen haben; sie scheint aber mehr die Zurückgezogenheit geliebt und sich mehr ihrem Hause und Familienkreise gewidmet zu haben, als es Madame de Sévignés Freunden und ihrer Korrespondentin lieb war. Bald darauf übrigens hatte die junge Frau wegen tiefer Trauer hinreichende Ursache zu ihrer Zurückhaltung. Madame de Sévigné, die den Winter auf Grignan zugebracht und ihre kranke Tochter gepflegt hatte, erkrankte selbst und wurde binnen wenigen Tagen von den Pocken hinweggerafft. Mit ihr schien viel vom hellen Sonnenschein, der sonst über der Familie gelächelt hatte, erloschen zu sein; nicht drängte sich mehr die große Zahl fast aufdringlicher Freunde herzu, die sonst kamen, um über jedes kleine Ereigniß etwas zu hören oder zu berichten; dagegen verdient Erwähnung, was man den Aufzeichnungen St. Simons zu wissen verdankt, der, trotzdem er von dem Marquis als seinem theuersten Freund spricht, doch kein bitteres Wort ungeschrieben ließ. Er schildert Madame de Grignan im folgenden Winter, wie es ihr gar viel Mühe kostet, nach mehrjähriger Abwesenheit ihre Stellung am Hofe wieder einzunehmen und diejenige ihrer Schwiegertochter — wenn auch mit einigem Achselzucken — zu fördern, während sie ihren Freunden vertraulich zuflüsterte: „Il faut quelquefois engraisser ses terres." St. Simon war aber jedenfalls nicht frei von dem so häufigen Fehler des Witzes — dem nämlich, seinen Freunden allerlei kleine Sachen aufzubürden, die sie zwar nicht gesagt hatten, jedoch gesagt haben konnten, und es muß zugestanden werden, daß das berühmte „mot", welches sich fast bis zum Sprichwort entwickelte, weit mehr seiner eigenen, als der Ausdrucksweise Madame de Sévignés stolzer Tochter zu entsprechen scheint. Auf jeden Fall berührt es wohlthuender, Madame de Grignans eigner Darstellung in einem Briefe an ihre Tochter, Madame de Sevian, Glauben zu schenken."

„Meine Schwiegertochter erfreut sich großer Erfolge. Du kennst ja ihr vornehmes, würdevolles Auftreten; ihre bescheidene und doch bestimmte Art und Weise, sich durch keine Neuigkeit aus der Fassung bringen zu lassen: in diesem Charakter erschien sie in der Gesellschaft und erwarb sich damit die vielseitigste Anerkennung."

Ein Brief von Gabrielle de Martignac, Madame de Grignans ergebener Begleiterin, beschreibt auch ein, von den St. Amans dem Herzog von Chaulnes gegebenes Festmahl, bei dem die Speisen höchst erwählt gewesen und die Honneurs in tadelloser Vollkommenheit gemacht worden wären — „Madame de St. Amans und Madame la Marquise waren entzückt, Madame de Grignan begrüßen zu können,

Digitized by Google

und diese benahm sich höchst zärtlich und freundlich gegen alle — ein Beweis, daß die Beziehungen innerhalb der Familie ungetrübt herzliche waren. Vom 31. August bis 21. September bezog die Blüte der französischen Armee ein Lager bei Compiègne. Es möchte schwer zu berechnen sein, was die Tage sowohl dem Lande, wie allen denen, welche durch ihre offizielle Stellung zu besonderem Aufwand verpflichtet waren, gekostet haben mögen.

„Herr de Grignan hatte gewissermaßen seine eigne Hofhaltung", schreibt Madame d'Uxelles, „und sein Regiment wurde ganz ausnehmend bewundert." Am 4. September traf er auf dem Lagerplatze ein, und sein Einzug mit rasselnden Trommeln und schmetternden Trompeten hätte kaum effektvoller sein können; Trommler und Trompeter trugen des Obersten Livrée, blau und rothgelb, während die Soldaten in fast graues Tuch gekleidet waren, das durch die roth und blauen Aufschläge und Satteldecken glücklich belebt wurde. Der Platz, den das Regiment einnehmen sollte, war schon vorher abgesteckt und eingetheilt worden; nach Erreichung desselben zog die Mannschaft in Schlachtordnung auf, die Standarten wurden in einer Reihe zehn Fuß vor der Linie eingepflanzt; dann wuchsen wie mit Zauberschlag die Zelte, regelmäßige Straßen bildend, aus der Erde.

Mit dem Abbruche des Lagers von Compiègne war jede Aussicht auf Erwerbung kriegerischer Ehre vorläufig abgeschnitten. Desto dankbarer nahm der Marquis de Grignan im nächsten Monat Februar eine Einladung nach Marly an. Dort weilten als Gäste meist Prinzen von Geblüt: Monseigneur, der Herzog und die Herzogin von Burgund, der Herzog und die Herzogin von Bourbon, die Herzöge von Anjou, Beroi, Chartres, die Grafen von Toulouse, die Lothringer 2c. Hierzu kamen der König und die Königin von England und noch einige Personen des allerhöchsten Adels. Der König hatte den besondern Wunsch geäußert, daß für gute Unterhaltung der Herzogin von Burgund gesorgt werden solle, deßhalb strebten alle Höflinge eifrig diesem Ziele zu, und die lebhafte, lustige, kleine Prinzessin, die gern zu all' und jedem bereit war, veranlaßte sofort die Abhaltung einer Reihe von Bällen und Maskenfesten, an welchen die meisten Gäste theilnahmen. Wir lesen da von einer venetianischen Maskerade, von einem baskischen Ballet, dem infolge eines glücklichen Einfalles eines erfinderischen Geistes ein — siamesischer Tanz folgte, und endlich von einer chasse de loup, dem allerhübschesten Arrangement. Der Marquis de Grignan zeichnete sich als vortrefflicher Tänzer bei jeder dieser Gelegenheiten besonders aus. Die Einladungen nach Marly erstreckten sich auch auf die minder berühmten Gäste, aber nicht deßhalb, daß diese ihre Kunst im Tanzen oder in der Darstellung von Masken zeigen sollten, sondern vorzüglich um dem scharfen Auge des Königs Gelegenheit zu bieten, an ihnen noch andere, ihm für seine Dienste passend erscheinende Eigenschaften zu entdecken. Seine militärischen Fähigkeiten hatte der Marquis de Grignan in glänzendster Weise schon bewiesen; sein Regiment zeichnete sich ebenso im Felde wie durch gute Haltung im Lager aus. Von einem jungen Manne aus hoher Familie erwartet man aber außerdem, daß er dem Staate ebenso mit dem Gehirn wie mit dem Schwerte dienen werde. Trotz der nur kurzen Zeit

Digitized by Google

seiner eigentlichen Erziehung und Ausbildung galt es doch als ausgemacht, daß er nicht allein tanzen und fechten, sondern auch klar zu sprechen und scharf zu denken gelernt, sich auch in der Atmosphäre von Versailles, wo gewöhnlich die wichtigsten Angelegenheiten vertraulich verhandelt wurden, beträchtliche Kenntniß der Zeitgeschichte und der Politik angeeignet habe. Des Königs Dienst umschloß sowohl Politik als Kriegskunst — beide tief innig vermischt; und eine, wenn auch noch so geringfügige diplomatische Mission betrachtete man als die praktische Erprobung sowohl der Gewandtheit eines jungen Mannes, wie auch seines Scharfsinnes, Taktes und des Grades, bis zu welchem man sich auf treue Ausführung erhaltener Instruktionen verlassen konnte; und als de Grignan in außerordentlicher Sendung beauftragt wurde, dem Herzog von Lothringen beim Tode seines erstgeborenen Sohnes die Beileidsbezeugungen des Königs zu überbringen, betrachtete man diesen Befehl nur als Vorstufe zu höheren Dingen. Die noch jetzt in den französischen Archiven vorhandene Instruktion ist, in Anbetracht der geringen Bedeutung Lothringens als unabhängiger Staat, besonders ins Einzelne gehend abgefaßt bezüglich des von dem und gegen den Gesandten zu beobachtenden Ceremoniells, da jener Seiner Majestät einen umfassenden und ganz getreuen Bericht über den Verlauf der betreffenden Audienz abstatten sollte. De Grignans noch ebenfalls in den Archiven aufbewahrte Schilderung zeigt nichts von seiner Großmutter glänzendem malerischem Stil, der hier übrigens wenig am Platze gewesen wäre; sie ist dagegen gut abgefaßt und klar gehalten. Die ganze Sendung erfüllte ja nur eine Forderung der Etikette und erlitt dadurch von vornherein eine gewisse Beschränkung. Eine Bemerkung in einem Handschreiben des Königs, der dem Marquis de Grignan für die bei dieser Gelegenheit geleisteten Dienste eine Entschädigung von 2000 Livres auszuzahlen befahl, beweist, daß er mit jenen zufrieden gewesen war.

Im Dezember 1700 begleiteten die Herzöge von Burgund und Beroi ihren Bruder Philipp, König von Spanien, nach der spanischen Grenze. Das war eine passende Gelegenheit, die Erben des Thrones der Bevölkerung der südlichen Provinzen bekannt zu machen, und so zogen sie denn feierlich durch Bayonne, Carcassone und Montpellier nach Marseilles. Nach ihrer Ueberschreitung der Grenze der Provence wurde Herr de Grignan ihr Gastgeber, und am 3. März brach dieser in Begleitung seines Sohnes, des Marquis de Grignan, und eines Gefolges von zweihundert Edelleuten aus der Provinz auf, seine königlichen Gäste in Beaucaire zu erwarten und dieselben nach Tarascon zu geleiten, wo sich mehrere Wochen hindurch eine Reihe glanzvoller Feste und Huldigungen abspielte. In Aix gestaltete sich der Empfang wahrhaft großartig. Fünf Triumphbogen waren auf der Straße errichtet; eine bürgerliche Ehrengarde, „lestement vêtus en habit uniformé“ bildete Spalier bis zum erzbischöflichen Palaste, wo das Absteigequartier vorgesehen war; dann gab es Illuminationen, Feuerwerke, Jubelgeschrei und alles was sonst nur der Freude des Volkes Ausdruck zu leihen vermag. Am ersten Abend veranstaltete Herr de Grignan einen Ball; am folgenden Tage bot er den Prinzen den Anblick eines „combat d'oranges“, dem diese vom Balkon des

Digitized by Google

Schlosses aus zusahen und woran sich ein großartiges Festmahl anschloß. Am 7. verließen sie Aix, um nach Marseilles weiter zu reisen, wo der ihnen vorausgeeilte Statthalter sie an einer, la Pinade genannten Stelle empfing, von der aus die weite Bai von Marseilles zu ihren Füßen lag und man die Stadt, wie den Hafen mit seinen, von Herrn de Grignan 1696 erbauten Forts und Batterien mit einem Blicke übersehen konnte. Die Batterien begrüßten die Prinzen mit drei Salven; in den Straßen der Stadt empfingen sie die reichsten und vornehmsten Bürger, und die glänzende Prozession zog unter verschiedenen Triumphbogen dahin, von denen vorzüglich einer als ein besonders mächtiges und imposantes Bauwerk geschildert wird. Die Bürgersoldaten waren unter Waffen, die Straßen geschmückt mit Tapeten, wiederholte Salven der Artillerie vermochten kaum die jubelnden Zurufe der Menge zu übertönen, welche die Luft erzittern machten; auch hier wird gesagt: „daß nichts die Freudenausbrüche des Volkes zu überbieten vermocht hätte, was M. M. les princes mit großem Wohlgefallen wahrnahmen.“ Man wundert sich fast, daß dort wirklich kein Mißlaut, kein heimliches Murren gehört worden sei, um die Sonne Frankreichs zu warnen, daß noch vor Ablauf des Jahrhunderts von ganz denselben Küsten des Mittelmeeres die ersten Töne jener furchtbaren Hymne erschallen sollten, in der sich der Groll von Jahrhunderten aufgesammelt zu haben schien; daß die Tonwellen, als sie das Thal der Rhône heraufrollten, in ihrem weiteren Laufe mehr Kraft und Ausbreitung als die sich thalwärts wälzenden Ströme gewinnen würden, bis sie, sich endlich an den Mauern der Paläste jener brechend, deren Höfe mit Blut überschwemmten. Wenn damals eine solche Verwarnung laut wurde, haben die Chronisten der Provinzen ihrer wenigstens nicht erwähnt; sie sprachen nur von einer Reihe ununterbrochener Festlichkeiten und Vergnügungen, die bis zum 22. März andauerten, wo Herr de Grignan seine Gäste zur Grenze der Provence zurückbegleitete.

Im Laufe des folgenden Oktobers erschien eine neue königliche Reisegesellschaft; die junge Königin von Spanien, Gabrielle von Savoyen, begleitet von der Prinzessin von Ursins, kam durch Frankreich; und, um den Grignans den Gnadenstoß zu geben, mußten sie im nächsten Frühjahr den Grafen von Toulouse und im Oktober den König von Spanien empfangen, der, um dem Volk das Vergnügen zu machen, ihn zu sehen, in Marseilles einen öffentlichen Einzug hielt. In einem Privatbriefe an Herrn de Grignan sagt Chanillart, man setze bei Hofe fast voraus, daß noch mehr, als der König selbst erwarte, gethan werde, um den Empfang Seiner katholischen Majestät der Provence würdig zu gestalten; eine Voraussetzung, welche so sklavisch erfüllt wurde, daß selbst Paris sich über die dort gefeierten Festlichkeiten verwunderte. Es wäre schwierig zu sagen, wie viel alle diese Empfänge den Grignans gekostet haben mögen, vorzüglich da einzelne dieser hervorragenden Persönlichkeiten, unter Berücksichtigung der Provinzen, durch welche sie kamen, inkognito reisten, weßhalb alle dadurch entstehenden Unkosten von den Statthaltern getragen werden mußten.

Zeitig im Jahre 1702 lag es schon auf der Hand, daß die trügerische Ruhe nach dem Vertrage von Ryswick nicht lange mehr an

dauern werde, und Vorbereitungen auf den spanischen Erbfolgekrieg wurden von allen Seiten getroffen. Die Heere Frankreichs wurden auf Kriegsfuß gebracht und eine Reihe Brigadegenerale ernannt, unter denen de Grignan als der vierte rangirte. Diese unter dem Ausdrucke tiefster Dankbarkeit angenommene Beförderung war übrigens gut genug erworben. De Grignan hatte über fünfzehn Jahre gedient, von 1688—1698 bei keinem Feldzug gefehlt und sich stets als unerschrockener und vornehmer Soldat bewährt. Die Generalsstellung legte ihm auch die Pflicht auf, seine Feldausrüstung zu erneuern. Einige Jahre später kamen die großen Lederkoffer, welche dieselbe enthielten, nach Paris, und ihr sorgfältig in einem Inventar verzeichneter Inhalt bezeugt einigermaßen die Gewohnheiten und den Geschmack des Kriegers. Die Liste beginnt mit den Kleidungsstücken; darunter befand sich ein rother Tuchüberrock mit goldenen Knöpfen; ein ganzer Anzug aus braunem Camelot mit Silberfiligranknöpfen; ein leinener Rock mit Goldknöpfen; ein damastner Gehrock mit Goldblumen, ein juste-au-corps mit Silberknöpfen und ein Degen mit silbernem Heft. Dann folgte ein vollständiges Verzeichniß der Wäsche, des Tafelleinens und Geschirrs; dann ein Packet mit acht Andachtsbüchern, zum Theil in Kalbleder und zum andern Theil in Maroquin gebunden. Das scheinen die einzigen Bücher gewesen zu sein, die er mitzuführen pflegte; trotz aller Hoffnungen und Ermunterungen seiner Großmutter war eine rechte Leselust doch nie in ihm erwacht.

Bei seiner Rückkehr ins Feld wurde de Grignan mit Eröffnung des Krieges 1702 unter den Befehl des Marquis de Bedmar gestellt, der ein französisch-spanisches Heer kommandirte mit dem Auftrage, die Grenzen und festen Plätze von Brabant zu halten und die Hauptarmee unter dem Befehle des Herrn de Boufflers, welcher wieder unter dem Herzog von Burgund, dem Generalissimus der Armee von Flandern, stand, gegebenen Falles zu unterstützen. Herrn de Bedmars Corps bestand aus fünfzehn Bataillonen und zwanzig Schwadronen; die Regimenter von Grignan und von Pelleport sollten den linken Flügel bilden. De Grignan wurde bald darauf abgeordert, mit einem Detachement von zwei Reiterregimentern und sechs Infanteriebataillonen einen Zug von achthundert, am 10. Juli von Malines nach Diest gesandten Wagen zu beschützen. Er führte diesen Auftrag glücklich durch und schloß sich am 20. dem Herrn de Bedmar wieder an, aber nur für wenige Tage, denn schon am 31. befahl der Herzog von Burgund allen disponiblen Truppen, sofort zur Hauptarmee zu stoßen. Man erwartete eine größere Schlacht, zu der es aber nicht kam. Der Monat August wurde mit Märschen und Gegenmärschen hingebracht, die keine andere Folge hatten, als die Kräfte des Herres zu vergeuden. Im September hatte das Regiment von Grignan seit Eröffnung des Feldzuges zweiundzwanzig Mann und siebenunddreißig Pferde eingebüßt, so daß es nur noch zweihundertelf Mann und ebensoviel Pferde zählte. Jede Hoffnung auf einen entscheidenden Kampf war nun für dieses Jahr vorbei und am 6. September ging der Herzog von Burgund nach Paris ab. Kaum ereignißreicher gestaltete sich der Feldzug von 1703, abgesehen von dem glänzenden Siege bei Eckern, wo de Grignans Brigade die Reserve gebildet hatte.

Digitized by Google

Im Mai 1704 sammelte sich die Armee von Flandern wieder im Lager von Neer-Jeschen. Als jedoch bekannt wurde, daß die Verbündeten mit großer Heeresmacht an der deutschen Grenze standen, wurde beschlossen, daß Villeroy sofort aufbrechen und zu Tallard stoßen, in Flandern aber nur ein Beobachtungscorps zurücklassen sollte. Noch auf dem Marsche traf ein Befehl des Königs ein, demgemäß eine Abtheilung von fünf Regimentern, darunter auch das von Grignan schneller zur Unterstützung Tallards vordringen solle. Diese Truppen trafen gerade noch rechtzeitig ein, um an der unglücklichen Schlacht von Hochstedt theilzunehmen, in der de Grignans Brigade von acht Schwadronen einen rechten Flügel Tallards deckte. Ein ungenannter Berichterstatter, auf den sich Masson bezieht, meldet, daß die Reiterei nach Gefangennehmung des Herrn von Tallard eiligst die Flucht ergriffen und sich ein Theil — mit bezeichnender Unkenntniß der Gegend — nach einer Insel der Donau gerettet habe, wo sie ebenfalls gefangen worden wäre, wenn die Brigade de Grignan, welche sich in anderer Richtung zurückzog, ihr nicht noch im letzten Augenblick zu Hilfe gekommen wäre, indem sie den Feind noch einmal von der Stromfurth zurücktrieb und die Höhen von Hochstedt hielt, bis alle, auch die Verwundeten, fortgeschleppt werden konnten. Dieses Zwischenfalles wurde in den Schlachtberichten nicht Erwähnung gethan, doch waren letztere jener Zeit überhaupt weit weniger detaillirt gehalten, dagegen sprachen sowohl Chanillart wie St. Simon davon, daß de Grignan sich bei Hochstedt persönlich ausgezeichnet habe.

Nach dieser Niederlage blieb Frankreich gar nichts anderes übrig, als die schleunige Räumung des deutschen Gebiets, welche Marsin rasch und geschickt durchführte. Villeroy, der mit frischen Truppen heranzog, vermochte noch die Reste der Tallardschen Armee zu decken und dem Feinde eine ungeschwächte Front entgegenzustellen. Bei Hochfeld, in der Nähe von Straßburg, wurde die Reiterei wieder in Ordnung gebracht und es ergab sich da, daß die Sterblichkeit der Pferde eine so große gewesen war, daß von vier Regimentern und zehn Schwadronen nur so viel übrig blieb, um daraus vier Schwadronen für die Brigade de Grignan zu bilden, während das Regiment de Grignan zu einer einzigen Schwadron von hundertundvier Mann zusammengeschmolzen war. Die Sterblichkeit beschränkte sich aber nicht allein auf die Pferde. Unter den Truppen grassirten die Pocken; Herr de Coigny, der vom König abgesendet war, eine neue Moselarmee zu formiren, besichtigte die Truppen am 4. Oktober und starb schon am 10. desselben Monats. Der Kurier, welcher die Hiobspost brachte, meldete gleichzeitig, daß auch de Grignan von den Pocken befallen sei. Seine Gattin begab sich unverzüglich mit Eilpost nach Diedenhofen, wo der Kranke liegen sollte. Vier Tage später schreibt de St. Aulais: „Herr de Grignan verschied gestern in Diedenhofen an der Pockenkrankheit;“ diese lakonische Notiz ist die einzige Urkunde über das Ende einer Lebensbahn, deren Anfang bis auf viele Einzelheiten aufgezeichnet worden war.

Ueber die Hochschätzung, welche sich der Marquis de Grignan trotz seines nur kurzen Lebens bei allen, mit denen er in Berührung gekommen war, zu erwerben gewußt hat, existiren doch noch verschie-

Digitized by Google

dene Zeugnisse. Chamillart betont in dem Schreiben, mit welchem er dem trauernden Vater seine innige Theilnahme kund geben wollte, die höchst ehrenvolle Haltung des Marquis in der Schlacht bei Hochstedt, mit dem Zusatz, es möge der Familie zum Troste dienen, daß der König davon mit besonderer Befriedigung Kenntniß genommen habe und es seiner Majestät gnädige Absicht gewesen sei, den Marquis sofort mit dem Range eines Feldmarschalls zu beleihen. Donneau de Visé, der über ihn im Mercure schreibt, sagt: „Er besaß alle guten Eigenschaften seines Berufs und Ranges. Bei seiner Erziehung war nichts vergessen oder vernachlässigt worden, und wenige Männer seines Alters und seiner Art sind ihren Grundsätzen stets so treu geblieben, wie gerade er." St. Simon, sonst immer so karg mit einem Worte des Lobes, sagt: „Ich verlor in ihm einen mit mir erzogenen Freund, den Marquis de Grignan, der ein im besten Sinne des Worts höchst ehrenhafter Mann war und viel für die Zukunft versprach."

Am tiefsten trauerte natürlich die so schwer betroffene Mutter. Madame de Grignan wird gewöhnlich als eine etwas kalte Natur geschildert, welche die reiche Liebe, die ihre sie bewundernde Mutter ihr entgegenbrachte, mit fast verletzender Kühle aufnahm; die Sorgfalt jedoch, mit der sie dreißig Jahre hindurch jede Mittheilung, jeden Brief der Mutter aufbewahrte, beweist wohl, daß ihre Gefühle, wenn sie dieselben auch nicht zeigte, doch tiefe und nachhaltige waren. Die zärtlichste Anhänglichkeit empfand sie erklärlicherweise für ihren Sohn. Einige Monate später äußert sie in einem Briefe an Madame de Guiteau: „Religiöse Betrachtungen sind der einzige Trost, welchen ich in dieser grausamen Prüfung noch finde; und doch, wie fern bin ich davon auch im eigenen Geiste die Hilfe zu finden, deren ich so sehr bedarf. Ich kann einmal nur rein menschlich denken und fühlen, beweinen und betrauern, was ich verloren habe." Der Tod kürzte ihr übrigens die Zeit der Trauer freundlich ab. Man verwundert sich vielleicht kaum zu hören, daß, als ein Jahr nach dem Ableben ihres Sohnes die schreckliche Seuche, welche schon zwei Generationen der Familie hingerafft hatte, auch sie ergriff, das arme Weib nicht die Kraft, vielleicht nicht einmal den Wunsch besaß, ihr zu widerstehen sondern ziemlich schnell derselben unterlag.

Die jüngere Madame de Grignan, die Wittwe des Marquis, überlebte diesen noch manches Jahr. Ruhig und schweigsam von Natur, hatte sie auch während der Zeit ihrer Ehe nicht viel Neigung für weltliche Zerstreuung an den Tag gelegt, und jetzt trat sie unmittelbar in die Reihe derjenigen über, welche in der That und Wahrheit Wittwen sind. St. Simon schrieb von ihr: „Sie war eine Heilige; die traurigste und stillste Heilige, die mir je vorgekommen ist. In ihrem Hause eingeschlossen, lebte sie darin ihre ganze übrige Lebenszeit, wohl volle zwanzig Jahre, ohne dasselbe je, außer wegen eines Kirchganges, zu verlassen und ohne jemand bei sich zu empfangen." Das mag wohl etwas übertrieben sein; jedenfalls huldigte die Marquise de Grignan, unbeschädigt ihrer Heiligkeit, einer weltlichen Liebhaberei ihrer Zeit, derselben, um deren Wiederbelebung im Faubourg St. Germain sich neuerdings die Gräfin von Paris so ernstlich bemüht hatte, der Vorliebe für seltene und besonders schön gebundene Bücher. Bei

Digitized by Google

ihrem Ableben hinterließ sie der Schwester ihres Gatten, Madame de Semiane, ihre Bibliothek, welche schon damals höchst werthvoll war und heute unschätzbar sein würde. Ein berühmter, unlängst verstorbener Schriftsteller hat den Gedanken ausgesprochen, daß der Geschmack und die Launen des Individuums vergeblich gegen die kräftigeren Instinkte der Rasse ankämpfen; so kam es wohl auch, daß das Wappenschild des Enkels der Madame de Sévigné, trotz seiner eigenen Bevorzugung der Vergnügungen des Hofes und des Lebens im Felde gegenüber der Beschäftigung mit der Literatur, nirgend in Stahl geschnitten oder in Stein gehauen vorkommt, sich dagegen unter den Schätzen der Literatur des grand siècle auf schönen Arbeiten in — Kalbleder und Maroquin vorfindet.

Digitized by Google

Halb Mär — halb mehr.

Eine Märchen-Novelle von A. A. Guthmann.

(Verfasser von „Zacharula.")

Die Soirée bei dem Herzoge von Newport war zu Ende, und mit den übrigen Gästen hatte der leutselige Prinz von Wales sich entfernt, nachdem er der Herzogin, einer der schönsten Frauen Englands, in vielen galanten Wendungen seinen warmen Dank für den bei ihr verlebten genußreichen Abend ausgesprochen hatte. Und das war diesmal nicht lediglich auf die Thatsache zurückzuführen, die bei Hofe und in aristokratischen Kreisen ein öffentliches Geheimniß bildete, daß die Herzogin eine der vielen Schönen war, denen das weite Herz des Thronfolgers huldigte, sondern galt auch den edlen Genüssen, durch welche Albions erlesenste Geister die heutige ästhetisch-musikalische Soirée zu einem Ereigniß der Saison gemacht hatten. Der gekrönte Hofdichter, der süßliche Liebling der gesammten Damenwelt, hatte eine Ode auf einen Kriegshelden, der in einem blutigen Kampfe gegen halbnackte Wilde unvergängliche Lorbeeren erworben, vorgelesen, die Sängerin Miß Forbes, zu deren Füßen die ganze goldene Jugend Londons lag, eine Arie gesungen, und der weltberühmte Geiger Fioravanti einige eigene Kompositionen auf seiner herrlichen Amati vorgetragen, ja, Sir Julius Benedict selber hatte es nicht verschmäht, aus seiner damals eben entstandenen Oper „Die Rose von Erin" einige irische Melodien eigenhändig auf dem Flügel zu spielen.

Nun waren die Töne längst verklungen, die letzten Wagen fortgefahren, und die Herzogin Maud von Newport saß in träumerisches Nachdenken versunken vor dem Kamin ihres traulichen Boudoirs. Dachte sie an die feurigen Liebesworte des schönen Prinzen? Sie hatte sie vergessen, fast in demselben Augenblick, da sie ihr zugeflüstert waren; denn obgleich sie in frühester Jugend ohne eigene Neigung dem hochmüthigen Sprossen des herzoglichen Hauses Newport vermält worden war, hatte sie ihren Ruf doch in fleckenloser Reinheit bewahrt, und das Schlimmste, was böse Zungen ihr nachsagten, — sie bewahre dem ungeliebten Gatten die Treue nicht aus Liebe, sondern aus Stolz

Digitized by Google

und Selbstachtung — war es nicht eher ein Lob als ein Tadel? Ob sie glücklich gewesen war dabei? — — Ein schwerer Seufzer hob ihre Brust, als sie sich diese Frage vorlegte. Sie trat ans Fenster und schob die schweren dunkelgrünen Sammetgardinen auseinander. Eine Flut silbernen Mondlichtes ergoß sich in das nur schwach durch eine bedeckte Ampel erhellte Gemach. Die schöne Frau verschränkte die runden Arme über der Brust und drückte die Stirn an die feuchten Scheiben .... Glück — was war überhaupt Glück? — Prunk? — Reichthum? — Ehre? — Huldigungen? — Anbetung und Vergötterung von der Welt; von der Männerwelt? — Unmerklich senkten sich die Mundwinkel der also Fragenden zu einem verächtlichen Lächeln ... Sie hätte keinen Finger gerührt, um das alles zu erlangen — es fiel ihr gegen ihr Wünschen und Sehnen zu. Glück — war sie wohl je in ihrem Leben wirklich glücklich gewesen? Sie sann und sann — zurück, nicht vorwärts ... sie suchte das Glück nicht in der Gegenwart oder Zukunft, sondern in der Vergangenheit, und sie fand es — anscheinend; als sie ein Kind noch gewesen, im Hause der Eltern, behütet und bewacht von treuer Vater- und Mutterliebe, ohne Sorgen und ohne Hoffen und Wünschen dem kommenden Tag ins Auge blickend, unbekümmert um das, was er bringen könne, befriedigt von dem, was ihr zufiel, unbefangen hinnehmend was ihr die Stunde brachte ... Ja, das war wohl die Zeit *ihres* Glückes gewesen — hatte man sie doch *geliebt* damals — *wirklich* geliebt. Und jene andere Liebe, von der die Dichter singen und sagen ... jene stürmische Neigung des Herzens zum Herzen, die der Sage nach alles mit sich fortreißen sollte — keine Schranke kennen — keine Vernunftsgründe gelten lassen sollte ... die bereit sein sollte für ein Lächeln des Geliebten ein Königreich mit Freuden hinzugeben — die nur in dem Gegenstand der Liebe leben und beim Tode dieser Liebe sterben oder in entsagender Treue seinem Andenken leben sollte ... der Sage nach ... ob sie wirklich auf Erden existirte? ...

Das schöne, königliche Weib lächelte trübe, ihr war sie nicht begegnet, diese Liebe. So weit sie zurückdenken konnte ... keiner der Männer, die ihr je gehuldigt, hatte ihr Herz höher schlagen lassen, und mit ihrem klugen Verstande hatte sie noch immer sehr bald die Beweggründe durchschaut, die jene zu ihren Füßen zwangen. Jenes Gefühl, von dem die Dichter singen — keiner hatte es ihr in voller Reinheit und Glut entgegengebracht, keiner auch hatte es in ihr geweckt. Die Herzogin von Newport kannte die Liebe nur vom Hörensagen — und doch war sie Gattin und Mutter.

Und die andern? — Ob wohl die andern glücklich waren? Schien es ihr nicht bisweilen, als heuchelten sie alle das Glück, das sie doch nicht empfanden? Hatte sie nicht oft schon das Gefühl gehabt, als spiele sie mit den andern zugleich eine Rolle in einer glänzenden Komödie? Immer nur bemüht ein's dem andern Sand in die Augen zu streuen? Ja, die Welt heuchelte Gefühl und Glück, obgleich sie beides nicht ihr eigen nannte. Das Leben — es war für sie kein Lust- kein Trauerspiel — was war es denn? Ein Zug schmerzlichen Unmuths zuckte um ihren Mund — sie seufzte. — Ja, das Glück, die völlige Befriedigung — auch schon die Befriedigung von dem, was

Digitized by Google

ein solcher Abend bot — sie fehlte — immer fühlte sie sich bei dem Gebotenen unbefriedigt — hier wie anderwärts. „Es fehlt doch allen etwas — allen, ihnen wie mir. — Aber was ist es?" Sie sann und sann, aber sie fand es nicht, eins nur war ihr klar: der Kern des Lebens lag nicht im Genusse, und Gold und Glück waren nicht identisch.

„Darf ich hinein kommen, Mama?" ertönte eine leise Stimme an der Thür, und wie heller Sonnenschein glitt es flüchtig über die nachdenklich ernsten Züge der Herzogin, als sie, ohne den Kopf umzuwenden, eben so leise zurückrief:

„Du störst mich nicht, Edith, komm nur."

Ein junges Mädchen, auf der Scheidelinie zwischen Kind und Jungfrau stehend, huschte hinein, umfing einen Augenblick mit zärtlicher Liebkosung die Mutter und ließ sich dann zu ihren Füßen auf einen Schemel nieder. Die schöne Frau streichelte die blonden Locken ihres Lieblings.

„Nun, Edith, bist Du zufrieden?" fragte sie sanft.

Die Tochter schaute auf, und merkwürdig zeigte sich in diesem Augenblicke die Aehnlichkeit in den Gesichtszügen der sonst so verschiedenen Frauengestalten, als derselbe Schatten grübelnder Unzufriedenheit, der vorhin bei der Herzogin sichtbar gewesen war, des jungen Mädchens klare Stirn zu trüben schien. Sonst waren die klassisch regelmäßigen Züge der Lady nur in beschränktem Maße auf ihr schlankes Töchterchen übergegangen, deren mehr durch jugendliche Anmuth als durch strenge Schönheit anziehendes Gesicht den echt angelsächsischen Typus der männlichen Newports trug; um für vollkommen schön zu gelten, dazu fehlten ihr das reine Oval, die edle Nasenlinie und der feine Schnitt des Mundes der Mutter; sie hatte vom Vater die etwas aufgeworfenen Lippen und den energischen Schwung der Nase, die breite Stirn und das eckige Kinn, während an die Mutter nur die Fülle des aschblonden Haares, der schon jetzt, trotz ihrer schmächtigen Gestalt, erkennbare tadellose Fall der Schultern und des Nackens königliche Bildung erinnerten. Das schönste an ihr waren die großen, fröhlichen, blauen Augen, welche die Farbe des väterlichen mit dem bald träumerisch sinnenden, bald entzückend klaren und offenen Ausdruck des mütterlichen hellbraunen Auges vereinigten. Dies fiel gerade jetzt besonders auf, als sie mit halb grübelndem, halb unmuthigem Ausdruck vor sich hin sah, indem sie antwortete:

„O, Mama, ich hatte mich auf heute Abend so gefreut, so sehr, — auf meinen ersten Abend in der Gesellschaft, und doch — ich bin etwas enttäuscht — mir fehlt etwas."

Mit mütterlicher Besorgniß betrachtete die Herzogin das nachdenkliche Gesicht ihres Lieblings, und entgegnete mehr sich selbst als ihr:

„Auch Dir, mein Herz? Aber das ist sehr schlimm!"

„Nicht wahr, Mama? Das habe ich auch schon gedacht, und darum wollte ich heute Abend zu Dir kommen und Dich fragen, was es denn sein mag, was allen fehlte?"

„Weiß ich es denn selbst?" flüsterte Mylady halblaut, als scheue sie sich, dem Kinde ihre Unwissenheit zu gestehen. „Kannst Du mir Deine Empfindungen nicht etwas deutlicher erklären?"

Digitized by Google

„Nein, Mama, das kann ich nicht. Aber mir fällt ein so kindischer Vergleich ein, der eigentlich sehr dumm klingt, aber doch am besten ausdrückt, wie es mir vorkommt."

„Laß hören, mein Kind."

Edith lachte leicht auf und begann dann:

„Sieh, wenn einem Manne ein herrliches Bankett gerüstet würde, der nicht wüßte, daß es das Salz ist, was allen unsern Speisen die beste Würze verleiht —, und man trüge ihm die köstlichsten Gerichte auf, die aber alle des Salzes ermangelten, so müßte es ihm ähnlich ergehen, wie heute Abend mir, er würde enttäuscht vom Mahle aufstehen, und doch nicht wissen, was ihm fehlt."

Die Mutter nickte nur und versank wieder in Nachdenken, während sie fortfuhr mit liebkosender Hand Ediths Haar zu streicheln. In derselben in sich gekehrten Weise sagte sie dann:

„Ja, die eigentliche Würze vermisse ich auch. Mr. Tennysons Ode war doch vorzüglich, Miß Forbes sang so hinreißend, Sir Julius spielte so bezaubernd und Signor Fioravanti . . . ."

Die Tochter fuhr auf und rief fast triumphirend:

„Jetzt weiß ich es, Mama, was es war: es fehlte ihnen allen das, was auch seiner Geige fehlte: sie kann nicht weinen; sie thut nur so, als weinte sie. Und so geht es ihnen allen; sie thun nur so, als wenn sie jauchzen und weinen, jubeln und schluchzen — es ist alles falsch und erheuchelt."

Da die Herzogin nicht antwortete, fuhr Edith nach einiger Zeit fort:

„Denke Dir nur, Mama, der finstere und wortkarge Doktor Altenstein . . ."

„Papas Sekretär?"

„Ja, der . . . der kann auf der Geige spielen, daß sie weint und schluchzt wie ein Mensch."

„Wie, unser Doktor Altenstein — von dem man kaum jemals ein Wort hört — der spielt die Geige?"

„Ja, nicht wahr, das ist seltsam? Und er spielt auch nur dann, wenn er glaubt, daß ihn niemand hören kann."

„Und woher", fragte Lady Maud lächelnd, „weiß es denn mein Töchterchen?"

„Ich habe ihn belauscht, Mama", gestand Edith erröthend. „Aber ohne meine Schuld. Als wir im Sommer in Glenwood Castle waren, erzählte mir Miß Evelyn — Du weißt, des Squire von Ferntree Tochter — sie habe ihn am See spielen hören. Und dann ruderte ihr Bruder uns abends auf dem Wasser nahe an die Stelle, wo der Doktor auf einem vorspringenden Felsen sitzend sich selber etwas vorspielte, wirres und melodieloses Zeug, aber doch zu Thränen rührend, wie Miß Evelyn meinte —"

„Evelyn ist eine sentimentale Thörin", warf die Herzogin fast zürnend ein.

„Das wohl, Mama", vertheidigte Edith ihre Freundin, „aber diesmal hatte sie doch nicht unrecht, Du hättest es nur anhören sollen. Aus dem tollen Wirrsal rangen sich Töne wie Glockenspiel heraus, die dann in die wundersamsten Melodien übergingen, bis wieder regellose Phantasien folgten. O, Mstr. Altensteins Geige, Mama, sie

Digitized by Google

kommt mir schon gar nicht mehr vor wie ein todtes Instrument, sondern wie ein lebendes Wesen. Wenn Du sie hören könntest, Du würdest mir recht geben. Sie redet und spricht wie ein Mensch, die singt, die kleine dunkle Geige, freilich nur in Tönen, aber wenn ich verständiger wäre und nicht gar so jung, wenn ich etwas mehr wüßte vom Leben, und von dem, was man erlebt, dann wollte ich Dir das Ganze in Worte übersetzen. Du würdest das leicht fertig bringen, Mama, ja ich bin überzeugt, Du würdest verstehen, was Mstr. Altensteins Geige singt und sagt ... Freilich traurig ist das Ganze und es klingt wie Klagen und Thränen. Lachen und jubeln kann die kleine Geige nicht und ein lustiges Presto bringt der Master schon gar nicht fertig, immer Lento, immer Melancholie, immer larmoyant; höchstens geht der Takt einmal in ein sanftes Adagio über, das wie Heimweh klingt, oder wie Sehnsucht, und wenn er dann aus den Durklängen in die Molltonarten übergeht — einen Coup d'archet hat er dabei — wenn ich da bedenke, wie nüchtern heute Dein großer Geiger die süße Haydn'sche Serenade spielte — das war alles so künstlich — ich glaubte seiner Geige nichts ... O, ich wollte diese Haydn'sche Musik ganz anders vortragen, wenn ich — ja wenn ich geigen könnte. Und Mstr. Altenstein gewiß auch. — Ja, seine Geige — bisweilen schreit sie laut auf vor Qual — glücklich ist sie nicht, das steht einmal fest, aber zuhören könnte man ihr — zuhören — und man langweilt sich nicht dabei wie in Deinem Salon, Mama."

Die Kleine strich das lange, offene Haar aus dem erhitzten Gesichtchen und sah die lächelnd zu ihr herabblickende Mutter halb ängstlich, halb übermüthig und trotzig an.

Die schöne Herzogin lächelte:

„Mein poetisches Kind, Du schwärmst! Aber jetzt laß uns schlafen gehen. Wenn aber Doktor Altenstein wirklich so schön spielt, wie Du sagst, so wollen wir etwas für ihn thun. Es wäre doch schade, wenn ein Talent zugrunde ginge, das meine Edith dem von der ganzen Welt bewunderten Signor Fioravanti vorzieht."

* * *

Der Kandidat der Theologie und Sekretär des Herzogs von Newport, Doktor Altenstein, den die stolze Herzogin bis dahin kaum eines Wortes gewürdigt hatte, stand in dem Drawingroom der schönen Frau gegenüber und erwartete nach seiner ehrerbietigen und etwas linkischen Verbeugung die Anrede der Dame. Linkisch war er, aber nicht verlegen, und die schmächtige Gestalt stand inmitten des eleganten Prunkes mit einer gewissen Nonchalance, die besser als die studirteste Geberde seine Nichtbeachtung des ganzen Reichthums bekundete. Das dichte, mähnenartige Haar, ein schwarzer, wenn auch nicht wohlgepflegter Schnurrbart und geistvolle, aber etwas unruhige graue Augen verliehen dem eckigen Gesicht eine Originalität, welche für den Mangel an Schönheit entschädigte.

Die Herzogin war so gnädig ihm einen Sitz anzubieten und begann:

„Mr. Altenstein, meine Tochter hat mir erzählt, Sie musizirten."

Der Kandidat verbeugte sich schweigend und mit einem verwunderten Blick.

Digitized by Google

„Auf der Geige . . .“

Abermalige stumme Verbeugung.

„Bitte, weßhalb vergraben Sie sich mit diesem Talent in die Einsamkeit? Das ist sonst nicht die Manier der Dilettanten.“

Altenstein, der bisher nachdenklich vor sich hingesehen, wandte jetzt den Kopf nach der schönen Frau. Sein unstätes graues Auge huschte blitzschnell über die geschmeidige Gestalt, die drüben in den dunkeln Sammetpolstern des Fauteuils so nachlässig ruhend lehnte. Die Herzogin hatte den blonden Kopf weit zurückgebogen und hinter den halb gesenkten Wimpern sahen die lichtbraunen Augen, in deren Tiefe ein berückender goldiger Schimmer glänzte, prüfend und kühl in die seinen. Durch die zusammengezogenen purpurrothen Seidengardinen warf die Sonne einen röthlichen Schein über das schöne Weib in dem weißen, duftigen Morgengewande, und das fein gemeißelte, sonst marmorblasse Gesicht, das an den Studienkopf eines Bildhauers erinnerte, erschien dadurch lebendiger, irdischer, schöner und verführerischer noch als sonst. Auch das liebliche Kind, das an ihrer Seite lehnte und mit den holden Kinderaugen halb theilnehmend, halb ungeduldig zu der Mutter herabsah, die eher einer älteren Schwester ihrer eigenen Tochter als deren Mutter glich, stand unter dem Einfluß dieser Lichtreflexe — nur der junge Mann mit dem interessanten Künstlerkopfe saß im Schatten, er sah entgegengesetzt zu den beiden weiblichen Gestalten bleicher aus als je in seinem Leben, und unter der wuchtigen Stirn blickten die grauen Augen wie von einer magnetischen Gewalt angezogen, starr nach jenem wunderschönen Weibe, das selbst in dieser nachlässigen Haltung einer Königin glich und noch immer, seiner Antwort harrend, unter den halb geschlossenen Lidern vornehm zu ihm herüber blickte.

„Dilettanten —“, wiederholte er eisig. „Darin liegt schon die Antwort, Mylady. Ich wollte niemand mit meinem Spiele lästig werden.“

Die Herzogin lächelte ein wenig, richtete sich aus ihrer liegenden Stellung etwas auf und erfaßte wie spielend eine der Quasten am Fauteuil, die sie hin und her bewegte. Langsam hoben sich die Wimpern von den sonnigen Augen und richteten sich zerstreut und nachdenklich auf den jungen Mann.

„Vielleicht, wenn Sie Ihr Talent pflegten und weiter ausbildeten“, fuhr sie sehr kühl und ruhig in dem Gespräch fort, „könnten Sie sich über den Dilettantismus erheben. Meine Tochter machte mich auf dieses Talent aufmerksam, sie findet in Ihrem Spiel ein etwas . . .“

„Nennen wir es Seele, Mylady“, entgegnete Altenstein ruhig, aber nicht ohne Selbstbewußtsein.

„Wie Sie wünschen“, war die ebenso ruhige Antwort. „Würden Sie sich wohl entschließen, an einem der Abende, wo wir Gesellschaft geben — es kann ja eine kleinere Familien-Gesellschaft sein — eine Probe Ihres Talentes abzulegen?“

Eine jähe Röthe stieg in das bleiche Gesicht des Deutschen und seine Brauen zogen sich finster zusammen, während er hastig aufstand, an einen in seiner Nähe befindlichen Tisch trat und eines der dort liegenden Kupferstich-Albums auf- und zuklappte, ohne einen Blick auf

Digitized by Google

die Stiche zu werfen. Seine Mundwinkel senkten sich wie verächtlich und in seinen Augen begann es diabolisch aufzuleuchten. Fast unheimlich sah der bleiche Mann aus, und seine grauen Augen glänzten plötzlich tief dunkel, fast schwarz.

„Ich kann vor den Menschen nicht spielen, Mylady", entgegnete er sehr bestimmt, „ich bin ein Dilettant und mein Lehrer war es auch."

„Ah, Mstr. Altenstein, der Dilettant will Ihnen nicht wieder aus dem Sinn! Hat es Sie verletzt, daß Mama von Dilettanten sprach?" mischte sich Edith ins Gespräch. „Mama hat Ihr Spiel noch nie gehört, sonst würde sie dieses Wort nicht gebrauchen."

Die Herzogin legte ihre kleine weiße Hand sehr entschieden auf die ihrer Tochter.

„Sagen Sie mir", fragte die Herzogin weiter, gewissermaßen bemüht, die von ihrer Tochter versuchte Ueberbrückung der Kluft zu vereiteln, „Sie sind nicht bemittelt, Herr Doktor? Sie sind wohl gar arm?"

„Ich bin zufrieden", antwortete er ablehnend.

„Desto besser, aber damit ist meine Frage nicht beantwortet."

„Ich denke doch", sagte Altenstein hartnäckig, „wer zufrieden ist, ist niemals arm."

Lady Maud runzelte die Stirn; wie, dieser subalterne Gelehrte hatte wohl gar die Kühnheit, ihr gütiges Entgegenkommen mit etwas, das aristokratischem Stolze verzweifelt ähnlich sah, abzuweisen? Unmuthig begann sie nach einer kleinen Pause wieder:

„Mir scheint, daß wir da nutzlos um Worte streiten. Vielleicht hat meine Frage Sie beleidigt. Ich wollte aber nur wissen, ob Sie die Mittel haben, Ihr Talent auszubilden?"

„Das nicht, Mylady. Indessen es könnte doch sein, daß es mit meinem Talente nicht weit her ist. Lady Edith hat wohl zu schmeichelhaft über mich geurtheilt."

„Darüber wollen wir gelegentlich weiter sprechen", brach die Herzogin wie gelangweilt ab. „Eins aber hat Ihr Spiel nach Ihrem eigenen Urtheil: Seele. Wie definiren Sie das?"

Das Auge des jungen Gelehrten belebte sich einen Augenblick; doch sank er gleich wieder in seine vorige Gleichgiltigkeit zurück und entgegnete gelassen:

„In Worten ist das ebenso schwer wiederzugeben, wie alle übrigen Eindrücke der Musik; denn nach meinem Dafürhalten ist das, was ich Seele nannte, auch nur in dem, was sie wirkt, und nicht in dem, was sie ist, zu erkennen; mit anderen Worten, sie liegt weniger in der Hand und in dem Instrument des Künstlers als in dem empfänglichen Sinne des Zuhörers."

Edith schüttelte den Kopf und entgegnete lebhaft:

„Das ist Unsinn, Herr Doktor!" Sie erröthete über ihre eigene Heftigkeit, als sie leiser fortfuhr: „Ich denke mir das Verhältniß ähnlich wie in einem Drama: würden Sie behaupten, daß das begeisterte Spiel des Schauspielers weniger in seiner Kunst als in dem sympathischen Herzen der Zuschauer liege?"

„Und ich meine doch, daß dem so sei", war seine Antwort. „Wie

Digitized by Google

könnte sonst mein regelloses Spiel Ihre Aufmerksamkeit oder gar Ihren Beifall erregt haben?"

„Es liegt etwas seltsam trotziges in diesem jungen Deutschen und seiner ganzen Art", bemerkte die Herzogin ein wenig unmuthig zu ihrer Tochter, als Altenstein gegangen war, „er macht mir den Eindruck, als ob er eher verhungern als ein Almosen annehmen würde. Und doch soll das, was ich ihm bieten möchte, kein Almosen sein."

Aber Edith hörte nur halb, was die Mutter sagte, eine „Geschichte" gehörte offenbar zu dieser lebendigen Geige, und Miß Edith war eine schwärmerische Verehrerin von „Geschichten" — sie war ja so jung, ein halbes Kind noch, und sie träumte so gern und so viel und las viel lieber Märchen als Romane. Diese lakonische Antwort von der Sympathie der Hörer war nicht die rechte. O, sie würde schon erfahren, wie die kleine dunkle Geige zu einer Seele kam, meinte Edith. Und was Lady Edith bisher erreichen gewollt, war ihr noch nie schwer geworden. Nur wenige Tage waren vergangen, da traf sie wieder mit der alten Schelmenmiene in das Boudoir der Herzogin. Sie kauerte sich neben dem Divan nieder, auf dem die Mutter lesend lag, zog aus dem Ausschnitt ihres lichtblauen Gewandes ein paar eng beschriebene Blätter und hielt sie triumphirend hoch in die Luft.

„Ich habe sie!" rief sie mit leuchtenden Augen.

„Was hast Du?" fragte die Herzogin und griff nach dem kleinen Hefte.

Edith überlegte einen Moment . . . Sollte sie erzählen, wie sie den finstern, blassen Mann drangsalirt und gepeinigt hatte, ihr die Geschichte seiner Geige zu erzählen? Nein, lieber nicht . . . Mama würde das nicht billigen . . . Edith versuchte also vernünftig zu sein.

„O, ich traf neulich Mstr. Altenstein, als ich Papa in der Bibliothek vergebens suchte, und — und — er hat mir versprochen die Geschichte von der „Seele" — Du weißt doch, goldiges Mütterchen, von der lebendigen Geige — niederzuschreiben. Er wollte sie mir eigentlich erzählen —", Edith betrachtete einen Moment ihre rosigen Fingerspitzen und wurde ebenso roth wie diese, „aber wo sollte er das? Das hätte sich doch nicht geschickt, nicht wahr, liebe Mama? Und da hat er mir denn das Ganze aufgeschrieben."

„Mstr. Altenstein?" fragte die Herzogin überrascht.

„Gewiß, liebe Mama, und es ist sehr interessant, das heißt, es ist ein Märchen. Mir gefällt das bunte Gewand dieses Märchens; den eigentlichen Sinn verstehe ich nicht. Vielleicht Du, liebe Mama?"

„Wir wollen sehen, ob unsere Intelligenz so groß ist", entgegnete lächelnd die Herzogin. „Ich werde also gelegentlich und Dir zur Liebe dieses Märchen des Doktor Altenstein lesen."

Als Edith gegangen war, nahm die Herzogin ihre Lektüre wieder auf, aber merkwürdig, sie konnte der Handlung nicht mehr mit ungetheiltem Interesse folgen. Erst schlug sie ein paar Blätter zurück, dann vor, endlich klappte sie das Buch zu und griff nach dem Märchen. Einen Moment ruhte ihr Auge sinnend auf den kleinen, zierlichen Buchstaben, die an die Hand einer Dame erinnerten und doch so sicher und fest sich aneinander reihten, dann las sie:

Digitized by Google

Das Märchen vom Geiger und dem Neck.

Er war ein Geiger, der Held meines Märchens, aber nur ein armer Dorfmusikant in meiner Heimat, der auf den Kirchweihen und Sonntags den Bauern zum Tanz aufspielte. Arm war er, jedoch darum nicht unglücklich. Denn die harmlosen Landleute waren mit ihm zufrieden und er mit sich selber auch; welche Ursache zur Unzufriedenheit hätte er auch haben sollen, da er mit Klarinette und Brummbaß, seinen beiden Kollegen, ganz leidlich Takt hielt und wenn einmal ein falscher Ton mit durchschlüpfte, dies nicht seinem Spiel, sondern seiner Violine, die weder eine Amati, noch eine Stainer war, zuschrieb. Da er im übrigen ein prächtiger Bursche mit treuherzigen dunklen Augen und krausem schwarzem Haar und darum bei den Dorfschönen wohl gelitten war, so glaubte er, daß man kein schöneres Leben auf Erden führen könnte, als das eines fidelen Dorfmusikanten.

Das alles aber wurde mit einem Schlage anders, als eines Tages bei einer festlichen Gelegenheit die Gutsherrschaft, einem alten Brauche getreu, sich herbeiließ, bei dem Tanze der Landleute zu erscheinen; mit ihnen kam ein junges Fräulein, welches Balthasar, so hieß der Musikant, noch niemals vorher gesehen hatte, denn sie war eine weitläufige Verwandte der Herrschaft und hielt sich gerade zu vorübergehendem Besuche im Schlosse auf; es war ein übermüthiges, lustiges Geschöpf mit rosigen Wangen und Lippen und schalkhaft glänzenden Augen. Balthasar, der nie etwas schöneres gesehen zu haben glaubte, war augenblicklich zum Sterben in sie verliebt und hätte seinen ganzen Wochenlohn darum gegeben, wenn er an der Stelle des Burschen gewesen wäre, dem sie die Ehre erwies, einmal mit ihm zu tanzen.

Er spielte seine schlechte Violine mit größerer Hingebung als jemals, und dabei stiegen in seinem Geiste vermessene Bilder ungeahnten Glücks auf; aber er wurde jählings aus seinen thörichten Träumen erweckt, als er zufällig und unbemerkt anhören mußte, wie der Gegenstand dieser Träume beim Weggehen lachte und spottete und meinte, ihr Tänzer wäre so übel nicht gewesen, aber mit der Musik sei das schrecklich, namentlich die Violine hätte so entsetzlich gequiekt, es wäre nicht zum Aushalten gewesen. — Der alte Baron wollte die Musiker vertheidigen und sagte, man müßte auf ihren Bildungsgang Rücksicht nehmen, aber das übermüthige Mädchen ließ das nicht gelten und sagte:

„Sehen Sie, diese dummen Bauern brauchten gar keine Bildung zu haben um schön zu spielen; die Zigeuner sind ebenso unwissend und doch entzückt ihr wildes, leidenschaftliches Spiel jedermann, sie haben Seele und Feuer.“

Diese grausamen Worte machten Balthasar sehr traurig, und beständig grübelte er ihrer Bedeutung nach; der Dämon des Ehrgeizes und der Unzufriedenheit war mit ihnen in sein Herz eingezogen. Er verachtete den alten treuen Brummbaß, die gute ehrliche Klarinette und seine eigene Violine; der fröhliche Tanz der Bauern langweilte ihn, die freundlichen Blicke der hübschesten Mädchen erfreuten ihn nicht mehr. Er wollte so spielen lernen, daß die schöne Städterin ihm freundlich zunickte; seine Violine aber quiekte, und wußte von wildem, leidenschaftlichem Spiel so wenig, wie der Brummbaß von Seele und

Digitized by Google

die Klarinette von Feuer. Eines Tages war er aus seinem heimatlichen Dorfe verschwunden, und an seiner Statt spielte der lahme Wagnerjörg fortan die Geige.

Balthasar aber wanderte durch Deutschland und Oesterreich, bis er die unabsehbaren Pußten Ungarns erreicht hatte, wo er den Zigeunern das ersehnte Geheimniß ablernen wollte. Er streifte mit den wilden Czikos auf den menschenleeren Haiden umher und lauschte abends in den einsamen Schänken den kecken und phantastischen Weisen der Zigeuner. Er machte Kameradschaft mit ihnen, und sie hatten ihn gern und zeigten ihm, wie sie spielten, aber er konnte es ihnen nicht nachmachen, und wenn er es versuchte, so lachten die schwarzhaarigen Zigeunermädchen über ihn, daß ihre Augen funkelten und ihre weißen Zähne zwischen den Lippen hervorglänzten. Aber eine war unter ihnen, deren Küsse — er wußte es — wie Feuer loderten, und diese sagte ihm, als sie sah, wie er sich abmühte:

„Du bist ein blinder Heide und wandelst auf verkehrten Wegen; um so zu spielen wie unsere Männer, müßtest Du Theil haben an unserer Volksseele — und die kann ich Dir nicht geben, mit meinen heißesten Küssen nicht . . .“

Da riß er sich los aus den Armen des braunen Haidekindes und wanderte zurück nach Wien, um sich bei einem berühmten Professor zu erkundigen, wie er es anzufangen hätte, um seinem Spiele Seele zu verschaffen. Nur die Verzweiflung konnte ihn zu so einem aussichtslosen Schritte treiben —, aber es war der letzte Strohhalm, nach dem er griff.

Mit ehrfürchtigem Schauer trat er bei dem Professor Scribax ein, der so unermeßlich gelehrt war, daß er selber sich vergebens bemühte, in dem Brunnen seiner Gelehrsamkeit den Grund zu finden, und bei diesem unablässigen Bemühen Frau und Kind und die ganze übrige Welt vergessen hatte, so daß er unter den Menschen herumstrich, wie die Fledermaus oder Eule nach Sonnenaufgang. Aber freilich, klug war er, so klug, daß es keine Frage gab, auf die er nicht hätte Antwort geben können. Als nun Balthasar ihm seine Schicksale und Irrfahrten vorgetragen hatte, sah Scribax ihn erst an, als wäre er ein Sendbote aus einer ganz andern Welt und sagte dann:

„Mein verehrter Kollege, die Frage, ob Kuschiten oder Accadier bei dem Baue des Thurmes von Babel — des angeblichen, sagen wir gleich — betheiligt gewesen, ist in dieser Form nicht korrekt, denn . . .“

„Verzeihen Sie“, unterbrach ihn Balthasar, „Herr Professor, ich wollte etwas anderes wissen.“

„Bitte, so erzählen Sie mir alles noch einmal“, sagte der Gelehrte, der im übrigen ein sehr liebenswürdiger Herr war, und nunmehr aus dem Brunnen seiner Gelehrsamkeit auftauchte um zu hören, was Balthasar unverdrossen noch einmal von Anfang bis zu Ende erzählte.

„Hm, Hm“, sagte er dann, „mein lieber junger Freund, das ist eine schlimme Geschichte und guter Rath theuer. Die Eigenthümlichkeit der Zigeunermusik ist allerdings dem schwerfälligen Ingenio der europäischen Nationen ein mit sieben Siegeln versiegeltes Buch, vergleichen Sie darüber, was ich ad vocem Musik im 97. Bande meiner

Digitized by Google

vermischten Schriften, Seite 714 ff. vortrage. Was dann im weiteren die Seele anbetrifft, so ist das dummes Zeug, ein solches Ding giebt es nicht, worüber Sie meine Ausführungen im 1. Bande meiner „wissenschaftlichen Philosophie“ nachlesen mögen. Es ist daher auch sehr thöricht von dem norwegischen Neck — wissen Sie, wer das ist?“

„Der Neck, ist das ein Musikant?“

„Nicht ganz, Sie finden alles über ihn Bekannte im 52. Bande meiner Abhandlungen zur vergleichenden Mythologie — also, was ich sagen wollte, es ist sehr thöricht vom Neck, daß er aus Sehnsucht nach einer unsterblichen Seele an den nordischen Wasserfällen die herrlichste Musik macht. Der Neck . . .“

Aber den Nachweis, daß der Neck nicht existire, konnte Professor Scribax nicht mehr führen. Denn schon war Balthasar aufgesprungen, um in Norwegen den Neck zu suchen; bei dem, der sich in Sehnsucht nach der unsterblichen Seele verzehrte und dadurch so herrliche Musik machte, mußte ihm Rath werden.

So zog denn Balthasar muthigen Herzens und von unbezwinglicher Sehnsucht getrieben nordwärts, und fuhr über die Nordsee gen Norwegen. Aber obgleich er das ganze Land durchstreifte und an allen Wasserfällen lauschte, niemals bekam er den Neck zu sehen. Auch kein Mensch konnte ihm Auskunft geben, wo er ihn finden könnte. Die meisten lachten ihn aus; einige schüttelten den Kopf und meinten, die Zeit dieser heidnischen Kobolde sei vorüber; die beste Auskunft bekam er noch von Jägern und Landleuten, von denen hier und da einer gehört haben wollte, daß vor Jahren dieser oder jener behauptete, den Neck gesehen zu haben; aber einen, der ihn wirklich selber gesehen, traf er nicht. Darüber wurde Balthasar ganz tiefsinnig.

Wie er nun eines Tages grübelnd am Strande eines Fjords dahinwandelte, in dessen Fluten sich die Schneegipfel naher Gebirge spiegelten, hörte er von einem Fischermädchen ein Volkslied von ganz einfacher Melodie, aber so herzbewegend singen, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Er näherte sich ihr und knüpfte mit ihr ein Gespräch an, da er glaubte, von ihr etwas erfahren zu können. Wie er nun fragte, ob sie vom Neck singen gelernt habe, nickte sie und sah ihn mit ihren traurigen blauen Augen sonderbar an.

„Ja“, sagte sie, „aber der Neck thut es nicht umsonst, er raubt dem, den er seine Kunst lehrt, das theuerste, was er hat, und aus dem blutenden Herzen strömt die Melodie.“

Aber Balthasar war selbstsüchtig wie alle Ehrgeizigen, und kümmerte sich wenig um fremder Leute Leiden; er fragte daher nur:

„Kannst Du mir nicht sagen, wo ich den Neck finde?“

Das Fischermädchen sah ihn ernsthaft an und sagte:

„Hast Du den Neck in hellen Mondscheinnächten aufgesucht, wenn es wie geisterhaftes Weben über die Wiesen und Wasser liegt? Oder in Sternennächten am Meere, wenn die Glasglocke oben sich unten wiederspiegelt, als wäre es eine gestirnte Hohlkugel?“

„Ja“, rief Balthasar, „aber gefunden habe ich ihn nicht.“

„Siehst Du wohl“, erwiderte sie, „Du kannst ihn nie finden, als in wilden Sturmnächten, wenn die Wolken wie riesige Gespensterheere über den Himmel jagen, wenn an den Lieblingsplätzen des Neck, den

Digitized by Google

brausenden Wasserfällen, die Fichten und Tannen im Winde stöhnend hin und her schwanken, oder am klippigen Gestade die Brandung weißschäumend emporspritzt. Dann klagt er um die Seele, die ihm versagt ist, dann treibt er wucherischen Handel mit seinen Gaben und rächt sich an den unsterblichen Menschen, indem er ihnen das Liebe abnimmt, was sie haben. O, es thut nicht gut, den Neck spielen zu hören."

Sie verbarg das Gesicht in den Händen; aber Balthasar verließ sie ungerührt; seine Seele hatte nur einen Gedanken und nur eine Sehnsucht, und darüber vergaß er alles übrige.

Es war in der Zeit der Nachtgleichen, wo die Götter des Sturms ihr Unwesen am tollsten treiben, in einer finstern, windigen Nacht, daß er am Strande entlang ging und an allen wogenumspielten Felsen nach dem Neck suchte, und diesmal nicht vergebens. Denn bald vernahm er mitten im Geheul des Sturmes einen seltsamen hellen Ton wie von einer Violine, und als er an einer Landspitze ankam, von der eine Klippenreihe weit in das tobende Nordmeer vorsprang, sah er im bleichen Schimmer des durch die zerrissenen Wolken hinunter blickenden Mondes auf der äußersten Klippe den Neck sitzen, wie er mit flatterndem Haar und unbekümmert um Wind und Wellen auf seiner Geige spielte. Balthasar wußte nicht recht, wie er sich ihm nähern sollte, da er fürchtete, der Neck möchte, wenn er ihn zu früh bemerkte, verschwinden, bevor er ihn angeredet hätte. Und doch mußte er nothwendig mit ihm sprechen. Er kletterte also vorsichtig über das glatte und abschüssige Gestein auf ihn zu, und achtete es nicht, daß er häufig ausglitt, und so schließlich, theils hierdurch, theils durch den salzigen Schaum, den der Wind landeinwärts trieb, bis auf die Haut durchnäßt wurde. Endlich stand er dicht hinter dem Neck und hörte nun die unbeschreiblichen Melodien, welche dieser seiner Geige entlockte.

Anfangs klang es wie ein wilder Schmerzensschrei; gellend brach er sich an den Felsen und Balthasar schien es, als neigten die Bäume trauernd ihre Wipfel, als sie jenen Laut vernommen, dann begann ein sehnendes Klagen, ein Suchen und Wühlen in tausend Akkorden, als ob der Spieler die Melodie nicht finden könne, die ihm vorschwebe; es fehlte diesem Spiele jede Harmonie, es war wild und aufregend, und das Herz in der Brust that dem Hörer weh dabei; dann folgte ein leises Klingen und Singen, traumhaft und unklar, als suche der Geiger jetzt in der Traumwelt, was ihm die Wirklichkeit nicht bot; süßer und berauschender wurde die Musik, leiser und leiser verschwammen die Töne ineinander, wie tausend Glöckchen läutete die kleine, braune Geige — fast war Balthasar geneigt anzunehmen, jetzt ringe sich die Melodie in ihrer ganzen Harmonie und Klangfülle empor aus diesem Chaos von Tönen — da brach das Ganze mit einer schrillen Dissonanz ab . . . nur der Nachtwind strich durch die Bäume, und ein leises Klingen, als ob die Saiten austönten, rauschte wie Aeolsharfenton zu dem Lauschenden empor. Athemlos und entzückt hörte Balthasar eine Zeit lang diesem süßen Klingen zu, als plötzlich der Neck riesengroß vor ihm stand; es kam ihm vor, als rage jener mit dem Haupte bis in die Wolken hinein, wobei er grollend rief:

„Weißt Du nicht, daß Tod oder Wahnsinn das Loos derer ist, die den Neck belauschen?"

Digitized by Google

„Verzeih“, rief Balthasar unerschrocken, „ich wollte Dich nicht belauschen, nur eine Bitte habe ich an Dich.“

„Der Kobold lachte schrill auf und knurrte:

„Schweig' nur, ich kenne sie, bevor Du sie ausgesprochen hast. Ich sehe auf Deiner Stirn das Kainszeichen des Künstlers, und weiß, daß Du um etwas bitten wirst, was Dir besser versagt bliebe.“

Aber Balthasar ließ sich nicht einschüchtern, faßte sich ein Herz und begann zagend:

„O, lehre mich das Geheimniß kennen, so seelenvoll zu geigen wie Du!“

Der Neck rief:

„Seelenvoll“, und dabei lachte er abermals so schneidend auf, daß es das rasende Heulen des Sturmes übertönte. „Weißt Du nicht, daß wir Dämonen, Elfen und Kobolde keine Seele haben?“

Er war wieder klein geworden und saß wie vorhin auf dem harten Gestein, wobei er ab und zu mit dem Bogen über die Saiten strich, daß abgerissene Melodienstücke über die Brandung dahinflatterten, bald in stöhnendem Winseln, bald in kurzen, hellen Wehlauten.

„Ich habe keine Seele“, fuhr der Neck fort, „aber meine Geige hat eine. Was giebst Du mir, wenn ich sie Dir schenke?“

„Ich habe nichts . . .“

Der Neck strich über die Saiten, daß es klang wie Hohngelächter und sprach:

„Dann ersäufe Dich. Aber Du hast mehr als Du denkst, besinne Dich nur. Du hast eine Zukunft, Du hast eine unsterbliche Seele. Fahre nur nicht so zusammen, dummer Narr, Deine Seele will ich nicht, aber Deine Zukunft.“

Da Balthasar auf diese unverständlichen Redensarten nicht zu antworten wußte, so that er das beste, was man unter solchen Umständen thun kann: er schwieg. Der Neck aber schrie ihn an:

„Einfältiger Tropf! Du hast eine Seele und weißt nicht, was Du damit machen sollst! Du hast eine Zukunft —, aber was ist sie ohne mich? Setze Dich her zu mir und höre.“

Als Balthasar dem herrischen Befehle nachgekommen war, spielte der Neck eine lustige Tanzweise, und es war Balthasar, als hörte er das Stampfen und Jauchzen der Bauern in einer gedielten Stube. Er fühlte sich umringt von Staub und dem Geruch von Bier und Tabak, und von einem Gefühl unbeschreiblichen Widerwillens erfaßt. Dann ging der Neck in eine andere Melodie über und nun glaubte sich Balthasar in einem festlich geschmückten Saale zu befinden, einer unter vielen Musikanten, zu deren rauschenden Weisen eine glänzende Gesellschaft sich drehte; zuerst sah er nur ein Getümmel vielbewegter Menschen in heller Beleuchtung, aber dann unterschied er deutlicher die eleganten Kavaliere, die weißen, rothen und blauen Kleider, die bloßen Arme und schimmernden Schultern der Damen, aber zu ihnen, den Musikanten, sah niemand hinauf: sie waren ja nur gemiethete Sklaven, denen niemand auch nur die geringste Beachtung schenkte. Ein Gefühl heftiger Erbitterung überkam ihn, und als der Neck verstummte, sagte Balthasar grollend:

Digitized by Google

„Das ist ein richtiges Bild meiner Zukunft, aber was kann Dich an ihr reizen?“

„An dieser? Nichts!“ erwiderte der Kobold. „Aber im Besitze meiner Geige blüht Dir eine andere Zukunft, von der Du mir einen Theil als billigen Kaufpreis abtreten sollst. Hörst Du? Nur einen Theil.“

Und wieder strich der Neck mit dem Bogen über die Saiten und Balthasar sah sich abermals in einem schimmernden Saale und spielte auf der Geige — und er ergriff seine Violine, die er mitgebracht hatte und spielte zusammen mit dem Neck; die Saiten schluchzten und lachten, jubelten und weinten, und vor ihm die glänzende Versammlung saß athemlos da und in den Augen der stolzen Frauen glänzten Thränen . . .

Der Neck flüsterte ihm zu:

„Ich lasse die Seele meiner Geige in die Deinige übergehen, wenn Du dagegen von dieser ganzen glänzenden Versammlung mir eine Seele abtrittst, eine einzige.“

Die Geigen schwiegen und Balthasar sagte:

„Wie kann ich geben, was mir nicht gehört?“

Der Kobold nickte bedächtig und sagte:

„Ich verlange auch nicht, was sie ist, sondern nur das Glück, welches sie Dir geben könnte.“

Balthasar verstand nicht recht, was der Neck meinte, und er würde ihm wohl ohne Bedenken das ihm winkende Glück verkauft haben, wenn ihm nicht in diesem Augenblick eine unter einem Bogenstrich des Necks hervorflatternde Melodie — er wußte selbst nicht wie — ein schelmisch lachendes Gesicht mit blonden Zöpfen und tiefblauen Augen vorgezaubert hätte. Ihm war, als bekäme er einen Stich ins Herz, und als der Neck fragte: „Nun?“ sagte er:

„Du sollst haben, was Du verlangst, aber erst muß ich wissen, was ich dafür kaufe.“

Der Kobold sah ihn beinahe verächtlich an, indem er sagte:

„Meinest Du, ich werde Dich betrügen, wie ihr Menschengewürm es untereinander macht? Habe ich Dir verschwiegen, was Du mir hergiebst? Wahrlich, ich sage Dir, es ist etwas köstliches und mehr als Du denkst! Aber nun nimm meine Geige und siehe selber, was ich Dir damit gebe: alle Herrlichkeit des verlorenen Paradieses ist in ihr, alle Sehnsucht nach dem ewig Unerreichbaren spricht aus ihr . . . nimm und spiele!“

Balthasar nahm die Geige des Neck und fuhr prüfend mit dem Bogen über die Saiten — und wie er darüber hinstrich, war er den dämonischen Gewalten verfallen; er wußte nicht mehr ob die Phantasien, die vor seiner Seele gaukelten, den Strom der Melodien hervorquellen ließen oder ob die Gewalt der Töne die funkelnden phantastischen Bilder, die bis dahin formlos in seinem Innern geruht hatten, in seiner Seele hervorzauberte.

Der Wind, der heulend die Klippen umstürmte, die tobende Wasserwüste vor ihm sprachen nicht mehr in unverständlichen Lauten zu ihm, und was sie ihm erzählten, entquoll in gewaltigen Tonmassen seiner Geige; das Bild der Erde stieg vor ihm auf, wie sie noch als

Digitized by Google

ungeheurer, von siedendheißer Meeresflut auf der Oberfläche bedeckter Ball, ohne Leben und eingehüllt von undurchdringlichem Gewölk in finsterer Nacht durch den Weltenraum dahin flog; den Hymnus auf des Schöpfers erhabene Größe und die schauerlichen Naturgewalten durchbebten Klänge der Sehnsucht nach dem Leben und dem Lichte, die dann, als die Wolken zerrissen und das hehre Sonnenlicht die Fluten zum ersten Male vergoldete, in begeisterte Jubeltöne übergingen, um die beseelenden Strahlen zu begrüßen.

Nun schwebte er über die unendliche blaue Flut dahin, wie von einem leichten Lufthauch getragen, der die weißen Federwölkchen über das Azur des Himmels trieb und die Spitzen der Wellen mit silbernem Schaum krönte. Dann kam er in unsagbar herrliche Länder, herrlicher als Menschenzungen sie schildern können; über Palmenwälder und Orangenhaine, über grünende Wiesen und an kristallenen Bächen hin, über brausende Eichenwälder und stürzende Wasserfälle trug ihn sein Flug; alles um ihn her sang und tönte, jede Bewegung eines Blattes, jeder Duft einer Blume, jedes Summen eines Käfers wurde ihm zur Musik und tönte aus seiner Geige wieder, dazwischen aber jubilirten die Nachtigallen, schmetterten die Finken, zirpten und sangen die Amseln und Lerchen.

In den Rosengebüschen und auf arkadischen Fluren tanzten Jünglinge und Jungfrauen; die Musik ward die Deuterin der Gefühle, welche sie zueinander hinzog, und in schmelzendem Adagio flossen die Töne dahin leiser und leiser, zuletzt wurden sie zu kosendem Liebesgeflüster — athemlos lauschte Balthasar mit vorgebeugtem Haupte den süßen Klängen die in seiner Brust einen seltsamen Wiederhall fanden — o wie süß das doch klingen und singen konnte — aber nicht lange, und das alte, ewige Lied von der Untreue —, so alt wie die Liebe selber, kam ihm in den Sinn, und in schmerzlich süßen Akkorden zerflatterten die letzten Töne.

Der Neck war verschwunden, — er mochte wissen, daß Balthasar nimmer von seinem Vertrage zurücktreten würde. Er hatte seine alte Violine in der Hand und schritt mit ihr zurück; der Wind umbrauste, der Regen durchnäßte ihn, die Brandung umspülte seine Füße, er achtete dessen nicht und wandelte mit fliegendem Haar und leuchtenden Augen dem Strande zu.

Ja, der Neck hatte ihn nicht betrogen. Balthasars Geige hatte eine Wunderseele erhalten, die den verachteten Bauerssohn zum berühmten Manne machte; von Lorbeeren umkränzt durchzog er den ganzen Erdkreis, durch seinen Vertrag mit dem Neck gefeit gegen Frauenliebe und doch ein Liebling der Frauenwelt.

* *
*

Die Herzogin faltete den Bogen zusammen und trat ans Fenster, die kleinen Blätter noch immer in der schlanken, weißen Hand . . . Lange stand sie so sinnend, den blonden Kopf gesenkt, das Auge hinausschweifend in die blaue Ferne — ob sie die bezaubernde Landschaft sah, die sich vor ihren Blicken ausbreitete, und die das Sonnengold überflutete? ... wer weiß. Zuletzt faltete sie die kleinen knisternden Blätter noch einmal auseinander, las sie abermals durch und als sie

Digitized by Google



Auch ein Künstlerlohn.

Nach dem Originalgemälde von Vict. Schivert.

Digitized by Google

Digitized by Google

zu Ende war, ergriff sie eine Feder und setzte drei Fragezeichen hinter die letzten Worte des Manuskriptes, das sie endlich in ihrem Schreibtisch verschloß.

Drei Tage waren vergangen und Mylady hatte noch immer keine Antwort auf ihre Fragezeichen gefunden, wohl aber etwas besseres, so glaubte sie wenigstens, hochstehende und einflußreiche Gönner für den talentvollen Sekretär, die sich seiner annehmen wollten, wenn er den Schilderungen der Herzogin entspräche.

Heute Abend sollte der im Verborgenen aufgewachsene Künstler Gelegenheit haben, zunächst vor einem kleineren Kreise seine Talente zu zeigen. Doktor Altenstein saß der schönen Frau gegenüber, welche ihm soeben angekündigt, was sie für ihn thun wollte. Aber in dem gütigen Lächeln, womit sie ihn anblickte, sah der junge Künstler eine unermeßliche Grausamkeit, die schärfer als die stolzeste Zurückhaltung den Abgrund zwischen Albions stolzester Tochter und dem unscheinbaren Kandidaten charakterisirte. Mit verbissenem Groll sprach er die Worte:

„Ew. Gnaden sind gegen einen armen Teufel, wie ich bin, zu gütig, und ich fürchte, daß Sie mich für sehr undankbar halten werden, wenn ich auf die Ausführung Ihrer freundlichen Absichten verzichten zu sollen glaube. Nicht jeder ist imstande seine Gefühle über die Lippen treten zu lassen und nicht jeder will das — auch wenn er es könnte . . ."

„Auf die Lippen", wiederholte sie verwundert. „Das verlangt niemand von Ihnen, Sie sollen geigen — nichts sonst."

„Das ist dasselbe", entgegnete er schroff. „Alles was mich bewegt, die ganze Last meines Daseins, meines Lebens Weh und Qual, alles was hinter meinen fest geschlossenen Lippen verborgen liegt und wie ein Alp auf mir lastet, alles was ich denke und wünsche, sagt Ihnen meine Geige. Und was ich keinem anvertrauen darf, was nie ein anderer erfahren wird, alles was mein Herz erfüllt, es geht über in das kleine todte Instrument und macht es lebendig. Es ist eben kein Mensch so arm, Mylady, daß er nicht wenigstens einen Vertrauten hätte, zu dem er von dem spricht, was ihn bewegt, foltert oder beseligt; den er in die innersten Gefühle seiner Brust hinein schauen läßt. Dieser Vertraute ist mir meine Geige."

„Und das ist es?" fragte sie halb ängstlich, halb ungeduldig. „Sie sollten sich denn doch eine andere Vertraute wählen, Mstr. Altenstein. Die kleine Geige — fühlen, klagen, weinen kann sie wohl mit Ihnen, aber helfen kann sie Ihnen nicht. Ich könnte Ihnen helfen, Ihnen und Ihrer Geige, vertrauen Sie mir also an, was jene weiß."

Er blickte finster vor sich hin.

„Das ist eine seltsame Geschichte, Mylady", entgegnete er endlich. „Ich kann sie nicht erzählen, Sie — würden sich dabei — — langweilen, und mir thut sie doch so weh." Es klang grenzenlos bitter, als er das trotzig und dumpf herausstieß. „Und meine Geige kann diese Geschichte vor fremden Menschen auch nicht erzählen — denn dann würde sie, meine Vertraute, zum Verräther — und auch mein Vortrag läßt viel zu wünschen übrig; meine Technik, meine Virtuosität — ich würde mit meinem Spiele die Gesellschaft ebenso langweilen,

Digitized by Google

wie Mylady mit meiner „Geschichte“. Die letzten Worte sprach er wieder auffallend kühl und ruhig.

„Welche seltsame Idee, Herr Doktor! Wie soll ich das verstehen? Sind das alle Ihre Gründe?“ fragte sie gereizt.

Ihre Brauen hatten sich zusammengezogen, und er sah es mit Freuden; denn in diesem Augenblicke strengte er allen Scharfsinn an, um etwas ausfindig zu machen, wodurch er seine Wohlthäterin recht empfindlich kränken könnte; nicht beleidigen, aber tief und empfindlich verletzen wollte er sie.

„Verzeihen Sie, Mylady“, sagte er, „daß ich einer Dame nicht verpflichtet sein möchte, welche in meinen Augen so hoch steht, daß ich ihr um alles in der Welt keine Erniedrigung gönne.

Myladys Finger zuckten leise, indem sie erwiderte:

„Ich verstehe Sie wirklich nicht. Wie kann es mich erniedrigen, wenn ich . . .“

Sie suchte nach dem richtigen Worte, ohne es zu finden, und Doktor Altenstein half ihr nicht; aber er hatte doch den Takt der Frau unterschätzt, die ihn nach kurzem Besinnen mit wenigen Worten in die höchste Höhe hob, ohne die Entfernung zwischen sich und ihm zu verringern.

„Nicht wahr, Mstr. Altenstein, Sie denken, ich wolle Ihre Wohlthäterin werden? Wie sehr verkennen Sie mich! Ich bin ehrgeizig und möchte noch lange nach meinem Tode nicht vergessen sein! Wie aber könnte mein Wunsch besser erfüllt werden, als wenn es von dem berühmten Altenstein hieße, daß er zuerst seinem ganzen Werthe nach im Newport'schen Hause erkannt worden, wenn die Ehre Ihres Namens auf den unsrigen, speziell auf den meinigen einen Abglanz zurückwürfe?“

„Mir liegt nichts daran“, sagte Altenstein halsstarrig und beinah unhöflich. „Ich bitte um Vergebung, aber als meine Beschützerin möchte ich lieber jede andere Dame figuriren sehen, als die Herzogin von Newport.“

„Warum wollen Sie denn gerade mir diesen Ruhm mißgönnen?“

Es schien, als wäre seine Absicht, sie zu verletzen, wirklich gelungen.

„Sie fassen das verkehrt auf, Mylady. Nicht Ihnen mißgönne ich etwas, sondern mir will ich etwas nicht entziehen. Was Sie vor der Welt gewinnen könnten, ist mir zu theuer mit dem erkauft, was ich dabei verliere.“

Der erstaunte Blick der schönen Augen berührte ihn schmerzlicher, als ein verächtlicher es hätte thun können, die Abwehr eines kühnen Gedankens wäre ihm erwünschter gewesen, als dieses Zeichen, daß die Möglichkeit eines kühnen Gedankens überhaupt nicht begriffen wurde.

Gezwungen fortzufahren, erklärte Altenstein weiter:

„Wir Deutschen sind oft unpraktische Idealisten —, der schlimmsten einer bin ich. Wäre ich ein Bettler, ich würde niemals schöne Frauen um eine Gabe ansprechen, um nicht das Recht, sie zu bewundern, durch ein demüthigendes Verhältniß der gemeinen Wirklichkeit zu verscherzen. — Und so, Mylady, wird Ihnen vielleicht der ver-

Digitized by Google

wegene Gedanke verständlicher sein, daß ich mir mein Ideal durch kein fremdes Element entstellen lassen möchte."

Ein trüber Zug glitt über Myladys Stirn, wie ein Hauch; sie mußte ihn verstanden haben, aber im Tone ihrer Worte lag mehr Mitleid als Zorn, als sie entgegnete:

„Wer so redet, muß noch sehr jung sein. Nach zwanzig Jahren werden auch Sie anders denken — und doch . . ."

„Und doch, Mylady . . . Und doch?"

„Und doch möchte ich dies nicht erleben. Aber lassen wir das; ich begreife aus Ihren Reden so viel, daß Sie in mir ungern eine Beschützerin gewöhnlichen Schlages sehen möchten; wollen Sie mir auch die Freude nicht gönnen, Sie gewissermaßen entdeckt zu haben?"

„Auch die nicht, wie kann ich diese Miß Edith rauben? Aber eines wird niemand Ihnen streitig machen können. Sie haben meine Begabung zwar nicht entdeckt, aber, was unendlich viel mehr ist, Sie haben dieselbe — ich bitte die Herzogin von Newport um Verzeihung für das, was in ihr das Weib gethan, indem sie mein Ideal wurde — erweckt. Wenn ich von hinnen ziehe, und von Ihren Augen nicht mehr beseelt und begeistert, meine Geige zerschlage, so wird darum die Erinnerung in mir nicht weniger fortleben, als wenn ich sie vor aller Welt in Tönen hinausphantasire. Doch — das wollte ich ja nicht sagen." Er richtete sich mit leuchtenden Augen auf. „Ich wollte sagen, daß Lady Maud mir nicht verbieten kann, in ihr mein Ideal zu sehen — auch wenn ich als Bettelmusikant durch die Welt ziehe, wohl aber kann die Herzogin es ihrem Protégé verwehren, auch wenn sein Ruhm bis über die Wolken stiege."

Die Aristokratin zürnte, aber das Weib verzieh — und dieses war mächtiger als jene. Die kalt abwehrenden Züge gehörten der Herzogin, die sanften Worte dem Weibe an:

„Ich kann Ihnen nicht zürnen, wie ich wohl möchte und sollte. Ich kann es niemand verwehren, mir eine übertriebene Verehrung zu widmen, wenn ich auch nicht, wie Sie vielleicht glauben, zu denen gehöre, die sich solche Thorheiten gern sagen lassen. — Und nun nicht wahr, werden Sie heute Abend spielen?"

„Nein, Mylady."

„Nein!?"

„Weil ich nicht kann. Nicht so kann, wie Sie erwarten. Könnte ich Ihnen das Ende meines Märchens erzählen . . ."

„Es ist also nicht zu Ende? Das habe ich mir beinah gedacht, und ich bin auf den Schluß neugierig."

Der Doktor verbeugte sich:

„In ihm finden Sie dann auch die Erklärung für meine Befürchtung, daß es mir heute Abend nicht gelingen dürfte, Beifall zu finden", versicherte er.

In diesem Augenblick wurde das Gespräch durch die Anmeldung eines Besuchs unterbrochen, und die Herzogin verabschiedete den jungen Künstler in herablassender Weise, die ihn wieder tief gekränkt haben würde, wenn sie nicht hinzugefügt hätte:

„Morgen erzählen Sie mir den Schluß Ihres Märchens, und heute Abend stelle ich Sie dem Prinzen von Wales vor, der uns die

Digitized by Google

Ehre erweist, eine Tasse Thee bei uns zu trinken. Sie brauchen nicht zu spielen, aber kommen müssen Sie. Ich lasse keine Widerrede gelten."

Da diesmal die Worte befehlend, aber die Blicke bittend waren, so verneigte Altenstein sich stumm und ging, das Herz von widerstreitenden Gefühlen zerrissen.

Auf seinem Zimmer angekommen, schritt der Sekretär unmuthvoll auf und nieder und machte seinen Gefühlen durch abgerissene Selbstgespräche Luft:

„Ah, sie wußte es wohl, die Isolt mit dem Marmorherzen einer Vesta, daß ihren Blicken keiner widerstehen kann! Du weißt es wohl, Du unnahbar Hohe, wie ich trotz meines Widerstrebens im Geiste zu Deinen Füßen liege und thun muß nach Deinem Willen! Dem Prinzen soll ich vorgestellt werden? Wie lieb, wie zart — und doch wie grausam! Deinen Schutz, den verschmähten, soll mir der des Fürsten ersetzen — aber er soll nicht der Preis eines einzigen liebevollen Blicks von Dir sein —, bei Gott, das wäre zu theuer! Und da nun doch einmal meines Bleibens hier nicht länger sein kann — da Ediths unselige Entdeckung mir verwehrt, eine Luft mit der Herrlichen zu athmen — so will ich ohne herzogliche und ohne prinzliche Protektion den Weg zum Ruhme mir allein erkämpfen!"

Der Abend war herangekommen, und in erlesenem Kreise der herzoglichen Gäste und in der Gesellschaft seiner Wirthe, des hochedlen Herzogs von Newport und seiner Gemalin Lady Maud unterhielt sich der leutselige Prinz von Wales aufs beste. In dem aristokratischen Zirkel bewegte sich ohne Zwang aber mit bescheidener Zurückhaltung der junge Deutsche. Vom Privatsekretär des Prinzen ins Gespräch gezogen, von Edith einer längeren Unterhaltung gewürdigt, hatte er sich auch nicht über einen Schatten von Nichtbeachtung von irgend einer Seite zu beklagen. Und doch fühlte er sich von heißer, eifersüchtiger Herzensangst bedrängt, die ihn den Verkehr der Dame des Hauses mit dem Prinzen ununterbrochen beobachten ließ. Nach einiger Zeit aber trat sie an ihn heran; mit einer Miene, aus der keiner der Umstehenden den Inhalt ihrer Worte errathen konnte:

„Wie kann man so argwöhnisch sein? Jede andere Frau würde sich beleidigt fühlen, wenn sie so beobachtet würde; leugnen Sie nicht! Die andern sehen es nicht, aber ich fühle es", sagte sie sanft und wie beruhigend, wohl geflissentlich herzlich.

„Ich werde Sie nicht mehr beobachten, Mylady; Ihre Worte beschämen mich." Dabei sah er sie an und seine Lippen zuckten.

„Das wollte ich nicht . . . aber ich möchte Sie zufrieden sehen. Genügt es dazu, wenn ich Ihnen betheure, daß ich, wäre ich auch nicht Herzogin von Newport, doch nie den Wunsch gehegt hätte, Prinzessin von Wales zu werden?"

„Niemals, Mylady?"

„Niemals — aber nie weniger als jetzt!"

Der Sekretär erbleichte vor jähem Wonnegefühl.

„O, übergenug, Mylady. Darf ich meinen Dank dadurch bekunden, daß ich — Ihrem Wunsche gemäß — spiele? Heute Abend spiele?" stammelte er.

„Ich danke Ihnen, daß Sie meine Hoffnung erfüllen."

Digitized by Google

Nie hatte die stolze Frau sich mächtiger gefühlt als in diesem Augenblicke.

Lautlose Stille empfing die ersten Bogenstriche des jungen Geigers. Er stand, die kleine braune Geige gegen seine Brust gedrückt, den Kopf zu ihr herabgeneigt, inmitten des glänzenden Kreises, seine schlanke, seine Hand führte wie prüfend den Bogen, leise — kaum hörbar — seine Augen waren gesenkt und doch sah er ein wunderschönes Weib, im schleppenden, schweren Atlasgewande, Moosrosen im Haar, das schöne Köpfchen mit den klassischen Zügen und dem blendenden Teint, der mit dem weißen Atlas des Gewandes wetteiferte, lauschend vorgebeugt. Ja, sie hörte ihm zu . . . war das nicht ein Glück?

Er spielte ein seltsames Spiel. Mit einem jener Chopin'schen Walzer, die langsam gespielt eine so unendliche Schwermuth aushauchen, begann er, und als diese melancholische Weise leise ausgeklungen war, ließ er in einer kleinen Pause den Zuhörern Zeit, das Gehörte gänzlich in sich aufzunehmen — dann begann er eine Tanzweise eigener Phantasie zu spielen, eine Weise ebenso melancholisch und traurig klagend, eine Melodie von den gleichen Gefühlen diktirt. Und jeder Bogenstrich schien zu rufen: „Hört Ihr mich? Ich vermag es doch noch besser als jener von allen gefeierte Pole das Weh des Lebens und die Qualen der Menschenbrust in Töne zu bannen — oder habt Ihr den Muth zu behaupten, daß ich weniger überwältigend zu Eurem Herzen sprechen kann als jener?" Und dann ging er zu andern bekannten klassischen Musikstücken über, die er gewissermaßen zur Folie seiner eigenen Phantasien benutzte: erst ein sehnsüchtig-schmelzendes Adagio, dann ein hoffendes, glückverheißendes Allegretto, zuletzt ein jauchzendes, jubelndes Presto, daß sich das bleiche Gesicht des Geigers vor Aufregung und Anstrengung röthete und der Bogen blitzschnell in rasendem Tempo über die Saiten tanzte — jetzt hob er das feuchte, schwärmerische Auge — wie ein Sonnenstrahl glänzte sein Blick — da sprangen die Saiten und der Künstler mußte enden.

Die stolzeste und schönste Frau Englands hatte, die Hände in den Schoß gelegt, den jubelnden Tönen gelauscht, welche ihr allein galten und von niemand so gut verstanden wurden, wie von ihr. Ihr galten die innigen Laute der Sehnsucht, ihr die glockenreinen Jubeltöne des Glücks, ihr die schmerzlichen Klänge der Entsagung, und sie träumte sich bei ihnen in seliges Vergessen hinein, bis sie nicht mehr unterscheiden konnte, ob der Spieler seine eigenen oder ihre Empfindungen vortrug. Sie träumte sich in die arkadischen Gefilde, von denen sein Märchen erzählte, und unter den zitternden, leidenschaftlichen Tonwellen, die ihr bis ins Herz zu dringen schienen, neigte sich ein bekanntes Männerantlitz zu ihr, dessen Augen noch beredter waren als die Worte, die der Mund sprach. Da besann sie sich in jähem Schrecken auf sich selbst und fuhr auf — und in demselben Augenblicke brach mit dem plötzlichen, unerwarteten Schlusse der phantasirende Künstler ab.

Lauter Beifall erscholl ringsum, und der Künstler verneigte sich dankend nach allen Seiten, jedermann wollte ihm etwas schmeichelhaftes sagen; nur eine vermied es, sich ihm zu nähern, nur eine sprach kein Wort des Dankes zu ihm — und kein noch so feuriges Lob

Digitized by Google

hätte ihn höher beglücken können als dies Meiden. Wie halb im Traume vernahm er Ediths Jubelruf: „Das war endlich ein Presto!"

Noch immer ihren Gedanken über das soeben Gehörte, das alle ihre Erwartungen übertraf, nachhängend, lehnte die Herzogin von Newport in ihrem Fauteuil — da plötzlich fühlte sie, wie der warme Hauch eines Mundes ihre Schulter berührte —, der Prinz von Wales, der leise hinter ihren Stuhl getreten war, den Arm leicht auf dessen Lehne stützend, beugte sich über sie, und sie hob den Kopf und sah zu ihm empor.

„Ich gratulire!" begann er lächelnd und anscheinend vollständig befriedigt, „ich gratulire, Mylady, zu dieser Entdeckung! Sie wird von sich reden machen, schon jetzt — wie erst nach Jahren!"

Ein feines Roth stieg in das marmorblasse Gesicht der also Beglückwünschten und ihr wunderschönes Auge leuchtete in seinem goldigsten Schimmer auf.

„Finden Sie, daß er Talent hat?" fragte sie und in ihrer Stimme klang ein unterdrückter Jubel.

„Talent?" wiederholte er, überlegen die Achseln zuckend, „was wollen Sie, Mylady, fragen Sie hier wirklich noch nach Talent? Er ist ein Genie, sage ich Ihnen, und wenn ich Sie schon oft in meinem Leben beneidet habe — um diese Entdeckung zumeist."

„Nun dann gestatten Hoheit gewiß, daß ich mein Protégé unter den Schutz dessen stellen darf, der Kunst und Künstler in so seltener Weise zu würdigen versteht."

Sie winkte mit freundlich stolzer Geberde den jungen Künstler herbei, und der Prinz verwickelte ihn mit der ganzen Liebenswürdigkeit, deren er fähig war, wenn er wollte, in ein eingehendes längeres Gespräch. — Im Laufe des Abends fand Altenstein keine Gelegenheit mehr, mit der Herzogin zu reden; beide mieden sich mit einer Absichtlichkeit, die beide wegen ihrer vielsagenden Bedeutsamkeit im innersten Herzen erbeben machte.

Am nächsten Tage beschied Mylady den jungen Mann wieder zu sich und redete ihn an:

„Durch Ihr gestriges Spiel haben Sie sich den Boden geebnet für ein öffentliches Auftreten."

„Mylady, ich möchte bemerken . . ."

„Daß Sie mir zu Gefallen gespielt haben — gewiß. Ich habe Ihnen schon dafür gedankt, nicht wahr?"

Er verbeugte sich schweigend.

„Also, was mir zu Gefallen geschah, war daneben gegen Ihre Absicht auch gut für Sie; Sie müssen ein Konzert geben; Sie weigern sich dessen, und ich möchte die Gründe hören, die, wie ich Sie verstanden habe, mit Ihrem Märchen zusammenhängen. Nun, um ganz deutlich zu sein, werden Sie mir die Thatsachen mittheilen, welche Ihnen zur Grundlage oder Veranlassung der Allegorie geworden sind. Darf ich darum bitten?"

Man setzte sich und Altenstein begann:

„Sie haben alles richtig errathen. Balthasar ist ein Oheim von mir, bei dem ich die ersten Handgriffe gelernt, und von dem ich auch die Violine geerbt habe. Aber nicht ich habe jenes Märchen verfaßt,

Digitized by Google

sondern er selbst hat es mir erzählt, als ich einst um eine Erklärung ersuchte, warum er, der berühmte und verzogene Liebling der höchsten Kreise, sich unglücklich fühlte. Ich errieth natürlich den Sinn seiner Allegorie, so gut, Mylady, wie Sie ihn errathen haben. Aber das Ende ließ mir einige Zweifel übrig, die auch Ihnen vielleicht gekommen sind . . ."

Lady Maud holte das Manuskript aus ihrem Schreibtisch und zeigte ihm die drei Fragezeichen.

„Ich fragte ihn also, wie sein Vertrag mit dem Neck in Erfüllung gegangen wäre, und er, der überhaupt ein Freund phantastischer Ideen und Reden war, antwortete: „In der angegebenen Weise. Ich habe das Liebesglück niemals kennen gelernt. Nicht so, als ob nie ein Weib mich geliebt, oder als ob die, welche ich liebte, meine Liebe niemals erwidert hätte, im Gegentheil. Aber ich habe das Glück, welches in der Empfindung der Liebe liegt, überhaupt nicht kennen gelernt."

Hier unterbrach die Dame den Erzähler:

„Wie? Wenn er die Empfindung überhaupt nicht kannte, woher wußte er denn, welches Glück in ihr liege?"

„Sie vergessen, Mylady, daß Balthasar früher geliebt hatte, und von seiner Liebe gerade auf die Wanderung getrieben worden war. Wenn er, so hörte ich ihn sagen, bei seinem Uebereinkommen mit dem Neck gewußt hätte, was ihm dadurch an Duft und Sonnenschein in seinem Leben verloren gehen würde, so würde er niemals darein gewilligt haben. Als er wieder in seine Heimat kam, sah er jenes schöne und frohmüthige Mädchen wieder, von dem in seinem Märchen erzählt wird. Jetzt kam sie dem berühmt gewordenen Künstler sehr freundlich entgegen, aber sie fand ihn kalt und abstoßend. „Es war mir", so erzählte er, „unbegreiflich, wie sie jemals einen so tiefen Eindruck auf mich hatte hervorbringen können, noch unbegreiflicher, wie ich sie seit meinem Vertrage mit dem Neck so vollständig vergessen konnte, daß sie mir erst wieder einfiel, als ich sie sah. Es hätte mich nur geringe Anstrengung gekostet, sie jetzt zu gewinnen, aber ich fand den Preis selbst dieser geringen Anstrengung nicht mehr werth. Sie ist einsam und unvermält gestorben, mir aber hat sie ein unseliges Vermächtniß hinterlassen, die Reue und die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese der Liebe. Diese Schatten haben mich bis zu dieser Stunde verfolgt, und ihren dunklen Einfluß auch auf meine Kunst geübt. Das Treffendste, was über mein Spiel gesagt worden ist, entstammt der Feder eines Enthusiasten in einer kleinen Stadt, für den vielleicht nur leere Redensart war, was in der That den Kern traf: „Der Künstler spielt, wie von Sehnsucht nach dem verlorenen Garten Eden getrieben, nach überirdischer Herrlichkeit, die er aber nie geschaut, sondern nur geahnt hat." Das ist es. Und so hat meinem gerühmten Spiele doch immer etwas gefehlt."

Als der Doktor schwieg, fuhr Lady Maud fast erschreckt auf:

„O, es ist ja nur ein Märchen?" fragte sie. „Oder ist es mehr? Es muß furchtbar sein, keine Liebe empfinden zu können."

Wie war doch die Zeit, wie wenige Tage erst war es her, daß sie selbst noch dieses Gefühl für einen Traum, für ein Hirngespinnst der Dichter gehalten hatte . . . Wie thöricht sie doch gewesen war —

Digitized by Google

„Ja, die Liebe“ — sagte sie still sinnend in ihrem tiefsten Herzen — „sie existirt und sie ist da!“

„Für den Menschen wohl, aber nicht für den Künstler. Für diesen das Schlimmste ist die hoffnungslose Liebe, die seinen Genius unwandelbar zu Boden drücken wird, wenn nicht ein Sonnenstrahl der Erinnerung ihre Nacht durchleuchtet“, entgegnete Altenstein mit seiner Glockenstimme, und das, was er vielleicht noch zu sagen hatte, erzählten ihr seine sprechenden Augen, die mit einem langen, heißen Blicke sich tief, tief in die sonnigen Augen seiner Königin versenkten.

„Jetzt verstehe ich Sie“, flüsterte sie tonlos . . . und darum verlangen Sie . . .“

„Ich verlange nichts, Mylady. Ich erbitte nichts. Oder doch, eines: lassen Sie mir die Dunkelheit . . .“

Die Herzogin kämpfte mit sich selber — lange kämpfte sie mit sich selbst — endlich begann sie mit unsicherer Stimme aber entschlossenem Blicke:

„Nimmermehr. Was Ihnen jetzt finstere Nacht däucht, kann vom Strahl glücklicher Liebe erhellt werden. Sie werden, Sie müssen die glückliche Liebe finden, die zu Ihrem künstlerischen Streben, wie Sie glauben, nothwendig ist.“

„Nachdem ich Sie gesehen, Lady Maud?“

Die Herzogin stand auf, mit zuckenden Lippen und zusammengezogenen Brauen; auch der Doktor erhob sich und ein leidenschaftliches Beben klang in dem Wohllaut seiner männlichen Stimme, als er traurig bat:

„Verzeihen Sie der Kühnheit, Mylady, die einem Gefühle Worte lieh . . .“

„Das zu empfinden schon sündige Vermessenheit ist“, rief die stolze Frau mit blitzenden Augen.

„O nein, Mylady, das nicht! Dafür würde ich nicht um Verzeihung bitten — dafür ganz gewiß nicht. Wie der stolzeste Kaiser der Erde seinem geringsten Unterthan nicht wehren kann, daß er ihm nahe, so kann auch die Königin der Frauen, so kann auch die Herzogin von Newport selbst dem niedrigsten der Männer nicht wehren, daß er sie anbete. Nur daß er es sage, kann sie verbieten, und darum bat ich für meine Vermessenheit im Reden um Verzeihung; über meine Gedanken, Mylady, gestatte ich selbst Ihnen keine Herrschaft.“

Die Herzogin stand regungslos am Fenster und blickte ins Freie hinaus. Das Gestirn des Tages neigte sich zum Untergange, und eben schoß aus einem Spalt des purpurschwarzen Gewölkes, welche die Sonne zu verschlingen drohte, ein goldiges Strahlenmeer hervor, das noch einmal vor der Nacht alles mit einer Flut von Licht umströmte. Die Herzogin seufzte und sagte:

„Da wir auf immer scheiden müssen, so will ich Ihnen die Redefreiheit der letzten Stunde nicht verkümmern. Haben Sie noch mehr zu sagen?“

„Nichts“, entgegnete er leidenschaftlich und hart. „Nichts, was ich nicht schon gesagt hätte. Daß ich Sie liebe mit verzehrender Leidenschaft — die Herzogin von Newport — ich ein armer Bettelmusikant — wissen Sie das nicht bereits? Liegt in diesem Bekennt-

Digitized by Google

nisse nicht die ganze Qual des Verdammten? Und daß sie mit all ihrer engelgleichen Güte und dem besten Willen von der Welt nie imstande sein wird einen Künstler aus mir zu machen, ist ihr das noch nicht klar? Meine Geige wird klingen und klingen, aber die eine Saite, die den goldenen Ton giebt, wird stumm bleiben. Warum? — Weil nur Eine diese Saite zum Klingen bringen kann, und diese Eine wird sie nie berühren — sie kann es nicht, darf es nicht, auch wenn sie wollte."

Die Herzogin war bleich geworden, aber ihre Stimme war klar und fest:

„Sie reden sinnlose, vermessene Thorheiten", sagte sie. „Unnachgiebig und halsstarrig bestehen Sie auf Ihrem Schein. Sie verschmähen in himmelstürmendem Trotz jede äußere Beihilfe, die ich und andere Ihnen gewähren wollen — und ich, die Ihnen dies nachempfindet, gebe Ihnen nach. Sie wollen in der Eifersucht Ihres Herzens neben sich keinen andern in meinem Herzen dulden, und — mag's doch gesagt sein, da Sie es seit gestern ohnehin wissen — Ihr Wunsch wird von mir erfüllt. Aber Sie sind unzufrieden und unersättlich wie alle Ihres Geschlechts. Ich aber will, daß Sie trotz Ihres Hochmuths groß werden sollen, groß nur durch sich selber und durch mich. Sie verehren mich mit titanischer Leidenschaft — und ich will es Ihnen danken mit dem Bekenntniß des Ehrgeizes, daß ich Sie groß machen möchte. Sie wollen eine Erinnerung, die Ihr ganzes Sein mit unauslöschlicher Sehnsucht nach einem Paradiese erfülle, das Sie nicht, wie Balthasar, geahnt, sondern, wenn auch nur von ferne, geschaut haben. Ihr Stolz ist nur mit dem Höchsten zufrieden — auch der meinige ist es, und ich kenne nur noch einen Wunsch — ich möchte Ihre Göttin, Ihr Ideal, Ihr verlorenes Paradies bleiben."

Noch während sie sprach, war sie vor den Künstler getreten; jetzt faßte sie ihn bei beiden Händen, näherte Ihr Gesicht dem seinigen, und im nächsten Augenblick ruhten ihre Lippen erst schüchtern, dann mit innigem Druck auf seinem Munde; sinnlos vor Leidenschaft wollte er das herrliche Weib umfangen und an sich drücken, aber sie riß sich los und stand ruhig und marmorblaß in unnahbarer Hoheit vor ihm.

„Leben Sie wohl, Altenstein, und vergessen Sie mich nicht."

Sie streckte ihm beide Hände entgegen; er kniete einen Augenblick vor ihr nieder und küßte diese Hände, und dann war sie fort.

Und Altenstein gab wirklich ein Konzert. Man hatte nicht nöthig gehabt, vorher Reklame zu machen, um das Haus bis auf den letzten Platz zu füllen. Wenige gelegentlich hingeworfene Worte des Prinzen von Wales hatten genügt, um die Elite der Residenz und den Hof um die Geige des unbekannten Deutschen zu sammeln; und da stand er nun, umgeben von Glanz und Pracht, der noch vor wenigen Tagen unbeachtete Sekretär des Herzogs von Newport, ein angestauntes Wunder — und erwartungsvoll ruhten alle die schönen und geistvollen Augen verführerischer Frauen und bedeutender Männer auf dem kleinen braunen Instrument, über das er das bleiche Gesicht mit den genialen Zügen fast zärtlich herabbeugte; und warum auch nicht zärtlich? Mußte er ihr nicht dankbar sein, ihr, der kleinen hölzernen Violine, der todten und doch lebendigen Freundin und Vertrauten, die ihm zu

Digitized by Google

alle dem verholfen? Wer hätte ihn wohl ohne sie beachtet? Sie war eine dankbare Vertraute gewesen. Und was that sie heute nicht alles zu seinem Ruhme ... Sie sang und schwärmte nicht mehr, sie sprach nicht von Sehnsucht und Qualen, nein sie lachte und jubelte in tausend jauchzenden Tönen und kein einziger Mißton klang in ihre Harmonie störend hinein; keine Saite sprang ... Mit einem vollen tönenden Akkord endete das Spiel. Und der Spieler? .. Er sah nur das schöne Weib da oben in der mit purpurnem Sammet ausgeschlagenen Loge, die lichte Gestalt, die sich so entzückend abhob von dem grellfarbigen Hintergrunde. Sie gab ihm kein Beifallszeichen, sie sprach kein Wort zu seinem Lobe, aber sie sah auch nichts anderes als den bleichen Mann dort unten, den bleichen Mann, dessen fiebernde glänzende Augen so unstät aus schwarzem Lockengewirr herausblickten — Altenstein, den armen Geiger, der sie das Lieben gelehrt.

Als dann das Konzert mit seinen rauschenden Beifallsstürmen vorüber war, als der „Musikant" mit jener süßen Melodie geschlossen, die noch vor wenigen Wochen von der Geige eines Meisters an das Ohr der schönen Frau geklungen, als die bekannte Haydn'sche Serenade ausgeklungen, in einer Weise vorgetragen, die jedem Hörer neu war, da trat der Prinz von Wales in die Newport'sche Loge und war des Lobes in einer Weise voll, die Maud von Newport beseligte um — seinetwillen.

„Dieser Geiger wird uns Ehre machen, Mylady, er wird uns beglücken, nicht wir ihn, und wenn ich Herr meines Schicksals wäre, so möchte ich mit ihm tauschen ... Wissen Sie auch warum, schöne Frau?" — Leidenschaft, glühende, verzehrende Leidenschaft brach aus dem geistvollen Auge des Sprechers, als es dem fragenden Blicke der schönen, bleichen Frau begegnete; und Lady Maud schlug vor diesem Blick die Augen nieder. — „Mylady", fuhr er fort, „ist er nicht glücklich, glücklicher als ich? Und wenn ich ihn rückhaltslos bewundere und seine Größe anerkenne, ist das nicht ein Beweis auch, daß ich nicht klein bin? Gestehen Sie doch, Mylady, auch ich bin groß in meiner Weise."

„Ja, Sie sind in diesem Moment ein großer Mensch!" bekannte sie warm und reichte ihm die feine Hand, die er mit seinen brennenden Lippen berührte.

Ein Jahrzehnt war seitdem verflossen, und der Ruf des Geigerkönigs erfüllte die ganze Welt, seine Reisen durch Europa und Amerika waren ein ununterbrochener Triumphzug. Lorbeer, Gold und Frauengunst wurden ihm in überschwänglichen Maße zutheil, und fast ohne Nebenbuhler herrschte er als der Erste im Reiche der Töne.

Wieder war er in London, und diesmal hatte die Prinzessin von Wales es sich nicht nehmen lassen, den Künstler zuerst bei sich in einem Hofkonzerte zu sehen. Er spielte mehrere von seinen eigenen Kompositionen, und wie der Engländer, wenn seine Zurückhaltung einmal überwunden ist, in seiner Begeisterung weder Maß noch Ziel kennt, so waren die dem Geiger gebrachten Ovationen so stürmisch, wie er sie fast noch niemals erlebt hatte.

Unter den Damen, welchen der Prinz ihn vorstellte, war die Marquise von Claremont von einer fast verächtlichen Kälte gegen ihn.

Digitized by Google

Es reizte ihn, den Grund dieses Benehmens kennen zu lernen, und er warf, als sie beide einige Augenblicke allein standen, die Frage hin:

„Mir ist's, Frau Marquise, als hätte ich schon früher die Ehre gehabt, von Mylady gekannt zu sein?"

„Ah, wirklich? Aber mein Name kommt Ihnen unbekannt vor? Vielleicht hilft es Ihrer Erinnerung auf, wenn Sie hören, daß ich Edith, Tochter des Herzogs von Newport bin."

„Lady Edith! Und wie — Mylady —", er fuhr sich wie aus einem Traume erwachend mit der Hand über die Stirn, „wie befindet sich die Frau Herzogin, Ihre Mutter?"

„Meine Mutter, Mstr. Altenstein, ist vor einem halben Jahre gestorben." Ihre Lippen bebten und dabei waren sie wie von Verachtung und Groll herabgezogen.

„Todt — Lady Maud? Todt?" stammelte er fassungslos.

„Was nimmt Sie denn daran Wunder? Mir ist es noch viel wunderbarer, ja unbegreiflich, daß sie schon vergessen ist."

„Vergessen? O, Mylady!"

„Stille." Der kleine Mund zuckte in bitterer Verachtung. „Ich sage, sie ist vergessen, vergessen von denen, die ihr mehr verdanken als das Leben. Doch, das ist ja einerlei. Sie hoffte, Mstr. Altenstein, Sie noch hier in England zu sehen, und als sie kurz vor ihrem Tode fühlte, daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen würde, hat sie mir etwas für Sie übergeben — nur ein kleines Andenken und einige Zeilen von ihrer Hand."

„Einen Brief? Ich beschwöre Sie, Mylady, geben Sie ihn mir!"

„Nicht doch, mein Herr", sagte die Marquise stolz; „für Sie war er, ist es aber nicht mehr."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Nicht? Und es ist doch so einfach! Sehen Sie, Herr Altenstein, mich können Sie nicht täuschen, und aller Beifall, den Sie heute hier und sonst anderswo ernten, ist in meinen Augen hohl und nichtig. Das Urtheil der armen Edith kann Ihnen, dem großen und genialen Künstler, gewiß sehr gleichgiltig sein, und sicherlich läßt es Sie kalt, daß ich Ihnen nicht geben will, was ich Ihnen nicht verweigert haben würde, wenn Sie als armer Straßenmusikant vor mir spielen gekommen wären! Denn vielleicht hätten Sie dann noch gehabt, was Sie damals, als Sie in unserem Hause der bescheidene Sekretär waren, besaßen, und was Ihnen jetzt bei aller Ihrer Größe fehlt. Sie verstummen, denn Sie wissen, was ich meine: Ihrem Spiel fehlt die Seele! Es macht mir den Eindruck, als rollten Millionen kalter Steinkügelchen auf spiegelglatter Fläche blitzschnell auf und nieder und jede glänze und leuchte klar wie ein Edelstein — aber der Kenner läßt sich nicht täuschen. Keine dieser kleinen, kalten Steinkugeln berührt bei diesem tollen Laufe und Taumel die andere, sie alle werden gelenkt und regiert von Ihrer gewandten Hand. Ich bewundere diese — Kunst — Sie sind ein Virtuos auf Ihrem Instrument, Mstr. Altenstein, aber dieses glänzende Spiel Ihrer Geige ist nur ein prickelnder Reiz, ein Genuß für das Ohr, das Gefühl verstehen Sie nicht mehr zu berühren. Mein Verstand reicht Ihrer Kunst

Digitized by Google

die Palme, aber mein Herz schweigt. Das, was Sie einst Ihr eigen nannten, haben Sie verlernt, und das, was Sie dafür eintauschten — glauben Sie, daß es den Beifall meiner Mutter gefunden hätte? Ihr heutiges Spiel würde ihr kein Interesse einflößen, und jener Brief, den sie geschrieben, jenes kleine, sonnige Andenken — für Sie kann es keinen Werth mehr haben."

Einem ihr selbst unbegreiflichen Drange folgend, besuchte die Marquise von Claremont am andern Morgen das Grab ihrer Mutter — sie fand es bedeckt mit Lorbeerkränzen . . . „Altenstein —", fiel es leise von ihren Lippen. Ja Altenstein — er hatte die Zeugen seines Ruhmes niedergelegt auf dem Grabe seiner Liebe.

Digitized by Google

Johannes.

Eine Novelle.

Die schöne Frau im hellen Morgenkleide
Trat in den Gartensaal; ihr blondes Haupt
Mit edler Anmuth neigend, grüßte sie
Den schlanken braunen Flottenoffizier,
Der lächelnd neben ihrem Gatten stand.
Auf einmal brach ein Glanz aus ihren Augen,
Sie eilte auf ihn zu, umschlang ihn, drückte
Auf seine Lippen einen Kuß und rief:
„Johannes, Du?“ und trat dann halb erschrocken
Zurück: „Verzeih' mir, Edgar, doch Du selber
Bist schuld daran, wenn ich im Herrn von Wallbrand
Den Freund der Kindheit nur, den Bruder sah.
Ja, hättest Du es mir gesagt, wer da sei,
Ich glaub', ich hätt' es — ebenso gemacht.“
„Du bist ein Schelm“, sprach Graf von Schomburg lächelnd
Und küßte seiner Gattin weiche Hand,
„Und in der Schelmerei — anbetungswürdig.
Und nun, Freund Hans, nun sag' ich Dir noch einmal
Ein herzliches Willkommen!“ und er drückte
Des Freundes Hand, „in Edgarsruh willkommen!
Hätt' irgend ich Talent zur Eifersucht,
Ich wär' auf Dich schon längst höchst eifersüchtig,
Denn von dem alten Spielgefährten schwärmt
Elisa Goldhaar alle Tage mir.“
„Vor Jahren sprach ich viel von Dir, Johannes“,
Schwermüthig sprach Elisa dies „vor Jahren“,
„Jetzt längst schon nicht mehr. Und ich hätte je
Für Dich geschwärmt? Nein, glaub' es nicht, Du könntest
Sonst eitel werden!“ Lächelnd sagte Wallbrand:
„Ich eitel? Ich, dem selbst der Ehrgeiz fremd ist?“
„Der Ehrgeiz fremd Dir, einem Kriegsmann!“ rief
Voll Staunen Frau Elisa. „Liebe Freundin,

Digitized by Google

Ich thue meine Pflicht, wie jeder andre.
Da man nun einmal kein Zigeuner ist —"
„Das Leben nicht verrauchen, nicht verschlafen
Und nicht vergeigen kann", fuhr für Johannes
Elisa fort, „schlägt man es todt mit Arbeit.
Das wolltest Du doch sagen?" „Doch nicht ganz",
War seine Antwort, „nein, man stillt das Herz
Mit dem Bewußtsein, seine Pflicht zu thun."
„Ihr stimmt ja wunderbar", so neckte Edgar.
„Hat Dir der Dienst das Schwärmen nicht vertrieben?"
„Du wirst verkannt, Johannes", sprach Elisa,
„Doch wird es Dich nicht kränken. Jetzt verzeihe!
Die Küche ruft." Mit diesem Wort entfloh sie,
Wie eine Elfenkönigin leicht und zierlich.

* * *

Als nun die beiden durch den Buchenpark
Hinschritten, wies der Wirth dem alten Freunde
Gar manchen Platz reich an Erinnerungen.
Sie kamen an den Weiher: „Sieh, da war es,
Dort, wo der Fisch emporsprang, wo mein Schaukeln
Den leichten Nachen umwarf, daß ich hilflos
Ertrunken wäre, hättest Du mich nicht
Gerettet, tapfrer Schwimmer! Hans, es war
Die erste Dummheit Deines Lebens." Seltsam
Klang dieser Ton dem andern; schweigend schritt er
Dem Freund zur Seite tiefer in den Park.
Jetzt that sich plötzlich eine Aussicht auf:
Lichtgrüne Wiesen zwischen Waldesarmen
Im Vordergrund, doch weiterhin erhob sich
Hügel an Hügel, formlos, Weltenbauschutt,
Und schanzengleich aufstiegen an den Hügeln
Gewalt'ge Halden und von ihren Höh'n
Entsandten Riesenessen schwarzen Rauch.
„Dort hinten ist die Unterwelt", sprach Edgar.
„Dort kriechen Wesen, die sich Menschen nennen,
Hindurch der Kohlenhölle dunst'ge Gänge,
Begraben, müh'n sie sich dem Grab entgegen.
Dafür ist diese Welt — die beste Welt!"
Er lachte scharf und bitter, daß Johannes
Erstaunt ihn ansah, innerlich verletzt.
Mit einem Male trat ihm ein Moment,
Der ihn vorhin befremdet, vor die Seele.
Welch herber Zug — war's Unmuth? Spott? Verachtung? —
Lag um Elisas Mund, und welcher Schmerz
Im Aug', als Edgar ihr die Finger küßte!
„Er ist unglücklich und er macht sein Weib
Unglücklich", wie ein Blitz kam der Gedanke.
„Und ich, der sie geliebt und nie gewagt
Um sie zu werben, muß ihr Elend sehn
Und nimmermehr vermag ich es zu wenden."

Digitized by Google

Nun kamen sie in einem weiten Bogen
Zurück zum Rasenplatze gegenüber
Dem Schloß. Dort war im Schatten einer Linde
Vor einer halbkreisförmigen Marmorbank
Ein Tisch gedeckt und ein erles'nes Frühstück
Bereit. Sie setzten sich und Edgar füllte
Die Römer. „Bruder", rief er, „alles Gute!"
„Und alles Schöne!" fügte Hans hinzu,
„Dein Weib vor allem!" Artig mehr als herzlich
Trank Edgar auf dies Wohl dem Gast Bescheid,
Dann sprach er: „Du bist glücklicher als ich.
Mit dem Bewußtsein, meine Pflicht zu thun,
Kann ich mein glückbedürftig Herz nicht stillen.
Nur wenn es Großes zu erreichen gilt —
Was man so nennt in dieser Mäusewelt —
Wenn ich den Streit des Bergmanns mit dem stolzen
Besitzer schlichten kann, wo stumpfer Wahnsinn,
Das Kind des Elends, mit der starren Selbstsucht
Der Glückverzogenen im Kampfe steht,
Lohnt sich es noch zu leben; doch was sonst
Die Aemter, die ein unbegreifliches
Zutraun der Menschen auf mich häuft, verlangen,
Erfüll' ich redlich, ohne meines Thuns
Auch einen Augenblick nur froh zu werden.
Da dies nun nicht mein Leben füllen kann,
So hab' ich in sein ausgetrock'net Bette
Den Strom der rauschenden Geselligkeit
Und hellen ungebund'nen Lust gelenkt,
Mich zu betäuben. Auf Vergessenheit!"
Und Edgar goß die Gläser wieder voll.
„Nein, auf Besonnenheit, auf Selbstbesinnung,
Den Urquell alles Guten, stoß' ich an.
Doch ist's ein Räthsel, Edgar, was Dich treibt
Vergessenheit zu suchen, steht das Glück
Doch sichtbar, in holdseligster Gestalt
An Deiner Seite." Trübe lächelnd gab
Edgar zur Antwort: „Ja, ein Räthsel, Hans!
Die Lösung laß auf morgen uns verschieben;
Heut will ich mich des Wiedersehens freu'n."
Johannes drückte seines Freundes Hand
Und senkte schwermuthvoll sein edles Antlitz.
Nach einer Weile sprach er: „Liebt Elisa
Das laute Treiben, welches Dir behagt?"
„Daß sie es liebe, wag' ich nicht zu sagen.
Elisa, deren edles Herz Du kennst,
Hat gar zu klösterliche Neigungen.
Der Weltsinn, der aus meiner Freunde Augen
Ihr leuchtet, muthet sie nicht an, ja mancher
Aus unserm frohen Kreis ist ohne Grund
Ihr widerwärtig und sie hält es leider

Digitized by Google

Für Heuchelei, für schmähliche Verstellung
Den launischen Widerwillen zu bemeistern.
Oft hat mich dies ihr Wesen schwer gekränkt;
Es hat die liebenswürdige Frau und mich
Einander fast entfremdet. — Nun ist's doch,
Freund Hans, heraus. Doch laß das andre ruhig
Auf morgen! Uebles hört man früh genug."
„Ihr schafft Euch selber Elend", sprach Johannes,
„Und mißversteht Euch beide. O mein Gott,
Was kann zwei gute, liebevolle Herzen
Sich so entfremden? Sprecht zu guter Stunde
Euch aus, Ihr findet Euch, denn Offenheit
Und Wahrheit müssen stets zum Glücke leiten."
„Wahrheit?" sprach Edgar, welcher hastig trank,
„Bewahre Gott uns! Wird auf Erden je
Die Wahrheit Mode, werden sich die Menschen
Mit Schlägen statt mit Worten unterhalten.
Wenn eine Frau des Herzens Wallungen
Nicht bändigen, nicht die Zunge zügeln kann,
Nein, alles redet, was den anderen
Verbittern, seinen Frieden stören muß,
Dann nennt sie's Wahrheitsliebe. O ich habe
Als Kind der bittern Tränke viel geschluckt,
Doch schmeckte keiner je so bitter mir,
Als diese „Wahrheit", die die Frauen spenden."
„Edgar, Du thust — ihr Unrecht!" „Das versteht sich,
Den armen Frauen thut man immer Unrecht. —
Doch wohin hat sich das Gespräch verirrt?
Und ich, in welchen Ton bin ich verfallen?
Verzeihe mir, mein Freund!" Dann sprach er seufzend
Für sich: „O wenn Elisa lieben könnte!"
Und in die Hand das bärtige Kinn gestützt,
Sah lang' er achtlos in des Himmels Blau.
Ein Diener kam und rief zu Tisch, er fuhr
Empor: „Komm, Freund, vergiß, was wir gesprochen!
Noch einen Becher Markobrunner Lethe!"

* * *

Als nun die drei bei Tafel saßen, trank
Der Hausherr seinem Jugendfreunde zu:
„Auf gute Freundschaft, mit und ohne Wahrheit!
Nicht wahr, Elisa? Thust uns doch Bescheid?"
Elisa, deren Augen voll Besorgniß
Und Scham auf dem gerötheten Gesichte
Des Gatten weilten, hob das Glas und stieß
Mit Hans an; sanft erklang es und melodisch.
„Auf gute Freundschaft, Offenheit und Wahrheit!"
Dann stieß der Gatte mit ihr an, es hallte,
Als würd' ein Glück von Edenhall geprobt.
Und Edgar trank in Hast und drängte Hans
Und manchmal auch Elisa, daß sie tränken.

Digitized by Google

„Du wunderst Dich, Johannes“, sprach er lachend,
„Daß ich sie quäle; doch den Frauen ist,
Wie Shakespeare sagt, nicht wohl, wenn man sie nicht
Beängstigt. Meine Gattin wird dereinst
Auf meinen Grabstein schreiben: Dieser Mann war
Nur mein Tyrann!“ „Pfui, Edgar“, rief Elisa,
„Wie Du geflissentlich mich stets verletzest!
Und dabei weißt Du doch, wie solche Kränkung
Mein Herz vergiftet. Schlecht ja mag es sein,
Daß ich mich so verbittern lasse, aber
Ich kann nicht anders, und Du willst's ja haben.“
„Wer heißt Dich einen Scherz so tragisch nehmen,
Elisa? Weißt Du doch, was Du mir bist.“
Begütigend sprach's Edgar, aber bitter
Erklang die Antwort: „Freilich weiß ich das.“
Sie wandte sich zum Freund: „Erzähle, Hans!
Bist weit ja in der Welt herumgekommen.
Sag', hast des Meeres Leuchten Du gesehn?“
Johannes war es bei Elisas Frage,
Als ob der Hauch der Muse ihn berühre,
Ihr Aug' ihm Feuer in die Seele gieße.
Er stand im Geist an seines Schiffes Bord
Und neben ihm Elisa. Schnaubend, brausend
Durchschnitt der dampfbeflügelte Koloß
Des nächtlichen Meeres machtvoll rollende Wogen.
An seinem Steven loderten Feuer auf
Und Feuerströme folgten seiner Bahn,
Und überall in Näh' und Ferne zuckte
Im Wellenschlag lebendig Licht empor.
Was er aufs neue so erlebt, das malt er
Im höchsten Schwunge der Begeisterung,
Und alles faßt das Weib im innersten
Gemüth, was er erzählt, was er verschweigt.
Sie fühlt, daß sie als Traumbild überall
Zur Seit' ihm ist gestanden. Nur in Einem
Täuscht sich ihr Herz: als Schwester denkt sie sich
An seiner Seite, während sich Johannes
Ein andres, höheres, heißres Glück erträumt.
Und wie der beiden Augen fröhlich strahlen,
Ruft Edgar, den vorhin der Gattin Antwort
Gekränkt und der den Unmuth jetzt vergebens
In Strömen Weines zu ertränken suchte,
Plötzlich dazwischen: „Weißt Du was, Elisa?
Hans nimmt auf seine nächste Weltumseglung
Dich mit, dann könnt ihr mit einander schwärmen.“
Elisa war erröthet, dann erblaßte
Sie plötzlich und es schien, als wollte sie
Aufspringen und entfliehn, um irgendwo
Den Unmuth und die Thränen zu verbergen.
Johannes fühlte tief der Freundin Kränkung,

Digitized by Google

Doch schloß ein leises Schuldbewußtsein ihm
Den Mund. Minuten bangen Schweigens folgten.
Da trat ein athemloser Bote ein.
„Der Freiherr Egon schickt mich. Stille liegt
Im Simon- und Johannesschacht die Arbeit.
Man hat das Förderkarren Maß vergrößert;
Der Bergmann tobt und fordert höhern Lohn
Bei kürz'rer Arbeitszeit." „Wen wundert das?"
Sprach Edgar, „Eigennutz weckt Eigennutz."
„Sie wollen niemand hören, schrein beständig,
Graf Schomburg solle kommen und entscheiden.
Mein Herr beschwört Sie, eiligst hinzureiten.
Es gelte, großes Unglück abzuwenden."
„Ich komme. Sorgt, daß man das Pferd mir sattle!"
Sprach Edgar. „Sieh, Hans, Ruhe giebt's hier nicht.
Ich muß auf ein'ge Stunden Dich verlassen,
Doch bleibt Dir diese da als treffliche
Zuhörerin, wenn sie nicht lieber Dir
Erzählen will, was sie zu leiden hat.
Ich rathe Dir, sie innig zu bedauern
Und ihr in all' und jedem recht zu geben.
Lebt wohl!" Er ging und sprengte bald darauf
Mit scharfem Hufklang durch des Schlosses Thor.

* * *

Elisa hatte zitternd sich erhoben;
Verbitt'rung lag wie Nacht auf ihren Zügen,
Doch durch den finstern Schleier schimmerte
Die Schönheit noch hervor. „Verzeihe mir,
Hans, wenn ich Dich verlasse! Fing' ich an
Von meinem Gram und Elend Dir zu reden,
O glaub', ich fände nimmer Maß und Ziel!"
Sie sprach von Gehn, doch ging sie nicht, sie sank
Auf einen Stuhl, ergriff die beiden Hände
Des Freundes, welcher vor ihr stand, und sprach,
Ihn haltend und zugleich hinweg ihn drängend:
„Geh, Hans, verlaß mich! Guter Hans, verlaß mich!
Laß schnell Dein Roß Dir satteln und entfliehe
Auf Nimmerwiedersehn, eh' es zu spät ist!"
Dann schroff abspringend, sprach sie träumerisch:
„Hast Du den Weiher drüben Dir betrachtet?
Mir ist es, Hans, als wär' ein Zauberring
In seine abgrundtiefe Flut versenkt,
So wundermächtig lockt sein dunkler Spiegel,
Auf dem die gelben Wasserrosen schwimmen,
Hinab mich — in den kühlen stillen Tod."
„Elisa", rief Johannes jäh erschrocken,
„Verhüte Gott solch' unglücksel'ge That! —
O fliehe den Gedanken eines Frevels,
Der jede Reu' abschneidet, jede Sühne!
Statt Deines Gatten Fehler zu betrachten,

Digitized by Google

Blick' in Dein Herz hinein und strebe redlich
Die eignen Mängel —". „Laß! genug! Zuviel!
Den Bruder wollt' ich hören, und ich höre
Den Prediger, den Weisen." — „Nein, Du Liebe,
Verkenne nicht mein Herz! Nur herbe Wahrheit
Kann Dich, mein Liebling, retten, Dich und ihn,
Der deßhalb nur sich im Genuß betäubt,
Weil Dein Gemüth dem seinen nicht begegnet.
Du weißt, ich bin sein Freund." „Du?" bitter lachte
Elisas holder Mund, „Du bist — sein Freund?
O, besser kenn' ich Dich! Du bist's gewesen.
Was heute Du erlebt, muß ganz Dich ihm
Entfremden und für immer. Welche Scene,
Wo sich zum ersten Mal die Seele Edgars
Nicht halb nur, wie in manchem leichten Rausch,
Nein, ganz enthüllt hat! Widersprich mir nicht!
Ich weiß ja, was Du sagen willst, was Männer,
Gilt's einen Mann von Schuld zu reinigen,
Uns stets zu hören geben. Heute, Hans,
Wo er in Deiner Gegenwart mich grausam
Erniedrigt hat, nur heute kann ich es
Nicht hören. Das mag auch ein Fehler sein
Von meinen vielen Fehlern, doch verzeihe!
Ach, meine Mängel kenn' ich allzuwohl!
Was in mir fromm und gut und edel war
Und ganz das Herz mir füllte, weicht zurück
Auf einen kleinen Raum, das Böse wächst,
Wächst fort und fort, und nur mein Stolz und Haß
Schirmt noch in mir mein Heiligstes, die Wahrheit,
Die Wahrheit, die mich ihm verhaßt gemacht hat!
Wenn ich, vertrauend wie ein arglos Kind,
Von sündlichen Gedanken sprach, die manchmal
Wie eines Raben Schatten übern Spiegel
Der Seele hin mir huschten, merkt' er sich's
Und warf es mir an manchem bösen Tag
Entgegen! — Treuer Hans, Du magst mich lieblos,
Unweiblich, unzart nennen, doch die Noth,
Die ist es, die aus mir zum Himmel schreit!
Zum Himmel? Nein, zu Dir, Du fühlend Herz!
Im hohen fernen Himmel hört es keiner.
Sieh, meinen Glauben auch hat er getödtet,
Der Arge! Haß nur blieb und Todessehnsucht
Und schmerzliches Verlangen, einmal noch
Mein Herz zu öffnen, eh' ich ganz verstumme."
Johannes sah sie ernst und traurig an
Und sprach bewegt: „Elisa, nein, nicht weiter!
Ja, lieber glaube, kalt und herzlos sei ich
Und Deines schwesterlichen Zutrauns unwerth!
Wenn Du mir Deines Unglücks ganze Last
Aufs treue Herz gelegt, so sind wir beide

Digitized by Google

Nicht uns'res Schicksals Herr mehr, nicht das Steuer,
Der Sturm lenkt dann das mastenlose Schiff. —
„Ich ahne Sünd' und Tod", sprach er für sich.
Elisa hatte nur das „Tod" gehört
Und rief: „Ja, Tod ist hier das rechte Wort!
Tod giebst Du mir für Freundschaft ohne gleichen,
Wenn Du es mir versagst, der Seele Qual
Dir in das Ohr und in das Herz zu schreien. —
Du wirst mich hören, Hans. Von Kindheit an
Hab' ich ein unermeßliches Vertrauen
Zu Dir gehegt; in Deinen Augen las ich
Und nimmer las ich falsch; auch heut verrathen
Sie sonnenhell mir, was Du fühlst; umsonst
Willst Deinen frommen Mund Du lügen lehren.
Vernimm jetzt, wie mein Schicksal sich entsponnen!"
„So rede", sagte Wallbrand und er küßte
Der Freundin Hand, „ja rede, liebes Herz!"

* * *

Tief athmete Elisa auf und dann
Begann sie also: „Voll von Liebe war
Mein Herz seit meinen ersten Mädchentagen,
Doch kannt' es nur ein schwesterlich Gefühl.
Des Mädchenherzens ahnungsvolles Träumen
Von Frauenseligkeit war mir versagt;
Freundschaft und herzliches Vertrauen schien mir
Des Lebens höchster Inhalt, glücklich machen
Das einz'ge reine Glück. Da trat mir einer
Entgegen, dessen herrscherhaftes Wesen
Gleichgiltigkeit verwehrte. „Liebe mich",
So sprach sein Auge, „oder hasse mich,
Ja, hasse mich, daß Du mich lieben lernest!"
Und ich, ich haßte diesen Mann, mir selbst
Zur Qual. Warum ich zürnte, zürnend litt,
Darüber sann ich Tag' und Nächte nach.
Und sieh, in einer schlummerlosen Nacht
Ward mir es taghell klar mit einem Male,
Was mir den Stachel in das Herz geworfen.
Mich selber wollte mir der Mann entreißen
Und meines Mädchentraumes höchstes Glück;
Ich sollte Gattin, sollte Mutter werden.
Gleich einem Feuerstrom durchwogt' es mich,
Peinvoll, doch in der Pein empfand ich Wonne
Und haßte mich um dies Gefühl und weinte.
Am Ende schlief ich ein. Ich saß beim Spätlicht
In einem Parke — war's nicht jener Park
Da draußen? — und ein Knäblein kam gelaufen.
Und schaute mich mit seinen Augen an,
„Mama!" rief's jauchzend und es kletterte
Auf meinen Schooß behend und küßte mich."

* * *

Digitized by Google

Längst war der Hörer auf vom Sitz gesprungen
Und ging im Saale dröhnenden Tritts umher;
Jetzt blieb er plötzlich vor Elisa stehn.
„Wozu erzählst Du mir das? Frommt es mir,
Zu wissen, wie die Seine Du geworden?
Ja, wenn Du so mich ansiehst — o verzeihe!“
Es war ein Blick voll kindlichen Erstaunens,
Der es Johannes zum Bewußtsein brachte,
Daß er sein innerstes Gefühl verrathen
Und nicht Verständniß noch Erwid'rung finde
Bei dieser reinen Seele. Tief erröthend
Setzt' er sich. „Rede weiter, liebe Schwester!“

* * *

Und sie fuhr fort: „Am nächsten Tage war es,
In meiner Schwester Garten, wo ich mich
Mit einem Mal ihm gegenüber sah.
Da flammte mir so ungestüme Glut
Empor im Angesichte, daß ich zitternd,
Von Scham gemartert, rasch mich von ihm wandte.
Da fühlt' ich mich von seinem Arm umfaßt.
„Du liebst mich“, sprach er, „liebst mich, o, Elisa,
Und Du wirst mein!“ Was blieb mir da als Thränen?
O Hans, ich habe diesen Mann geliebt!
Ja, innig, innig hab' ich ihn geliebt!
Und wie in meiner Lieb' ich glücklich war,
Wenn auch mit Zittern! Ja, ich zitterte
Vor seinem Weltsinn, seiner Freud' am Schein,
Von Anfang an und was ich fürchtete,
Sprach manchmal wohl ich aus. Es war nicht klug.
Und als, was ich in jenem Traum geschaut,
Das Leben mir versagte, jammert' ich
Und weckte seine Ungeduld, und bald
Erschien es mir, als haßte mich der Mann.
War das zuerst ein Schein, so ward es später
Unsel'ge Wirklichkeit; die Zartheit schwand,
Die Artigkeit des Herzens floh hinweg;
Dann kam die Lust am Bechern; Stuf' auf Stufe
Hinunter ging es zur Entwürdigung.
Ich wurde seine Haremsklavin nun,
Die einzige, doch d'rum nicht minder Sklavin,
Mit Seel' und Leib dem — fremden Mann verkauft. —
Ich sollt' es werden, nein, ich ward es nicht!“
Sie war emporgesprungen, königlich
In ihrem stolzen Zorne stand sie da,
Die Zierliche, „Nein, nein, ich ward es nicht!“
Auf einmal sank sie auf die Kniee, hob
Die Hände auf zu Hans und sprach mit Schluchzen:
„Hans, rette, rette mich! Du kannst's allein.“
Erschrocken hob der Freund das Weib empor,
„Du Arme“, sprach er zärtlich weich zu ihr

Digitized by Google

Und strich das blonde Haar ihr von der Stirne.
Sie aber hielt die Hand des Altvertrauten
Vor ihre Augen, daß die Thränen heiß
Durch seine Finger quollen. Beide schwiegen.
Am Ende sprach der Mann. „Du armes Herz,
Nun schläf're Dich mit Deinen Thränen ein!
Ich aber will hinaus, die Stirne mir
In freier Lüfte frischem Hauch zu kühlen,
Ob nicht ein Strahl in meine Seele kommt,
Der mir den Weg zur Rettung weist für Dich
Und ihn — und mich", so sprach's in seiner Seele.
Er küßte leicht Elisa auf die Stirn
Und ging. Heran durchs Waldeswipfelrauschen
Erscholl es ihm wie ferner Wellengruß
Und ihn ergriff ein ungestüm Verlangen,
Auf sturmgejagtem Schiff dahinzufahren,
Indeß zu Häupten durch das Nachtgewölk
Des Todes Sense zuckt, mit Donnerkrach
Aufs Riff zu stoßen und, im Schaumesschwall
Dahingerafft, im Meere zu versinken.

* * *

„Kopfschmerzen hat die gnädige Frau? Sie kann nicht
Zum Abendessen kommen? Nun, Sophie,
Ich wünsch' ihr gute Bess'rung. — Setz Dich, Hans!
Probir den Rüdesheimer! Du willst wissen,
Wie ich den Streit entschieden? Salomonisch.
Gewährt wird höherer Lohn bei gleicher Zeit.
Der Rädelsführer, Rother, ward entlassen.
Doch, eh' ich es vergesse — sprich, was hat
Elisa Dir gebeichtet?" Wallbrand drängte
Den Zorn, der sich in seinem Busen hob,
Zurück und gab mit leichtem Spott die Antwort:
„Wenn Du der bied're König Wenzel bist,
So bin ich doch kein Pfaff' und also auch
Kein Beichtiger." „Auf diese Logik trink' ich;
Gott bess're sie! Jetzt aber wirst Du mir
Bescheid thun, alter Junge. Vollgeschenkt
Die Gläser! Dieses Glas auf meine Frau,
Daß sie vernünftig werde! Paßt Dir's nicht?
Ich glaub's." Der Offizier sah fest ihn an
Und stand dann langsam auf. „Heut nehm' ich Dir
Nichts übel; doch es ist genug. Wir sprechen
Uns weiter, wenn Du weniger — lustig bist.
Nun gute Nacht!" Er ging. „Was fällt Dir ein?"
Rief ihm der Wirth betreten nach und stand
Schwerfällig auf, doch eh' er noch den Saal
Durchmessen, hört' er oben schon die Thür gehn.
Er wandte sich zurück zum Tische, goß
Sein Glas aufs neu' und immer wieder voll
Und hüllte dicht und immer dichter sich

Digitized by Google

In der Havanna duft'ges Rauchgewölk.
Er fühlte sich unselig und er klagte:
„Hab' ich ein Weib? Bei Tische seh' ich manchmal
Die Gräfin Schomburg, denn Graf Schomburg hat
Eine Gemalin — Edgar hat kein Weib."
Auf einmal drehte der Gedankenzug
Sich wie Aprilwind. Ob er selbst nicht schuld war?
Wie hatt' er heute seine schöne Gattin
Verhöhnt — in seines Gastes Gegenwart!
Ob er nicht sonst schon schlimm an ihr gehandelt?
Er sann darüber nach, und immermehr
Entschwand ihm, was er oft ihr vorgeworfen,
In Nebel schien's versunken, und vergrößert
Schien, wie durch Nebelspieg'lung, seine Schuld
Ins Riesenhafte. „Ich Tyrann", so stöhnt er,
„Ich schlechter Mensch! Doch es soll anders werden!
Noch heute will ich flehn um ihre Gnade.
Sie muß, muß vergeben, denn ich kann
Nicht leben, wenn sie zürnt. Nein, weine nicht,
Mein Weib, ich komme!" Damit wankt er fort.

* * *

Die mitternächtige Stunde scholl vom Thurm
Des Dorfs herüber. Finster schweigend lag
Der Park, die hohen Wipfel zeichneten
Sich von der blassen Mondesdämmerhelle
Des Himmels ab. Eisschollen ähnlich, welche
Beständig sich zerbröckeln, überdeckten
Die Wolken jene Höh'n, wohin der Mensch
So gern den thränenvollen Blick erhebt,
Wenn ihm die Wasser an die Seele gehn.
Der Mond glomm manchmal durch der Wolken Ränder,
Daß milder perlmutterfarb'ner Schein
Sie duftig säumte, während seine Scheibe
Dem Blick verborgen blieb, und mattes Flimmern
Vom schwarzen Teiche zeigte jetzt die Stelle,
Wo Hans den Freund dereinst dem Tod entrissen.
In Ahnung und Erinn'rung festgebannt,
Hing stundenlang schon an dem finstern Wasser
Sein Aug' und immer wieder klang es ihm
Im Ohre von dem „stillen kühlen Tod".
Nun trat er zögernd von dem offnen Fenster
Zurück und wandte sich dem Lager zu;
Doch nicht nach Schlummer trug sein Herz Begehr.
Er setzte sich aufs Bette, faltete
Die Hände, aber beten konnt' er nicht.
In stürmendem Tumult durch seinen Geist
Zog ein Gedankenheer, wie wilde Jagd.
Um welches Glück hatt' ihn ein Wahn betrogen!
Jetzt sah er die Geliebte seiner Jugend
In Thränen vor sich, sah von ihrem Gatten,

Digitized by Google

Der ihm dereinst ein Freund gewesen war,
Sie innerlich getrennt. „Hier kann nur eins
Noch retten", dacht' er. „Aufgelöst muß werden
Das Band, das beiden nun zur Kette ward
Und in den Staub die Seelen niederdrückt.
Und dann — doch liebt Elisa mich? Sie wird,
Sie muß mich lieben, mich, dem innig sie
Vertraut, mich, dem die Freiheit sie verdankt;
Denn weigert er die Lösung, so wird einer
Von uns in ritterlichem Kampfe fallen."
Da löste plötzlich er die Hände, schlug sie
Vor's Angesicht: „O Gott, ich wollte beten,
Und sinne frevelnd auf Verrath und Mord!
Zurück vom Abgrund! Rette Deine Ehre
Und Deine Seele rette, eh's zu spät ist!"

* * *

Jetzt mußt' er lauschen; unter sich vernahm er
Ein polterndes Geräusch, dann rauhe Laute,
Dann einer Stimme Schrei, die bis ins Mark
Ihn schauern machte, dann — ein dumpfer Fall!
Er sprang empor. Nun ward die Gartenthür
Des Saales aufgerissen — an das Fenster
Eilt Hans. Dort auf dem Rasen weiß Gewand!
Jetzt fliegt's dem Teiche zu. „Elisa!" schreit er,
Schwingt sich hinaus, klimmt an dem Weinspalier
Hinunter. Latt' auf Latte kracht und bricht;
Er stößt sich ab, er springt und er steht unten
Und fliegt im Wettlauf mit dem Freier Tod
Zum Weiherbord. Noch sieht er die Gestalt.
Jetzt rauscht das träge Wasser plötzlich auf;
Sie ist verschwunden. Aber sieh, dort taucht
Es weiß empor. Schon hat er schwimmend sie
Erreicht, erfaßt, ans Ufer sie getragen.
Doch lebt die Unglückselige noch? Es hebt
Kein Athem mehr den kampfesmüden Busen!
Er trägt sie in den Gartensaal, sein Ruf
Weckt auf des Hauses ahnungslose Schläfer;
Die Zofe kommt mit Licht, verstört und bleich,
Die Mägde stürzen schreiend in den Saal.
Nun kommt auch Edgar, einem Todten ähnlich,
Wenn Schmerz und Reue noch ein Todtenantlitz
Entstellen können. Ruhig, fest und klar,
Ob auch von Angst im Innersten zerrissen,
Steht Wallbrand im Tumult und ordnet an,
Was diese Noth gebeut, so sichern Blicks,
Wie er im Sturme manchmal kommandirte.

* * *

Der Morgen graute schon, da schlug Elisa
Die Wimpern auf; ein träumerischer Blick
Traf ihren Retter, und Johannes jauchzte:

Digitized by Google

„Sie lebt!" Dann sanken ihre Augenlider,
Von wonnevoller Müdigkeit beschwert.
Vom Fenster aber schlich mit leisem Tritt
Edgar heran, vor Freud' und Kummer weinend;
Er sah sein Weib in sanftem Schlafe ruhn
Und zwischen ihrer Haare gold'nen Strähnen,
Die feucht noch um das Angesicht sich schmiegten,
Auf ihren Wangen mildes Roth erblühn.
Schon voller Tag war's, da schlich Hans hinweg,
Von Schrecken, Freud' und Sorgen auszuruhn.

* * *

Durch Rebenranken goß die Mittagssonne
Ihr Licht ins Zimmer, wo Johannes schlief.
Nur halb erwachend, wendete der Schläfer
Sich ab zur Wand, der Helle zu entfliehn.
Da ging der Fenstervorhang rollend nieder,
Ganz langsam, mit gemildertem Geräusch,
Und jemand setzte sich behutsam leise
An Hansens Bett hin auf den niedern Stuhl.
Johannes schlug die Augen auf und wandte
Sich um. Edgar saß bei ihm, blaß, doch ruhig.
Wie er des Freundes Augen offen sah,
Reicht' er ihm herzlich seine beiden Hände.
„Sie wird genesen, so verheißt's der Arzt",
Begann er, „und die Freiheit, die im Tode
Sie suchte, soll das Leben ihr gewähren.
Ich habe jedes Recht auf sie verwirkt,
Das fühl' ich jetzt und jetzt erkenn' ich es,
Da sie verloren ist, was ich besaß.
Nun bleibt nur eins: sie soll — ich will es, Hans —
Noch glücklich werden und mit ihr sollst Du —"
„Nicht weiter", rief Johannes, richtete
Sich auf und sprach zu Edgar mild und dringend:
„Wenn es Dir ernst mit Deiner Reue ist,
Nun, Freund, so wirb um Deines Weibes Herz,
Das Dich geliebt hat, das Dich lieben wird,
Wenn Du mit Zartheit und mit Wahrheit ihr
Begegnest." „Hans, ich weiß, Du liebst Elisa",
Sprach Edgar mit gesenktem Angesicht,
„Und sie liebt Dich —" „Ich liebe meine Ehre
Und meiner Seele Ruh', und mein Gewissen
Weist auch in der Gefühle wildem Sturme
Mit klarem Sternenblick mir meine Bahn.
Elisa aber hat mich nie geliebt,
Mit jener Liebe nie geliebt, aus welcher
Auf Erden einzig Himmelsglück erblüht.
Nur Schmerz und Scham und Zorn und Unmuth haben
Ihr schwesterliches Fühlen jetzt zum Scheinbild
Der Leidenschaft entfacht, die alte Liebe
Liegt schlummernd hinter dieser Waberlohe.

Digitized by Google

Du schreite kühn hindurch und wecke sie
Und trag' hinweg den unschätzbaren Preis!"
„Du sprichst so tröstlich, doch Du irrst;" sprach Hans.
„Zu böser Stunde hat sie's selbst gesagt,
Sie wäre glücklicher mit Dir geworden;
Wenn ich sie einsam ließe, kämen ihr
Oft sündliche Gedanken, ein Verlangen
Nach Dir." „Freund, solcherlei Gedanken kommen",
Sprach Hans, „gar mancher Frau, die sich verlassen
Und einsam elend fühlt. Dein edles Weib
Enthüllte voll Vertrau'n dir ihrer Seele
Geheimste Regung; Schutz zu finden hoffte
In Deiner Liebe dieses fromme Herz,
Und fand ihn nicht." „Ich blöder Thor", rief Edgar,
„Wie hab' ich ihre Seele mißverstanden!
Wie hab' ich kleinlich, als sie schwer gekränkt
Sich von mir abgewandt, mit herbem Spott sie
Gequält, wie hab' ich sie und mich entwürdigt!
Sprich von Versöhnung nicht!" Es ist zu spät!
Eh noch der Freund zum Trosteswort den Mund
Erschließen konnte, stürmte Edgar fort;
Dieselben Pfade ging er heut, die gestern
Johannes, hoffnungslos, von bitterm Schmerz
Die treue Seele voll, gewandelt war.

* * *

Und wie er achtlos sich im Wald verloren,
Da fiel ein Schuß in seiner Näh', und knackend
Brachs durchs Gebüsch, und eine trächt'ge Hindin
Sprang übern Graben, blutend, und sie fiel
Und sah mit ihren großen braunen Augen
Den Menschen klagend an. Edgar ergrimmte
Und ohne Säumen drang der Waffenlose
Durchs Dickicht. Jetzt erblickt er, wen'ge Schritt
Entfernt, an einer Eiche Fuß, den Schützen,
Der eben neu geladen. Rother war es.
Der wilde Bursch hob das Gewehr in Anschlag
Mit einem Wuthschrei. In die schwarze Mündung,
Des Todes Aug', sah Edgar ohne Zucken,
Und während er mit trübem Gleichmuth dachte:
„Nun kommt das Ende", schrie er herrisch, schrie
Aus ihm der Trieb zum Leben: „Büchse nieder!"
Der Arm des Schützen bebte, pfeifend flog
Die Kugel hart an Edgars Ohr vorbei.
Und eh der Schuß verhallt war, stand der Graf
Vor Rother und schlug mit der Faust ihn nieder.
Dann hob des Wilddiebs Büchs' er auf und nahm
Den Weg zum Försterhause. An der Biegung
Des Pfads begegnete ihm Rothers Weib,
Entsetzen im verhärmten Angesicht,
Denn sie erkannte ihres Gatten Waffe.

Digitized by Google

„Herr, Ihr habt meinen Mann getödtet!“ schrie sie.
„Ich ihn? Nein, er hat, Weib, mich tödten wollen.
Ich schlug ihn nieder, doch er lebt. Kommt mit.“
Und als er sie zur Stätte führte, sprach er:
„Ihr wandert aus. Du holst bei mir das Geld.
Nein, keinen Dank! Dort ist der Platz, dort links.“
Und wie er kräft'gen Gangs zum Försterhause
Dahinschritt, dacht' er, hoch erhobenen Hauptes:
„Ob auch Dein Wille böse war, Freund Rother,
Dank für den Schuß! Jetzt glaub' ich an mein Glück.
Getrost! Elisa wird die meine wieder.“

* * *

Die Sonne stand schon tief, als reisefertig
Johannes in der Kranken Zimmer trat.
Elisa wachte; als sie Hans erblickte,
Flog über ihr Gesicht ein sonnig Lächeln;
Doch wie sie merkte, daß ihr Retter kam,
Um Lebewohl zu sagen, wich die Freude
Dem trüben Ausdruck hoffnungslosen Schmerzes.
„Du gehst von hier? O warum hast Du doch
Des tiefen, träumelosen Schlummers Glück
Mir nicht gegönnt, Du lieber böser Freund?
Johannes setzte sich, nahm ihre Hand
Und sprach: „Mein Liebling, wie Du einst gedacht,
So denk' auch jetzt: Es giebt ein höher Glück,
Als Glücklichsein, das Glück heißt: Glücklichmachen“,
„Und darum läßt Elisa Du allein?
Wann hab' ich eines Bruders mehr bedurft
Als jetzt, nach solchem Leid und solcher That?“
Der milde Vorwurf trifft ihn bis ins Herz;
Er muß die Augen von der Freundin wenden,
Die Hände ballen sich, mit starrem Blick
Schaut er ins Leere, bis er das Verlangen
Des Weinens niederzwang. Nun sieht Elisa
Ein thränenloses Antlitz voller Schmerz
Und voll Entschlossenheit. Johannes spricht:
„Auch Du wirst, Theure, nun Dich wiederfinden,
Wie Edgar sich zurückgefunden hat.
Dies hohe Wesen, diese fromme Wahrheit,
Die Deiner reinen Seele Athem ist,
Sein Weltsinn hat sie lange mißverstanden.
Und jetzt, wo mächtig aufgewühlt sein Herz
Nach Deiner Liebe schmachtet, giebt er edel
Dich frei, Elisa, wenn Du es begehrst.
Doch meine Schwester wird es nicht begehren!
Wenn heute Nacht die plötzlich aus dem Schlaf
Emporgeschreckte, halb des Sinns beraubte,
Ein sündiger Gedank, in welchen Du
Dich spielend eingewöhnt, dämonenhaft
Zu einer schweren That dahingerissen,

Digitized by Google

So fällt die Schuld mit ihrer ganzen Last
Doch auf Dich, wenn Du ihre Frucht genießest.
Und nun, Elisa, großes, edles Herz,
Raffe Dich auf, Dir selber gleich zu sein!"
Elisa seufzte tief: „O' wär ich doch,
Wie Du gesagt! Nicht wär's so weit gekommen!
Ich wäre gut, Johannes? Das wähnst Du,
Du, der der kalten Tiefe mich entrissen?"
Und jetzt, erst jetzt erfaßte sie ein Schauer
Bei der Erinn'rung ihrer Todesnoth;
Sie preßte angstvoll ihres Retters Hände
Und sah mit großen schreckenstarren Augen
Ihn an. Nur langsam kehrte, mit den Thränen,
In diese Augen Lebensglanz zurück.
Dann sprach sie wieder: „Nein, ich bin nicht gut,
Du Redlicher, ich bin ein schwaches Weib.
Du nennst mich edel? Wenn ich edel wäre,
Hätt' ich geschwiegen Dir auch gegenüber,
Denn meines Gatten Ehr' ist auch die meine."
„Ein Wort der Alltagsweisheit", sprach Johannes,
„Das tausend Seelen treu die Richte weist
Und einer nur den Weg zum Unheil wiese.
Denn wisse, unter tausend Frauen fand
Den Bruder eine nur, den treuen Freund,
Dem ihrer Seele Frieden heilig ist,
Doch dieser einen ist es Pflicht und Ehre
Dem Freund sich zu vertrauen, ehe sie
In starrem Schweigen sich vom Gatten löst
Und mit dem eig'nen Glück auch seines tödtet.
Doch jetzt, Elisa, jetzt bedarfst Du keines
Vertrauten mehr. Laß Deinen Gatten rufen!
Du willst es thun, Dein Blick sagt's, und sein Leuchten
Verkündet Ahnung eines neuen Glücks.
Leb wohl! Nimm diesen letzten Kuß, mein Liebling,
Von ihm, der immerdar Dir nahe bleibt,
Ob ihn auch Erdenweiten von Dir trennen!"

* * *

Elisa war allein. Sie sank alsbald
Zurück in tiefes träumerisches Brüten.
„Was soll ich Edgar sagen? Wie empfang' ich
Den Fremdgeword'nen? Wird er mich verstehn,
Wenn ich ihm schweigend meine Hände reiche?"
So sann sie lange, sann sie aussichtslos,
Bis plötzlich aus geheimen Seelentiefen
Als That gestaltet der Entschluß entsprang.
Sie griff zur Glocke; ungestüm erklang es.
Sophie trat ein. War's noch der Schreck der Nacht,
Was im erblaßten Angesichte starrte?
„Was ist geschehn, Sophie? Sprich! Ich befehls."
Und nun berichtete das Mädchen stockend,

Digitized by Google

Wie durch ein Wunder nur der Graf dem Tod,
Dem Tod durch Mörderhand entronnen sei
Da schrie Elisa auf, vor ihren Augen
Ward es auf einmal dunkel und sie sank
Zurück. Als unter treuer Hände Pflege
Ihr das Bewußtsein wiederkam, gebot sie
Sofort nach Edgar Boten auszusenden.
Die Zofe ging. — Elisa raffte sich
Empor. In ihrem Bette kniete sie,
Die liebliche Gestalt im schwanenweißen
Nachtkleid; das Antlitz in der blonden Locken
Umrahmung schaute wie ein Engelsantlitz
Nach oben, auf dem ungestüm bewegten
Busen hielt ihre Hände sie gefaltet.
Sie betete. — Horch! Ein bekannter Tritt!
Die Thür fliegt auf, Edgar tritt ein. „Elisa!"
„Edgar!" so schallt es und sie liegen sich
Im Arm und unter ungestümer Küsse
Schauern erblüht ein neues sel'ges Leben
Den beiden. „Mein, ja mein für Ewigkeit!"

* * *

Indessen war Johannes ferne schon
Dem Hof, ob auch sein edles Thier gemach
Dahin schritt, gleich als fühl' es, daß sein Reiter
In Traum versunken sei. Nun Waldesschatten
Und Waldesstille ringsumher! Und klarer
Stand vor Johannes kranker Seele jetzt
Elisas Angesicht, ganz nahe; fühlen
Konnt' er den Athem ihres holden Mundes.
Durch Thränen lächelnd, sahn die dunkelblauen,
Die wunderbaren Augen immerfort
Ihn an, sie lähmten seinen Willen, senkten
Ihn tief in einen holden Zauberschlaf.
Vor Sehnsuchtschmerz aufschreien hätt' er können,
Und dennoch glüht es durch die Adern ihm
Wie Glück. — Auf einmal trifft es wie ein Blitz
Sein Aug'; er sieht empor: ganz nahe vor ihm
Erhebt das Schloß sich, jener Schimmer kam
Von einem windbewegten Fensterflügel.
Zusammenzuckt er. Also unbewußt
Hat er sein Roß gewendet. Hastig reißt
Speranza er herum, er giebt den Sporn ihr,
Daß wie die Windsbraut schnaubend sie dahinfliegt,
So jagt er meilenweit. Da kommt die Stelle,
Wo tief im Walde sich die Wege theilen.
„Nach Schwanenburg", las er am Weiser; dort
War seiner Freundin trautes Vaterhaus.
Er sprang vom Rosse, band's an eine Weide
Und warf sich auf den Rasen. Aus den Augen,
Den lange thränenlosen, brach es jetzt

Digitized by Google

Mit Macht hervor und schluchzend rief er aus:
„Ich habe Dich verloren, o Elisa!
Nie seh' ich wieder Dich und ewig werd' ich —
Wie heiß, wie innig, o, wie grenzenlos! —
Dich lieben.“ Und er hört das ferne Rauschen
Von gestern, hört das ewige Lied der See,
Ihm ist's, als sängen tröstend jene Fluten
Ihm brausend zu: Wir wilden Wasser werden
Dir Ruhe bringen und Vergessenheit!

* * *

Ein Jahr und noch ein Jahr war hingeflogen:
Elisa saß im Park an Edgars Seite,
Am Lindenplatz, ein Knäblein auf dem Schoß,
Das mit des Vaters großen braunen Augen
Hold lächelnd in die Sommerwelt hinaussah.
Beseligt schaute Edgar auf die beiden,
Und als das Kind, allmählich eingeschlafen,
Sanft athmend in dem Wagenbettchen lag,
Glitt er hinunter von der Marmorbank
Auf den gepflegten Rasen hin und schmiegte
An seines schönen Weibes Knie das Haupt.
Elisa neckte: „Noch so arg verliebt,
Mein Herr Gemal?“ Er aber sprach: „So jung
Ist unser Glück noch: laß mich doch verliebt sein!“
„Ja, wir sind glücklich, mein geliebter Mann!
Ach, und das schönste Glück ist unverdientes.
Sie sah zum Teich hinüber. — Ein Moment war's —
Und heiß Erröthen übergoß ihr Antlitz.
„Gelobt sei Gott“, so rief sie innig aus,
„Der mich gerettet hat und mich und Dich
Auf einen neuen Lebensweg gestellt!
Doch ist mir um Johannes bang, mein Edgar.
Du meinst, im Herbst erst könne Nachricht kommen
Von der Minerva, die er kommandirt?
Doch sollt' inzwischen nicht ein einzig Schiff ihr
Begegnet sein im südatlant'schen Meer
Und auf der Fahrt zum Kerguelenstrande?“
„Ich fürchte nichts“, sprach Edgar, „trefflich ist
Das neugebaute Schiff, die Mannschaft brav
Und unser Freund als Seemann wohl bewährt;
Auch ist der Ozean in jenem Strich
Nicht allzuklippenreich. — Jetzt aber fühl' ich,
Daß diese Schäferstellung unbequem wird.“
Und er stand auf. „Und ich will jetzt ins Haus,
Das Abendbrod zu rüsten“, sprach Elisa.
Ein Kuß, und sie enteilte. Doch nicht lange
Litt es sie drinnen, denn ein Hufschlag gab
Ihr Kunde, daß der Reitknecht mit der Post
Gekommen sei. Sie trat aus der Salonthür
Und eilte zu dem Lindensitz; der Gatte

Digitized by Google

Kam ihr entgegen, in der Rechten hielt er
Seltsam zerknitterte Blätter; schmerzlich rief
Er schon von ferne seiner Gattin zu:
„Er ist dahin, ist todt; mit hundert Leben
Ist seines auch im öden Meer versunken."
„Johannes todt?" Elisa wankte, sank
An Edgars Brust, aufschluchzend, so zog Edgar
Sie zu sich nieder auf die Marmorbank.
Und eine lange, lange Pause kam,
Wo zweier Menschen Weinen nur die Stille
Noch stiller machte. Endlich hob Elisa
Ihr thränenüberströmt Gesicht und bat:
„Lies den Bericht mir!" Edgar meldete,
Ein Bremer Dampfer habe bei Cap Lopez
Im Südstrom eine Flasche aufgefischt,
In der sich Blätter eines Tagebuches,
Die letzten und nicht lückenlos, gefunden.
„Sie sind für uns bestimmt, geliebtes Herz."
„Furchtbare Nacht! Die See schlug über Bord,
Wie mit Gigantenfäusten, riß den Hauptmast
Hinweg und schmetternd schlug sie von den sechs
Schiffsbooten vier in Trümmer.
Ich hatt' auf der Kommandobrücke mich
Festbinden lassen. In der Stürme Heulen
Schrie ich dem Mann am Rade durch das Sprachrohr
Befehle zu. Sturzseen bäumten sich
Bis über mich empor und schütteten
Flutmassen auf mich nieder, daß mir oft
Fast die Besinnung schwand. Der Himmel stand
In Feuer, und der Blitze zuckend Licht
Erhellte die Unendlichkeit der Wogen,
Die wie ein Heer von Nachtdämonen tobten.
Mit einem Mal furchtbarer Stoß und Krach,
Als ob das Schiff zerbärste! „Volldampf rückwärts!"
Rief ich hinab. Da folgt ein zweiter Stoß,
Und Schleifen auf dem Felsgrund. Aber jetzt
Erbebt das Schiff vom übermächtigen
Arbeiten der Maschine. Wie ein lebend
Geschöpf in Todesängsten wüthend kämpft
Um Rettung, so wahnsinnig braust und stampft
Ihr Rad- und Kolbenwerk. Ein Schurren noch,
Und rückwärts ging es."

„Hier ist eine Lücke.
Das Schiff ist losgekommen, doch es müssen
Gewaltige Lecke sich gefunden haben,
Dann hier auf diesem Blatte heißt's: Nun rang
Stahlfester Manneswillen um die Wette
Mit der Maschine Kraft, den mächtigen Andrang
Des Wassers zu bemeistern. Doch umsonst!
Es stieg, langsam, unwendbar. Endlich ließ

Digitized by Google

Das Wetter nach. Im Osten stand ein Streifen,
Rothglühendem Erz gleich, über die Wellenkämme
Ergoß es sich wie Feuer. Allmählich rissen
Die Wolken auseinander und versanken.
In ruhig klarer Herrlichkeit enttauchte
Dem machtvoll flutenden Meer der Sonnenball
Und stieg empor, zum Tode uns zu leuchten.
Denn nur zwei Boote sind noch da, das Wasser
Im Raum wächst unaufhaltsam. Horch! Jetzt löscht es
Das Feuer unterm Kessel aus — ein wildes
Aufzischen, graunvoll wie ein Todesschrei,
Und nun ein tiefes fürchterliches Schweigen!"
„Jetzt gingen", heißt es hier, „die Boote nieder
Und die Beorderten bestiegen sie.
Die andern sahen zu, in solcher Haltung,
Als gält' es ein Manöver. Und sie wußten,
Daß unter ihren Füßen bald der Boden
Verschwinden würde. — Ach, ich fürchte, die auch
Sind dem Verderben rettungslos verfallen,
Die hoffend sich den Booten anvertraut.
Kaum eine Hand hoch Bord, und bis zur Kapstadt
Sind es dreihundert Meilen. Kommt ein hoher
Und krauser Seegang, schlägt die Flut sie voll
Und sie versinken. Eben stoßen sie ab,
Ruderbeflügelt schneiden sie scharf der Wellen
Thäler und Hügel. Glück auf eure Fahrt!
Indessen sinkt Minerva tief und tiefer;
Noch wehrt die wackere sich, doch ist's vergebens:
Der Tod siegt ob. Die armen Kameraden!
O großer Gott, kann es Dein Wille sein
So vieler braver Männer treue Seelen
Ruhmlos hinwegzunehmen vor der Zeit? —
Doch — ruhmlos? Nein; nicht ruhmlos sollt ihr sterben!
Dies Blatt soll in die Heimat Kunde tragen,
Daß ihr als Helden in den Tod gegangen." —
Und wieder war, so schien's, ein Blatt verloren.
„Ein Lebewohl dem Leben, nicht der Liebe!
Ade, Elisa! Edgar! Denket mein!
Daß ich mein Herz bezwang in jener Stunde,
Mein ungestümes Herz, das macht den Tod mir
Zum freundlichen Befreier. O wie leicht,
Wie licht die Seele mir im Sterben wird,
Als athmete sie Luft der Ewigkeit
In vollen Zügen! Was wie Grabsteins Last
Auf ihr gelegen, spült die See hinweg,
Und Friede winkt in ihren heil'gen Tiefen.
Elisa, lebe wohl!
Nun lass' am Mast ich
Im Morgenwind die unbesiegte Flagge
Des Reiches steigen, und der stolze Ruf:

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

„Der Kaiser hoch und hoch das Vaterland!"
Soll mit der Wogen Rauschen sich vermälen,
Wenn wir zur ew'gen Stille niedergehn."

* * *

„Ja, glorreich seid ihr in den Tod gegangen",
Rief Edgar, „und im Wogendonner brande
An alle Weltgestade euer Ruhm!
Mein weinend Weib, wir müssen grenzenlos
Uns lieben, seines Opfers werth zu sein,
Und ewig heilig sei sein Angedenken!"

Adolf Brieger.

Digitized by Google

Czardas und Cymbal.

Eine kurzweilige Studie über Ursprung und Wesen der Zigeunermusik.

Von Edgar Erdmann.

„The art itself is nature.“
Shakespeare.

Indien, Asien, das alte Lydien und Phrygien soll die Heimat der Zigeuner sein. Noch heute ist ihr Kultus geheimnißvoll und eigenthümlich, wie ihr ganzer Charakter. Ihr Leben ist so innig verwebt mit der Natur, daß sie nicht ohne die tödtlichste Trauer in geordneten Städten leben und daselbst stets Fremdlinge sind. Die Natur selbst ist somit die Quelle ihrer musikalischen Begabung; ihre Musik ist rein innerlich, nicht mechanisch äußerlich angelernt, in wilder Ursprünglichkeit gemahnend an die Naturharmonien der orgiastischen Kulte Lydiens und Phrygiens, ihrer alten Heimat, ist vielleicht der letzte Rest dieser Kulte, als solcher sich eng anschließend an Czardas und Cymbal. — Als der Mensch noch ganz eins mit der Natur in und mit derselben lebte, gebar die mächtigste innere Erregung die äußere Bewegung, Mimik des Tanzes, die unaussprechliche Empfindung der Seele ward zur ersten Musik — Harmonie. Von der Harmonie, der Natur entstammend, ging die Musik aus, — in den Ozean der Harmonien kehrt sie zurück. Menschlich ist die Melodie — individuell; — übermenschlich ist Harmonie. Die dämonische Macht des Tanzes war furchtbar in den orgiastischen Kulten, namentlich im phrygischen Dienste der Rhea Cybele, welche im Frühling bei dem Wiedererwachen der Natur als Königin aller Götter auf ihrem Panthergespann, vom Schwarme der Korybanten mit brennenden Fackeln und krummen, scharfen Messern gefolgt, unter Cymbelschall und wildem Jauchzen der Neophyten durch die Wälder zog.

Das Uebermaß der Lebenskraft steigerte sich zur glühenden Sehnsucht der Vereinigung des Einzelnen mit dem All, des selig jauchzenden Einmündens des Einzelwesens in den brausenden Strom des Allseins, und dies zu ermöglichen verstümmelten und tödteten die Diener der Göttin sich unter dem Rasen des Tanzes, dem Donner des Tympanons und dem Schall der Cymbeln — so zog die große Mutter Cybele den Menschen aufs neue in ihre Arme — die schrecklich-schöne Zauberin gab ihm den Tod!*) — Der orgiastische Kult stammt aus Asien, verbreitete sich von hier über Kleinasien nach Griechenland, dasselbe gleichfalls bezaubernd. Auch hier finden wir ein inniges Verständniß der geheimen Triebe der Natur in diesem Kult der Griechen. Dionysos ist der Gott des Weines, der Wein die Quintessenz des vegetabilischen Lebens. Wenn das Blut des Weinstocks mit dem Blute

*) Vergl. Edouard Schuré, „Das musikalische Drama.“ Verdeutscht von Hans von Wolzogen. I. Theil, Seite 20.

Digitized by Google

des Menschen sich vermischt, bewirkt es jene übermäßige Erregung der Lebensgeister, worin das Ich sich verschmolzen fühlt mit dem Nicht-Ich. Die Griechen nennen diese Trunkenheit „Enthusiasmus", welches Wort besagt, daß die Gottheit selbst in uns einkehrt; Dionysos waltet in diesem überschwenglichen Seelenzustande.

Die grenzenlose Urliebe, Eros, gebiert aus sich selbst die Erde, welche das sterbende und wiedererstehende Leben gebiert, und dieses Leben empfängt in den zartesten Umarmungen des Himmels den Dionysos — den personifizirten Enthusiasmus; nach der orphischen Tradition ist Dionysos der Sohn des Zeus und der Persephone. — Der Enthusiasmus ist die edelste Blüte des Lebens, welche ihre Wurzeln in die Abgründe des Todes und der Nacht senkt, und deren göttlicher Duft die Seele in die reine Sphäre der Ewigkeit entrückt, wo sie sich wieder mit dem Unendlichen vereinigt. Dies ist die wahre Genealogie des Dionysos-Bakchos im griechischen Geiste. Dionysos ist die Gottheit des höchsten orgiastischen Rausches in seinen wonnigen und schrecklichen Wirkungen, welcher die Gemüther wie im Wirbelwind über alle Grenzen der individuellen Natur hinausreißt.

„Auf, Bacchantinnen, Stolz des Tmolos, wo die Quelle des Goldes fließt, singt eure Lieder dem Gott Dionysos mit tiefem, tönendem Cymbelklang! Singt Evoë dem herrlichen Evios in phrygischer, wild aufjubelnder Lust, und die bezaubernde heilige Flöte begleite lachend den Schwarm über die Berge mit Sturmesgetön!" — Die treibende Idee dieser dionysischen Trunkenheit ist die Verschmelzung der Einzelseele mit allen Wesen. Der Eingeweihte fühlt keine Schranke mehr zwischen sich und der Natur, er versenkt sich ganz in ihren Schoß.

* * *

Die ernsten, wilden Mienen, die dunkeltiefen, dämonischen Augen, das rabenschwarze, wildflatternde Haar der Zigeuner, ihr ganzes inneres und äußeres Sein bildet den größten Kontrast mit unserer modernen Kultur. Schon das Stimmen ihrer Instrumente ist von eigenthümlich wildem Zauber, gleichsam alle Naturtöne in sich vereinigend. In ihrem Spiele ertönt der letzte Nachhall jenes alten orgiastischen Zaubers ihrer ursprünglichen Heimat. Der Czardas ist Tanz ganz in diesem Sinne, und niemand spielt ihn wie der Zigeuner. Klagend, leise flüsternd, languachhaltend, voll unendlichen Wehs — ein Weh so tief und unermeßlich wie das Sein selbst — springt er über zum wildesten, ausgelassensten, rasenden Taumel, alles in seinem Wirbel unwiderstehlich mit sich fortreißend, gleich dem Kult der Cybele und des Dionysos. Das ist wilde, mächtige Naturharmonie und — Dissonanz! —

Auch die Ungarn stammen aus Asien her, sind von dort nach Europa gewandert. So athmet der Czardas des Zigeuners ein doppelt mystisches, wildes Leben, der alten Heimat entstammt, welches dem ungarischen Czardas des Zigeuners so großartig wunderbar eigen ist.

Die Tarantella hat einen ähnlichen Charakter, unter rasender Tanzwuth zum lachenden Tode führend; die alte Sage der tanzenden Kinder des Mittelalters, welcher dem Rattenfänger von Hameln folg-

Digitized by Google

ten, und auch an anderen Orten viele Meilen weit tanzten, bis sie den Tod fanden, hat einen Anklang dieses Ursprungs. Weniger die schöne, aber viel mildere Saltarella. —

Der Czardas des Zigeuners als Violinensolo ist ein unbeschreibliches, langsam anschwellendes und wieder verhallendes, zitterndes Schluchzen, ein Weinen tief aus dem Herzen der Natur, in rasender, verzweifelter Wildheit Rettung vor dem Abgrund suchend.

Cymbalsolo — wie soll ich Dich beschreiben? Hallendes Wehen und Rauschen und Brausen und Echo der Berge und Ströme und Wasserfälle — hinsterbende und zum höchsten Leben sich steigernde Harmonie, wie das Pulsiren des innersten Lebens im Herzen der Natur — alle Fibern des Menschenherzens durchzitternd! — Woher stammen diese Klänge? — Hörte ich sie einst, indem ich aus einem unbekannten Land unter der Schwelle des Bewußtseins, einem innerlichen Sein ins äußere Erdendasein trat? Ich möchte sie hören, diese Klänge, wenn meine Seele in dieses Land zurückflieht! —

* *
*

Den krassesten Gegensatz zu dem Ursprung des Czardas bildet der Kankan, hervorgegangen aus der verderbten Spieloper, den flachen, rein äußerlichen, angelernten, unnatürlichen, daher unsittlichen Theater- und — Publikumsverhältnissen unserer Zeit. Da muß der Tanzmeister hübsch alles einlernen, den Leib in eine Schnürbrust thun, den Geist zugleich mit dem Anstand abtödten, während die nur hergeleierte Melodie und die den Takt markirende Musik uns entweder anekeln oder — mit der Fäulniß unserer Zeit uns durchdringend — uns entwürdigen, unter das Thier uns stellend, welches, ganz mit der Natur geeint, in derselben lebt. Das Thier ist stets graziös, denn es ist stets Natur — nur der Mensch bringt die Karrikatur gleich der Unnatur fertig.

Der Zigeuner versteht uns nicht, wir verstehen ihn nicht; was Wunder, wenn er uns überlistet. Wie der Indianer in der Natur lebend, welcher die Fußspuren des Europäers von denen des Wilden unterscheidet, — so mag der Zigeuner manches gelernt haben — was wir nicht verstehen — und so — wahr sagen — wo wir im Dunkel tappen!

Dresdener Brief.

Anfang August.

Die ganze high life beschäftigt sich mit der Verlobung der anmuthigen Prinzessin Maria Josepha von Sachsen, Tochter Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Georg, mit dem Erzherzog Otto von Oesterreich. Wie man hört, soll noch im Laufe des Herbstes, und zwar nach der Rückkunft des kaiserlichen Hofes aus Ischl, die Vermälung des hohen Brautpaares stattfinden. Dieses Ereigniß hat in der Bevölkerung überall die lebhafteste Freude hervorgerufen. Die

Digitized by Google

erste Begegnung der allgemein verehrten jungen Prinzessin Maria Josepha mit der Familie des Erzherzogs Karl Ludwig hat im Frühling dieses Jahres in Meran — Tirol — stattgefunden. Man wartete mit der offiziellen Verlobung, bis die Trauer um den Großvater der fürstlichen Braut, den früheren König Ferdinand von Portugal, zu Ende gegangen war. Die Prinzessin ist ein Vorbild hoher jungfräulicher Tugenden und mädchenhafter Grazie und Erzherzog Otto ein hochbegabter junger Fürst. Dieses Familienereigniß wird das intime Band, welches zwischen den beiden erlauchten Herrscherhäusern von Habsburg und Wettin besteht, noch enger knüpfen. Die Prinzessin Maria Josepha ist die am 31. Mai 1867 geborene zweite Tochter des Prinzen Georg. Erzherzog Otto, geboren den 21. April 1865, ist der zweite Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig, Bruder Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich, aus dessen zweiter Ehe mit der 1871 verstorbenen Prinzessin Annunciata von Sicilien.

Gut, daß dieses freudige Ereigniß die Gemüther beruhigte, denn in den verflossenen Wochen sind die künstlerischen Kreise der Residenz durch manch trübe Geschehnisse in Trauer versetzt worden. Der Tod des genialen Wagnersängers Emil Skaria in Blasewitz und derjenige des k. s. Hofopernsängers Eugen Degele auf dem Weißen Hirsch hat die zahlreichen Freunde der Verewigten aufs schmerzlichste berührt. Vergebens hatte ersterer gehofft, auf seiner hübschen Villa in Blasewitz von seinen schweren Leiden zu genesen. Seine Gesundheit war zu sehr erschüttert. Das anstrengende Singen, aufregende Tournees in Amerika und — verfehlte Spekulationen auf der Börse haben ihn geistig und körperlich in der Vollkraft seines Lebens zugrunde gerichtet. Eugen Degele war kein Jüngling mehr; er gehörte der hiesigen königlichen Oper eine Reihe von Jahren an und hatte sich nicht nur als Sänger, sondern auch als Mensch die aufrichtigsten Sympathien erworben. Auch als Liederkomponist hat sich der Verstorbene erfolgreich bethätigt, ebenso fand er auch in früheren Jahren berechtigte Anerkennung als Konzertsänger. An seinem Grabe hielt Professor Fürstenau eine sehr sinnige Ansprache, in welcher er folgenden hübschen Spruch verflocht:

> Wort soll klingen wie Ton
> Und Ton soll sprechen wie Wort,
> Klingen und sprechen sie nicht,
> So treffen das Herz sie nicht!

Um ein Haar wäre uns ein anderer, berühmter Sänger: der Heldentenor Lorenzo Riese, gleichfalls durch den Tod entrissen. Er erkrankte kürzlich am Staar und mußte sich in Halle a./S. bei Professor Graefe operiren lassen. Doch kam er glücklicherweise mit einem Auge davon und konnte seine künstlerische Thätigkeit wieder aufnehmen. Vor einigen Tagen sang er den „Raoul" in den „Hugenotten" und niemand hätte gedacht, daß der Tenorist nur ein gesundes Auge habe und das andere ein Glasauge sei. Die Opernfreunde freuten sich, daß der ausgezeichnete Sänger der Kunst erhalten blieb.

Von unseren einheimischen Sängerinnen, welche an den Bayreuther Festspielen theilnehmen, ernten Fräulein Malten, die Primadonna der Oper, und der Sänger Gudehus die schönsten Erfolge.

Digitized by Google

Sie sind beide Wagnersänger ersten Ranges und im Vollbesitz ihrer mächtigen und schönen Stimmen. Die Oper, welche unter der eifrigen Leitung des Herrn Generalintendanten und Reichsgrafen von Platen steht, erfreut sich überhaupt vorzüglicher Kräfte, von denen ich noch die Damen Frau Kammersängerin Schuch und Fräulein Reuther, sowie die Herren Bulß und Erl besonders hervorheben möchte. Das Schauspiel hat durch den Weggang des Herrn Matkowsky, der an unserm Theater sehr erfolgreich gastirte, zwar einen bedauerlichen Verlust erlitten, dafür aber in Herrn Grunert und Herrn v. d. Osten ausgezeichnete Kräfte erhalten. Herr Graf von Plau hütet sehr sorgsam die alten guten Traditionen der früheren Intendanten von Lüttichau und Könneritz, und so konstatiren wir die erfreuliche Wahrnehmung, daß sowohl das klassische Drama wie die Lustspiele in würdigster Weise aufgeführt werden. Fräulein Pauline Ulrich ist eine Künstlerin ersten Ranges, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß es schon angebracht wäre, daß in manchen Rollen jüngere Kräfte am Platze wären. Aber da Emil Devrient bis zuletzt in jugendlichen Rollen brillirte, warum sollte dies eine Ulrich nicht? Zumal sie noch immer sehr hübsch aussieht und eine wirklich geniale Schauspielerin ist!

Für Max Grube, der auch als Dramendichter einen guten Namen sich gemacht hat, wurde Herr Adolf Klein aus Moskau engagirt — ein Künstler von großer Begabung für das Charakterfach, der seinem Nebenbuhler in jeder Beziehung ebenbürtig sein dürfte.

Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen heute so viel vom Theater erzählte, — aber das Hoftheater ist ja das Alpha und Omega jedes Dresdeners!

Dr. Adolph Kohut.

Nippsachen.

Eine amüsante Anekdote von dem Prinzen von Wales wird in der „Wiener Allg. Ztg." erzählt. Vor einigen Tagen erhielt der Prinz ein Schreiben, in welchem ihn ein junger Mann, Bediensteter eines Waarenhändlers, höflichst einlud, mit seiner Frau Gemalin der Vermälung des Briefstellers, der die Tochter seines Chefs heirate, beizuwohnen. Der Prinz schickte einen Diener an die Adresse des Bräutigams, um zu melden, daß der Prinz und die Prinzessin nicht kommen werden. Der Kommis führte den Abgesandten in seine Weinstube und sagte ihm dort: „Ich hatte nicht einen Augenblick lang den wahnsinnigen Gedanken, daß so hohe Personen meiner Hochzeit beiwohnen, hoffte jedoch auf eine schriftliche Absage, um mit derselben meinen Schwiegereltern gegenüber, die sehr hochmüthig sind, prahlen zu können. „Mein Lieber, ich gebe Ihnen zehn Pfund Sterling, das Hochzeitsmahl findet im Gasthause „Zum Garten" statt, kommen Sie um neun Uhr abends dorthin und bringen Sie mir vor allen Leuten nochmals die Absage." Der Diener berichtete dem Sekretär des Prinzen über das seltsame Abenteuer und wollte sich die Erlaubniß einholen, das Geld zu verdienen; der Sekretär unterrichtete den Prinzen, und als die schön geputzten Leute beisammen waren, erschien der vom Prinzen instruirte Lakei in Galalivrée und meldete: „Ihre Königlichen Hoheiten der Prinz und die Prinzessin von Wales bedauern, nicht erscheinen zu können, und zwar aus dem Grunde, weil Mr. Vinceut, der Bräutigam, bei ihrer Vermälung gleichfalls nicht anwesend war." Man kann sich den Stolz der neuvermälten Gattin auf die Konnexionen ihres Mannes kaum vorstellen; der Diener blieb als geehrter Gast bei dem Bankett anwesend.

Bei einer in London stattgehabten Versteigerung von Originalbriefen und Autographen berühmter Persönlichkeiten wurden die Manuskripte zweier

Digitized by Google

Gedichte von Robert Burns, „Tom O'Shanter" und „Die Klage von Maria, Königin der Schotten", mit 152 Pfd. Sterl. bezahlt. Das Originalmanuskript von Lord Byrons berühmtem Gedichte „Fare thee well—and if for ever" brachte 17 Guineen.

Das größte Buch der Welt. Einer Untersuchung über chinesischen Buchdruck, die Dr. Friedrich Hirth in Shanghai vor kurzem im Journal der dortigen „Asiatischen Gesellschaft" unter dem Titel „Western appliances in the Chinese printing industry" veröffentlicht hat, entnehmen wir folgende Mittheilungen über ein Werk, das bezüglich seines Umfangs unstreitig als das größte bisher durch Buchdruck hervorgebrachte Literaturdenkmal zu betrachten ist. Das Werk heißt T'uschutschi-tsch'eng und ward zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Befehl und unter den Auspizien des chinesischen Kaisers Kien-fung gedruckt, und zwar gegen das uralte Herkommen nicht mit Holzblöcken, sondern mit beweglichen kupfernen Typen, die eigens zu diesem Zweck für Tausende von Schriftzeichen hergestellt waren. Nach Vollendung des Werkes geriethen diese Metalltypen in Vergessenheit und wurden zum Theil von spitzbübischen Beamten gestohlen und in Münzen umgeschmolzen. Dr. Hirth hatte Gelegenheit, ein Exemplar dieses höchst seltenen Werkes in Augenschein zu nehmen. Es war in einem besonderen Zimmer aufgestellt, je 10 Bände in einem Kasten aus schwerem Kernholz mit je einem Schubfach, das zur besseren Erhaltung der kostbaren Bücher mit Insektenpulver angefüllt war.

Eine im wahrhaften Sinne des Wortes „Alles umfassende Encyklopädie chinesischen Wissens" bildet das Werk an und für sich schon eine respektable Bibliothek und erspart seinem Besitzer den Ankauf einer Anzahl anderer Werke, da alle nur erdenklichen Auszüge aus der gesammten anerkannten chinesischen Literatur von ihren frühesten Anfängen an bis zum Beginn der gegenwärtigen Dynastie sich darin vorfinden. Das T'uschutschi-tsch'eng besteht im ganzen aus fünftausend und zwanzig Bänden, von denen zwanzig Bände allein auf das Inhaltsverzeichniß kommen. Die Zahl der Blätter (Doppelseiten) wird auf 426,204 angegeben, woraus zu schließen ist, daß auf einen Band durchschnittlich etwa 85 Blätter oder 170 Seiten zu rechnen sind. Das entspricht auch im allgemeinen dem Gebrauch des chinesischen Buchhandels, nicht allzu starke Bände auf den Markt zu bringen. Nach einer von Hirth auf Grund der Seitenzahl angestellten Berechnung findet sich im ganzen Werke Raum für 153 Millionen Schriftzeichen, wenigstens aber enthält es nach seiner Schätzung 100 Millionen gedruckte Schriftzeichen, was ungefähr dem Druckmaterial eines europäischen Werkes von ebenso viel Wörtern gleichkommen dürfte.

Von diesem gigantischen Buch wurden seiner Zeit — vermuthlich der Papierkosten wegen — nur 100 Exemplare abgezogen. Davon erhielten die kaiserlichen Prinzen, die Minister und andere hohe Würdenträger eine Anzahl, während der Rest der kaiserlichen Bibliothek (nei-fu) einverleibt wurde. Später wurden auch noch gewisse reiche Familien, die durch Darleihung und Schenkung seltener, in ihrem Besitze befindlicher Werke zur Vollendung des schriftstellerischen Theils der Arbeit beigetragen hatten, mit Exemplaren bedacht; ebenso die großen Nationalbibliotheken in Yangtschau, Tschingkiang und Hangtschau. Von diesen Exemplaren ist aber vieles während des Tai-ping-Aufstandes vernichtet worden, und selbst die den Nationalbibliotheken einverleibten Exemplare sollen ganz oder zum Theil verschwunden sein. Vor einigen Jahren wurde durch die Vermittelung des Sinologen Mayer ein Exemplar für die Bibliothek des British Museum, das einzige vollständige in Europa, für etwa 16,800 Dollars angekauft. Im Besitze der Nationalbibliothek zu Paris ist nur eine Anzahl Bände. Augenblicklich beschäftigt sich eine chinesische Verlagsgesellschaft damit, das Werk auf photolithographischem Wege zu vervielfältigen, und kündigt die ganze Sammlung in kleinerem, wenn auch sehr deutlichem Druck und in genügend großem Format zum Subskriptionspreise von 360 Taels, d. i. etwa 432 Dollars, an. Der Neudruck soll drei Jahre in Anspruch nehmen.

Ein nordamerikanisches Blatt schreibt unter dem Titel: „Weiber-Schnickschnack" das folgende: Unsere faulenzenden amerikanischen Modedämchen wetteifern mit der „goldenen Jugend" männlichen Geschlechts in Erfindungen zum Todtschlagen der überflüssigen Zeit. Daß die ersteren sich längst als große Kunstgenies geberden, und Tausende unter ihnen sich für die bedeutendsten Malerinnen ihrer Zeit halten, ist männiglich bekannt. Ihre jüngste Kunstwuth erstreckt sich auf das Anmalen und Dekoriren von — Milchmädchenstühlen. Diese „Craze" brach im Osten zuerst aus, hat noch in diesem Augenblick in New-York und Brooklyn ihren Hauptanhang und ergießt sich allmählich auch über die westlichen Städte. Händler machen großartige Geschäfte mit dem Verkauf von importirten Milchmädchenstühlen, welche von den entarteten

Digitized by Google

Evastöchtern bloß zu dem Zweck erworben werden, sie mit Farben zu übermalen, mit bunten Bändern und Stickwerk zu dekoriren und dann zu bewundern. In Chicago hat die neue Tollheit besonders seit der jüngsten „Milchmädchen-Fair" Verbreitung gewonnen. Ein Besucher eines dortigen Geschäfts, das die Ausbeutung dieser Milchstuhlwuth betreibt, erzählt darüber:

„Ich wurde in ein kleines Zimmer geführt, das mit allem möglichen niedlichen Schnickschnack, Holzarbeiten, Körbchen, Uhrgehäusen, Schmuckkästchen 2c., gefüllt war. Alle diese Sachen und Sächelchen waren indeß farblos und unverziert — und gerade deßwegen wurden sie gekauft. Jede, die hierher kam und kaufte, that es bloß, um ihre Kunstwuth an den gekauften Artikeln auszuüben, dieselben mit Goldfarben zu bemalen und mit schönen Bändern zu behängen. Wie ich erfuhr, verdiente der Händler weniger Geld an diesen Artikeln selbst, als an den nöthigen Bemalungs- und Dekorirungsstoffen, für die er sich fürstlich bezahlen ließ.

„In der einen Ecke des „Kunstmagazins" stand etwas, das mir als ein Milchmädchen- oder Melkerinnenstuhl bezeichnet wurde — obgleich wahrscheinlich kein Milchmädchen denselben als solchen hätte identifiziren können. Der Sitz dieses dreibeinigen Stühlchens war mit blauem Plüsch überzogen, auf dem sich eine elegante Goldstickerei befand; die Beine glänzten in Goldfarbe, und ein breites vielfarbiges Band zog sich um sie herum. Alle anwesenden Dämchen gruppirten sich um dieses Stühlchen, das jedenfalls nur zeigen sollte, was man aus drei Holzbeinen und einem Deckel mit dem nöthigen „Kunstgenie" machen könne; eine Flut von Ausdrücken der höchsten Bewunderung entrang sich den Lippen der Schönen. Endlich ließ sich jedes der Frauenzimmer einen ungezierten „Milchmädchenstuhl" geben, kaufte sich auch die Verkünstelungsstoffe und trat dann mit ihrer süßen Last den Heimweg an.

„Diese Modeweiber haben jeden Monat eine andere Tollheit", sagte mir hinterher der Händler lächelnd; „wenn ich nur immer im voraus wüßte, auf was sie im nächsten Monat verfallen werden, könnte ich bald Millionär sein."

Auch eine Liebesgeschichte erzählt ein nordamerikanisches Blatt, wie folgt: Ein hervorragender Politiker, früher Staatsgouverneur und gegenwärtig Mitglied des Kongresses, der bereits zwei erwachsene Töchter sein eigen nennt, beabsichtigt, sich dieser Tage mit einer jungen Lehrerin zu verheiraten. Seine Töchter erzählen die Geschichte, wie folgt:

„Im vorigen Monat September war der Gouverneur auf der Suche nach einer guten Schule, wohin er seine jüngere Tochter bringen könnte. Er wandte sich brieflich an mehrere Anstalten, die ihm empfohlen worden waren, und zog Erkundigungen über den Lehrkursus 2c. ein. Er bekam natürlich viele Antworten, und alle lauteten fast gleichmäßig, in dem üblichen Zeitungsanzeigenstil. Nur eine Antwort war wirklich originell. Sie war von einer jungen Dame geschrieben, welche in einer „höheren Töchterschule" in Massachusetts die Stelle der Direktrice vertrat. Die Dame schrieb, ihr „Seminar" sei so gut, wie die meisten dieser Anstalten im Staate, doch leide der Lehrplan noch an manchen Mängeln, die Lage sei zwar noch nicht so gesund, wie man sie sich eigentlich wünschen sollte, und es lägen gerade jetzt zwei Mädchen im Krankenzimmer; das Wasser sei leidlich, und das Gebäude sei auch ziemlich bequem, doch fehle es ihm an manchen modernen Einrichtungen. Auch die Anzahl der Lehrkräfte sei ungenügend, auf vornehme Referenzen könne sich die Anstalt gleichfalls nicht berufen, doch hätten mehrere Kinder zur Zufriedenheit ihrer Eltern die Schule besucht.

„Der Politiker war erstaunt. So etwas war ihm in seinem Leben noch nicht passirt. Ein Seminar, das nicht das beste der Welt war! Ein Seminar ohne modernen Lehrkursus, mit ungenügenden Lehrkräften und mit nicht ganz gesunder Lage! „Das muß", sagte er zu seinen Töchtern, „eine ganz merkwürdige Person sein, die diesen Brief geschrieben hat. Die müssen wir uns einmal ansehen, ob wir mit ihr Kontrakt machen oder nicht. Eine Vorsteherin einer höheren Privatschule, welche ihre Anstalt nicht als die beste der Welt preist, ist allein eine Kuriosität, die es verdient, gesehen zu werden. Wir fahren hin!"

„Sie fanden eine hohe, schlanke Brünette von ausgezeichneter Schönheit, in deren dunklen Augen indessen oft ein schelmischer Strahl aufzuckte. Die Augen blinzelten lustig, als sie ihre Verwunderung darüber aussprach, daß der „Herr Gouverneur" gekommen sei, trotzdem er ihren Brief gelesen. Er habe doch aus den andern, ihm zugegangenen Briefen ersehen können, daß alle anderen Töchterschulen im Staate in keiner Beziehung zu übertreffen seien.

„Merkwürdigerweise schien es dem alten Herrn dennoch in der Anstalt sehr zu gefallen, und er ließ seine Tochter dort. Noch merkwürdiger war es, daß er seither

Digitized by Google

eine ungemein große Zärtlichkeit für seine Tochter zeigte und dieselbe so oft besuchte, daß sie darüber ganz in Erstaunen gerieth. Endlich kam die Lösung des Räthsels: die Prinzipalin erschien in der Klasse mit einem goldenen Verlobungsring am Finger und theilte ihren erstaunten Zuhörern mit, daß sie bald die Anstalt verlassen werde, da sie gesonnen sei, mit dem früheren Gouverneur in den Stand der Ehe zu treten."

Salon-Büchertisch.

Payne's Kleine Partitur-Ausgabe. Eine neue Erscheinung auf dem Gebiete der Musik ist berechtigt, das Interesse jedes Künstlers sowie musikliebenden Dilettanten in hohem Grade wachzurufen! „Payne's Kleine Partitur-Ausgabe" (Leipzig, A. Payne's Musikverlag) hat den Zweck, die Meisterwerke der klassischen Kammermusik dem Publikum einzeln zugängig zu machen. Handliche Hefte sind es, mit welchen in eleganter Ausstattung bei äußerst billigem Preise zunächst die Quartette, Quintette, 1 Septett und Octette von Mozart, Beethoven, Haydn, Schubert, Mendelssohn, Cherubini zur Ausgabe gelangen. Beispielsweise kostet in dieser Ausgabe Beethovens Cis-Moll-Quartett 70 Pfg., das große A-Moll-Quartett (op. 132) 60 Pfg., Cherubinis Es-Dur-Quartett 60 Pfg., Schuberts D-Moll-Quartett 70 Pfg., Beethovens Septett 90 Pfg. und je nach der Stärke variiren die Hefte zwischen 40 Pfg. bis 1 M. im Preise.

Wir können dieses Unternehmen, welches in seiner Art einzig dasteht, jedem Interessenten auf das Wärmste empfehlen.

Illustrirte Europäische Wanderbilder. Nr. 99—102. Die Visperthäler von F. O. Wolf. Mit 26 Illustrationen und 2 Karten. Zürich, Orell Füßli & Co. 268 S. 8°. 2 M.

Ganz abweichend von dem gewöhnlich trockenen Tone anderer Reisehandbücher sind diese „Wanderbilder" fesselnd geschrieben und erhalten einen dauernden literarischen Werth durch die interessantesten Mittheilungen aus dem Gebiete der Sage, Ethnographie, Naturgeschichte und durch die vielfach citirten Berichte älterer und neuerer Reisenden. Der vorliegende, in Tondruck und Holzschnitt vortrefflich illustrirte Band führt uns in die Visperthäler, das Nicolai- oder Zermatt-Thal und das Saas-Thal, und behandelt ausführlich die Städte Visp und Zermatt, dann den Monte Rosa und seine Besteigungen. Den beiden hübschen, in Relief gezeichneten Karten: Zermatt und Monte Rosa und Matterhorn nebst Umgebung wäre vielleicht besser ein Blatt im Buche selbst einzuräumen, denn, wie jetzt, auf dem Umschlage, dürfte ihnen kein langes Leben beschieden sein, namentlich wenn dieses höchst empfehlenswerthe Bändchen auf die Reise mitgenommen wird, was ja zum Theil sein Zweck ist. B.-R.

Zweierlei Tuch. Heitere Geschichten aus dem Soldatenleben von Robert Wild. 2 Bände à 1 Mark. Verlag von Theodor Huth, Leipzig 1885.

Uns Deutschen ist das Soldatenthum so in Fleisch und Blut übergegangen, daß alle Stände, Mann wie Frau, Soldatengeschichten, namentlich humoristische, mit einer gewissen Passion lesen, denn

Dem Sohn des Muthes und der Ehre
Reicht ein jeder so gerne die Hand!

Daß der oft urwüchsige Humor der Wachtstuben, Kasernen, Kadettenschulen und Exerzierplätze schier unerschöpflich, wenn auch bisweilen sich wiederholend ist, beweisen die „Wachtstubenabenteuer" und „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden" Hackländers, die Militärhumoresken von Winterfeld, von Lenz, Dewalls Kadettengeschichten, die Manövergeschichten Ferschke's, und Robert Wild fügt diesem unverwelklichen Kranze neue Blüten hinzu. Wer herzlich lachen will, wer vielleicht typische Personen aus der Zeit, da er selbst „Zweierlei Tuch" trug, gedruckt vor sich sehen will, dem sei dieses Werkchen bestens empfohlen, ebenso jedem, der das Bedürfniß fühlt, seine Grillen zu verscheuchen und heiterer in das Leben zu blicken. B.-R.

Digitized by Google

Schwizer-Dütsch, gesammelt und herausgegeben von Professor O. Sutermeister. Heft 25. Aus dem Kanton Zürich, 6. Heft. Zürich, Verlag von Orell Füßli & Co. 51 S. 8°.

Wie es heißt, geht diese von uns nach Verdienst und Werth stets auf das Wärmste empfohlene Sammlung von Dialektliteratur ihrem Abschlusse entgegen. Das vorliegende Heft enthält „Züritüütsch, e dramatisches Läbesbild i 3 Akte i der Zürcher Mundart vo Wilhelm Fürchtegott Niedermann". Flott und lustig geschrieben, mit ganz passabeln Einfällen. So Lämmli, als sein von ihm umschmeichelter, noch unbewußter Schwager ihn abfallen läßt, süüfzt luut: „Jetz bin i Wittwer, vor i Brüütigam gsy bi!" B.-R.

Bekenntnisse eines Opiumessers von Th. de Quinzey, deutsch von L. Ottmann (Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.) Eine interessante Lektüre, welche über die Geheimnisse des Opiumessens Aufschluß giebt und allen Nicht-Opiumessern hiermit empfohlen sei.

Ecce homo. Braunschweig bei Oskar Sommermeyer, 1886. 98 S. 12°. Broch. M. 1,20; geb. M. 1,50.

Endlich einmal eine nicht nur von echtem poetischen Hauche, sondern auch von innigstem Christenthume, wie es der erhabene Prophet von Nazareth predigte, durchwehte, tiefergreifende Dichtung. In wechselndem jambischen und trochäischen Versmaße, auch im Sonett, wird Christi Lehr- und Leidensgang dialogisch geschildert; von hohen dichterischem Reize ist die Paraphrase des Vaterunsers; auf das Markigste wirken die an einigen Stellen vorkommenden Aussprüche des Menschensohnes, wie sie uns aus dem Buche der Bücher in Fleisch und Blut übergegangen sind. Poetische Feinheiten sind, daß der Versucher in der samarischen Wüste lyrisch wird; daß nicht, wie z. B. im Oberammergauer Passionsspiel, die Kreuzigung mit ihrem Grauen vorgeführt, sondern daß die vollendete Thatsache in wenigen Versen mitgetheilt wird; erschütternd dramatisch ist der Monolog des Judas.

Dieses zu den besten zählende Dichterwerk sollte in keiner Familie fehlen, in welcher trotz unserer ins materielle versumpften Zeit noch Sinn für das sittlich Schöne und Erhabene vorhanden ist. Aber weßhalb verschweigt der Dichter, ein wahrer Dichter, seinen Namen? Es wird der Welt und uns eine hohe Freude sein, denselben zu erfahren. B.-R.

Schwärmereien eines Junggesellen. Gedichte von Karl Einsam. Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung (S. Gerstmann) 1886. 90 S. 8°.

Hoffentlich ein pseudonymer Dichter, aber jedenfalls einer von der schönen „realistischen" Modeschwäche, nach manchem kraß pikanten zu schließen. Die Ausstattung des Bändchens ist originell, modernisirt-altmodisch und das ist das eine Gute; das andere ist, daß ein großer Theil der Blätter leer ist, so daß man mit diesen „Gedichten" bald fertig ist und sie in dieser Beziehung „mit Befriedigung" aus der Hand legt.

Und denk der Werkchen einbandsschön
Von den Proletchen,
Die heut beklecksen und besä'n
Ihr Geistmistbeetchen.

Dauert Dich nicht des Papiers,
Hoch aufgeschichtet,
Das Träger war Deines Geschmiers,
Das Du „bedichtet"?

So singt der geehrte „Dichter" selbst und hat ja so recht. Selbsterkenntniß ist der erste Schritt zur Besserung. B.-R.

Klein-Deutschland. Bilder aus dem New-Yorker Alltagsleben. Von C. Stürenburg. New-York, E. Steiger & Co. 1886. 225 S. gr. 8°. broch. 2; geb. 3 Mark.

Diese aus dem vollpulsirenden Menschenleben entnommenen, lebenswahr, warmherzig und fesselnd geschriebenen Federzeichnungen erschienen zuerst in der „New-Yor-

Digitized by Google

ler Staatszeitung" und jetzt in einem hochelegant ausgestatteten Bande gesammelt. Es möchte wünschenswerth erscheinen, daß die dem großen Publikum im „alten Lande" doch wohl nicht recht geläufigen Amerikanismen mundgerecht gemacht worden wären. Die Skizzen knüpfen sich meistens an die hauptsächlich deutsche Bewohnerschaft einer New-Yorker Miethkaserne (Tenement-Haus); es sind lauter „kleine Leute", deren Lebensmühsalen und knapp zugemessenen Freuden, deren tägliche Lebensführung und Wesen so photographisch anschaulich vorgeführt werden, daß man die Personen leibhaftig vor sich zu haben vermeint. Das empfehlenswerthe Buch schildert ein echtes „Klein-Deutschland" in fernem Welttheile, und wird auch in „Groß-Deutschland" diesseits des Ozeans die verdiente allgemeinste Aufmerksamkeit sicher finden. B.-R.

Gedichte von Ludwig Stein. Leipzig, Verlag von Oswald Mutze, 1886 126 S. kl. 8°.

Ein hoch elegant ausgestatteter, fein gebundener, Dichter, der auch nicht umhin konnte, die Welt mit seinem Porträt zu überraschen. Krawatte und Stehkragen neueste Mode, vielleicht Mey und Edlich? Nach der neuesten Mode sind auch die Gedichte, d. h. mit wenigen Ausnahmen recht alltäglich. Neu ist uns, daß die Birkenwipfel aus „Kufen" grüßen, falls es nicht „Pfingstbäume" sind; daß die guten alten erratischen Felsen nicht nur mehrmals eratische heißen, sondern ebenso sinnen wie der geschätzte Dichter — kein sonderliches Kompliment.

Noch einmal zittert durch die Runde
Des heißen Pulses lauter Schlag,
Bis aus dem Thurm die Geisterstunde
Sich niederringt zum Sarkophag 2c.

Das ist nicht mehr Poesie, das ist eitel Unsinn! Das Idyll „Morgenwanderung" ist von der Art der „Streckverse", wie sie Walt in Jean Pauls „Flegeljahren" macht. Wer sich ein hübsches Büchelchen mehr als Schaubrod auf den Salontisch legen will, dem seien diese Gedichte empfohlen. B.-R.

Allein. Gedichte von Karl Poll. Kommissionsverlag von J. B. Metzler in Stuttgart. 1886. 110 S. kl. 8°, broch. M. 1,60.

Recht hübsche erzählende und lyrische Dichtungen, die namentlich eine Meisterschaft im Sonnett und im Versmaße des „Cid" bekunden. Aber störend sind etliche Nothbehelfstrennungen, z. B.

entstürzt des
Waldesdickicht eine Räuber-
Schar, dem Zug die Straße wehrend.

Ferner:

Dem das waltende Geschick die
Hohe Gunst gewährt, des Vater-
Landes Freiheit zu erringen.

Etwas gesucht erscheinen auch etliche unrhythmisch gekürzte Schlußzeilen. Interessant sind die am Ende des Bändchens mitgetheilten chronistischen Nachweise aus italienischen, französischen und englischen Quellen. B.-R.

Unser Bildertisch.

Der Zug von Herzen zu Herzen, das Sehnen, Suchen und Finden zwischen Mann und Weib, es ist der Dichtung Stern und Kern, aber auch der Pol, um den unsere bildende Kunst sich dreht. Liegt nicht imgrunde allen unseren Bildern ein Gedanke zugrunde. Die kleine Lehrerin schon auf dem einen — ist sie nicht das kleine Weib, das durch den festen Willen ihres klugen Köpfchens, durch eine gewisse Ueberlegenheit, die gerade in der mit Zartheit verbundenen Festigkeit liegt, die wilden Jungen bändigt und ahnen läßt, daß sie einst noch in ganz anderem Sinne ihre Meisterin sein wird?

Digitized by Google

Unser zweites Bild zeigt uns diese Herrschaft zarter Weiblichkeit in einem weiteren Stadium. Gefesselt, in komisch behaglicher Situation, finden wir hier den Löwen zu Füßen der Schönen. Im Lärm der Schlachten, beim Tosen der Karthaunen ein Ajax, ein Achill an Muth und Kraft, ist der holkische Reitersmann hier ein schwärmender Liebhaber! Bei der schmucken, reichen Wittib einquartiert, schmachtet er unter dem Bann ihrer süßen Augen, und sie, die Schelmin, mit ihrer kühlen Zurückhaltung, ihrem Nichtbeachten seiner stillen Huldigungen, wie weiß sie ihn zu quälen! Im Augenblick, da er, auf dem Schemel zu ihren Füßen sitzend, die rechte Zeit zu einem Geständniß gekommen glaubt, streift sie ihm mit leisem Hohn den Wollsträhn über die Hände. O diese Weiber. Cosi fan tutte.

Wirklich? Alle? Sollten sie alle nur siegen, triumphiren? Nein, die Heldin unseres dritten Bildes, die schöne Brünette mit den dunklen märchenhaften Augen hat wohl eher den Anschein, als wäre das scheue, trotzig stolze Mädchenherz ihr mit all' der Allgewalt die Liebe von dem jungen Künstler abgerungen worden, der nun am Ziel seiner Wünsche das geliebte Weib endlich in den Armen hält, bei deren Eroberung ihm seine Muse, seine schöne, keusche Freundin mithelfen mußte.

Und dann — das Ende vom Liede? Da seht es, auf unserem Bild Nummero 4. „Wie's g'kumma!" nennt es unser Maler. „Und wie's kumma, Herr Pfarra?" fragt der Heini, lächelt verstohlen die Moni an und zupft verlegen an dem frischen Buschen herum, der seinen Hut schmückt. „Ja — ja, dös wüßt ich selber vor's Leben gern, aber die Liab is so a sakrisch Ding, die kennt nit Frag' noch G'satzl! G'nug, mein ist sie und da sind wir, Herr Pfarra!" — Ja, g'nug, und in drei Wochen ist Hochzeit — das ist das Ende vom Liede!

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Anzug für Mädchen von 3 bis 4 Jahren.

Der in Doppelfalten gelegte Rock von mattblauer Crèpeline hat unten einen



Nr. 1. Anzug für Mädchen von 3 bis 4 Jahren.

breiten Besatzstreifen von granatrother Surah. Die Jacke ist vorn offen und läßt eine Blouse hervorsehen. Der Latz, Matrosenkragen und Manschetten sind von Leinwand. Der Gürtel ist von granatfarbener Faille.

Digitized by Google

[illegible] Bild [illegible] Weiblichkeit in [illegible] Situation, finden wir [illegible] Im [illegible] der Schlachten, beim Tosen der [illegible] Kraft, ist der [illegible] Reiters[illegible] [illegible] Blick [illegible] [illegible] Augen, und sie, die Schelmin, [illegible] Huldigungen, wie [illegible] Im Augenblick, [illegible] auf dem Schemel zu ihren Füßen [illegible] glaubt, [illegible] sie ihm mit leisem [illegible] [illegible] die Weiber. Cosi fan tutte.

[illegible] Sollten sie alle nur [illegible]? Nein, die [illegible] [illegible] mit den dunklen märchenhaften [illegible] [illegible] stolze Mädchenherz [illegible] [illegible] dem jungen Künstler abgerungen worden, der [illegible] [illegible] endlich in den Armen hält, bei [illegible] [illegible] mithelfen mußte.

[illegible] — das Ende vom [illegible]? Da seht es, auf unserem Bild Nummer [illegible] „[illegible]" [illegible] „[illegible] wie's kommen, Herr Pfarrer?" [illegible] verlegen an dem frischen [illegible] „[illegible] — [illegible], das müßt ich selber der's Leben [illegible] Fang' noch G'sperl! G'nug, [illegible] Herr Pfarrer." — [illegible] g'nug, und in drei Wochen ist [illegible] — [illegible] das Ende vom [illegible]!

1 10 Centm. Breite und

2 Jahren.

stixfarbigem Strohgeflecht. der nach oben genommen; Schleifen, sowie drei sehr es reichende Schleifen mit geschnittenen Spitzen. Zu- h einen Bandknoten. Um



junge Mädchen.

Die Schleifen sind von mastixfarben bis ern, maisfarbig und dunkler, sind hinter an zur Anfertigung: 1 Mtr. 75 Centm. lleres und 1 Mtr. matt rosa Band.

junge Mädchen.

an der Seite einen aufgebogenen Rand ht und am Rand mit Zacken von Roßhaar innern drei große Rosen angebracht. Hoch bestickter crèmefarbiger Crêpebausch von gehalten und nach unten befestigt. De um den Kopf des Hutes.

Digitized by Google

Nr. 2. Sommerhut für Mädchen von 3 Jahren.

Der breite Rand des Hutes ist von italienischem Strohgeflecht. Der lose



Nr. 2. Sommerhut für Mädchen von 3 Jahren.

Kopf wird von Faltenlagen aus rosa Faille gebildet; am Ansatz desselben, an den Rand sind einzelne kleine moosfarbene Sammetschleifen in Zwischenräumen ange-



Nr. 3. Hut „Jeannette“ für Mädchen von 12 Jahren.

bracht. An der linken Seite des Kopfes nach oben strebend ist eine rosa bestickte Spitzenaigrette, sowie auf der rechten Seite zwischen den Falten eine kleine Sammetschleife befestigt. An Stoff ist erforderlich: 60 Centm. rosa Faille, 4 Mtr.

Digitized by Google

Sammetband von 4 Centm. Breite, 50 Centm. Spitzen von 10 Centm. Breite und 25 Centm. weißer Florence.

Nr. 3. Hut „Jeannette" für Mädchen von 12 Jahren.

Ein sehr breiter Rand umgiebt diesen Hut von mastixfarbigem Strohgeflecht. Vorn sind, von unter dem Schirm ausgehend, drei Bänder nach oben genommen; dieselben bilden mitten am Kopf drei nach unten fallende Schleifen, sowie drei sehr lange nach oben stehende, bis über den Kopf des Hutes reichende Schleifen mit hochstehenden, dazwischen angebrachten Enden mit schräggeschnittenen Spitzen. Zusammengefaßt werden diese Schleifen und Enden durch einen Bandknoten. Um



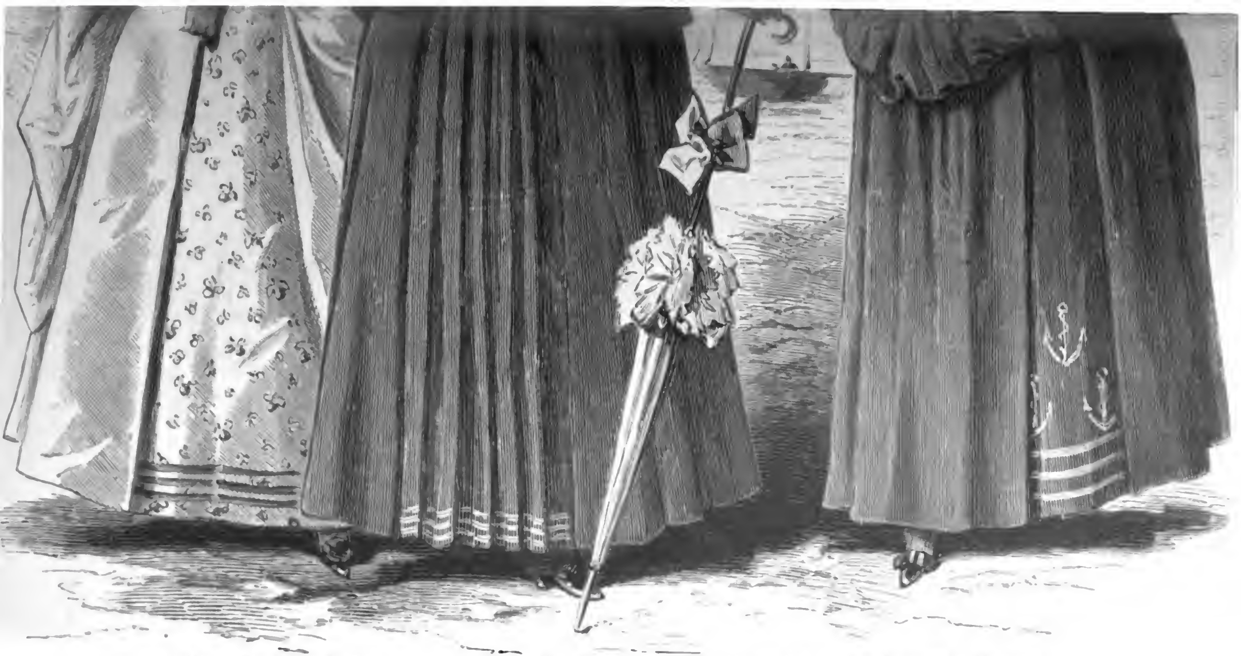
Nr. 4. Hut für junge Mädchen.

den Kopf ist ein gefaltetes Band gelegt. Die Schleifen sind von mastixfarben bis rosa abschattirt. Zwei große Amazonenfedern, maisfarbig und dunkler, sind hinter den Schleifen angebracht. Band bedarf man zur Anfertigung: 1 Mtr. 75 Centm. dunkelmaisfarbiges, 1 Mtr. 25 Centm. helleres und 1 Mtr. matt rosa Band.

Nr. 4. Hut für junge Mädchen.

Der Hut hat einen hohen Kopf und an der Seite einen aufgebogenen Rand derselbe ist von beigefarbenem Strohgeflecht und am Rand mit Zacken von Roßhaar verziert. An der linken Seite sind im Innern drei große Rosen angebracht. Hoch oben auf dem Kopf des Hutes ist ein bestickter crèmefarbiger Crêpebausch von breiten Bandschleifen mit langen Enden gehalten und nach unten befestigt. Das eine Ende des Bandes schlingt sich lose um den Kopf des Hutes.

Digitized by Google



Nr. 5. Anzug für junge Damen.

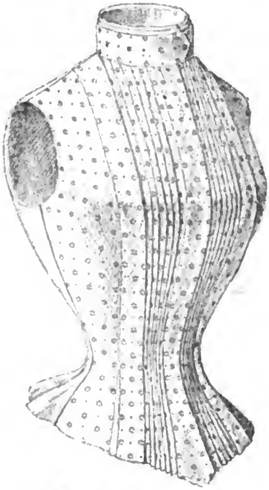
Nr. 6 u. 7. Anzug für junge Damen zum Aufenthalt im Seebad. (Rück- u. Vorderansicht.)



Digitized by Google

Nr. 5. Anzug für junge Damen.

Derselbe ist aus Pompadourfoulard und crèmefarbiger Surah angefertigt. Der glatte Rock aus Pompadourfoulard hat am untern Rande drei Streifen von moosfarbenem Sammet. Die Tunika von crèmefarbener Surah ist rechts offen und hinten drapirt. An der rechten Seite fällt dieselbe glatt herab. Die tief ausgeschnittene Taille ist oben und unten eingereiht; unter derselben befindet sich eine vorn offene Guimpe von Pompadourfoulard. Die Aermel, ebenfalls aus crèmefarbener Surah wie die Taille gefertigt, sind an der Schulter sowie am Ellbogen eingereiht und mit einem kleinen Bündchen von moosfarbenem Sammet zusammengehalten. Der Gürtel ist ebenfalls von Sammet. Den hohen Hut zieren an der Spitze hoch oben angebrachte moosfarbene Sammetschleifen, sowie eine Windung von crèmefarbenen Spitzen.



Nr. 8. Untertaille.

Nr. 6 u. 7. Anzug für junge Damen zum Aufenthalt im Seebad. (Rück- und Vorderansicht.)

Der Anzug besteht aus glattem und gestreiftem blauem Wollenstoff. Der Rock aus glattem Stoff bildet an der linken Seite drei tiefe Doppelfalten. Die unteren Ränder der zwischen den Doppelfalten befindlichen glatten Theile sind mit drei Reihen weißer Borde besetzt, sowie mit drei eingestickten Ankern versehen. Hinten ist der Rock in tiefe Falten gelegt. Um die Hüften ist ein großer Bausch (Panneaux) angebracht, welcher vorn etwas spitzer herabgezogen und nach hinten zu schmäler wird. Am Rückentheil hört derselbe ganz auf und läßt die Doppelfalten des Rockes frei. Auch diese sind am unteren Rande dreifach mit Borde besetzt. Die Taille ist von gestreiftem Stoff und bildet eine Blouse. Im Rücken sind der Länge desselben herab Falten gelegt, welche unterhalb der Taille in Schößchen ausgehen. Die Seiten fallen glatt und die Vordertheile werden durch einen, von den Seitentheilen ausgehenden Gürtel zusammengehalten. Dieser wird vorn etwas nach links geschlungen und die Enden mit kleinen Kugeln verziert. Unterhalb des Gürtels befindet sich ein zweiter Bausch, welcher von der Blouse gebildet wird, deren unterer Rand nach innen genommen ist. Die Aermel sind ebenfalls gestreift

Digitized by Google

und an der Schulter und den Ellbogen eingereiht, endigen diese in einer Falbel. Der große Matrosenkragen von einfarbigem Stoff ist doppelt mit Borde benäht und am Rand sowie in den Ecken mit einem Anker verziert. Großrandiger Hut mit einer dicken Schleife an der linken Seite, sowie einem glatten Band um den Kopf. An Stoff bedarf man zu diesem Anzug: 11 Mtr. 50 Centm. einfarbigen Wollenstoff von doppelter Breite zum Rock, Panneaux und Kragen; 2 Mtr. 50 Centm. gestreiften Wollenstoff zur Taille und 21 Mtr. weiße Borde.

Nr. 8. Untertaille.

Diese Taille wird zu Kleidern mit losen Jäckchen getragen und kann aus jedem beliebigen Sommerstoff angefertigt werden.

Nr. 9. Ueberkragen.

Derselbe ist von farbiger Seide angefertigt. Matrosenkragen und Aufschläge werden durch mit Perlen besticktem Tüll hergestellt, ebenso die Verzierungen an



Nr. 9. Ueberkragen.

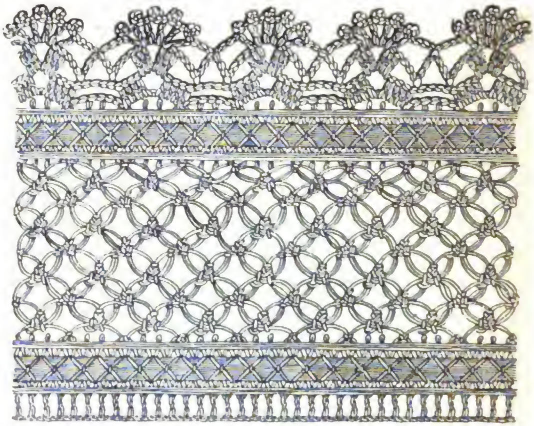
der Seite des Kragens. Vorn befindet sich ein gezogenes Latztheil mit Schleifen verziert

Nr. 10. Häkelmuster.

Diese hübsche Kante ist zur Verzierung von Hemden, Bettwäsche und vielem anderen zu verwenden. Die Arbeit wird an der einen Seite eines gewebten (Bördchens) Bändchens begonnen. Man faßt mit der Häkelnadel eine kleine Oese des Bändchens und zieht den Faden hindurch, nimmt sodann die nebenliegende Oese ebenso auf und häkelt eine Masche. Diese Masche wird nun lang gezogen (vergrößert) und mit einer Masche geschlossen. Nun wird in den dahinter liegenden Faden dieser Masche gestochen, und indem die so erhaltene Schlinge wieder lang gezogen wird, läßt man zwei Oesen des Bändchens liegen und häkelt in die dritte und vierte Oese eine Masche. Von da an beginnt man wieder von vorn. Die zweite Tour wird zurückgehäkelt: 3 Luftmaschen, 1 langgezogene M., 2 M. in die Fäden der ausgezogenen M. der vorigen Tour, 1 langgezogene M. und wiederholt so fort. Den Abschluß bildet wieder ein Bändchen mit Oesen. Dasselbe wird ebenso befestigt wie das erste. Den unteren Rand begrenzt eine Reihe Stäbchenm., den oberen Rand eine Spitze. Die erste Tour derselben wird in Luftmaschenbogen gehäkelt, zwei Oesen der Bänder zusammengefaßt zu einer M., 9 Luftm., 2 Oesen liegen lassen,

Digitized by Google

in die dritte und vierte Oese 1 M., 7 Luftm. u. s. f. Zweite Tour: In den ersten Luftmaschenbogen der ersten Tour 4 Stäbchen, 3 Luftm., 4 Stäbchen, 5 Luftm. und wiederholt. Dritte Tour: In das erste Stäbchen der vorigen Tour 1 M., 2 Luftm. in die dritte Luftm. der vorigen Tour, 3 Stäbchen, 3 Luftm., 3 Stäbchen, 3 Luftm., in die erste M. des Luftmaschenbogens der vorigen Tour 1 M., 7



Nr. 10. Häkelmuster.

Luftm. in die letzte M. des vorigen Luftmaschenbogens, 1 M. und wieder beginnen. Vierte Tour: 1 Stäbchen in die 3. Luftm. der 4 Luftm., diese zu einer Oese vereinigt, 1 Stäbchen, 1 Pikot u. s. f. bis zu 5 Pikots und 6 Stäbchen, 3 Luftm., 1 M. in die 4. M. des Luftmaschenbogens der vorigen Tour, 3 Luftm. und wieder beginnen.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06355 4599

Digitized by Google